Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ◦ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ◦ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND.

Erster Jahrgang ⁂ Zweiter Band

1904

Juli bis Dezember

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

Inhaltsverzeichnis.

Die Umgestaltung der Dörfer.

Von Friedrich **Naumann** in Schöneberg.

Die Umgestaltung der Dörfer ist ein Vorgang, der weit weniger in die Augen fällt als die Umgestaltung der Städte. Von den Städten weiss jedermann, dass sie modern geworden sind. Das alte Nürnberg, das alte Frankfurt liegen wie Erinnnerung an eine andere Welt winklich und verworren, wunderlich und wunderbar inmitten der neuen Strassen und Brücken, Bahnhöfe und Promenaden, und es gibt noch Menschen genug, die genau wissen, wie es war, als die alte Zeit noch lebte. Wann freilich diese Zeit eigentlich gestorben ist, das kann doch keiner sagen, denn sie starb langsam und ist noch längst nicht ganz tot. Eigentlich begreift man die alte Zeit erst ganz, wenn man sie dort besucht, wo sie noch heute zu Hause ist, im Orient. In den Handwerksstrassen von Tunis, im Gewirr von Konstantinopel sehen wir unsere eigenen alten Städte. Was ist es, das zwischen ihnen und uns liegt? Was ist das eigentümliche Neue, das uns aus der Romantik, dem Behagen, dem Schmutz und der Zeitvergeudung der alten Stadtgewohnheiten herausgedrängt hat? Ist es etwas materielles oder etwas seelisches, sind es Erfindungen oder Denkmethoden, was ist das moderne? Professor Sombart nennt das neue im Sprachgebrauche von Marx den Kapitalismus, aber auch damit ist zunächst nur ein Wort gegeben, solange man dieses Wort nicht mit bestimmten Begriffen füllt. Das was Sombart unter Kapitalismus versteht, ist eine Art unpersönlicher Auffassung des Gewerbes. Zweck des Gewerbes wird die Geldgewinnung, Mittel der Geldgewinnung ist das Rechnen mit Arbeitsleistungen wie mit Sachen. Wir lassen hier ganz aus dem Spiel, wann, wie und wo dieser kapitalistische Geist in der Geschichte der europäischen Menschen zuerst auftauchte, wann er Massenerscheinung wurde, wieweit er seinerseits durch Bevölkerungswachstum und andere Dinge befördert oder hervorgerufen wurde, es genügt uns, festzustellen, dass auch nach unserer Ansicht der Unterschied einer alten und einer neuen Stadt nicht damit genügend beschrieben ist, wenn man von verschiedenen Baustilen und

Verkehrsgelegenheiten redet. Das wesentlichste ist die verschiedene Art wie das Gewerbe aufgefasst und betrieben wird. Erst von da aus ergibt sich das übrige. Der alte Handwerker ist die Seele der alten Stadt und das industrielle Gewerbe ist der Geist der neuen. Der eine arbeitet für einen bestimmten Absatz, der andere für den unbestimmten weiten Markt, der eine für Personen, der andere unpersönlich. Der eigentliche alte Handwerker, wie er noch heute im Orient lebt, will gar nicht reich werden, er sieht das Handwerk als einen Beruf an, den er pflichtgemäss ausübt, ohne sich zu überanstrengen, und von dem er erwartet, dass er ihn nährt. Er spekuliert nicht, will aber gleichmässige, ruhige Lebensverhältnisse. Sein Ich ist unentwickelt, so persönlich seine Arbeitsweise sein mag. Der Fabrikant, der ihn verdrängt, ist in seiner Arbeitsweise unpersönlich, aber stärker in seinem schaffenden und erwerbenden Ich. Dieses neue Ich macht alle alten Arbeitsverhältnisse zu lösbaren Kontrakten und Lieferungsverträgen. Er will keine langen Bindungen, keine patriarchalisch-moralischen Beziehungen. Leistung und Gegenleistung, Preis und Ware, das ist der Inhalt seines Buches und seines Kopfes.

Aber warum reden wir so lange von der Stadt und ihrem Gewerbe, wo wir doch die Umgestaltung der Dörfer besprechen wollen? Einfach deshalb, weil die Umgestaltung des Dorfes nach demselben Muster verläuft wie die der Stadt. Man kann sie in das kurze Wort fassen: der Landwirt rechnet! der alte Landwirt, wie er einst war, rechnete nicht. Er zählte zwar, ob er Gulden genug habe, um seine Steuern zu zahlen und ob er die nötigen Einkäufe auf dem Herbstmarkt machen könne, aber sein Betrieb als Ganzes war ihm kein Gegenstand des Kalkulierens, denn das Verkaufen war bei ihm nur eine Nebenerscheinung. Er arbeitete nicht, um zu verkaufen, sondern, um mit Kind und Kegel und Gesinde selber zu essen und sich zu kleiden. Der Zweck des Betriebes war direkte Selbstversorgung. Der neue Landwirt aber ist ein Kaufmann, der seine Milch, sein Vieh, sein Getreide und seine Rüben in Ziffern ausdrückt und sich die wirtschaftliche Grundfrage des kapitalistischen Zeitalters vorlegt: wie kann ich mit den kleinsten Ausgaben die grössten Einnahmen erreichen? Er kauft das Gut, wenn er sich eine Rentabilität herausrechnet, und verkauft es, wenn er glaubt, anderswo besser wirtschaften zu können. Er steht seiner eigenen Arbeit ohne tiefere Pietät gegenüber und lockert mit Absicht und Bewusstsein alle persönlichen Bande der früheren Tage, mietet Arbeitskräfte, so lange er sie braucht, produziert diejenigen Früchte, an denen er gerade am ehesten etwas verdient, löst alle dinglichen Lasten durch bestimmte Summen ab und handelt um das Erbe mit seinen Geschwistern wie mit anderen Leuten. Sein Bauerntum hat seinen materiellen Inhalt im Rechnungsbuch. Ob das schön und poetisch ist, kümmert ihn nicht. Auch das alte Wesen war oft sehr unschön. Er kann nur dann sich erhalten, wenn er sich dem Geiste der kapitalistischen Neuzeit einfügt. Dieser neue Landmann kommt langsam aus der Hülle des alten herausgekrochen. Er ist es, der dem Dorfwesen einen ganz neuen Charakter gibt.

Natürlich fängt das Rechnen bei den grösseren Betrieben viel

zeitiger an als bei den kleinen. Die fürstlichen Rentämter waren vielfach, besonders im Westen und Süden, die Anfänger im kapitalistischen Rechnen auf dem Lande. Die Rentmeister waren Rechenmeister. Auch die grossen Grundherrschaften waren sich zeitig über ihre Vorteile klar. Ihr Übergewicht zeigte sich bei der Bauernbefreiung, wo sie es viel besser verstanden, die seitherigen Rechtsverhältnisse in Geld umzurechnen als die Bauern. In den grossen Gütern werden die Arbeitspflichten viel eher und viel vollständiger unpersönlich gemacht als im mittleren Betriebe. In ihnen entsteht der landwirtschaftliche Unternehmer, der ein Seitenstück zum Industriellen ist. Er versteht die Vorteile der neuen Chemie und Maschinentechnik am ersten auszunutzen und weiss, dass der Preis der Verkaufsware der Ausgangspunkt alles seines geschäftlichen Denkens sein muss. Von ihm erst lernt der Bauer die neue Weise, Landwirt zu sein. Und dass er sie gut gelernt hat, beweist jetzt der Bund der Landwirte. Bei dem ist alles auf die Geldfrage gestellt. Der Verkauf beherrscht die ganze Organisation. Die Frage, wodurch man den Boden volkswirtschaftlich am ertragreichsten verwendet, verschwindet vor der Frage, wie man privatwirtschaftlich die höchsten Verkaufspreise erzielen kann. Die Landwirtschaft vollzieht in dieser Bewegung ihren Übergang in die Periode geldwirtschaftlicher Lebensauffassung. Das ist der sichere und voraussichtlich unverlierbare Ertrag der gewaltigen Organisationstätigkeit. Ob man von Bimetallismus oder Antrag Kanitz redete oder von Zollerhöhungen, immer waren es finanzielle Spekulationen im grossen, mit denen man die Bauernköpfe füllte. Dass die Zolltheorie das letzte Ende dieser Bewegung sein wird, ist unwahrscheinlich, die Art der finanziellen Projekte wird noch weiter wechseln. Schon sind Bestrebungen im Wachsen, nach Art des Spiritusringes und der Milchzentrale den Verkauf und auch die Quantität der Produktion rechnerisch zu regeln. Mit welchem Erfolg alles dieses versucht wird, lässt sich im einzelnen nicht vorhersagen, aber was bedeutet es für den Geist der Dörfer, dass derartige Probleme die Abende im Dorfkrug füllen! Nimmt man hinzu, dass jede neue landwirtschaftliche Genossenschaft in derselben Richtung vorwärts drängt, dass jede Molkerei eine Rechenschule ist und jede kommunale Viehwage ein Anlass zu Fleischgewichtsgedanken, so beginnt man, das Dorf von heute in seiner besonderen Eigenart aufsteigen zu sehen. Von Gegenden mit Rübenbau, Hopfenkultur, Gemüseplantagen braucht nicht erst extra versichert zu werden, dass sie im Modernisierungsprozess dem reinen Getreidedorf oft weit vorausgeeilt sind.

Ist einmal der Kaufmannsgeist in eine Schicht hineingefahren, so fängt er an, sie von innen heraus umzugestalten. Das Verhältnis zum Vieh, dieses Hauptverhältnis des Landmanns, wird ein anderes. Man züchtet auf Preislage. Das Vieh muss in möglichst wenigen Monaten möglichst viel erreichen. Es wird als Sache behandelt. Das Obst wird sortiert, der Garten nach dem Markt berechnet, der Haushalt wird in Haushalt für die Familie und für die Arbeitskräfte geteilt. Man verkauft Butter und gibt Margarine. Der alte Geist der Sparsamkeit, den alle Selbstwirtschaft in kleinen Verhältnissen in sich hat, erweitert sich zur

rechnerischen Straffheit. Man wird sauberer, solider, fester und härter. Ein Gehöft von heute sieht nüchterner aber weit dauerhafter aus als die alten Mauern und Dächer. Und in den Stuben setzt sich die Neu-an die tapezierten Wände.

Das alles trifft natürlich für eine Ortschaft stärker zu als für eine re. Was wir hier andeutend zeichnen ist nicht ein fertiger Zustand, ern ein Vorgang, eine allgemeine Richtung. Dieser Vorgang liegt einer Gesamtheit durchaus in der Linie der Zeitentwicklung, für d. en möglichst rasche Entfaltung wir eintreten, da wir nur bei schneller Überwindung der schweren Übergangszeiten zu einer befriedigenden Gesamtarbeit des deutschen Volkes kommen werden. Der alte Zustand ist unmöglich geworden, also muss der neue mit beiden Händen ergriffen werden. Halbheit ist das Gefährlichste, was man haben kann: Bauern, die für den Verkauf arbeiten müssen, ohne innerlich auf die Verkaufswirtschaft eingerichtet zu sein. Gerade diese Halbheit ist aber noch äusserst zahlreich vertreten: altväterlicher, unkalkulierter Betrieb bei wechselnden Marktpreisen. Solche Übergangsformen sind voll von Desperation. In ihr gedeihen weder die Herren noch die Knechte. Und damit kommen wir zu einem der auffälligsten Punkte in der Umgestaltung des Dorfes, zur Lage der abhängigen Arbeitskräfte im modernen geldwirtschaftlichen Dorfe. Der ländliche Arbeiter wird Lohnarbeiter. Auch er rechnet, wo und wie er sich am besten verkaufen kann, hält sein herkömmliches Leben nicht mehr für selbstverständlich und wird ebenso wie sein Herr „unzufrieden“. Nicht als sei er in alten Zeiten immer voll von moralischer Zufriedenheit gewesen, aber er sah sich damals noch nicht als taxierbaren wirtschaftlichen Wertgegenstand an, wie er es jetzt tut.

Wer diesen ganzen Umgestaltungsvorgang an der Wirtschaftsgeschichte eines besonderen Landesteiles verfolgen will, der nehme das 64. Stück der von den Professoren Brentano und Lotz herausgegebenen Münchener volkswirtschaftlichen Studien (Cottasche Buchhandlung) zur Hand, das eine Arbeit von Dr. Eugen Katz enthält: „Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen“. Gehört auch Oberhessen nicht direkt zu Süddeutschland, so bietet es doch Verhältnisse, die den süddeutschen Zuständen durchaus ähneln und zwar arme Landverhältnisse im Vogelsberg und behäbigere in der Wetterau. Die folgenden Angaben sind Einzelergebnisse der sehr sorgfältigen Untersuchungen von Dr. Katz.

In der günstigen Zeit des Getreideverkaufs steigen die Bodenwerte in Oberhessen wie überhaupt in Deutschland sehr auffällig, beispielsweise hebt sich zwischen 1857 und 1877 der Durchschnittspreis des Hektars in Alsfeld von 583 M. auf 1073 M., in Butzbach von 1299 M. auf 2260 M., in Nidda von 895 M. auf 1815 M., in Schotten von 330 M. auf 757 M. Man kann sich denken, wie eine solche Wertsteigerung in kurzer Zeit das psychologische Verhältnis zum Acker ändert. Das Erbrecht rechnet mehr als früher mit dem Geldwert, der im Acker ist, das heisst: das gleiche Erbrecht der Kinder steigt im Bewusstsein der Bevölkerung. Das Land ist etwas verkäufliches, teilbares, berechenbares

geworden. Die Überfüllung der Betriebe mit überzähligen Familiengliedern wird vom Bauern als ungeschäftlich empfunden und infolgedessen findet man die Geschwister ab, um von ihnen frei zu sein. Die Nichtbesitzer wandern ab und zwar um so mehr, als für sie der Preis der Lebensbedürfnisse steigt. Je höher der Roggenpreis, desto grösser die Auswanderung. Der Gedanke des privatwirtschaftlichen Nutzens siegt und löst die Reste alten Gemeinbesitzes auf. Der Besitzer hebt sich aus der Reihe der übrigen heraus, wird Herr im Dorf und kauft zu seinem Ackerbestande hinzu. Auch das Dorf bekommt nun erst eine eigentliche Oberschicht und Unterschicht. Mag die Oberschicht auch im grossen betrachtet noch immer aus kleineren Besitztümern bestehen, im Dorfe selbst entscheiden nur die relativen Werte, hier wird der Ackerbesitzer zum Arbeitgeber und zwar zum Bezahler von zeitweiliger Arbeit. Der Nichtbesitzer muss bei wachsender Intensität der Wirtschaft und bei Vermehrung der landwirtschaftlichen Maschinen sich als Saisonarbeiter einrichten, den die Landwirtschaft nur teilweis noch nährt. Das aber ist die Ursache, weshalb die tüchtigeren Elemente der Unterschicht überhaupt dorfflüchtig werden. Nur der weniger Strebsame verkauft sich auf Monate. Die Arbeiternot beginnt und führt zur Einführung fremder Wanderarbeiter für die Arbeitsmonate. Der Zuzug von Fremden aber ist derartig, dass nun die ländliche Lohnarbeit erst recht an Achtung und Wertschätzung verliert. Das Dorf hört auf eine innere wirtschaftliche Einheit zu sein, denn die Gutsbesitzer holen Polen herein, während die Dorfkinder nach Westfalen auf Arbeit gehen. Das alte in sich geschlossene Dorf stirbt und wird zur lockeren Anhäufung von Einzelwirtschaften, von denen jede mit der Aussenwelt ihr eigenes neues Verhältnis findet. Man hat kein einheitliches gemeinsames Dorfschicksal mehr.

Natürlich verschärft sich diese Tendenz auf Zersplitterung der Dorfinteressen überall dort, wo die Industriearbeit bis in die Dörfer hineinreicht. Zwar auch die alten Dörfer waren in ihrer Weise industriell. Dr. Katz berichtet von der Zeit, wo im Vogelsberg exportierende Leinweberei landesüblich war. Aber das alte Dorfgewerbe war kein Beruf neben der Landwirtschaft, sondern Hilfsbeschäftigung der Landleute. Jetzt ist es anders. Der ländliche Industriearbeiter hat zwar meist sein Stückchen Feld, scheidet sich aber nach oben bestimmt vom Bauern und nach unten vom ländlichen Lohnarbeiter. Er ist eine beständige Lockung für den Landarbeiter, sich auch durch gewerbliche Arbeit zu verbessern, besonders auch, da er erfahrungsgemäss seine Frau besser zu halten weiss als der Landarbeiter. Nur von der Frau des Landarbeiters gilt, dass sie erbarmungslos ausgenutzt wird. Der Kleinbauer wird lieber Industriearbeiter als landwirtschaftlicher Lohnarbeiter, wenn sein eigener Betrieb für ihn nicht ausreicht, er aber gerade ist es, der nach Zeiten schwerer Demütigung neuerdings wieder besseren Lebensspielraum gewinnt, denn ihm hilft die Verschiebung der landwirtschaftlichen Gesamtlage, deren Haupterscheinung ist, dass der Getreidepreis sich nach unten, der Viehpreis aber sich nach oben bewegt.

Vorhin sprachen wir von den Folgen der hohen Getreidepreise für die Veränderung der inneren Zusammensetzung des Dorfes. Das Ergebnis war die Herausarbeitung einer getreideverkaufenden Oberschicht. Kaum entstanden, ist diese Schicht durch das billige Auslandsgetreide notleidend geworden, wenn sie es nicht versteht, sich der Viehzucht und Milchwirtschaft zuzuwenden. Das aber lässt sich mit den geringwertigen Saisonarbeitern nicht machen. Hier entscheidet, wenigstens bei Stallfütterung, die persönliche Pflege. Damit bekommen die Hände der Kleinbesitzer erst ihren eigenen Wert. Das Vieh bringt viel Geld in die Dörfer und ändert oft binnen kurzer Zeit die sozialen Höhenlagen der verschiedenen Gruppen.

Wer sich darum das Dorf noch immer als gleichbleibende, ruhende Grösse vorstellt, irrt gewaltig. Es ist kein stiller Teich mehr, es ist wirbelndes Wasser, so wenig der Städter, der nur gelegentlich das Land sieht, die Unterschiede und Wechsel merken mag. Man kann vielleicht sagen, dass gerade jetzt ältere Industriegebiete, besonders in der Textilbranche, ein innerlich gleichmässigeres Dasein führen als die meisten Dörfer. Und glücklicherweise ist das Resultat der modernen Bewegung trotz alles Klagens und Schreiens in seiner Gesamtheit kein ungünstiges. Unsere Dörfer bessern sich. Jeder Mensch, der selbst vom Dorf stammt und Lebensweise der Landleute früher und jetzt vergleichen kann, gibt zu, dass im Durchschnitt die Eltern des heutigen Geschlechts knapper und ärmlicher gelebt haben als dieses. Dr. Katz geht bei seiner Arbeit besonders darauf aus, die Besserstellung der Unterschicht anschaulich darzulegen. Seine Tabellen über Gesindelöhne auf 10 oberhessischen Gütern während 30 Jahren sind neu und lehrreich. Der Oberknecht bekommt in Altenburg (Oberhessen) vor 30 Jahren 172 M., vor 20 Jahren 250 M., vor 10 Jahren 320 M. und jetzt 520 M. Die Obermagd steigt von 80 M. auf 250 M., der einfache Knecht in Eichenrod von 120 M. auf 280 M., die Magd von 40 (24) auf 170 (148) M. Mit dem Lohn steigen Ansprüche und Leistungen. Das letztere ist wichtig und zum Verständnis der Gesamtlage nötig. Wenn man nur die Klage der Bauern über hohe Löhne hört, so stellt sich leicht der Gedanke ein, dass es genau dieselbe Arbeit ist, für die jetzt doppelt soviel bezahlt wird als früher. Der ganze rechnerische Geist des neuen Dorflebens hat aber auch die Arbeit selbst intensiver gemacht. Wo viel bezahlt wird, wird auch mehr gefordert. Billig sind geringe Kräfte aus dem Osten, aber auch sie steigen in Preis und Wert, je länger die Wanderungsgewohnheit sich einbürgert. Die Unterschicht verlangt ihren Anteil am Ertrage der neuen Zeit und wird durch ihre höheren Ansprüche eine Triebkraft für Technik und Arbeitsbenutzung. Der Landmann muss sich an die höheren Ansprüche gewöhnen und je mehr er es tut, desto mehr wird er Qualitätsprodukte zu liefern imstande sein. Das ist an der Arbeit von Dr. Katz das erfreulichste, dass sie auf bestimmtem Gebiet feststellt, wie durch die Modernisierung die Dörfer vorwärts kommen. Er sagt:

> Für den grössten Teil der bäuerlichen Produzenten ist heute die Gesamtlage günstiger als jemals früher. Die steigende Konjunktur für

animalische Produkte hat im Vogelsberg zu einer starken Steigerung der Einnahmen in den bäuerlichen Betrieben geführt, überall da, wo nur einigermassen fortschrittlich gewirtschaftet wird. Den Vogelsberg nannte man wohl früher wegen der misslichen Produktionsverhältnisse und der Armut seiner Bewohner das „hessische Sibirien"; nach der Abwanderung der überschüssigen Bevölkerungsteile entwickelt sich dort heute infolge technischer Verbesserungen (hervorragende staatliche Unterstützung), getragen von der wirtschaftlichen Konjunktur ein kräftiger Bauernstand, wie ihn diese Gegenden niemals gesehen haben. Nicht anders steht es in dem grössten Teil der bäuerlichen Betriebe der Wetterau, wo infolge des wachsenden Konsums in den Städten die steigende Rentabilität von Milchwirtschaft und Obstbau den sinkenden Erlös des Getreideverkaufs mehr als ausgeglichen haben .... Dem oberhessischen Bauer geht es trotz der Lohnsteigerung der Arbeiter besser als je — das war das Ergebnis einer Anzahl Aussagen, die mir von bäuerlicher Seite gemacht wurden. Der grössere Grundbesitzer nur ist es, der in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte der leidtragende Teil war.

Die erste Periode der neueren Landwirtschaft kam den grösseren Besitzern mehr zu gute, die zweite hilft den kleineren, durch beide Perioden hindurch aber wandelt sich die alte stille Heimat des deutschen Volkstums, das Dorf.

Politische Momentaufnahmen aus Österreich.

Von Franz Zweybrück in Wien.

Wiederum scheint zur Stunde die innere Politik Österreichs, d. i. „der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder", an einem toten Punkt angelangt zu sein. Der parlamentarische Mechanismus versagt völlig und dieses Mal nicht allein im Abgeordnetenhaus, sondern auch in der Landstube des mächtigsten und reichsten Kronlandes. Das Wiener Parlament halten die Jungtschechen durch ihre beharrliche Obstruktion in Schach, den Prager Landtag mit seinen anerkannt dringenden Angelegenheiten die Deutschen. Jede Vermittelungsaktion, jede unehrliche und auch ehrliche scheiterte und so sah sich denn die Regierung abermals genötigt, den Reichsrat nach Hause zu entlassen und so gut es geht, mit dem vielberufenen Paragraphen 14 die Staatsnotwendigkeiten zu erledigen. Dieser Verfassungsparagraph gestattet bekanntlich der Regierung, wenn das Parlament nicht tagt, auf eigene Faust gewisse legislatorische und finanzielle Verfügungen zu treffen, wenn hierdurch

dem Budget keine dauernde Belastung auferlegt wird. Eine gesetzliche Bestimmung, anscheinend vorgesehen für aussergewöhnliche Ereignisse, für Erdbeben, Überschwemmungen und für die Ermöglichung sofortiger Staatshilfe; und nun müssen die Krone und ihre Ministerien mit diesem drastischen Hausmittel die wesentlichen Funktionen des Staatsorganismus versehen, ja seine Existenz und seine Anwendung wird von den Parteiführern derzeit als ein Glück gepriesen, wie dies z. B. vor wenigen Tagen der Obmann der liberalen Deutsch-Böhmen am Saazer Parteitag getan hat! Dieses fragwürdige Auskunftsmittel ist allmählich zur freundlichen Zuversicht energieloser und steriler Parteileitungen geworden: alle Verantwortlichkeit scheint von ihnen genommen, unbequeme und unpopuläre Geschäfte brauchen sie nicht zu erledigen, dies bleibt der Regierung und dem Paragraphen 14 überlassen, sie können ihrer winzigen aber doch behaglichen Machtfülle frohbleiben und immerhin noch als die „kommenden Männer" angesehen werden. Heute darf bereits die Auffassung sich geltend machen, dass die Regierung den traurigen Ausgleich mit Ungarn, der vor sieben Jahren die grosse Badenikrise herbeigeführt und ferner die Handelsverträge mittels des Paragraphen 14 abschliessen werde. Ja auch die riesigen Neuforderungen, die die Kriegsverwaltung eben in den Pester Delegationen eingebracht, sollen auf diesem Wege durch ein finanzpolitisches Verkleidungskunststück befriedigt werden. Die wackeren hochgesinnten Vertreter der Volksinteressen ersparen sich damit schwerwiegende Beschlüsse und Entscheidungen, selbständiges Handeln und den etwaigen Unwillen der Krone. Die Unzufriedenheit, die Enttäuschung der Wählerschaften jedoch, die hat die Regierung zu tragen. Sie ist es, die Österreich und den österreichischen Staatsgedanken darzustellen hat, ganz alleinig, ihr bleibt das überlassen, sie hat keine ihrer Pflichten bewusste aktionsfreudige Vertretung hinter sich, auf deren Entschlossenheit sie sich stützen, auf deren Unbeugsamkeit sie verweisen könnte. Ohne einen solchen unentbehrlichen Rückhalt hat sie es mit Ungarn zu tun, das sich seine Bereitwilligkeit zu einem Ausgleich mit dem höchsten Preise bezahlen lassen will. Der tolle Chauvinismus, in den die magyarische Gentry durch die radikale Agitation hinein genötigt worden ist, schreit ein leichtfertiges, aber beliebt gewordenes Losungswort von der Trennung der beiden Reichshälften und der Personal-Union in alle Welt hinaus, vor allem hinauf zur Ofener Königsburg. Man weiss zwar, dass der greise Träger der Stephanskrone von einer jeden Umgestaltung des bestehenden Verhältnisses nichts hören will, man weiss auch, dass derzeit Ungarns wirtschaftliche Lage des österreichischen Staats- und Bankkredits nicht entraten könnte, aber jeder leitende ungarische Staatsmann weiss auch, dass er seines Reichstags unbedingt sicher ist, wenn er an Österreich die weitestgehenden Zumutungen stellt, er weiss, dass das österreichische Parlament nicht den geringsten Machtfaktor darstellt und dass die österreichischen Minister sich den Wünschen der auf ihre Art um das Ganze besorgten Krone seufzend fügen müssen, so weit es eben möglich ist.

In den Ländern der Stephanskrone gibt es augenblicklich etwas, was man einen magyarischen Staatsgedanken nennen könnte, in Österreich ist das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Reichsidee fast gänzlich zurückgestellt. Mit der Nationalitätenfrage, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einer Machtfrage emporwuchs, wurde kein zentralistisches System fertig; der absolutistische Zentralismus scheiterte an der unglücklichen auswärtigen Politik und an den schlechten finanziellen Verhältnissen, der liberale an der Ideen- und Tatenlosigkeit seiner Staatsmänner und an der tatkräftigen und erfolgreichen Feindschaft der Kirche; die brachte es fertig, widerstrebende Elemente zu einem mächtigen Bunde zu vereinigen: ihr intimerer Anhang, die Ultramontanen und Feudalen hassten den liberalen, die Nord- und Südslawen den deutschen Zentralismus. An die fünfzehn Jahre durfte sie ohne wirksamen Widerstand schaffen, im deutschen Reichstag bekämpfte sie das Werk Bismarcks und dem mit dem neuen Reich verbündeten Österreich zerstörte sie dessen deutsches Staatsgefüge. Tschechen, Slowenen und Polen schmälerten fort und fort den deutschen Besitzstand, bis endlich der slawische Übermut einmal die Deutschen aufrüttelte. Doch nicht der Sturz des Grafen Badeni und die Aufhebung der zum Schlagwort gewordenen, sonst aber ziemlich bedeutungslosen Sprachenverordnungen waren es, die einen Umschwung herbeiführten, sondern vielmehr jene Bewegung, die sich gegen die deutschfeindliche Haltung der Kirche richtete. Die volkstümliche Parole „Los von Rom“, die unruhige Stimmung in den Alpenländern und die schlimmen Erfahrungen bei den Wahlen 1901 machte auf die leitenden kirchlichen Kreise sichtlichen Eindruck. Seither ist die kirchliche Agitation aus den nationalen Kämpfen so ziemlich ausgeschaltet und dieser Tatsache ist es zuzuschreiben, dass die Deutschen sich gegen die Slawen im Felde zu behaupten vermögen. Aber die Reichsidee hat damit nichts zurückgewonnen. Trotz aller salbungsvollen Phrasen denken weder Polen noch Tschechen an etwas anderes als an ihre nationalen Ziele und die Deutschen haben es ebenfalls gelernt, den ungeschmälerten Fortbestand ihres Volkstums höher zu stellen, als den österreichischen Staatsgedanken, von dem niemand anderer etwas wissen wollte. Eine Ernüchterung ist über sie gekommen. Früher glaubten sie sich noch die Herrschenden in Österreich und als solche auch für das Gesamtwohl des Reiches verpflichtet. Seitdem in ihren Reihen diese Illusion dahingeschwunden und ihre Heisssporne die Mahnung zu einem österreichischen Patriotismus als eine ebenso lächerliche Zumutung auffassen wie etwa die Tschechen, seit dieser Wandlung sind die Deutschen im Reichsrat wie in der Verwaltung besser daran. Sie haben bei ihren Gegnern zwar keineswegs an Sympathie, aber an Respekt gewonnen.

Doch bewiesen die „unverfälschten“ Deutschen dasselbe heillose Ungeschick, dieselbe Zerfahrenheit und Missgunst in ihrer Haltung, wie ihre gemässigteren Stammesgenossen. Sie opferten wegen eines ärgerlichen Privathandels den Führer, dessen heisses Temperament und wilder Wagemut sie bisher zum Siege geführt und in einer Reihe kleinlicher

Ehrenbeleidigungsklagen vergeudeten sie das Zutrauen und die opferfreudige Teilnahme, die sie sich rasch erworben hatten. Was sie erreicht, das kam vornehmlich einer grösseren Gruppe deutscher Abgeordneter zugute, der „deutschen Volkspartei“, die mit der „deutschen Fortschrittspartei“ den gebildeten bürgerlichen Kreisen entstammt. Beide Fraktionen unterscheiden sich nur wenig von einander, allerdings in einer höchst wichtigen Sache: die deutsche Volkspartei fühlt sich verpflichtet, wegen der studentischen Beziehungen ihren Antisemitismus etwas deutlicher zu dokumentieren. Dies äussert sich bei Kommersen und Wahlreden, beeinträchtigt aber durchaus nicht ihr inniges über Abstammung und Konfession erhabenes Verhältnis zur liberalen Presse. „Und grüss' mich nicht unter den Linden!“ Das mag auch trotz aller Pflichten der Dankbarkeit gegen ihre jüdischen Wähler die Fortschrittspartei nicht leiden, denn wie jede inhaltslos gewordene Partei hält sie auf Äusserlichkeiten, also auch auf die Mode antisemitischer Unaufrichtigkeit. Beide Gruppen betonen mit Nachdruck ihre Aufgabe, die deutschen Interessen zu vertreten. Abgesehen von den kleinen Gefälligkeiten und Errungenschaften, die ein jeder Abgeordneter gerne in seinen Wahlkreis nach Hause bringt, beweisen sie ihren Eifer für die deutsche Sache durch die Bereitwilligkeit, mit der sie in eine jede Aktion zur Verständigung mit den Tschechen eintreten. Sie setzen sich an den grünen Tisch alljährlich nieder und stehen ohne Erfolg wieder auf, von dem geringschätzigen Lächeln der Tschechen und Feudalen gefolgt; sie halten alljährlich in den kleinen wackern deutsch-böhmischen und mährischen Städten ihre Trinksprüche bei Turner- und Sängerfesten und halten die „nationalen Güter“ hoch. Sie können auch alljährlich auf ein Elaborat hinweisen, das innerhalb ihrer Partei über die Möglichkeit eines deutsch-tschechischen Ausgleichs abgefasst worden ist. Sie haften an diesen leeren Formen und wissen nichts von unaufhörlich frischer politischer Arbeit, die den Rapport mit der Volksstimmung herstellt. Seit mehr als einem Menschenalter hat dieses Bürgertum samt seinen Abgeordneten keinen wirklichen Führer, der Tatenmut und Ideenreichtum besitzt. Vor dreissig Jahren büssten die Deutschen die vielen gemischten Bezirke und damit ihre Vormacht in Böhmen ein, weil ihre Jugend davon abgehalten wurde, die tschechische Sprache zu erlernen. In sämtlichen rasch emporwachsenden Verkehrsgebieten, im Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen, in den Banken und Sparkassen mussten die deutsch sprechenden Tschechen angestellt werden, die damit die wertvollsten Agitatoren ihrer Sache wurden. Der deutsche Schulverein, sicherlich eine verdienstliche Organisation, ward gegründet, er versprach ein fester Mittelpunkt für alle deutsch-österreichische Kulturarbeit zu werden; er verfiel rettungslosem Siechtum, weil unduldsamer Antisemitismus seine Reihen lichtete. Aber dieselben Fanatiker, die nach nicht judenreinen Ortsgruppen spürten, übersahen jene reichen Fabrikanten, die zwar aus gesellschaftlichen Rücksichten den Schulverein unterstützten, aber wegen des geringeren Lohnes tschechische Arbeiter in bisher rein deutsch ge-

bliebene Gebiete riefen. Auch jetzt werden Anlässe versäumt, die die deutschen Angelegenheiten in Böhmen vorwärts bringen könnten. Eine rege Agitation auf wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiet vermag vielleicht eine zwingende Wirkung auf die tschechische Bevölkerung und damit auf ihre Abgeordneten hervorzurufen. Indem das Gesamtgebiet des Ausgleichs in Teile zergliedert und auf jedem Teilgebiet mit praktisch administrativer Arbeit ein Beginn versucht wird, könnten die Vorteile einer Auseinandersetzung überzeugende und volkstümliche Deutlichkeit erlangen. Doch gebricht es an starken führenden Persönlichkeiten, die sich vor einem Verdikt der Partei oder der Wählerschaft ebensowenig fürchten, wie vor einem ungnädigen Fürstenwort. Auch die von der Verfassung bevorzugte Wählergruppe der Grossgrundbesitzer vermag heute keinen begabten Politiker zu stellen, der durch Rang und Besitz auf eine freie Höhe gehoben, mit glücklicher Hand die Schwierigkeiten der politischen Lage zu meistern vermöchte. Der deutsche Hochadel weist biedere Charaktere, geistreiche Köpfe, liebenswürdige Alkibiadesnaturen auf, aber keinen ernsten zielbewussten Geist; das Standesinteresse, kirchliche und höfische Traditionen beeinflussen seine Stellungnahme und zum grossen Teil trennt eine traurige Verständnislosigkeit seine Kreise von den Wünschen und Sorgen des Volkes. Es fehlt an führenden Männern, doch in keiner der erwähnten Gruppen an legitimierten Führern; dies sind dialektisch geschulte Unterhändler und gewiegte Kenner des Verfassungslebens. Sie sitzen, beraten und entscheiden in den Konferenzen der Obmänner, die Brust eines jeden von ihnen ist von ehrgeizigen Erwartungen gefüllt, aber ein schöpferischer Gedanke, der diesem Parlament neuen Lebensinhalt verschaffen sollte, ist aus ihrer Mitte heraus noch nicht vernommen worden. Seit Jahren ist das deutsche Programm unverändert geblieben. Neue wichtige Verwaltungs- und Wirtschaftsprobleme machen sich gebieterisch geltend, auch am Horizont der Deutsch-Österreicher steigen sie mahnend auf, doch ihr Programm hat eine Umgestaltung nicht notwendig, ihm leuchtet nach wie vor dasselbe Ziel, das zur Macht und zur Entwicklung der gesamten Volkskraft führt und dieses Ziel heisst: das den Tschechen abzuringende deutsche Kreisgericht in Trautenau! Dieser fatale Zug eines unfruchtbaren Doktrinarismus charakterisiert nicht allein das deutsche Parteigetriebe in den Sudetenländern, er äussert sich auch gar bedenklich in der starr ablehnenden Haltung, die die alpinen Vertreter in der italienischen Universitätsfrage unlängst eingenommen haben. Der berechtigte Anspruch, den eine halbe Million Italiener, die in kultureller Hinsicht den Deutschen und Tschechen zum mindestens gleich stehen, bezüglich einer Hochschule erhebt, ist trotz aller irredentistischer Propaganda nicht aus der Welt zu schaffen. Wäre ihrer Geistlichkeit durch die vatikanische Abstinenzpolitik nicht völlige Teilnahmlosigkeit geboten, hätte dieser Wunsch schon längst Erfüllung gefunden. Eine Universität in Triest, dessen italienische Stadtbevölkerung durch das slawische Hinterland abgesperrt ist, hätte keine ernstliche Gefahr für das spärlich vertretene Deutschtum wachgerufen. Die schroffe Ab-

lehnung aber verschärfte die nationale Agitation und beraubte die Deutschen im Reichsrat der italienischen Stimmen, auf die in mancher wichtigen Frage bisher gerechnet werden konnte.

Die Deutschen in Böhmen und Mähren dürfen, wenn auch nicht zu ihrer Rechtfertigung, so doch zur Erklärung ihres tatenlosen Zuwartens auf den notwendigen Verteidigungsdienst verweisen, den ihnen die Tschechen auferlegt haben; für ihre nationalen Gegner gilt dieser Entlastungsgrund nicht. Seit dreissig Jahren sind die Tschechen von Eroberung zu Eroberung geeilt und die längste Zeit haben die entscheidenden Mächte im Staatsleben ihnen dabei geholfen, in Böhmen sind sie bei unüberschreitbaren Grenzpunkten angelangt, in Mähren werden sie es bald sein. Welche günstigen Bedingungen ihr Vordringen ermöglicht und unterstützt haben, das ist von deutschen Forschern erkannt und gewürdigt worden. Die Deutschen denken heute auch nicht an die Möglichkeit eines Zurückgewinnens, sondern nur an die Erhaltung ihres gegenwärtigen Besitzstandes, sie wären auf dieser Grundlage zum Friedenschluss zu bewegen. Sie hätten auch einiges noch zu bieten, wie die Zustimmung zum Gebrauch der tschechischen Sprache im inneren Amtsverkehr und die Möglichkeit der dringend notwendigen Steuerreform für die böhmische Landesverwaltung, die ihre Obstruktion im Prager Landtag bisher verhindert hat. Aber die immer noch mächtigste Gruppe im tschechischen Lager, die Jungtschechen, widerstreben trotzig einer jeden sachlichen Auseinandersetzung. Möglich, dass die Hussitenstimmung in der Seele manches Führers schon einer weichen Sehnsucht nach behaglicheren Staatsverhältnissen Platz gemacht, möglich, dass die nüchterne Einsicht über Erreichbares und Unerreichbares einen gewissen Anhang gefunden, allein die jungtschechischen Vertreter befinden sich in einer gewissen Zwangslage, aus der nur der Mut der Aufrichtigkeit herausführen könnte. Den Wählerschaften müsste der wahre Stand der Dinge klargelegt und die Aussichtslosigkeit der gegenwärtigen tschechischen Politik dargelegt werden. Die jungtschechischen Führer sind aber die Sklaven ihrer Vergangenheit. Sie haben den Fanatismus bei den Ihrigen immer weiter angefacht und den Glauben an eine nationale Expansion gefestigt, an deren Verwirklichung kein vernünftiger Politiker nur denken konnte. Einst durften sie über den eisernen Ring der partikularistischen Mehrheit im Reichsrat verfügen, die Kirche, die Polen und der über die deutsche Opposition ungehaltene Hof willfahrteten ihren Wünschen und äusserte sich einmal eine verdriessliche Stimmung über ihre Unersättlichkeit, dann hatte eine wirksam inszenierte Äusserung des Prager Strassenpöbels sofort ihre heilsame Wirkung. Sie standen in innigster Fühlung mit ihrem feudalen Hochadel, der das Vertrauen der Krone besass. Allerdings mussten sie diesen frommen Herren zuliebe die stolze Tradition hussitischer Glaubensfreiheit zurückstellen und ihre slawischen Aspirationen in beruhigend sanfte Formen kleiden, aber sie brachten die kostbarsten Dinge heim, die sie im siegreichen Kampf mit den Deutschen erbeutet. Und dann kam jener vermeintliche Höhepunkt jungtschechischer

Politik. In jenem Rate der Krone, den der feudale Graf Thun 1898 um sich versammelte, wurde der fähigste ihrer jüngeren Führer, der vortreffliche Schüler der deutschen nationalökonomistischen Wissenschaft, Dr. Kaizl, berufen. Bekanntlich ist das Ministerium Thun nach Jahresfrist kläglich zusammengebrochen. Für die schwere Krise, die seit der Badenischen Misswirtschaft auf Österreich lastete, wussten weder die Kirche, noch die Slawen ein wirksames Mittel zu finden, auch Kaizl nicht, der den Seinen ihre kühnsten Hoffnungen erfüllen sollte. Als endlich die Thunsche Regierung zurücktreten musste und die nachfolgende des Grafen Clary die von den Deutschen geforderte Aufhebung der böhmischen Sprachenverordnungen veranlasste, bemächtigte sich die schmerzlichste Enttäuschung der Jungtschechen, dann machte diese Stimmung einer stetig lauernden Feindseligkeit Platz, die bis zur Stunde sich behauptet hat. Sie haben nicht den Mut, sich aus der Enge, in die sie geraten, herauszuschlagen. Helfen sie die Möglichkeit herbeiführen, dass der Reichsrat wiederum regelrecht funktioniert, willigen sie nur in eine Art von Waffenstillstand bezüglich der nationalen Fragen ein, dann bietet sich ihnen die Aussicht auf eine parlamentarische Wirksamkeit, die hervorragende Bedeutung gewinnen kann. Das tschechische Volk sieht auf Jahrzehnte einer ungewöhnlich reichen kulturellen Entwicklung zurück, seine wirtschaftlichen Leistungen dürfen sich neben denen der Deutschböhmen sehen lassen und mit den Deutschen weiss es sich durch gemeinsame Interessen und Bedürfnisse verbunden. Eine unbefangene Realpolitik vom heutigen Tag gebietet den Jungtschechen, eine solche Möglichkeit herbeizuführen. Allein sie verfügen nicht über den erforderlichen Heroismus einer nüchternen Aussprache gegenüber ihren Wählerschaften. Dort in den Wahlausschüssen lauert die Jugend, deren Phantasie sie einst mit ihren chauvinistischen Zukunftsbildern berauscht, dort sollen sie den gegenwärtigen Stand der Dinge einbekennen. Werden sich nicht „Jüngste“ finden, die die Erbschaft der Jungtschechen übernehmen wollen? Die Reichsrats- und Landtagsmandate drohen unsicher zu werden. Darum der arge Zorn der Jungtschechen über das Ministerium Körber; es hat sich bis auf den heutigen Tag beharrlich geweigert, aus dem deutschen Fleisch einen Bissen herauszuschneiden, den sie den hungrigen Wählern nach Hause bringen könnten, es bietet ihnen kein bequemes Mittel, um sich auf eine andere, als die einzig richtige Art herauszuhelfen, es verlangt von ihnen, wie von den übrigen Parteien; dass man nicht mit ihm und dem Paragrahpen 14, sondern mit der eigenen verfassungsmässigen Arbeit rechne. Darum erklären sich auch die Jungtschechen zu jeder Verschwörung sofort bereit, die etwa alle Monate einmal gegen die gegenwärtige Regierung in den Klubzimmern des Wiener Abgeordnetenhauses versucht wird. Ehrgeizige und wiederum missvergnügte unter den einst hochmögenden Führern finden sich zusammen und erwägen die Möglichkeit eines parlamentarischen Putsches, der auch der Krone Besorgnisse einflössen müsste. Bis zur Stunde ist noch keiner dieser Anschläge gelungen; die einzige Möglichkeit, einer jeden österreichischen

Regierung, auch dem Ministerium Körber machtvoll gegenüberzutreten, wollen freilich die Herren nicht in Erwägung ziehen: die Verständigung mit den Deutschen zum Zwecke der parlamentarischen Erledigung des Ausgleichs und der Handelsverträge.

Jetzt erst gewahren die Jungtschechen, in welche isolierte Lage sie hineingeraten sind. Ihre alten Freunde, die im stillen für sie und mit ihnen gewirkt, haben sich zurückgezogen. Die Kirche wendet den deutschen Dingen eine schärfere Aufmerksamkeit und Teilnahme zu und der von ihr geleitete feudale Hochadel hält sich vorsichtig zurück. Die politische Situation ist ihren partikularistischen Tendenzen weniger günstig, als jede frühere. Angesichts der separatistischen Stimmung in Ungarn müssen ähnliche Anwandlungen in Österreich der Krone recht bedenklich erscheinen. Von einer Machterhöhung der Landtage, in denen die Feudalen ihre ständische Herrlichkeit wiederum erneuern könnten, kann also keine Rede sein und zu seiner schmerzlichen Überraschung musste der früher allgewaltige böhmische Oberstlandmarschall Fürst Lobkowitz, der gnädige Schutzherr der Jungtschechen, kürzlich gewahren, dass er selbst in seiner eigenen Landstube mit den unbotmässigen Deutschen nicht fertig zu werden vermöge. Ein jüngerer fürstlicher Abgeordneter versuchte, wie erzählt wird, noch um Ostern an den Stufen des Throns für die tschechischen Wünsche zu wirken, er musste sich aber sofort von der Erfolglosigkeit seines Schrittes und von der Tatsache überzeugen, dass die objektive Haltung der Regierung die allerhöchste Billigung finde. Beharrlicher haben die Polen sich bemüht, den trostlosen Verhältnissen im Reichsrat wieder aufzuhelfen. Ihre Sympathien gehören selbstverständlich den deutschfeindlichen Tschechen, aber seit den Tagen Badenis haben sie den furor teutonicus fürchten gelernt und ferner bedürfen sie eines beschlussfähigen Parlaments. Die klugen Vertreter des Königreichs Galizien sind praktische Partikularisten nur bei sich zu Hause, im Lemberger Landtage; im Wiener Abgeordnetenhaus aber sind sie's nur in der Theorie, oder wenn es galt, einer selbstbewussten Regierung entgegenzuarbeiten; sonst haben sie allen Grund, den fürsorglichen Reichsverband zärtlich zu lieben; zählt man die Summen zusammen, die in den letzten vier Jahrzehnten vom Reichsrat Galizien bewilligt worden sind, so dürfte man einen Betrag erhalten, der von zwei Milliarden Kronen nicht weit entfernt ist. Dafür ist der grosse und der kleine Adel des Königreichs stets zuvorkommend bezüglich der von der Krone gewünschten Heereserfordernisse gewesen. Das tragen ja zumeist die steuerkräftigen Kronländer, nicht ihre Heimat, die überhaupt eine strenge Steuerverwaltung nicht liebt. Als vor einigen Jahren ein trefflich geschulter Landsmann auf den höchsten Posten dieser Behörde berufen wurde und eine schneidigere Amtsführung durchsetzen wollte, bemächtigte sich der führenden Adelskreise eine nervöse Aufregung, die bis nach Wien, ins Finanzministerium wirkte. Die Polen sind Partikularisten, wenn es ihnen die politische Lage gestattet; sie waren es zu den Zeiten des „eisernen Ringes“ und eine glanzvollere, d. h. einträglichere Epoche

haben diese um ihr Galizien zärtlich besorgten Reichsboten allerdings seither nicht mehr erlebt. Grosse und kleine Eisenbahnen wurden ihnen erbaut, die Branntweingebarung nach ihrem Vorteil organisiert, die Staats- und Landesverwaltung erhielt die Form, die der Adel für seine schrankenlose Herrschaft als die geeignetste erachtete. Trotzdem bringen die Herren noch immer kostspielige Wünsche mit, wenn sie zur Reichratssession in Wien eintreffen und da passt es denn ihnen gar nicht, dass der Reichsrat nicht aktionsfähig ist. Der eigensinnige Trotz der Jungtschechen ist ihnen recht unbequem, darum versuchten sie Unterhandlungen, bei denen sie die Vermittlerrolle übernahmen. Ihr eigenes Interesse entsprach einmal auch dem Reichsinteresse.

Zwei Parteibildungen gibt es im österreichischen Abgeordnetenhause, die für die Flottmachung des Reichsrats ein wirkliches Interesse äussern. Die eine wurzelt in Wien, sie ist eine richtige Lokalbildung, die andere trägt ein kosmopolitisches Gepräge und will nationaler Empfindung keine entscheidende Wichtigkeit zuerkennen. Beide werden von den niedersten Volksschichten in die Vertretung entsandt, ihre Wähler gehören zum grössten Teil der winzigen Kurie an, die in Österreich dem allgemeinen Wahlrecht zugestanden ist; beide stehen in innigstem Zusammenhang mit ihren Wählermassen, beide verdanken ihre wuchtigen Wahlsiege der wirksamen Parteiorganisation und dem grossartigen Agitationstalent ihrer Führer. Die beiden sind sich todfeind, müssen es folgerichtig sein, denn sie ringen miteinander um die Hunderttausende der Arbeiterstimmen in der Millionenhauptstadt Österreichs. Wir haben es also mit den Christlich-Sozialen Wiens und Niederösterreichs und mit den Sozialdemokraten zu tun. Die Christlich-Sozialen sind die heutigen Beherrscher der selbständigen Verwalter der Grosskommune Wien. Ihr mächtiges Parteihaupt ist der Bürgermeister der Reichshauptstadt; sie gebieten im niederösterreichischen Landtag und verfügen über alle Organisationen, die der Landesverwaltung unterstehen. Ihr werbendes Schlagwort war der Antisemitismus. Sie haben es in allen Modulationen und Spielarten ausgebeutet, von der düstern Blutfabel bis zu den Anleihegeschäften der grossen Banken. Die Habsucht und der gesellschaftliche Übermut der reichen und der eifrige Erwerbssinn der armen Juden wurden das beliebte Thema ihrer verzerrenden Darstellungen. Tag für Tag wurde dasselbe in Wort und Schrift behandelt. Und die Tausende von kleinen Grossstadtexistenzen, denen durch die modernen wirtschaftlichen Entwicklungen ihr Einkommen vernichtet oder geschmälert worden, horchten und glaubten dieser so schnell einleuchtenden Beweisführung; und Tausende von wohlsituierten gutmütigen Spiessbürgern folgten ihrer Agitation, weil sie mit ihrem dürftigen Jugendunterricht den modernen Bildungsforderungen nicht folgen konnten und daher von denselben nichts hören wollten; und abermals viele Tausende von Schafen und Schäflein wuchsen ihnen zu, die auf höhere Weisung die Hetzkaplane hinzuführten. Ihre Agitation war bereits eine Macht, als ihre Führung und Organisation Dr. Lueger übernahm. Lueger ist sicherlich eine der stärksten Demagogennaturen unserer Zeit, sicherlich die volkstümlichste Persönlichkeit

Wiens. Er ist ein Meister der scheinbar einfachen und überzeugenden Rede, die keine Furcht kennt, die über Temperament und über die kostbare Gabe schlagfertiger Witze verfügt, er ist ein gründlicher Kenner aller Wiener Angelegenheiten, geschickt im Organisieren, unermüdlich in der Agitation. Zur Zeit der liberalen Herrschaft im Wiener Gemeinderat wurde der junge Advokat als ein lästiger Schreier vergewaltigt, nun schlug er sich zu der neuen Bewegung, der er sein ganzes Talent und seine ganze skrupellose Energie zuwandte. In wenigen Jahren waren die Christlich-Sozialen die Herren Wiens und Niederösterreichs. Eine Anzahl von Ämtern und Stellen wurden in dem riesigen Verwaltungskörper freigemacht und verlässliche Parteigenossen mit ihnen belohnt. Dem neuen Bürgermeister, der es sogar mit der Autorität des Hofs aufgenommen hatte, gelangen einige grosse Finanz- und Gründungsoperationen, die eine Reihe von umfassenden Verkehrs- und Fabriksanlagen in die Machtsphäre der städtischen Verwaltung zwangen. Nun war die Partei auf der Höhe ihrer Macht, sie beherrschte Hunderttausende von Arbeitern, Beamten und Lehrern und die vielen Armen, Schwachen und Kleinen, die bisher parteilos dahingelebt, sahen sich nun vor die Notwendigkeit einer politischen Beteiligung gestellt. Eine nationale Färbung hatte die christlich-soziale Agitation in allem Anfang nicht gehabt, nur im Kampf gegen die Liberalen kämpften kurze Zeit die Alldeutschen an ihrer Seite. Doch rasch musste wegen der wichtigen kirchlichen Beziehungen dieses Bündnis gelöst werden. Da kam aber die bereits mehrfach erwähnte Badenikrise und auch der Wiener Philister wurde in die starke nationale Strömung hineingezogen. Das Schlagwort vom bedrohten Deutschtum schien stärker zu werden, als die alte Losung der Christlich-Sozialen. Auch hier wusste Dr. Lueger glücklich einzugreifen. Er stemmte sich nicht gegen die mächtige Strömung, sondern liess sich von ihren Wogen tragen, bis er in einen engeren Arm einlenken konnte, der für seine Partei verwertbar erschien. Lueger erklärte die Alldeutschen in Acht und Bann und schuf sich ein besonderes deutsches Programm mit österreichischen Staatsfarben, sicherlich auch unter Zustimmung der Kirche. Welchen Inhalt, welche Ziele Luegers deutsches Programm in sich birgt, ist nicht bekannt, man hört ihn nur zuweilen über die Zerfahrenheit und Ohnmacht der politischen Verhältnisse in Österreich klagen. Aber rasch kann ein so durchgreifender Wandel durch äussere Zufälle eintreten, die den „Herrn von Wien“ veranlasst, dieses sein deutsches Programm sachlich auszugestalten und die geschäftigen Männchen von der Fortschrittspartei und der deutschen Volkspartei werden eines Tages sich vor die Wahl gestellt sehen, die Schildträger Luegers zu werden oder still in die innerösterreichischen Landesämter zurückzusinken.

Hält Dr. Lueger Umschau unter den Parteien Österreichs, dann findet er nur eine einzige Partei, die er als einen ernst zu nehmenden Gegner zu fürchten hat, die Sozialdemokratie. Sie ist die einzige Partei die wie die seinige mit den breiten Massen rechnen darf. Die Christlich-Sozialen sind zwar weit mächtiger, sie sind Obrigkeit, sie haben

die wichtige Unterstützung des kirchlichen Einflusses und trotzdem kann man an ihrem Gebaren merken, wie sehr sie den schwächeren Gegner fürchten und darum unerbittlich verfolgen. Sie wissen, dass sie mit ihren Schlagworten und mit ihrer Macht die leicht beweglichen Massen für sich gewinnen und andrerseits den einzelnen versorgen können, der Sozialdemokrat zeigt den Massen wie dem einzelnen einen neuen Lebensinhalt und eine Aufgabe, bei der auf jeden, als auf einen gleichberechtigten gerechnet wird, er weiss die Vorstellung des persönlichen Werts zu steigern, während der Christlich-Soziale herrscht und droht. Beide Parteien können auf grosse Erfolge hinweisen, aber die Art ihres Emporkommens ist eine offenkundig verschiedene. Die Sozialdemokratie hat in Deutschland und Österreich ein Persekutionszeitalter hinter sich, in dem von einem jeden hingebungsvolle Opferfreudigkeit bewiesen werden musste. Ihre Führer, Viktor Adler, Pernerstorfer, Schuhmeier u. a. durften jeden Augenblick gewärtig sein, für ihre kühnen Worte die härtesten Freiheitsstrafen zuerkannt zu bekommen. Die Christlich-Sozialen hatten es mit eingeschüchterten Gegnern zu tun, die Sozialdemokraten mit einer zur Verteidigung ihres Besitzstandes rücksichtslos entschlossenen Gesellschaft. Dadurch gewann ihre Sache eine ethische Gewalt, von der die Christlich-Sozialen eine böse Ahnung haben. Ihr politisches und journalistisches Wirken trägt selbstverständlich einen ausgesprochen radikalen Charakter. Da sie sich als Gegner der gesamten bürgerlichen Gesellschaft von heute erklären, üben sie eine durch keinerlei Rücksicht eingeschränkte Kritik an den öffentlichen Zuständen, die sich freilich mehr durch ihren Mut als durch Unbefangenheit und Geschmack auszeichnet. Ihr Radikalismus verteidigt bornierte Unduldsamkeit, wenn es ihm aus Parteirücksichten passt, er verfolgt mit grimmigem Spott jede Äusserung einer nationalen Gesinnung, und er gefällt sich noch in den heute bereits unbrauchbar gewordenen Parteiphrasen, die die Staatsnotwendigkeit negieren. Auch die Sozialdemokratie unterscheidet zwischen reeller Einsicht und den zündenden Kraftsätzen, die der Menge geboten werden müssen. Von apathischer Stimmung im Reichsrat hebt sich die kräftige Zuversicht der sozialdemokratischen Gruppe vorteilhaft ab, für eine Hoffnung auf ein Wiedergesunden des österreichischen Parlamentarismus stellt sie eine gewisse Bürgschaft dar. Sollte eine solche Gesundung nur durch das heute nicht durchführbare allgemeine direkte Wahlrecht, die derzeitige Kardinalforderung der Sozialdemokratie möglich und sonst ausgeschlossen sein?

Allen diesen verschiedenartigen nationalen und politischen Strömungen und Parteien gegenüber hält nun seit fünf Jahren das Ministerium Ernst von Körbers stand, es verfügt über keine einzige Partei, über keine Mehrheit, es hat ja eigentlich überhaupt kein Parlament zur Verfügung, sondern nur dessen Nachteile, nämlich die Ansprüche der ihrer Macht bewussten Parteien. Und doch hat das Ministerium seit den Wahlen von 1901 sich eine objektive Haltung zu bewahren gewusst, es schuf sich eine anerkannte Stellung über den Parteien, die nach keiner Seite hin einen sachlichen Verkehr ausschloss. Herr v. Körber mag sich

zuweilen wie der Rückertsche „Mann aus Syrerland" vorkommen, wenn er der heiklen Probleme gedenkt, die ihn aus jeder politischen Himmelsgegend her bedrohen. Die österreichische Monarchie ist ein Ergebnis der Familienpolitik, ein Ergebnis von Kompromissen, die durch geographische und wirtschaftliche Bedingungen gestützt wurden. Zwei bedeutende Herrscherpersönlichkeiten haben vor mehr als einem Jahrhundert hierzu einen Verwaltungsapparat geschaffen, sie haben damals ein gewisses Staatsbewusstsein begründet und Ziele gewiesen. Allein nach wenigen Jahrzehnten schon warfen sich die Wogen der nationalen Bewegung zerstörend auf dies Werk, das sich seither von den erlittenen Schäden nicht mehr recht erholen konnte. Die reiche frische Volkskraft, die in Österreich vorhanden ist, betätigt sich fast ausnahmslos ausserhalb des politischen Rahmens, der ängstlich vor jeder ferneren Gefährdung bewahrt werden soll. Diese staatsmännische Aufgabe zu erfüllen, bedarf es vielleicht keiner schöpferischen aber liebevoller und gewissenhafter Arbeit. Herr v. Körber bietet für sie sein anerkanntes Verwaltungstalent und seine auf fast allen Gebieten erworbene Erfahrung auf, seine zähe Arbeitskraft und nicht zuletzt ein unentbehrliches Mass von zynischer Geringschätzung, um den einen Gegner gegen den andern auszuspielen. Es ist eine notwendige mühselige Flickarbeit, die ihm obliegt und vielleicht werden dankbare Nachfolger sie rühmen. Er erscheint inmitten der Parteiführer und ehrgeizigen Politiker, die ihn umlagern, als der bedeutende Repräsentant der einzigen guten Tradition, die sich in Österreich durch ein Jahrhundert hindurch leidlich erhalten hat, des deutsch-österreichischen Beamtentums. Wird aber Herrn v. Körber der grosse Erfolg beschieden sein, dass der Reichsrat durch seine glückliche Vermittlung wiederum seine Bestimmung zu erfüllen vermag, wird ihm die Zeit und der Spielraum vergönnt werden, diesen seinen Erfolg reifen zu machen und indessen allein sämtliche Funktionen des inneren Staatslebens zu versehen? Oder erfährt auch dieses ansehnliche Aufgebot an staatsmännischer Kraft einen resultatlosen Abschluss? In eine Verlassenschaft des Ministeriums Körber würden sich wohl gerne seine Feinde und angeblichen Freunde teilen, ein berufener Universalerbe jedoch ist bisher noch nicht in Sicht erschienen.

Wien, Ende Mai.

Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse Österreichs.

Von Michael Hainisch in Wien.

Die wirtschaftliche Entwicklung Österreichs weist keine anderen Züge auf, als die der übrigen grossen deutschen Territorien. Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein bestand die Masse der Bevölkerung aus Bauern, deren rechtliche Lage freilich in den einzelnen Teilen des Reiches eine sehr verschiedene war. Die Städte waren klein und trugen vielfach den Charakter von Landstädten. Das städtische Handwerk war zunftmässig organisiert und arbeitete für den lokalen Markt; nur einzelne Zweige desselben, wie die Tuchmacherei verschiedener Städte der Sudetenländer, hatten Bedeutung für den Weltmarkt erlangt. Sonst gab es, wenn man von dem Bergbau auf Edelmetalle, dessen Blüte übrigens schon vorüber war, absieht, im 17. und 18. Jahrhunderte nur zwei Industrien von Bedeutung: die Eisenindustrie und die Leinenindustrie. Die erstere hatte ihren Sitz hauptsächlich in den Alpenländern. Hier fand sich Erz in vorzüglicher Güte vor, hier lieferten die grossen Waldbestände das Brennmaterial, und hier gab es Wasserkräfte in Hülle und Fülle zum Betriebe von Radwerken. Die ganze Industrie erfreute sich einer eigenartigen Organisation, deren letzte Reste vor kaum einem Menschenalter beseitigt wurden. Auch im Gebirge, am Nordrande der Monarchie sass die Leinenindustrie. Hier hatte der spärliche Grundbesitz die Bevölkerung längst zu einer Nebenbeschäftigung gezwungen. Sie fand sie in der Leinenindustrie.

Unter der zielbewussten merkantilistischen Politik gelang es, zu diesen Industrien nach und nach andere zu gesellen, deren Sitz zum grossen Teile Wien und Niederösterreich war. Die Kaiser hielten nicht nur fremde Waren fern, sie gaben auch einzelnen Unternehmern ausschliessliche Privilegien und Geldunterstützungen und wussten den Widerstand der Zünfte zu brechen. Ja ihr Eifer ging so weit, dass sie selbst protestantische Gewerbetreibende ins Land riefen. Die meisten merkantilistischen Massregeln kamen im 19. Jahrhundert in Wegfall, der Schutzzoll ist in verschiedener Höhe bis zum heutigen Tage geblieben.

In die Verhältnisse, wie sie sich bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgebildet hatten, brachte der Bau der Eisenbahnen gründlichen Wandel. Zunächst wurde Österreich trotz seiner Zölle weit mehr in den Weltverkehr hineingezogen, als es bisher der Fall war; und dann begann die Wanderung und Konzentration der Industrie innerhalb des Reiches. Wien verlor einen guten Teil seiner alten Industrie, ohne indes seine Bedeutung einzubüssen. Die Textilindustrie konzentrierte sich in den Sudetenländern, desgleichen die Zuckerindustrie, der auch ein grosser Teil der Maschinenindustrie folgte. Selbst die Eisenindustrie wuchs hier rasch

heran, weil es, seitdem die Holzkohlenfeuerung aufgegeben wurde, vorteilhafter ist, Eisenerz statt Kohle zuzuführen, und Kohle besitzen die Sudetenländer mehr als die Alpenländer. Entsprechend dieser örtlichen Konzentration ist auch die Verteilung der Bevölkerung eine andere geworden. Ausser Wien, dem im weiten Abstande die wenigen grossen Städte folgen, ist die Bevölkerung am meisten in Nordböhmen und in dem mährisch-schlesischen Kohlendistrikte gewachsen. Dem gegenüber weisen viele Gebiete eine stationäre, ja sogar abnehmende Bevölkerungsmenge auf. Im grossen und ganzen gehören die Alpenländer zu diesen Gebieten, aber auch ganz Südböhmen und viele Teile von Mähren. In Galizien und in der Bukowina, rein agrarischen Ländern, wächst allerdings die Bevölkerung auch rasch an, so dass diese Länder zu den bevölkertsten Österreichs gehören. Aber hier erfolgt die Vermehrung unter dem Einflusse der Freiteilbarkeit auf Kosten gesunder Lebenshaltung. Tausende Galizianer sind zu dauernder oder zeitweiliger Auswanderung genötigt. Von den Angehörigen der westlichen Reichshälfte stellen sie zu der nun rasch anwachsenden österreichischen Auswanderung das Haupt-Kontingent. Neben ihnen kommen nur noch die Südslawen in Betracht, während von den industriell tätigen Deutschen und Tschechen nur wenige Österreich verlassen. Speziell die Auswanderung der Tschechen nach Nordamerika, die ehemals nicht unbedeutend war, ist in demselben Verhältnisse zurückgegangen, wie die aus dem Deutschen Reiche. Auch in Böhmen nimmt die Industrie einen grossen Teil des Geburtsüberschusses auf.

Fragen wir nach der Berufszugehörigkeit der österreichischen Bevölkerung, so müssen wir leider zu der Berufszählung des Jahres 1890 Zuflucht nehmen, da die Ergebnisse jener des Jahres 1900 noch nicht bekannt sind. Sie zeigt uns, dass die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung noch agrarisch ist. Unter je 10000 Menschen gehörten im Durchschnitte von Österreich (ohne Ungarn)

6241 der Land- und Forstwirtschaft,
2123 der Industrie,
623 dem Handel und Verkehr,
1013 dem öffentlichen Dienste und freien Berufen an,

oder waren berufslos. Zum Vergleiche sei bemerkt, dass im Deutschen Reiche nach der Zählung von 1895 kaum 36 % der Bevölkerung agrarisch tätig waren. Natürlich ist, wie bereits erwähnt, die österreichische Industrie örtlich konzentriert. Dem entsprechend bildet die landwirtschaftlichtätige Bevölkerung, wenn wir von der Stadt Triest absehen, nur in vier Kronländern nicht die Mehrzahl der Bevölkerung: in Niederösterreich, Vorarlberg, Böhmen und Schlesien. Von diesen ist Niederösterreich eigentlich nicht in Betracht zu ziehen, da die Bevölkerung Wiens die Mehrheit der niederösterreichischen Bevölkerung bildet. Nichtsdestoweniger ist selbst in Niederösterreich die landwirtschaftliche Bevölkerung eine ziemlich grosse, sie beträgt 29,5 %. In den letztgenannten drei Kronländern bleibt sie aber mit 46,1, 46,8 und 47,9 % nur unbedeutend hinter der Hälfte der Gesamtbevölkerung zurück. Anders steht es natürlich in den Ländern ohne entwickelte Industrie. Hier

wächst der Anteil der Landwirtschaft stark an und überschreitet in den Karpathenländern und Dalmatien je 80% der Bevölkerung.

Trotz dieser starken agrarischen Bevölkerung ist Österreich nicht in der Lage, seine Lebensmittel selbst zu produzieren. Es hat ein Defizit an Cerealien, Wein und Vieh, das durch Einfuhr aus dem noch mehr agrarischen Ungarn gedeckt wird. Vor einigen Dezennien war dieser Überschuss Ungarns so gross, dass Ungarn nicht bloss das österreichische Nahrungsmitteldefizit decken, sondern auch als Getreideverkäufer auf dem Weltmarkte erscheinen konnte. Seither ist die Bevölkerung in beiden Ländern stark gewachsen, so dass die ungarische Ausfuhr nach Deutschland immer mehr zurücktritt. Ja, in Fehljahren versiegt der Export gänzlich.

Bei diesem in rascher Abnahme begriffenen Lebensmittelexport und bei der relativ geringen industriellen Entwicklung darf es uns nicht wundernehmen, dass der Aussenhandel der Gesamtmonarchie noch ein geringer ist. Vergleicht man z. B., um einen Massstab zu gewinnen, den Wert des deutschen Aussenhandels mit dem des österreichischen, so erhält man ein Verhältnis von 4 : 1, während die deutsche Volkszahl doch kaum um ein Fünftel grösser ist als die Österreichs.

Viel Interesse bietet es zu untersuchen, wie sich Einfuhr und Ausfuhr in den einzelnen Warenkategorien verhalten, und mit welchen Ländern Österreich-Ungarn Handel treibt.

Über die erste Frage mag die nachstehende Tabelle Auskunft geben.

Es betrug im Jahre 1901 der Wert der

	Einfuhr (Millionen Kronen)	Ausfuhr (Millionen Kronen)
von Nahrungs- und Genussmitteln	278,5	341,4
von Rohstoffen der Industrie	694,4	477,4
von Fabrikaten	679,7	1066,7
Zusammen	1652,6	1885,5

Danach scheint Österreich-Ungarn entgegen unseren bisherigen Ausführungen Industriestaat zu sein. Ein näheres Eingehen zeigt uns aber, dass es fast ausschliesslich landwirtschaftliche Industrien sind, denen Österreich den Aktivsaldo in Industrieprodukten verdankt. Zucker, Mehl, Malz und Bretter sind es, die den Aktivsaldo ausmachen. Fällt die Zuckerausfuhr hinweg, was nach der Brüssler Konvention der Fall sein kann, und werden die zukünftigen Handelsverträge so gestaltet, dass es lohnender wird, Weizen, Gerste und Holzstämme, statt Mehl, Malz und Bretter zu exportieren, so wird sich in der österreichischen Handelsbilanz ein grösserer Aktivsaldo in den Nahrungsmitteln zeigen, während sich Ein- und Ausfuhr in den Rohstoffen und Fabrikaten die Wage halten werden. Der vorwiegend agrarische Charakter der Ausfuhr würde dann klar vor Augen treten.

Dieser Charakter der Ausfuhr erklärt es, dass sie zu fast 52% nach Deutschland erfolgt. Neben Deutschland kommt nur mehr England mit 10% und Italien mit etwas mehr als 7% in Betracht. Indes dürfte

die Ausfuhr nach England rasch abnehmen, da sie zum grossen Teile aus Zucker bestand, der über die Elbe und Hamburg verfrachtet wurde. Die Ausfuhr in die einzelnen übrigen Länder zählt fast gar nicht. So beträgt die nach Rumänien, der Balkanhalbinsel, der Türkei und Ägypten zusammengenommen nicht 10 % der Gesamtausfuhr, obwohl in Österreich beständig von der Eroberung des Absatzgebietes dieser Länder die Rede ist.

Nicht so sehr beschränkt auf wenige Länder ist der Einfuhrhandel. Es hängt das offenbar damit zusammen, dass man Rohstoffe, wie die Baumwolle, und Kolonialwaren, wie Kaffee und Tabak, zum Teile in den Erzeugungsländern direkt kauft. Aber immerhin kommt ebenfalls mehr als die Hälfte (53,3 %) der Einfuhr dem Werte nach aus Deutschland, England und Italien, wobei natürlich Deutschland (mit 38,72 %) der Löwenanteil zufällt.

Die innige Verflechtung des österreichischen Wirtschaftsgebietes mit dem deutschen darf uns angesichts der geographischen Lage beider Gebiete nicht wundernehmen. Für Tirol, Salzburg und Teile von Oberösterreich liegt München näher als Wien, und das wichtige Nordböhmen hat sein Ausfallstor nach Sachsen und Norddeutschland. Hamburg ist der Hafen für diesen Teil Österreichs. Dorthin sendet er seine wichtigsten Exportgegenstände, wie den Zucker, von dorther bezieht er auch die Rohstoffe und Kolonialwaren. Der Grund für diese Verkehrsrichtung liegt zum guten Teile in der Möglichkeit der billigen Verfrachtung auf der Elbe. Die Elbhäfen sind für den österreichischen Aussenhandel wichtiger als der einzige grosse Seehafen Triest; war doch die Tonnenzahl der auf der Elbe nach Deutschland verfrachteten Waren im Jahre 1901 fast dreimal so gross wie die der Waren, die den Triester Hafen verliessen. Zudem muss noch bemerkt werden, dass sich in den von Triest verschifften Gütern auch jene befanden, die für Istrien und Dalmatien bestimmt waren, also gar nicht aus dem österreichisch-ungarischen Zollgebiete ausgeführt wurden. Die Verbindung zwischen dem österreichischen und deutschen Wirtschaftsleben dürfte im Laufe der Entwicklung eine noch innigere werden. Der Bau der Kanäle zwischen der Oder und Elbe einerseits und der Donau andererseits wird den Transport von Massengütern zwischen Österreich und Norddeutschland wesentlich erleichtern, und dann wird die Tauernbahn Bayern mit Triest verbinden und damit dieses zu einem für die deutsche Ausfuhr wichtigen Platze gestalten. Wie dem aber auch in Zukunft sein möge, auch heute spielen die Handelsbeziehungen zwischen Österreich und Deutschland eine so wichtige Rolle, dass alles, was diese Handelsbeziehungen berührt, für Österreich von der allergrössten Wichtigkeit ist. Dies erklärt es denn auch, dass sich der Plan eines mitteleuropäischen Zollverbandes trotz der Furcht der österreichischen Industrie vor der deutschen Konkurrenz langsam Freunde wirbt.

Nur zu einem zweiten Lande sind die Beziehungen noch innigere, als zu Deutschland: zu Ungarn. Ungarn bildete bis zu den Stürmen des Jahres 1848 ein getrenntes Zollgebiet. Nach der Besiegung der

ungarischen Revolution wurde Ungarn in die Gesamtmonarchie einverleibt, und damit fiel auch die Zollgrenze. Ungarn sollte aber nicht lange eine österreichische Provinz bleiben. Unter dem Eindrucke der Niederlage von 1866 wurde ein selbständiger ungarischer Staat aufgerichtet, der mit Österreich alle zehn Jahre den sogenannten Ausgleich macht, d. h. Vereinbarungen über verschiedene gemeinsame Angelegenheiten trifft. Regelmässig wurde bisher auch das Zoll- und Handelsbündnis verlängert. Aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, gestaltet sich der Ausgleich stets schwieriger. Ja, die Verhandlungen über den neuen Ausgleich ziehen sich durch die politischen Kämpfe in beiden Ländern schon durch sieben Jahre hin, ohne dass sich das Ende absehen liesse.

In den ersten Jahren nach 1866 schien eine Zollgemeinschaft zwischen beiden Ländern selbstverständlich zu sein. Österreich setzte seine Industrieprodukte in Ungarn ab, und Ungarn fand an Österreich einen willigen Abnehmer seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Je mehr aber Ungarn politisches Selbstbewusstsein gewann, desto mehr wurde es ihm klar, dass es als reiner Agrarstaat zu keiner bedeutenden Rolle berufen sein könne. Nun beginnt in Ungarn das Streben, eine selbständige Industrie zu schaffen und die Mittel merkantilistischer Politik diesem Ziele dienstbar zu machen. Eine Zollgrenze liess sich natürlich einseitig nicht aufrichten, aber die ungarische Regierung konnte bei öffentlichen Lieferungen die österreichische Industrie ausschliessen und eine solche Eisenbahntarifpolitik machen, dass damit eine Art Schutzzoll für die heimische Industrie geschaffen wurde.

Die wachsenden Schwierigkeiten der Verständigung hatten wenigstens das Gute, dass man daran ging, die Grösse des Verkehrs zwischen beiden Ländern zu erheben. Nun wissen wir mit ziemlicher Genauigkeit, dass von den rund 900 Mill. Kronen, um die Österreich im Jahre 1901 Waren aus Ungarn bezog, 520 Mill. Kronen auf Rohprodukte und 140 Mill. Kronen auf Mehl entfielen, während umgekehrt Österreich nach Ungarn um rund 700 Mill. Kronen Industrieprodukte und nur um rund 170 Mill. Kronen sonstige Waren exportierte. Unter diesen Industrieprodukten spielen die Eisenwaren eine geringe Rolle, so dass man daraus ersehen kann, dass sich die ungarische Politik, die österreichische Einfuhr hintanzuhalten, auf diesem Gebiete erfolgreich erwies. Hingegen ist es den Ungarn bisher nicht gelungen, eine grosse Textilindustrie zu schaffen, so dass die österreichische Textilindustrie noch heute jenseits der Leitha ein lohnendes Absatzgebiet findet. Die jüngste Verlustliste für die österreichische Industrie weist den Wegfall des Zuckerexports nach Ungarn auf. Ganz entgegen dem Geiste des Zoll- und Handelsbündnisses erhebt Ungarn nach der Brüssler Zuckerkonvention einen Zoll auf österreichischen Zucker, der ausreicht, den ungarischen Markt den ungarischen Fabriken zu sichern.

Ungarn sucht mit grosser Folgerichtigkeit sich immer mehr von Österreich zu trennen und vollständige Selbständigkeit zu erlangen. Es gibt keine Partei im ungarischen Parlamente, der nicht dieses Ziel vor-

schwebte. Nur über den Zeitpunkt der Trennung sind die Meinungen geteilt. Die radikalen Parteien wünschen die Trennung sofort, die gemässigten suchen sie vorzubereiten und inzwischen noch die grossen Vorteile auszunützen, welche die Verbindung mit Österreich für die ungarischen Finanzen und den ungarischen Kredit mit sich bringt. Für sie hängt die Antwort, wann sie die Trennung von Österreich wollen, von dem Ergebnisse einer nüchternen Rechnung ab.

Welche Stellung nimmt nun die öffentliche Meinung Österreichs gegenüber den separatistischen Bestrebungen Ungarns ein? Bis vor kurzem hat man sich den Ernst der Lage nicht klar gemacht und selbst, wo es der Fall war, Opfer gebracht, um den Rest der Einheit des Reiches zu wahren. Bestimmend war, dass der österreichische Gesamtpatriotismus noch immer mächtig war, dass die Krone jedesmal mit Hochdruck arbeitete, um auf Kosten Österreichs den Ausgleich mit Ungarn zustande zu bringen, und dass das Bürgertum besorgte, das gute ungarische Absatzgebiet zu verlieren. Im Laufe des letzten Quinquenniums hat sich die öffentliche Meinung in Österreich mit dem Gedanken der Personalunion mit Ungarn und der Zolltrennung vertrauter gemacht. Man meint, es sei vorteilhafter, mit Ungarn wie mit jedem anderen Staate einen Handelsvertrag zu machen und all das gute Geld zu sparen, das Österreich heute für Ungarn in der Form von höherer Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben steuern muss. Man meint, Ungarn sei von Österreich abhängiger als Österreich von Ungarn, weil Ungarn seine Agrarprodukte eigentlich nur an Österreich, das es fast vollständig umschliesse, verkaufen könne, während Österreich wenigstens die Möglichkeit habe, mit seinen Industrieprodukten den Wettkampf auf dem Weltmarkte zu versuchen. Trotzdem wäre es verfehlt zu glauben, dass nun schon eine Zolltrennung eintreten werde. Für die Aufrechterhaltung des status quo tritt in erster Reihe der Kaiser ein, von dem man es wohl begreifen kann, dass er nach den vielen Unglücksfällen, die ihn getroffen haben, das Bestreben hat, grosse Umwälzungen während seiner Regierung zu vermeiden; dann aber auch die grosse Masse der Kaufleute und Industriellen. Sie sehen wohl ein, dass die Entwicklung zur Trennung führt, und dass es die Ungarn sein werden, welche die Trennung dann bewerkstelligen werden, wenn es ihnen passt. Welcher Kaufmann denkt aber auf längere Zeit als auf ein paar Jahre voraus? Gestalten sie sich günstig, so kann er sich vom Geschäfte zurückziehen und sich denken: après moi le déluge!

Unter solchen Verhältnissen dürfte das Zoll- und Handelsbündnis zwischen Österreich und Ungarn zustande kommen. Was aber dann in zehn Jahren eintreten wird, entzieht sich unserer Voraussicht. Liefen die Dinge in der gleichen Richtung weiter wie bisher, so wäre mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass Ungarn dann die Trennung von Österreich bewerkstelligen würde. Selbst ein Teil der österreichischen Industriellen, d. h. alle jene, die inzwischen in Ungarn Filialen errichtet haben, würde freudig zustimmen — zum Schaden jener, die dies verabsäumt haben. Dann würde Österreich genötigt sein, den Anschluss

im Westen zu suchen und mit dem Deutschen Reiche in ein engeres Zollbündnis zu treten.

Es kann aber auch ganz anders kommen. Dem österreichischen Thronfolger sagt man nach, dass er den Ehrgeiz habe, die alte Gesamtmonarchie wieder herzustellen und dem ungarischen Separatismus ein Ende zu bereiten. Bei dem Umstande, dass die Mehrheit der ungarischen Bevölkerung aus Nichtmagyaren besteht, bei denen die magyarische Herrschaft auf grösseren oder geringeren Widerstand stösst, und die im Kampfe zwischen Kaiser und Ungarn sich auf die Seite des Kaisers stellen werden, erscheint ein solcher Versuch nicht von vornherein als aussichtslos. Wie immer er ausfallen mag, unter allen Umständen wird die weitere wirtschaftliche Entwicklung Österreichs von den politischen Verhältnissen abhängen. Das öffentliche Recht wird hier wieder einmal die Wirtschaft beeinflussen und nicht umgekehrt die Wirtschaft das Recht.

Klangfarbe oder Tonfarbe?

(Ein Grundproblem der psychophysiologischen Akustik.)

Von Adolf Stöhr in Wien.

Nach Ohms Klanggesetz und nach der Resonanzhypothese von Helmholtz hängt die Klangfarbe von der Anzahl, Höhe und Stärke der Nebentöne ab, die einem Haupttone beigemischt sind.

Von dem Standpunkte dieser Hypothese hätte man sich vorzustellen, dass die komplizierte Schallbewegung der Luft, die von der Gleichzeitigkeit verschiedener Schwingungen einfacher Art in demselben Luftraume unvermeidlich herrührt, durch das innere Ohr nicht ebenso kompliziert als Klangfarbe unmittelbar empfunden, sondern vorher in die einzelnen pendelartig regelmässigen Schwingungen zerlegt wird. Das Ohr vermag das nach dieser Hypothese zu leisten, weil die durch die Schwingungszahl verschiedenen regelmässigen Schwingungen auf anatomisch verschiedene Orte der Grundmembran mit verschiedener Resonanzfähigkeit verteilt werden. Eine dieser Stellen schwingt lebhaft, ihre Bewegung ist die Bedingung des Haupttones; die anderen Stellen schwingen leise; von ihnen rühren die Nebentöne her. Alle anderen Stellen der Grundmembran bleiben stumm. Die Nebentöne verleihen dem Haupttone die

„Klangfarbe". Der einzelne Ton hat nach dieser Hypothese keine Farbe. Er heisst auch noch nicht Klang, sondern nur ein einfacher Ton. Das aus einem Haupttone und aus leisen Nebentönen gebildete Gemenge heisst ein einziger Klang. Die Nebentöne gehen als selbständig hörbare Töne verloren; sie erscheinen in der Empfindung als Farbe des Httptones. Durch Resonatoren können die beigemengten Nebentöne hörbar gemacht werden. Nach dieser Auffassung gibt es keine Tonfarbe, sondern nur eine Klangfarbe. Alle einfachen Töne sind farblos und alle einfachen Klänge sind gefärbt.

Die Farbe musikalischer Klänge steht in naher Beziehung zur Konsonanz. Die nächsten oberen harmonischen Nebentöne von c sind die Oktave c_1, die Quinte g_1 über dieser Oktave, die zweite Oktave c_2, die grosse Terz e_2 über dieser Oktave. Werden diese Nebentöne stark genug, so dass sie selbständig hörbar mit ihrer Eigenhöhe auftreten und nicht nur als Farbengeber für c, so tritt an die Stelle des farbigen Klanges c der konsonante Mehrklang c c_1 g_1 c_2 e_2.

Konsonanz und Schönheit der Klangfarbe hängen offenbar mit dem Verhältnisse der Schwingungszahlen zusammen. Die Art des Zusammenhanges zu deuten macht aber der Resonanzhypothese grosse Schwierigkeiten. Die Hypothese macht den Eindruck, dass sie geradezu unentbehrlich und doch andrerseits in der gegebenen Form unhaltbar sei. Triftige Einwände sind in gedrängter Kürze von Mach in der „Empfindungsanalyse"[1]) zusammengestellt. Auch das, was Ewald[2]) vorgebracht hat, verdient höchste Beachtung. Es ist hier nicht genügend Raum, auf viele andere verdienstliche Arbeiten hinzuweisen. Ich möchte hier die Aufmerksamkeit auf eine andere Seite der Schwierigkeiten lenken, die vor allem eine einheitliche Gestaltung der Harmonielehre betreffen. Ich will dabei voraussetzen, dass die Frage der Mitschwingung der Grundmembran überhaupt und der Resonanz einzelner Fibrillen der Membran auf bestimmte Schwingungszahlen einer befriedigenden Lösung im positiven Sinne fähig sei. Ich bin auch überzeugt, dass sich diese Lösung finden lässt, und dass sie nicht einmal schwierig ist, wenngleich einzelne Argumente wie das aus der Existenz von Tönen, die durch den Ausfall von Schwingungen entstehen (Intermittenztöne) schwerwiegend zu sein scheinen.

Wenden wir uns gleich zur Sache. Der Durakkord c, e, g, c_1 enthält eine grosse und eine kleine Terz, c e und e g, eine Quinte c g, eine Oktave c c_1, eine Quarte g c_1 und eine kleine Sext e c_1. Er klingt hart und hell. Der Mollakkord c es g c_1 enthält zunächst die gleichen Abstände: eine grosse Terz es g, eine kleine c es; nur die Sext es c_1 ist eine grosse Sext. Dieser Akkord klingt weicher und trüber. Die kleine Sext hat das kompliziertere Verhältnis 8 : 5, die grosse das Verhältnis 5 : 3. Nimmt man eine beliebig andere grosse Sext, für die man durch den angeschlagenen Dreiklang c e g nicht vorbereitet und beeinflusst

---

1) Analyse der Empfindungen 3. Aufl. 1902 Kapitel XIII Seite 198 ff.
2) J. Rich. Ewald, Eine neue Hörtheorie, Bonn 1899.

wurde, und verwischt man den Eindruck des Dreiklangakkordes durch Pausen oder dazwischengeschalteten Lärm, so klingt die grosse Sext, z. B. d h härter und heller als die kleine d b, die einen trüberen und weicheren Eindruck macht. Ist es nun nicht paradox, dass ein Akkord durch die Einführung einer trüben und weichen Euphonie zum Durakkord wird und dass die Umwandlung dieses Intervalles in ein reineres und helles dem Ganzen den Mollcharakter verleiht?

Ein anderer Fall. Die reine Quart sollte dem Wohlklange nach zwischen der reinen Quinte und der grossen Terz stehen, denn das Zahlenverhältnis 4 : 3 steht zwischen den Verhältnissen 3 : 2 und 5 : 4. Die Euphonie der Quart ist so wenig befriedigend, dass man weder von der Quart ausgeht noch in der Quart zur Ruhe kommt. Die Quart ist bezeichnenderweise das Intervall der Wiener Feuerwehr. Die grosse Terz, sogar die kleine Terz mit dem Verhältnisse 6 : 5 ist im Dreiklang wie im Zweiklange der Quarte an Euphonie überlegen.

Ein anderer Fall. Ledige Quintenparallelen klingen widerwärtig. Quartenläufe klingen nicht minder unschön. Der Lauf in den Terzen c e, d f, e g, f a, g h, a c_1, h d_1, c_1 e_1 ist euphonisch.

Solche Fälle lassen sich häufen. Es lässt sich mit der Einfachheit der Verhältnisse der Schwingungszahlen sehr viel aber nicht alles und meistens nicht die Hauptsache für die Gestaltung der Harmonielehre in eine Parallele bringen. Dazu kommt aber die Frage, die auch gleich am Anfange gestellt werden könnte: was in aller Welt hat ein Zahlenverhältnis mit Euphonie und Kakophonie zu schaffen?

Man fände den Zusammenhang begreiflich, wenn wir luftige Wesen wären und die schallende Luft selbst unser Ohr. Je komplizierter das Zahlenverhältnis der Schwingungen ist, desto komplizierter wird die einheitlich zusammengesetzte Wellenform der Luft sein. Eine gewisse Einförmigkeit entspräche dann vielleicht der Empfindung des „hohlen" Tones, eine zu grosse Komplikation dem Lärm und der Kakophonie; endlich dürfte ein Optimum der Einheitlichkeit im Reichtume der Wellenform der Euphonie entsprechen. So steht aber die Sache nicht. Das innere Ohr zerlegt nach der Resonanzhypothese den komplizierten Luftdruckreiz in eine Summe von pendelartig gleichmässigen Schwingungen, deren jede einen anderen anatomischen Ort hat, wo sie ungestört und säuberlich ihren reinen einfachen Ton, er mag nun hohl oder schön klingen, erzeugen hilft. Da jede Schwingung in ihrer Zahl regelmässig ist, wie kann durch Häufung von Regelmässigkeiten, die sich gegenseitig nicht stören können, jemals Dissonanz, Missfarbe und Lärm entstehen? Eine Überbürdung des schwingenden Organes, die etwa ein Unbehagen verursachen könnte, findet nicht statt, weil jede neu hinzukommende Schwingung einer anderen Stelle zugewiesen wird, die bisher geruht hat. Nur dann stört ein Bild das andere, wenn beide auf dieselbe Stelle geworfen sind.

Hier ist der Punkt, wo die Resonanzhypothese einer Ergänzung bedarf.

Damit ein Ton hörbar werde, dazu scheint offenbar die Grundmembran, die Trägerin des eigentlichen Gehörorganes, schwingen zu

müssen. Zahlreiche Fasern sind in dieser Membran entfernt ähnlich zueinander geordnet wie die Stufen einer Wendeltreppe. Besser wäre der Vergleich mit Balken, die zu einem glatten Wendelweg zusammengeschlossen sind. Jede dieser Fasern sei auf eine andere Schwingungszahl gestimmt, und jede dieser Fasern sei der Resonanz zu einer äusseren Schallquelle fähig. Zwei gleich gestimmte Gabeln, von denen eine ausserhalb des Körpers und eine im inneren Ohre schwingt, sind ein hinkendes Gleichnis für diese Resonanz. Die resonierende Gabel kann frei ausschwingen; die resonierende Faser der Membran ist physisch mit Nachbarfasern, die nicht derselben Schwingungszahl entsprechen und daher stumm bleiben, verwachsen. Noch weniger befriedigend ist der Vergleich mit einer schwingenden homogenen Membran. Die Grundmembran ist eben weder homogen noch eine Summe freischwingender Saiten. Es handelt sich hier um ein System verschieden schwingungsfähiger Saiten, die untereinander zu physischer Kohärenz verwachsen sind und daher eine einzige Membran mit stark bevorzugten nebeneinander gereihten Schwingungslinien bilden. Normal zur Membran liegen die verschiedenen Schwingungsebenen nacheinander gereiht.

Schwingt nun eine Faser aus der Grundmembran (in die scala tymbani) hinaus, so muss sie die benachbarten Fasern zu einer Ausschwingung nach derselben Richtung mechanisch ohne Rücksicht auf geänderte Schwingungszahlen mitreissen. Könnten die benachbarten Fasern nicht folgen, so bliebe das Ohr taub, weil die resonierende Faser wie durch querziehende Bänder nach beiden Seiten niedergehalten würde. Die benachbarten Fasern können aber nicht je eine ganze Schwingung gleichzeitig mit der resonierenden Faser beenden, weil die einen auf der breiteren Seite des Schneckenganges weniger, und die anderen auf der schmäleren Seite mehr Schwingungen in der Zeiteinheit ausführen. Nehmen wir an, die resonierende Faser schwinge ohne Knoten durch einfache Ausbauchung nach der einen Seite, Rückkehr zur Ruhelage, Ausbauchung nach der anderen Seite und abermalige Rückkehr zur Ruhelage. Damit ist eine Schwingung vollendet. Der Mittelpunkt der Fibrille habe eben jetzt die grösste Entfernung von der Ruhelage erreicht und sei im Begriffe zurückzugehen. Dieser Punkt der Fibrille ist nach rechts und nach links an andere Punkte der benachbarten Fibrillen gefesselt. Die eine dieser Fibrillen, die schneller schwingt, ist bereits auf dem Rückwege; die andere ist noch in der Ausschwingung begriffen. Durch den einen Begleiter wird der resonierenden Faser von der eigentümlichen Ausschwingungsweite, die sie im freiem Zustande einer isolierten Saite hätte, etwas genommen. Von dem andern Begleiter wird ihr etwas dazugegeben. Es erinnert das an einen Menschen, den zwei Begleiter an den Händen führen. Von dem schnelleren Begleiter wird er gezogen, von dem langsameren wird er zurückgehalten. Sind beide Begleiter gleich stark, so behält er die ihm eigene Geschwindigkeit. Der ziehende Begleiter verliert an Geschwindigkeit, der gezogene gewinnt. Ähnlich verhält es sich mit der resonierenden Faser und ihren benachbarten. Verliert eine Faser an Ge-

schwindigkeit innerhalb der Ausschwingung, so wird ihre Schwingungsweite kleiner; die Schwingungszahl bleibt dabei unverändert, weil sie an die Dimension der Faser gebunden ist.

Zeichnet man eine Reihe von Momentbildern der Schwingung einer gefesselten Faser im Augenblicke der grössten Ausbauchung nach derselben Seite, so sind die Grössen der Ausbauchung für nacheinanderfolgende Bilder nicht mehr untereinander gleich. Sie zeigen eine gesetzmässige Abnahme und Zunahme. Auch zwei aufeinanderfolgende Ausschwingungen nach entgegengesetzten Seiten haben nicht mehr die gleiche Weite. Die einzelne Schwingung hat aufgehört pendelartig gleichförmig zu sein. Die einzelne Schwingung hat eine kompliziertere Gesetzmässigkeit angenommen, was man auch mit den Worten ausdrücken kann, sie sei in sich deformiert.

Diese Mitschwingung ungleichnamig gestimmter Fasern, die mit der akustischen Resonanz gleichnamig gestimmter Gabeln rein nichts zu tun hat, möchte ich die durch anatomische Kohärenz verursachte Mitschwingung oder kürzer die anatomische Mitschwingung in der Grundmembran nennen.

Die resonierende Faser wird den Hauptton geben. Nach rechts und nach links von dieser Faser werden die anatomisch verursachten Nebenschwingungen immer schwächer werden, je grösser die anatomische Entfernung der schwingenden Fasern wird. Vielleicht sind alle Nebenschwingungen so schwach, dass sie das daraufgesetzte eigentliche Hörorgan nicht anregen. Dann entstehen stumme anatomische Mitschwingungen, und eine einzige Hauptschwingung, die einen wirklich einfachen Ton angibt. Vielleicht sind die zunächst benachbarten anatomischen Mitschwingungen stark genug, um Nebentöne zu bedingen, dann wäre das, was man einen einfachen Ton nennt, eigentlich auch schon ein Tongemenge. Nehmen wir an, dass es wirklich einfache Töne gibt und dass eine einzige tönende Hauptschwingung mitten unter stummen Nebenschwingungen möglich ist.

Nun setzen wir den Fall, dass zwei Fasern zugleich durch äussere Schallerreger in Resonanz versetzt werden. Die Empfindung gebe die grosse Terz c e. In der Grundmembran wird eine Stelle im Sinne c und eine davon entfernte im Sinne von e schwingen. Diese zwei Stellen machen aus dem zwischen ihnen liegenden Stücke der Grundmembran einen anatomisch stumm mitschwingenden Boden. Die anatomischen Mitschwingungen sind für sich allein nicht stark genug, um das auf der Grundmembran angebrachte Hörorgan zu erregen. Wenn aber die stumme Mitschwingung, die sich von der Stelle für c ausgehend nach beiden Seiten in der Grundmembran fortpflanzt, in der Stelle für e eingetroffen ist, dann muss sie, weil sie zwar stumm aber nicht null ist, die Schwingungsform für e in sich deformieren. Ebenso erfährt die Schwingungsform für c eine Deformation in sich durch die Kohärenz mit der Stelle für e. Wenn nun von der Schwingungszahl die Tonhöhe und von der Schwingungsform der Schwingungseinheit dieser Zahl die Tonfarbe abhängt, so müssen die Töne c und e sich

gegenseitig die Farbe der grossen Terz verleihen. Die grosse Terz ist eine Euphonie, die darin besteht, dass jeder Ton nach vollzogener Wechselwirkung eine schöne Farbe an sich selbst hat. Die Färbung der grossen Terz besteht aus den zwei (nicht genau gleichen) Farben, die sich die Töne gegenseitig erzeugen. Es besteht kein Wohlgefallen an einer zwischen zwei Schwingungszahlen bestehenden für die Sinne unfassbaren Beziehung. Die Zuordnung der Schwingungsform zur Tonfarbe lässt sich philosophisch freilich nur als Problemstellung und nicht als Problemlösung bezeichnen. Sicher ist aber die Zuordnung der Schwingungsform zur Tonfarbe ein einfacheres Problem als die Zuordnung einer verstandesmässigen mathematischen Beziehung zur einfältigen Empfindungstatsache.

Nun lassen wir die resonierenden Stellen einander anatomisch näherrücken, indem wir die kleine Terz c es nehmen. Die gegenseitige Deformation wird jetzt infolge der Annäherung tiefer greifen. Sie wird ausserdem durch das kompliziertere Schwingungszahlenverhältnis eine grössere Komplikation dessen erreichen, was der Schwingungsform tiefer eingeprägt wird. Die Folge davon wird eine Trübung, eine Weichheit der Euphonie, aber immer noch ausgesprochene Euphonie oder Mollschönheit sein. Die Töne verleihen sich wechselseitig die Farben der kleinen Terz. Ohne die anatomische Mitschwingung wäre das kompliziertere Schwingungszahlenverhältnis ganz unfähig den Ton zu färben. Könnten die Fasern für e und für es ihre anatomischen Stellen tauschen, dann würde c e ohne Änderung der Tonhöhen den Mollcharakter oder die Farben der kleinen Terz haben und c es hätte den Durcharakter. Die Schwingungszahlenverhältnisse sind gewiss mitbestimmend. Sie können aber die Tonfarbe nur indirekt beeinflussen, während die anatomische Schwingung dies direkt zu tun vermag. Die Wirkung der anatomischen Mitschwingung wird durch die Komplikation der Schwingungsverhältnisse nur verstärkt. Der hypothetische Mollcharakter der Terz c e wäre gewiss nicht so ausgesprochen moll, aber auch längst nicht mehr dur.

Lassen wir jetzt c und d zusammenschwingen. Die anatomische Nähe ist grösser geworden und das Verhältnis der Schwingungen komplizierter. Dieser zu kompliziert gewordenen Schwingungsform ist nicht mehr trübe und weiche Euphonie, sondern bereits etwas Mittleres zwischen Euphonie und Kakophonie zugeordnet, gewissermassen eine Mesophonie, die nur als Übergang zwischen Konsonanzen geduldet wird, aber auch unentbehrlich ist. Die Töne verleihen sich wechselseitig die Farben der grossen Sekunde. Man kann dieses Intervall eine Dissonanz nennen. Die Dissonanz besteht aber nicht in der Beziehung zwischen zwei Tonhöhen, sondern das Verhältnis dieser Tonhöhen bringt es mit sich, dass jede Schwingungsform des einzelnen Tones in sich kompliziert ist und dass jeder Ton für sich eine andere und eigene Farbe angenommen hat.

Lassen wir c und des zusammentreffen, so werden beide Ursachen noch wirksamer. Die Dissonanz ist auffallend verschärft; die Farben der Töne sind aus der Färbung der grossen Sekunde in die Färbung der kleinen verändert.

Nähern sich die Schwingungszahlen bedeutender, so werden zwar die Zahlenverhältnisse komplizierter, aber die geometrischen Lagenverhältnisse der Schwingungen, auf die es ankommt, einfacher. Die wechselseitige Deformation wird tatsächlich geringer, wie eine graphische Darstellung zeigt. Die anatomische Nachbarschaft wird so wirksam, dass die Schwingungsformen eine gewisse Ausgeglichenheit annehmen, die sich ebenfalls nur durch graphische Darstellung erläutern lässt. Die Dissonanz wird gemildert und schliesslich in eine mystisch euphonische Färbung verwandelt.

Auffallend schliesst sich hier das bekannte Experiment mit den schwebend gestimmten Gabeln an. Werden zwei Gabeln, die etwa um vier Schwebungen gegeneinander verstimmt sind und um das normale a^1 herum tönen, an den äusseren Gehörgang desselben Ohres gehalten, so ist die Schwebung schmetternd scharf. Tönen die Gabeln untereinander gleich stark und gleich lang, so besteht die Schwebung aus Stössen einer identischen Tonhöhe, die aus den gegebenen Höhen resultiert.

Werden die Gabeln auf beide Ohren verteilt, so ist die Schwebung ungewöhnlich milde und die Zweiheit der Tonhöhen erhalten. Hier ist fast mit Händen zu greifen, dass im ersten Falle zwei verschieden schwingende und stark benachbarte Stellen in demselben Ohre sich durch Wechselwirkung verähnlichen und bei hinreichend kleiner Zahl der Schwebungen und hinreichend individueller Beschaffenheit der Grundmembran gleich machen. Dadurch, dass beide Stellen in demselben Ohre direkt akustisch resonieren, also zugleich relativ stark schwingen, können die Unterschiede der Schwingungszahl bis zur Aufhebung geringer und die Schwebungen im Sinne von Intensitätsänderung stärker werden. In dem anderen Falle können die Stellen nicht ausgleichend wirken, weil sie auf zwei Ohren verteilt zwei verschiedenen Grundmembranen angehören. Die Tonhöhen bleiben auseinander. Auch die Schwebungen können sich nicht so gut entwickeln, weil sich sozusagen die Schwingungszahl des einen Tones um die Schwingungszahl des anderen nicht kümmert. Könnte man die Fasern einer Membran im selben Ohre isolieren wie die Saiten eines Klavieres, so wäre es überhaupt nicht möglich, Schwebungen zu hören. Bei der Verteilung der Gabeln auf zwei Ohren wirkt die auf kurzem Wege stark resonierende Faser mit dem geringen Betrage zusammen, der der benachbarten kohärenten Faser durch die Kopfknochenleitung von der anderen Stimmgabel her zukommt, und der stark resonierenden Faser in der Grundmembran desselben Ohres zugeleitet wird.

Die Stärke der anatomisch bedingten Mitschwingung hängt von zwei Faktoren zugleich ab: von der anatomischen Entfernung der mitschwingenden Stelle und von dem Schwingungszahlenverhältnisse zu eben dieser Stelle.

Durch das Zusammenwirken beider Faktoren entstehen mehrere relative Maxima der stummen Mitschwingung. Ab und zu hebt sich eine Stelle des tonlos mitschwingenden Bodens durch grössere Lebhaftigkeit der Ausschwingung hervor. Der Hauptton wird ein solches Maximum in der Stelle für die Oktave erzeugen, weil hier das Verhältnis 2:1 auch

für die anatomisch vermittelte ungleichnamige Mitschwingung unter sonst gleichen Umständen das günstigste ist. Ein anderes Maximum erzeugt er an der Stelle für die Quinte; hier ist das Schwingungsverhältnis 3:2 weniger günstig, aber die anatomische Nachbarschaft günstiger. Diese Unterschiede dürften sich nahezu kompensieren, so dass die beiden Maxima entweder untereinander gleich sein dürften, oder aber die Quinte vor der Oktave etwas voraus hat; es kann auch vielleicht die Oktave etwas überlegen sein. Ein drittes Maximum entsteht an dem Orte für die grosse Terz. Hier ist die anatomische Nachbarschaft noch günstiger, das Zahlenverhältnis 5:4 jedoch weniger günstig. Die Töne des Dreiklangakkordes in Dur werden durch dieselben Stellen bedingt, die schon der Grundton allein durch den Zwang zur stummen Mitschwingung vorbereitet. Jeder Ton, dessen Schwingungsstelle neben ein solches Maximum der stummen Mitschwingung fällt, wird in seiner Schwingungsform durch dieses Maximum gestört. Er erleidet dadurch einen Verlust an Euphonie. Er wird um so merklicher an Schönheit seiner Farbe verlieren, je lebhafter das Maximum schwingt. Grosse Terz, Quinte und Oktave sind jene Stufen, deren Töne nicht an Schönheit verlieren, wenn sie zu dem Grundton von aussen angeregt hinzutreten. Daher ist der Dreiklang in Dur euphonisch.

Hingen die Maxima nur von der Schwingungszahl ab, so hätten wir im Dreiklange die Rangordnung der Euphonie: Oktave, Quinte, Terz. Diese Töne sind durch die schon vorgefundene gleiche Schwingung sozusagen farbenfest gemacht. Hingen die Maxima nur von der anatomischen Nähe ab, so hätten wir die Rangordnung: Terz, Quinte, Oktave. Da sich diese Abhängigkeiten nahezu ausgleichen, so ist ein erheblicher Rangunterschied in der Euphonie nicht zu bemerken.

Aus dem anatomischen Lagenverhältnisse erklärt sich die geringere Euphonie der Quarte verglichen mit der grossen Terz und der Quinte. Die schwingende Stelle für f fällt zwischen zwei Maxima der stummen Mitschwingung mit c, nämlich zwischen e und g. Beide Maxima wirken auf f deformierend als stumme kleine und grosse Sekunde. Wären diese Maxima grösser und tönend, so käme es zu einer ausgesprochenen Dissonanz. Da es aber nur stumme und schwache Maxima sind, so bleibt es bei einer Verringerung der Euphonie. Da c die untere Quart für f ist, so gilt für c das Gleiche. Beide Töne verlieren etwas an Schönheit der Farbe, verglichen mit der grossen Terz und der Quinte. Mit anderen Zweiklängen verglichen ist die Farbe immer noch schön.

Nimmt man c und fis, so wird die Einwirkung des stummen Maximums in g auf fis so lebhaft, dass eine Dissonanz entsteht. Hier tritt zur anatomischen Mitschwingung das kompliziertere Verhältnis der Schwingungszahlen hinzu, wodurch der Verlust an Euphonie grösser wird.

Aus den gleichen Ursachen ist c as weniger euphonisch als c a. Die Verhältnisse liegen wie in einem Spiegelbilde auf der anderen Seite von g.

Die kleine Septime c b ist eine milde Dissonanz, weil die Stelle

für b von dem Maximum für c_1 weiter entfernt ist, als die Stelle für h. Daher ist auch die grosse Septime eine schärfere Dissonanz. Wird aus dem stummen c_1 ein tönendes, so wird die Dissonanz h c_1 noch schärfer sein als die grosse Septime c h.

Jede akustisch resonierende Schwingung wird aufwärts und abwärts stumme Schwingungsmaxima erzeugen; darunter werden sich auch die harmonischen Ober- und Unterschwingungen befinden. Die von aussen erregten und durch Resonatoren verstärkten harmonischen Ober- und Unterschwingungen treffen durch stumme anatomische Mitschwingung bereits vorbereitete Stellen.

Lassen wir jetzt drei Töne zugleich erklingen, so werden die Töne sich gegenseitig färben und die Schwingungsformen sich gegenseitig umgestalten. Nehmen wir zunächst die Töne e und g. Sie haben innerhalb dieses Zweiklanges die ausgesprochene trübe Euphonie der kleinen Terz. Lassen wir jetzt c hinzutreten, und geben wir c e und g zugleich an. Die trübe Euphonie der kleinen Terz ist verschwunden. Der Durdreiklang enthält nur mehr die relativen Tonhöhen, aber nicht mehr die Tonfarbe der kleinen Terz. Lassen wir jetzt c weg und schlagen wir e g h an. Die trübe Euphonie der kleinen Terz ist wiederum da. Der Molldreiklang enthält wirklich eine kleine Terz; der Durdreiklang enthält nur die mathematische kleine Terz, nur zwei Töne e und g, die die Farbe der kleinen Terz annehmen würden, wenn c nicht wäre. Es ist empfindungsanalytisch unzutreffend zu sagen, der Dreiklang bestehe aus einer grossen und einer kleinen Terz, die übereinander gestellt sind; in Dur gehe aufwärts die grosse und in Moll die kleine Terz voraus.

Im Durdreiklange wird die Quinte nicht nur von aussen angeschlagen, sondern auch von dem stummen Mitschwingungsmaximum gehalten, das durch c erzeugt wird. Ausserdem besteht von e aus ein stummes Maximum in gis. Durch dieses Maximum wird die Schwingung g deformiert. Die Euphonie bleibt aber erhalten, weil beide Maxima zusammen ähnlich wirken wie ein einziges stark genähertes. Bei starker Annäherung entsteht nicht Dissonanz, sondern ein gewisser Zweiklang der als gemischtes verschleierndes Register zu bezeichnen wäre. Immerhin ist die Quinte in dem sonst hell und hart gefärbten Durdreiklange etwas trüber und weicher. Sie ist der schwächste Bestandteil des Dreiklanges. Die Quinte hat innerhalb des Dreiklanges weder Quintenfarbe noch Terzenfarbe. Sie hat eine Färbung, die aus c und e zugleich resultiert, und eben nur als Farbe der im Durdreiklange eingeschlossenen Quinte bezeichnet werden kann. Der Ton g hat bei gleicher Höhe und Stärke und bei gleichem Instrumente in c g, in e g und in c e g drei verschiedene Farben.

Die grosse Terz im Durdreiklange hat eine Farbe, die durch c und g zugleich bedingt ist. Die Differenz der Schwingungszahlen zwischen c und e ist gleich der Differenz der Schwingungszahlen zwischen e und g. Es folgt daraus, dass das Maximum der anatomischen Mitschwingung von beiden Seiten her in der Stelle für e erzeugt wird,

wenn sonst die Zahl der Fasern mit der Zahl der Schwingungen für kleinere Strecken der Membran proportioniert ist. Wir haben jetzt nicht zwei Maxima zu unterscheiden: eines, das von c hinaufgeht und in e liegt, und ein zweites, das von g hinabgeht und in es liegt. Beide Fasern haben vielmehr in der Mitte zwischen sich ein gemeinsam erzeugtes einziges Maximum. Das e wird als farbloses e herausgebracht; das heisst ohne Farbe des Intervalles, nur mit der Instrumentalfarbe, weil die entgegengesetzten Farben aus c und aus g sich wie Rot und Grün zu Weiss aufheben. Die kleine Terz e g ist von beiden Seiten als Intervallfarbe verschwunden. Der Ton e ist farblos, und der Ton g ist bezüglich seiner Färbung (nicht bezüglich seiner Höhe) in der Richtung nach der grossen Terzfarbe verschoben. Von der kleinen Terz, die den Mollcharakter bedingt, bleibt nichts mehr übrig als ein Zahlenverhältnis 6:5, das der Empfindung nichts zu sagen vermag.

Der Grundton im Durdreiklange wird in seiner Farbe durch e und g zugleich bedingt. Von e wie von g aus wird je ein Maximum angelegt, das genau in c liegt. Der Grundton hat eine Farbe, die aus der Farbe der grossen Terz und aus der Farbe der Quinte resultiert, und von beiden Farben einzeln genommen verschieden ist. Es ist die Farbe des Grundtones im Durdreiklange.

Grundton und grosse Terz sind daher die zwei euphonisch starken oder schöneren Teile des Durdreiklanges. Die Quinte ist euphonisch schwächer. Sie gibt dem Durdreiklange nicht den hellen und harten Charakter, wenngleich sie dazu beiträgt, die Trübung der kleinen Terz aufzuhellen. Sie wirkt mehr durch das, was sie nimmt als durch das, was sie gibt.

Anders steht die Sache für den Molldreiklang. Schlagen wir nach e g nicht c e g, sondern e g h an.

Die Quinte im Molldreiklange wird durch zwei stumme Maxima unterstützt, die von e und von g her kommen. Die Quinte wird im Mollakkorde genau so durch Maximen gestützt wie der Grundton im Durdreiklang. Hier scheint die physiologische Begründung des „Dualsystemes“ von Oettingen[1]) gegeben werden zu können. Die Quinte ist in Moll ebenso euphonisch stark wie der Grundton in Dur, und der Grundton in Moll ist ebenso euphonisch schwach wie die Quinte in Dur.

Der Grundton e im Molldreiklange e g h wird durch das von der Quinte h nach unten gesendete Maximum gestüzt und durch das von der kleinen Terz g herrührende und in es liegende deformiert.

Für den mittleren Ton im Molldreiklange e g h gilt nun das Gleiche wie für den mittleren Ton im Durdreiklange c e g. Die beiden resonierenden Fasern für e und für h erzeugen in der Mitte ein stummes Maximum an der Stelle für gis. Nun trifft aber in Moll der mittlere Ton nicht auf die Stelle der stummen Mitschwingung gis, sondern daneben nach g. Dadurch wird der mittlere Ton trübe und weich. Er wird genau so

---

[1]) A. v. Oettingen, Harmoniesystem in dualer Entwicklung Dorpat. 1866. — Auch in Annalen der Naturphilosophie I. Band Seite 62 ff.

deformiert wie die kleine Terz im Zweiklange e g, denn auch hier entsteht die Deformation durch das Maximum in gis. Im Molldreiklang wird daher die Farbe der kleinen Terz erhalten. Im Durdreiklang verliert der mittlere Ton seine Intervallfarbe überhaupt. Darin liegt der Unterschied zwischen Dur und Moll. Im Grundtone und in der Quinte kann er nicht liegen, denn diese haben die gleichen Intervallfarben, wenn auch in verkehrter Anordnung der Höhenlagen. Der Grundton in Dur hat nämlich, wie soeben gezeigt wurde, die Intervallfarbe der Quinte in Moll und die Quinte in Dur hat die Intervallfarbe des Grundtones in Moll.

Aus der anatomisch begründeten stummen Mitschwingung erklärt sich auch die Unschönheit des Quintenlaufes c g, d a, e h u. s. f. Eine schwingende Stelle der Grundmembran wird noch einige Zeit stumm fortschwingen, nachdem die Empfindung des Tones schon zur Ruhe gekommen ist. Leichtere Schwingungen wirken nicht mehr auf das eigentliche Hörorgan. Die Begründung würde zu weit vom Thema abführen.

Das auf c folgende d und das auf g folgende a finden in ihrer Nachbarschaft zwei noch lebhafte aber doch schon stumme Nachschwingungen, die auf sie im Sinne von grossen Sekunden deformierend wirken. Die Töne haben in diesem Laufe nicht Quintenfarbe, sondern die unangenehme Resultierende aus der Quintenfarbe und der Farbe der grossen Sekunde.

Nehmen wir dagegen die Folge c e, d f, e g, usw. Der Ton d fällt auf eine Stelle des stumm schwingenden Bodens der durch c und e bereits im Sinne der Schwingung von d durch die Anlegung eines Maximums für das Mittel der Schwingungszahlen vorbereitet ist. Der Ton bleibt tadellos euphonisch in sich. Die Schwingung des Maximums war gleichmässig, weil die Unregelmässigkeiten, die von allein hätten herkommen müssen, durch die entgegengesetzten Unregelmässigkeiten aus e kompensiert wurden. Darin besteht die Überlegenheit gegenüber dem Quintenlaufe von c g bis d a. Fast ebenso günstig ist der Fall für den Ton f. Die Schwingung c hat ein Maximum in g erzeugt, und die Schwingung e in gis. Die Schwingung für f fällt nun zwischen die Nachschwingung von e und diese beiden stummen Nachschwingungen in g und gis. Die Einwirkung von beiden Seiten kompensieren sich nicht genau, aber nahezu im Sinne einer Schwingung für f. Folgt auf d f der Zweiklang e g, so fallen wiederum die Schwingung auf euphonisch vorbereitete stumm schwingende Stellen; bald genau und bald im Sinne der Vereinigung zu einem euphonisch wirkenden gemischten Register aus sehr nahen Tönen.

Nach diesen wenigen Proben, die sich mit Leichtigkeit zu einer Theorie häufen und ordnen lassen, wollen wir abermals das Problem der Klangfarbe besehen. Es gibt nur wenige Menschen, die einen künstlich hergestellten physikalisch einfachen Ton gehört haben, dem eine pendelartig gleichmässige Schwingung einer Faser in der Grundmembran entsprechen mag. Im gewöhnlichen Leben hat alles Hörbare, selbst der Lärm, eine Farbe. Millionen von Menschen kommen und gehen, und in keinem der Ohren dieser Millionen gibt es eine Faser die jemals im

Leben pendelartig gleichmässigerweise geschwungen hätte. Dies gilt für Konsonanzen, für Dissonanzen und für den Lärm. Und für die Farbe des Einklanges sollte das nicht gelten? Eine Faser, die lebenslänglich kompliziert zu schwingen gewöhnt wird, sollte mit pendelartiger Gleichmässigkeit schwingen, so bald ein einzelner Klang von einem Instrumente gegeben wird, und mit anderen Fasern eine komplizierte Schallbewegung der Luft erst in einfache Partialschwingungen der Grundmembran dislozieren müssen, um schliesslich das Dislozierte doch wieder zur Klangfarbe eines einzigen Klanges zusammenschmelzen zu müssen?

Ich halte es für weit einfacher und physiologisch natürlicher, dass ein Klang, der in bestimmter Farbe von einem Instrumente hervor gebracht wird, und an eine zusammengesetzte Wellenform des Schalles gebunden ist, eine bestimmte Faser der Grundmembran in eine resonierende Bewegung mit entsprechend kompliziert gebauter Schwingungsform versetzt.

Von der Schwingungszahl hängt die Höhe, von der Schwingungsweite die Stärke und von der Schwingungsform die Farbe des Tones ab. Die Schwingungsform wird durch Ungleichmässigkeit in der Erzeugung der Schwingungsweiten gegeben. Einen Ton mit pendelartig gleichmässigen Schwingungen nenne ich farblos. Farbe hingegen nenne ich alles, was durch Störung dieser Gleichmässigkeit bedingt ist: Euphonie (im Gegensatze zum langweiligen farblosen Tone), Kakophonie, Mesophonie (zwischen Euphonie und Kakophonie), Instrumentalfarbe, Intervallfarbe, alles dies ist für mich Tonfarbe oder Farbe die ein Ton selbst hat: nicht Farbe einer Beziehung, die zwischen den Schwingungszahlen zweier Töne gedacht werden kann. Wie aus der Mischuug einer hörbaren Tonhöhe mit unhörbaren oder hörbaren Tonhöhen Farbe entstehen könne, ist mir unbegreiflich; man mag diese Mischung Klangfarbe oder Tonfarbe nennen.

Bei Versetzungen aus einer Tonart in eine andere erhalten sich die Tonfarben unverändert, was ihre Verhältnisse untereinander betrifft. Allerdings ändert sich mit der Höhe der Töne das Vermögen Farbe anzunehmen. Insoferne ist die Höhe eines Tonbildes durchaus nicht gleichgültig. Die Intervallfarbe setzt uns in den Stand, dieselbe Melodie in verschiedenen Höhen unmittelbar durch die Empfindung wiederzuerkennen. Mach sagt:[1]) „Wenn wir zwei Tonfolgen von zwei verschiedenen Tönen ausgehen und nach denselben Schwingungszahlenverhältnissen fortschreiten lassen, so erkennen wir in beiden dieselbe Melodie ebenso unmittelbar durch die Empfindung, als wir an zwei geometrisch ähnlichen, ähnlich liegenden Gebilden die gleiche Gestalt erkennen.“

Klangfarbe ist Verschmelzung eines hörbaren Haupttones mit unhörbaren Nebentönen anderer Höhe. Tonfarbe ist hörbare Beschaffenheit eines einzigen hörbaren Tones in einer einzigen Höhe. Die Operation mit Tonfarben macht die Operationen mit Klangfarben überflüssig und den Begriff der Klangfarbe im Gegensatze zur Tonfarbe entbehrlich.

---

[1]) Analyse der Empfindungen 3. Aufl. S. 216.

Das Experiment hat allerdings längst bewiesen, dass die Nebentöne wirklich durch Resonatoren hörbar gemacht werden. Wiederholt kann man auch mit freiem Ohre Nebentöne heraushören. Die Nebentöne sind aber nicht die Klangfarbe, sondern nur ihre Begleiter, die auch wegbleiben können, ohne dass die Klangfarbe erlischt. Jeder Nebenton, der durch den Resonator hörbar gemacht wird, ist ein Artefakt. Es ist zu der vorhandenen stummen Schwingung, die für die Empfindung des zugehörigen Tones null ist, eine Verstärkung des äusseren Reizes durch den Resonator hinzugekommen, die den Ton erst hörbar gemacht macht. Eben diese Differenz, auf die es ankommt, ist ein Artefakt.

Eine zusammengesetzte Schallbewegung der Luft kann unmittelbar durch den Hauptanteil der Schwingung und alle Nebenanteile zusammen eine bestimmte Faser der Grundmembran zur Resonanz bringen, wobei die Schwingungsform nicht pendelartig gleichmässig, sondern entsprechend kompliziert ausfällt, indem Ungleichmässigkeiten in der Erzeugung der Schwingungsweiten eintreten. Der Ton erklingt in der entsprechenden Tonfarbe.

Die Nebenanteile dieser zusammengesetzten Schallbewegung der Luft können, wenn sie stark genug sind, auch andere Fasern der Grundmembran, die auf die Nebentöne gestimmt sind, zur Resonanz bringen. Diese Resonanz wird in manchen Fällen dem freien Ohre hörbar gelingen; in den meisten Fällen wird sie eine stumme Resonanz bleiben, die erst nach Verstärkung des äusseren Reizes durch einen Resonator einen Bestandteil der hörbaren Empfindung liefert, den anderen Bestandteil liefert der Resonator.

Diese Nebenschwingungen werden die Farbe des Hauptones nicht beeinflussen, sie mögen stumm oder tönend sein, weil sie dem Hauptone nichts anderes zu geben vermögen, als was sie aus der Schallquelle empfangen haben; und alles dies hat die Hauptschwingung aus derselben Quelle und mindestens im selben Ausmasse gleichzeitig mit ihnen empfangen.

Bestünde nicht die Wechselwirkung der Fasern aufeinander, so wäre eine Tonfarbe unmöglich, und die Nebenschwingungen könnten auch dann nicht helfen, wenn die Hauptschwingung aus der Schallquelle nichts erhalten hätten als die pendelartig gleichmässige Schwingung des Haupttones. Es wäre nichts da, was die Gaben der Nebenschwingungen überbringen könnte. Die Empfindung der Tonfarbe, der Konsonanzen und der Dissonanzen wäre verschwunden und nichts bliebe übrig als eine bald grössere, bald kleinere Summe von einfachen bald dumpfen, bald hohlen, bald ausserordentlich weichen aber immer hoffnungslos langweiligen und absolut verträglichen Tönen als Ausdruck pendelartig gleichmässiger Schwingungen. Nicht einmal ein rechtschaffener Lärm wäre aufzutreiben, zu dessen hypothetischer Erklärung diese Töne und ihre Schwingungszahlenverhältnisse heranzuziehen es sich lohnen möchte.

Der grosse Wert der Resonatorenversuche liegt darin, dass sie die Symptome der Tonfarbe feststellen. Wenn auch die hörbar gemachten Nebentöne die Tonfarbe nicht erzeugen, so können sie doch nur dann

da sein, wenn ein gleichnamiger Bestandteil in der Hauptschwingung erzeugt wurde, der den Hauptton und zugleich einzigen hörbaren Ton innerhalb seiner eigenen Höhe gefärbt hat.

Die Tonfarbe ist nach dieser Auffassung abhängig von der Beschaffenheit der Kohärenz der Fasern in der Grundmembran untereinander. Die Fortpflanzung der anatomischen Mitschwingung in der Grundmembran wird individuell verschieden sein. Damit wird eine ungleiche Empfindlichkeit für Konsonanz und Dissonanz und überhaupt für Tonfarbe zusammenhängen. Wird die anatomische Mitschwingung schwieriger, so wirken die Dissonanzen milder und die Konsonanzen hohler. Es ist ganz gut denkbar, dass der Mollcharakter nur für alle Menschen gleicher Grundmembran gleich ist, und für einige Menschen, vielleicht für sehr viele, nur wenig Trübes und Weiches hat. Eine ausserordentliche Empfindlichkeit der anatomischen Mitschwingung müsste alle Dissonanzen verschärfen und sogar Konsonanzen trüben können, wenn zu viele benachbarte Fasern tönend mitschwingen. Die am besten leitende Grundmembran wäre dann für Musik ebenso unbrauchbar wie die am schlechtesten leitende. Wer weiss, warum so viele Hunde bei Musik heulen?

Anton Bruckner in Wien.

Von Rudolf Louis in München.

Unter den Mitgliedern der Kommission, vor der Bruckner im Jahre 1861 seine denkwürdige Reifeprüfung im Kontrapunkt ablegte, hatte sich auch Johann Herbeck befunden, damals artistischer Direktor der Gesellschaft der Musikfreunde, Professor am Konservatorium und Chormeister des Männer-Gesangvereins, „die bewegende Kraft, das *Perpetuum mobile* des Wiener Musiklebens durch zwanzig Jahre,“ wie er nach seinem frühen Tode mit vollem Recht genannt wurde.[1]) Bei diesem bedeutenden und einflussreichen Manne hatten die erstaunlichen Leistungen des Linzer Organisten einen so tiefen und bleibenden Eindruck hinterlassen, dass er Bruckner nun nicht mehr aus den Augen verlor. Und er war es auch, der sieben Jahre später die Berufung unseres Meisters nach der Reichshauptstadt anregte und durchsetzte.

[1]) E. Hanslick, Suite. Aufsätze über Musik und Musiker. Wien und Teschen 1886. S. 38.

Die Übersiedelung nach Wien macht einen so tiefen und wichtigen Einschnitt im Leben des Komponisten, die Verpflanzung aus dem heimatlichen Boden in ein so ganz anders geartetes Erdreich wurde für seine gesamte fernere Entwicklung als Künstler wie als Mensch von so ausschlaggebender Bedeutung, dass es gerechtfertigt erscheint, im Vorübergehen einen Blick zu werfen auf den seltenen Mann, der diese recht eigentlich Bruckners „Hegira" zu nennende Epoche herbeigeführt hat und an dem der Meister in der Folge auch seine kräftigste Stütze in einer ihm fremden und keineswegs immer freundlich gesinnten künstlerischen Umgebung fand.

Johann Herbeck wurde am 25. Dezember 1831 zu Wien als Sohn eines in dürftigen Verhältnissen lebenden Schneidermeisters geboren. Mütterlicherseits aus einer altmusikalischen Familie stammend, zeigte er schon früh hervorragende tonkünstlerische Begabung. Dennoch wurde er zunächst für eine gelehrte Laufbahn bestimmt, wobei der Nachteil, dass er verhältnismässig erst spät zu einer entschiedenen Ausbildung und Betätigung seiner musikalischen Fähigkeiten gelangte, reichlich aufgewogen ward durch den Vorteil einer gründlicheren und umfassenderen allgemeinen Bildung, als sie selbst damals noch der Berufsmusiker in der Regel besass. Die Mittelschuljahre verbrachte der junge Herbeck zum grössten Teil in dem alten Cistercienserstift Heiligenkreuz bei Baden, wo er Anfang Oktober 1843 durch Vermittelung des berühmten Geigers Georg Hellmesberger (1800—1873) als Sängerknabe und Gymnasialzögling ein Unterkommen gefunden. Daher stammte auch die Freundschaft, die ihn mit dem ihm ungefähr gleichaltrigen Sohne seines Protektors, Josef Hellmesberger (1829—1893), seinem späteren Kollegen in der Leitung der Gesellschaft der Musikfreunde, zeitlebens verband. Ein anderthalbjähriges Studium bei dem Kirchenkomponisten Ludwig Rotter (1810—1895), dessen Unterricht der fünfzehnjährige Gymnasiast von Heiligenkreuz aus in Wien aufsuchte, blieb die einzige musikalische Führung, die Herbeck von fremder Hand zu teil ward. Im übrigen sah er sich ausschliesslich auf die Autodidaxis angewiesen. Herbst 1847 finden wir den angehenden Künstler an der Wiener Universität als Hörer der „Philosophie", wie man damals die 7. und 8. Gymnasialklasse nannte, nach den stürmischen Tagen des Revolutionsjahres 1848 als Haushofmeister einer Familie Thornton in Münchendorf bei Laxenburg und 1850 wieder in Wien als Studenten der Jurisprudenz, der aus Stipendien und dem Ertrag von Privatstunden seinen ärmlichen Unterhalt zu bestreiten hat. Um die Jahreswende 1851/52 gibt er das Universitätsstudium endgültig auf, entschliesst sich zur Musikerlaufbahn und wird Ende 1853 Chorregent an derselben Piaristenkirche in der Josefstadt, auf deren Orgel acht Jahre später Anton Bruckner seine erstaunliche Kunstprobe ablegte.

Nachdem der Wiener Männergesangverein, dessen Mitglied Herbeck 1852 geworden war, ihn 1856 zu seinem Chormeister gewählt hatte, ging es rasch aufwärts mit der Karriere des jungen Künstlers. Im Jahre 1858 wird ihm die Leitung des von der Gesellschaft der Musik-

freunde neubegründeten „Singvereins" und gleichzeitig eine Professur für Männergesang am Konservatorium übertragen. Seit 1859 dirigiert er allein die Konzerte dieser Gesellschaft. 1863 ist er Vize-Hofkapellmeister und rückt bereits drei Jahre später als Nachfolger Benedict Randhartingers (1802—1893), des Mitschülers von Schubert bei Salieri, und mit Überspringung des fast ein Vierteljahrhundert älteren Gottfried Preyer (1807—1901) zum ersten Hofkapellmeister auf. 1869 wird er Kapellmeister der Hofoper, 1870 deren Direktor, als welcher er 1875 seinen Abschied nimmt. In seine frühere Stellung als Dirigent der Gesellschaftskonzerte zurückgekehrt, die in der Zwischenzeit (1871—1874) Johannes Brahms geleitet hatte, stirbt er zu früh für das Wiener Musikleben, das ihm so unendlich viel zu verdanken hatte, am 28. Oktober 1877.

Ein „lodernder Feuergeist", wie ihn Hanslick nennt (a. a. O. S. 52), einer, dessen rastlos energisches Streben seine Ziele nicht hoch genug sich stecken konnte, für den es Unerreichbares überhaupt nicht gab, hatte Herbeck als *self made man* in des Wortes eigentlichster Bedeutung die widrigsten Verhältnisse zu besiegen, ehe er nach langwierigen Umwegen seinen wahren Lebensberuf fand. Und obwohl kaum über die Akme des Lebens hinausgelangt, erreicht er in dem kurzen Zeitraum eines Vierteljahrhunderts nicht nur eine der führenden Stellen im musikalischen Leben Wiens, sondern bekleidet beinahe alle diese Stellen zusammen, teils gleichzeitig, teils nacheinander. Der geborene Dirigent, im höchsten Grade mächtig des geheimnisvollen Zaubers, der den vielgliedrigen Körper einer grossen musikalischen Aufführung widerstandslos in den Bann eines herrschenden Einzelwillens zwingt, hat Herbeck namentlich als Chorführer glänzende Triumphe gefeiert, aber auch von einem Meister wie Hector Berlioz die Würdigung als eines „Orchesterdirigenten ersten Ranges" gefunden.[1]) Dennoch lag die Hauptbedeutung der Herbeckschen Tätigkeit nicht sowohl in der hohen Vollendung, zu der er die Leistungen der seiner Leitung unterstellten Musikinstitute zu bringen wusste, als vielmehr in der vorurteilslosen Unbefangenheit und allem Traditionszwang absagenden Fortschrittlichkeit der künstlerischen Gesinnungen und Tendenzen, von denen sein gesamtes Wirken beseelt war. Dabei hielt er sich frei von jeder Einseitigkeit, und derselbe Mann, der es zuerst in Wien gewagt hat, mit Nachdruck für Franz Liszt als Komponisten einzutreten, er war es auch, der durch liebevolle Pflege des Volksliedes wie durch Zurückgreifen auf die klassische A cappella-Chormusik des 16. und 17. Jahrhunderts die Universalität seiner Kunstanschauungen bewies.

Es würde zuweit führen, wenn hier alle die zahllosen Verdienste, die Herbeck sich um den musikalischen Fortschritt in Wien erworben hat, auch nur andeutungsweise gewürdigt werden sollten. Nur die Namen einiger Meister seien genannt, für die er mit besonders warmem Eifer eintrat. Neben Franz Schubert (Chöre, Messen in der Hofkapelle, Auffindung des Fragments der H-moll-Symphonie 1865, „Der häus-

---

[1]) Hector Berlioz, Correspondance inédite. Paris 1879, p. 333.

liche Krieg“ in Konzertaufführung 1861, das Oratorium „Lazarus“ zuerst 1863) und Robert Schumann (Chöre, „Vom Pagen und der Königstochter“, Manfred 1859, 1860, 1863, „Zigeunerleben“, „Der Königssohn“, Faustmusik 1860, 1868, „Paradies und Peri“ 1862, 1870, „Der Rose Pilgerfahrt“ 1868) sind es vor allem die Führer der neuromantischen Bewegung, Hector Berlioz (Chor der Capulets aus „Romeo und Julie“ 1859, Harold-Symphonie 1862, Cellini-Ouvertüre zum ersten Male 1863, „König Lear“ 1865, erste Wiener Aufführung des „Faust“ 1866), Richard Wagner (Pilgerchor aus „Tannhäuser“ bereits 1857, Bruchstücke aus dem „Fliegenden Holländer“ 1859, „Liebesmahl der Apostel“ 1864, erste Aufführung der „Meistersinger“ in der Hofoper 1870, Neueinstudierung von Rienzi, Holländer und Lohengrin) und, was mehr als alles andere Selbständigkeit des Urteils und einen unvoreingenommen freien Geschmack bezeugt, Franz Liszt (Männerchöre seit 1856, Männerchor-Messe 1857, Ungarische Krönungsmesse in der Hofkapelle, Prometheus-Musik 1860, die Schubertschen Märsche, deren Orchesterbearbeitung Herbeck bei Liszt angeregt hatte, „Heilige Elisabeth“ 1869 zweimal und dann 1876) — sie sind es, denen Herbecks bevorzugende Liebe galt.

Wenn wir Herbecks musikalischen Entwicklungsgang überblicken, so verstehen wir es, wie er nun auch gerade zu einer Persönlichkeit wie Bruckner sich hingezogen fühlen musste. Gleich unserem Meister hatte er einen grossen Teil seiner Jugendjahre als Sängerknabe eines Klosterstifts verlebt und war dort mit der Kirchenmusik in nähere Berührung gekommen. Seine so vielfach betätigte Schubert-Schwärmerei machte ihn empfänglich für jenen Zug in Bruckners künstlerischer Gesamtindividualität, der diesen, und zwar weit über die blosse landsmannschaftliche Zusammengehörigkeit hinaus, mit dem grossen Wiener, als einer ihm tief innerlich verwandten Erscheinung verbindet. Die kühne Originalität, wie sie schon in Bruckners früheren Werken, oft bis ans Bizarre streifend, zum Ausdruck gelangt, imponierte dem freien Fortschrittsgeiste Herbecks, und der scharf ausgesprochene Sinn des Dirigenten für das Grandiose und sinnlich Wirkungsvolle auch im Gebrauch der äusseren Kunstmittel liess ihn Gefallen finden an Bruckners noch jetzt vielfach als „masslos“ verschriener Art, die von aller akademischen Enthaltsamkeitsästhetik so weit entfernt war. So wurde Herbeck zwar kein blinder Bruckner-Schwärmer, aber doch der erste in Wien, der mit voller Klarheit erkannte, welch geniale Begabung in dem schlichten Organisten stecke. Wie er Bruckner als Komponisten beurteilte, darüber spricht sich sein Sohn Ludwig folgendermassen aus:[1]) „Herbeck erkannte bei aller Schätzung seines Genies Bruckners Hauptfehler: die often Wiederholungen der Themata, die eigentümliche Sucht, Generalpausen dort anzubringen, wo eine erklärbare Notwendigkeit dazu nicht vorliegt,

---

[1]) Johann Herbeck. Ein Lebensbild von seinem Sohne Ludwig. Wien 1885. S. 232 f.

endlich die stellenweise zu dicke Instrumentierung sehr gut und verschwieg sie ihm auch nicht. Die von Herbeck gehörig gekürzten und von den übrigen Fehlern möglichst befreiten Messen Bruckners machten denn auch in der Hofkapelle stets den besten Eindruck. Nach einer Probe seiner C-moll-Symphonie" (der zweiten), „die in einem Gesellschafts-Konzerte zur Aufführung gelangte, sagte Herbeck zu dem Komponisten: ‚Noch habe ich Ihnen keine Komplimente gemacht, aber ich sage Ihnen, wenn Brahms imstande wäre, eine solche Symphonie zu schreiben, dann würde der Saal demoliert vor Applaus.‘ Kurz vor seinem Tode spielte er mit dem Komponisten dessen vierte (romantische) Symphonie durch und machte, tief ergriffen von den Schönheiten des Werkes, die Bemerkung: ‚Das könnte Schubert geschrieben haben; wer so etwas schaffen kann, vor dem muss man Respekt haben.‘“

Schon jener Vergleich mit Brahms bei Gelegenheit der C-moll-Symphonie kann darüber belehren, dass Herbeck, wenn er jene Zeit erlebt hätte, wo sich der Kampf um die Anerkennung Bruckners in Wien immer mehr daraufhin zuspitzte, ob es erlaubt sei, neben — oder gar über — Brahms noch einen anderen grossen Komponisten unter den Zeitgenossen gelten zu lassen, unbedenklich auf die Seite unseres Meisters sich gestellt hätte. Abgesehen davon, dass Herbecks ganze künstlerische Persönlichkeit schon von vornherein keinen Zweifel hierüber aufkommen lässt, ist es auch ausdrücklich bezeugt, dass er die im Kampfe gegen Wagner aus taktischen Gründen zum Parteidogma gewordene Überschätzung Brahms' nicht mitmachte. Zwar hat er auch diesen in seinen Konzertprogrammen keineswegs vernachlässigt (D-dur-Serenade 1862, Bruchstücke aus dem „Deutschen Requiem" 1867, 23. Psalm, C-moll-Symphonie 1876), aber von der oft gerühmten geistigen Verwandtschaft Brahms' mit Robert Schumann wollte er nichts wissen: „Mit Schumann hat er nichts gemein, als einen Mangel, die Verworrenheit. Schumann steht himmelhoch über Brahms". Und im intimen Kreise äusserte er sich oft, „dass all die überschwenglichen Lobespsalmisten des Komponisten Brahms in den Augen der Nachwelt einmal recht lächerlich erscheinen werden" [1]), eine Prophezeiung, die freilich bis zur Stunde doch noch nicht ganz eingetroffen ist, — was übrigens, nebenbei bemerkt, durchaus nichts gegen die Richtigkeit des Herbeckschen Urteils beweist. —

Den ersten grossen Dienst, den Herbeck Brucknern in Wien erwies, bestand darin, dass er im Januar 1867 die D-moll-Messe in der Hofkapelle zur Aufführung brachte, und kurze Zeit darauf bot sich die Gelegenheit, den Linzer Organisten selbst für die Reichshauptstadt zu gewinnen. Simon Sechter war am 10. September 1867 im Alter von 79 Jahren gestorben. Ausser der Hoforganistenstelle hatte er eine Professur für Harmonielehre, Kontrapunkt und Orgel am Konservatorium bekleidet. Der Gedanke, Bruckner zu seinem Nachfolger zu gewinnen, entsprang Herbecks eigenster Initiative. Zu Ostern 1868

---

[1]) A. a. O. S. 135.

liess er in Linz anfragen, ob Bruckner geneigt sei, eine Lehrstelle am Wiener Konservatorium anzunehmen. Der abschlägige Bescheid, den er zunächst erhielt, veranlasste ihn, die ihm am Herzen liegende Angelegenheit persönlich zu betreiben. Er führte die Sache auf eigene Faust in Wien soweit, dass nur noch die Einwilligung Bruckners fehlte, um die Anstellung perfekt zu machen, und reiste dann nach Linz, von wo aus er mit Bruckner zusammen nach St. Florian fuhr. Auf dem Wege dorthin wandte er nun alle Mittel der Überredungskunst an, um seinem Schützling eine zusagende Antwort abzugewinnen. „Gehen Sie nicht" — meinte er schliesslich, an Bruckners scharf ausgesprochenen österreichischen Patriotismus appellierend —, „so reise ich nach Deutschland, um draussen einen Fachmann zu akquirieren. Ich meine aber, dass es Österreich zur grösseren Ehre gereiche, wenn die Professur, die Sechter früher versehen, von einem Einheimischen bekleidet wird".[1]) So gelang es ihm, wenigstens Bruckners prinzipiellen Widerstand zu brechen. In dem altehrwürdigen Augustiner-Chorherrenstifte angelangt, begaben sich beide Männer in die Kirche, wo sich unser Meister an die gewaltige Orgel setzte, die so oft schon unter seinen Händen zu mächtigsten Klängen erwacht war. Und als ob es, um alle Zweifel seiner Seele zu lösen, nur der innigen Zwiesprache mit diesem Instrumente bedurft hätte, das mit seinem ganzen künstlerischen Werdegange so unabtrennbar eng verknüpft war, — als sie nach Linz zurückgekehrt waren und Herbeck die Heimfahrt antrat, konnte er die Gewissheit mitnehmen, dass er sein Ziel erreicht und den Künstler für Wien gewonnen habe.

Immerhin beweisen zwei Briefe, die Herbeck noch im Juni an Bruckner in dieser Angelegenheit zu richten hatte,[2]) dass die schriftlich weiter geführten Verhandlungen in bezug auf die näheren Bedingungen von Bruckners Wiener Anstellung keineswegs so glatt und so rasch zum Abschluss gelangten, als man hätte meinen sollen. Hauptsächlich waren es zwei Bedenken, die der Meister geltend machte. Die Berufung nach Wien war zwar gewiss eine Auszeichnung, die seinem künstlerischen Ehrgeiz verlockend erscheinen musste, aber die Linzer Domorganistenstelle war nicht nur besser dotiert, sondern sie gab auch die Gewissheit einer Versorgung im Falle etwa eintretender Erwerbsunfähigkeit, eine Garantie, welche die Gesellschaft der Musikfreunde den Lehrern ihrer Anstalt nicht zu bieten vermochte. Es ist ein Beweis für die peinliche Gewissenhaftigkeit Herbecks, dass er diese Bedenken Bruckners keineswegs durch leere Redensarten zu entkräften suchte, sie vielmehr nach ihrem vollen Gewichte würdigte, einzig und allein bemüht, für den, dessen Sache er führte, soviel zu erreichen, als nach Lage der Dinge überhaupt zu erreichen war. Und so innig er es wünschte, dass die Berufung zustande käme, so sehr hütete er sich doch, in der Gegenüberstellung des Für und Wider den Boden strengster Objektivität irgend-

---

[1]) A. a. O. S. 232.
[2]) Siehe a. a. O. Anhang S. 78 f.

wie zu verlassen. „Haben Sie alles gewissenhaft erwogen," so schreibt er am 10. Juni, „steht Ihr Übersiedlungsentschluss fest, so bitte ich Sie niemals zu vergessen, dass Sie diesen Schritt aus eigenem Entschluss, auf eigene Gefahr getan, dass ich nur mitgeholfen, Ihnen die hiesige, höchst auszeichnende, keineswegs materiell glänzende und nicht mit absoluten Sicherheiten verbundene Stellung anbieten zu können, dass aber — käme ein hinkender Bote mit getäuschten, von mir nicht gewärtigten Erwartungen, oder was Gott verhüte, ein Unglück, das Erwerbsunfähigkeit im Gefolge hätte, nach — ich um keinen Preis eine Verantwortung oder Haftung moralischer oder materieller Natur übernehmen kann."

Schliesslich verliert Bruckner die Geduld, und in dem Hinundher widerstreitender Gefühle und Wünsche, aus dem er keinen Ausweg findet, schreibt er an Herbeck einen von diesem selbst als „überspannt" charakterisierten Brief voll „jammervoller Ausbrüche": dass er überall daneben komme, dass sein Vaterland ihn verstosse, und was dergleichen aus einer immerhin begreiflichen Augenblicksstimmung des Unmuts hervorgegangene Übertreibungen mehr sind. Zum Glück kann ihn Herbeck beruhigen. Er hat inzwischen erwirkt, dass die Gesellschaftsdirektion sich bereit erklärte, Bruckners Gehalt von 600 auf 800 Gulden zu erhöhen, und die so gut wie sichere Aussicht, dass die Ernennung zum Hoforganisten dem Antritt der Lehrstelle am Konservatorium auf dem Fusse nachfolgen werde, bot auch wegen der vermissten Invaliditäts- und Altersversorgung ausreichende Sicherheit. Denn wirkliche Mitglieder der Wiener Hofkapelle verbleiben bei eintretender Dienstunfähigkeit im Genusse ihres vollen Gehalts.

Endlich kommt „der schwer gefasste Entschluss" zustande und im Herbst des Jahres 1868 siedelt Bruckner nach Wien über. Im Jahresbericht des Konservatoriums für das Schuljahr 1868/69 finden wir ihn zum ersten Male als Lehrer für Harmonielehre, Kontrapunkt und Orgel aufgeführt. Drei Jahre später erhält er den Professortitel und mit Beginn des Schuljahres 1891/92 tritt er in den Ruhestand, so dass er also volle 23 Jahre an der Anstalt gewirkt hat. Zum Exspektanten bei der Orgel in der k. k. Hofmusikkapelle hatte ihn Herbeck in einem Berichte an das Obersthofmeisteramt vom 8. August 1868 vorgeschlagen. Durch Dekret vom 8. September erfolgt die Ernennung. Aber erst $9^1/_2$ Jahre später rückt Bruckner zum „wirklichen" Mitglied der Hofkapelle auf (Dekret vom 19. Januar 1878). Als solches bezog er einen jährlichen Gehalt von 600 Gulden vermehrt um eine Octennalzulage von je 100 Gulden und ein jährliches Quartiergeld von 200 Gulden. Mithin wurden ihm die Hofkapelldienste in den letzten Jahren seiner Tätigkeit (1886—1892) mit jährlichen 900 Gulden[1]) entlohnt. Unterm 24. Oktober 1902 erfolgte die nachgesuchte Enthebung von der Ausübung des Hoforganistenamtes. 1875 war Bruckner das Lektorat für musikalische Theorie an der

---

[1]) Hierbei ist die im Jahre 1886 bewilligte Personalzulage von jährlich 300 Gulden als reines Congiarium nicht mit eingerechnet.

Universität übertragen worden, einer (allerdings kaum kontrollierbaren) Tradition zufolge, gegen den ausgesprochen Willen Eduard Hanslicks des damaligen Vertreters der Musikwissenschaft an der Wiener Hochschule. Andere Stellungen ausser den drei genannten hat der Meister nicht bekleidet. —

Ein vertrauter Freund Bruckners, unter den Lebenden wohl der beste Kenner seines Wesens wie seiner Werke, sprach mir gegenüber einmal die Überzeugung aus, dass die Berufung nach Wien kein Glücksfall für Bruckner gewesen, und dass er sich auch als Künstler viel freier, reicher und eigenartiger entwickelt hätte, wenn er zeitlebens in seiner oberösterreichischen Heimat verblieben wäre. Davon ist soviel richtig, dass unser Meister in der Grossstadt ganz zweifellos in ein ihm durchaus heterogenes Milieu gekommen ist, in dem er sich immer fremd und mehr oder minder unbehaglich fühlen musste. Als Mann von 44 Jahren war er in jeder Beziehung schon zu fertig und abgeschlossen, als dass er sich seiner neuen Umgebung in irgend erheblichen Stücken noch hätte anpassen können; überdies gehörte er wohl von Haus aus zu den Naturen, die sich schwer akklimatisieren und zu einer harmonischen Existenz nur dann gelangen, wenn man sie in dem Boden belässt, dem sie entsprossten. Endlich brachte es Bruckners nicht eben sehr hoher Bildungsstand und die Einseitigkeit seiner ausschliesslich auf die Musik gerichteten geistigen Interessen mit sich, dass der allergrösste Teil der gewaltigen Hilfsmittel, welche die Grossstadt der intellektuellen und ästhetischen Entwicklung des Künstlers bietet, auf ihn entweder ohne jeglichen Einfluss bleiben oder gar mehr als Hemmung denn als Förderung wirken musste.

Trotzdem lässt sich zweierlei gegen jenes die Wiener Berufung beklagende Raisonnement einwenden. Zunächst ist und bleibt es eine unfruchtbare moirologische Kannegiesserei, der Eventualbetrachtung nachzugehen, wie sich irgend ein Mensch oder eine Sache entwickelt hätte, wenn dies oder jenes *nicht* geschehen wäre, was tatsächlich aber nun doch einmal *geschehen* ist. Was Bruckner geworden wäre, wenn sein Leben sich anders gestaltet hätte, wer vermag darüber mit gutem Gewissen auch nur eine Vermutung auszusprechen? Ganz *gewiss* ist aber, dass er das, was er wirklich ward, einzig und allein auf *dem* Wege werden konnte, den zu gehen sein Schicksal ihn zwang. Und dieser *wirkliche* Bruckner ist es ja doch, den wir bewundern und lieben, und zwar gerade darum lieben, weil er so und nicht anders war, als wie wir ihn in seinem Leben und seinen Werken kennen gelernt haben, während jener eventuell *möglich* gewesene Bruckner ein selbst in der Phantasie unrealisierbares Gedankending bleibt, von dem unser Kopf ebensowenig weiss wie unser Herz.

Anderseits scheint mir aber auch jene Meinung, dass ein Künstler in einem seiner Natur homogenen Milieu am reichsten sich entfalten müsse, auf der Verkennung eines wichtigen Gesetzes individueller Geistesentwicklung zu beruhen. Sieht man einen Künstler von ausgesprochener Eigenart und Selbständigkeit, einen, der ersichtlerweise ohne

jegliche Anregung von aussen nur aus den tiefsten Quellen der eigenen Seele schöpft, so erliegt man nur allzuleicht der Versuchung, in absoluter Isolierung das grösste Heil für ihn zu erblicken. Man meint, was ein solcher braucht, das liefere ihm in Überfülle das eigene Innere, fremde Einflüsse könnten nur schädlich auf ihn einwirken, und je mehr er von solchen Einflüssen abgeschlossen einzig und allein sich selbst überlassen bleibe, desto eigentümlicher müsse er sein originales Wesen offenbaren. Aber die Erfahrung lehrt, dass das nicht der Fall ist. Ohne Einwirkung einer fremden, ja feindlichen Aussenwelt bleibt die Eigenart nur allzuleicht latent, sie ist zwar „an sich" *(potentialiter)* vorhanden, vermag aber nicht in die Erscheinung zu treten, sie gelangt nicht zur Aktualität. Gewiss ruht der Funken im Stein; aber es bedarf des Stahls, um ihn hervorzulocken. Und man hat es mehr als einmal erlebt, dass eine innerlich originelle Künstlernatur nur deshalb nicht dazu gelangen konnte, auch originale Werke zu schaffen, weil ihr jene reibende Berührung mit dem ihr Fremden versagt blieb. Da resultiert dann jene Art der „Rückständigkeit", wo einer im besten Glauben ist, sein Eigenstes zu geben, und keine Ahnung davon hat, dass es „olle Kamellen" sind, die er debitiert, weil er eben das, was er zu sagen hat, in Formen und Wendungen kleidet, die längst verbraucht und abgegriffen sind. Offenbar kann eine Eigenart nur dann und nur da werden, wenn und wo sie einer heterogenen Aussenwelt gegenüber sich behaupten und durchsetzen muss. Denn auch die Eigenart — wenigstens die künstlerische, bei der es ebensosehr auf die Form wie auf den Inhalt ankommt — ist letzten Endes nicht bloss ein Angeborenes, sondern ebensosehr ein Erworbenes, ja Erkämpftes, ein Produkt aus natürlicher Anlage und fremder Beeinflussung. Und wenn diese Anlage nur stark und widerstandskräftig genug ist, so kann man wohl sagen, dass die als solches Produkt resultierende effektive Originalität schliesslich um so grösser sein wird, je feindseliger jene Aussenwelt sich erweist, gegen die das Ich sein innerstes Wesen kämpfend zu bewahren hat.

Führt so schon eine ganz allgemein gehaltene Betrachtung zu der Überzeugung, dass es nicht ohne weiteres angeht, Bruckners Berufung nach Wien schon darum als ein Unglück für seine fernere künstlerische Entwickelung anzusehen, weil er hier, in ein ihm fremdes Erdreich verpflanzt, seiner Natur widersprechenden äusseren Einflüssen in viel höherem Grade ausgesetzt war als in der Heimat, so kann überdies ein mehr detaillierendes Abwägen des Für und Wider darüber belehren, dass schliesslich denn auch an positiv fördernden Anregungen für Bruckner in seinem neuen Wirkungsorte genug vorhanden war, um den gewiss nicht zu leugnenden Hemmungen zum mindesten die Wage zu halten. Sowohl der regere Wettbewerb der Grossstadt als auch die Anfeindungen, die ihn da erwarteten, mussten auf seinen künstlerischen Ehrgeiz anspornend wirken und ihn zwingen, immer höher zu wachsen und seinem Genius immer gewaltigere Leistungen abzuringen. In Linz war er bald soweit gelangt, dass er keinen mehr über sich sah, in Wien dagegen bedurfte es doch noch einiger Anstrengung, bis er das nur selbst mit

gutem Gewissen von sich sagen konnte, von der fremden Anerkennung ganz abgesehen. Die Gefahr lag nahe, dass Bruckner in seiner Heimat eine Linzer Lokalgrösse oder auch eine oberösterreichische Landeszelebrität geblieben wäre, überall und einstimmig gefeiert innerhalb der engen Grenzen der Provinz, aber draussen gänzlich unbekannt. Der Welt ist Bruckner durch Wien geschenkt worden. Nicht nur dass das, was hier auf künstlerischem Gebiete geschah, allüberall ein unvergleichlich lauteres und weitertragendes Echo weckte, als was in Linz passierte, — der Lehrer am Wiener Konservatorium fand auch die Gelegenheit, in einzelnen hervorragenden Schülern sich Jünger seiner Kunst heranzuziehen, die teils — wie die beiden Schalk und Ferdinand Löwe — ganz in der Propaganda seiner Werke aufgingen, teils durch gelegentliche Aufführungen, wie Nikisch und Mahler, seinen Namen in Deutschland bekannt machten, das in der Folge für das endliche Durchdringen des so lange Verkannten von ausschlaggebender Bedeutung werden sollte.

Endlich darf nicht ausser acht gelassen werden, von wie unschätzbarer Wichtigkeit für den ganzen künstlerischen Entwickelungsgang Bruckners die reichen musikalischen Hilfsmittel geworden sind, die ihm in den ersten Kunstinstituten der Reichshauptstadt zur Verfügung standen, wenn es auch einen harten Kampf kostete, bis er sich eines nach dem anderen erschlossen hatte. Wir haben gesehen, wie ungenügend die Aufführung war, die seine erste Symphonie in Linz erlebte. Nun auf einmal hörte er seine Symphonien gespielt von einem der glänzendsten Orchester der Welt, seine Vokalwerke gesungen von solchen Chören, wie denen der Wiener Hofkapelle oder der Gesellschaft der Musikfreunde. Was das zu bedeuten hatte, was Bruckner dabei gelernt und profitiert hat, kann gar nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden.

Eines ist freilich gewiss: wenn nicht positiv glücklicher, so doch schmerzloser hätte sich des Meisters Lebensgang ohne Zweifel gestaltet, wenn er auf dem ruhigen Boden seiner oberösterreichischen Heimat hätte bleiben dürfen. Auch ihm wurde die grosse Stadt ein Jerusalem, wo ihn zwar das vieltausendstimmige Hosianna einer begeisterten Menge umbrauste, wo er aber auch sein Golgatha fand. Den Menschen Bruckner mögen wir darum beklagen, dass seine Laufbahn, wie die eines jeden wahrhaft grossen Mannes den Kreuzesweg eines leidvollen Martyriums gehen musste, aber dem Künstler gereichte gerade die Tragik seines Lebens zum Segen. „Glücklich das Genie, dem nie das Glück lächelte,“ — an dieses Wagnersche Paradoxon fühlen wir auch hier uns gemahnt. Das Höchste, was uns Bruckner zu sagen hat, wäre unausgesprochen geblieben, wenn er nicht so tief unglücklich gewesen wäre. Und wie es dem Genie überhaupt eigen ist, dass es im höchsten Sinn des Wortes Böses mit Gutem vergelten muss, so hat auch er für alle Anfeindungen, die er erfahren, wie für all die Schmach, die ihm angetan wurde, nur die eine edle Rache gehabt, dass er die Welt mit dem beschenkte, was in solchen Stunden herbsten Lebenskummers als schmerzvolle Klage seiner innersten Seele entströmte. —

Für das Bekanntwerden und Durchdringen eines schaffenden

Musikers unserer Zeit kommen vornehmlich zwei Faktoren in Betracht: das Publikum und die Kritik. Ob die Dirigenten und Leiter der musikalischen Institute einen Komponisten beachten und seine Werke zur Aufführung bringen, das wird hauptsächlich davon abhängen, welchen Anklang sie einerseits bei den Hörern, anderseits bei der Presse finden. Ein Künstler, den das Publikum nicht hören und die Kritik nicht anerkennen will, wird wohl oder übel unaufgeführt bleiben müssen. Zwar ist es ja wohl schon geschehen, dass eine Dirigentenpersönlichkeit von überragender Bedeutung und ungewöhnlicher Energie dem Publikum wie der Presse zum Trotz seinen Willen durchzusetzen versuchte und der Öffentlichkeit die Beachtung von Werken aufzwang, für die sie keine Gegenliebe fand. Aber einerseits ist ein solcher weisser Rabe unter den Dirigenten eine zu exzeptionelle Erscheinung, als dass sie bei einer allgemeinen Betrachtung mit in Rechnung gesetzt werden könnte, anderseits beweist aber auch gerade z. B. das Beispiel Liszts in Weimar, der — obwohl von der Gunst eines hervorragend kunstsinnigen Hofes getragen, — doch schliesslich mit seinen fortschrittsfreundlichen Bestrebungen scheiterte, dass der künstlerische Einzelwille nur dann durchzudringen vermag, wenn es ihm gelingt, den Widerstand des Publikums und der Presse zu besiegen, dass aber, wenn es nicht glückt, einen Umschwung dessen herbeizuführen, was man die „öffentliche Meinung" nennt, auch der Kühnste endlich kapitulieren muss.

Sind nun die Verhältnisse normal, so wird eine Wechselwirkung zwischen der Meinung des Publikums und der Kritik — falls sie sich nicht von vornherein in Übereinstimmung befinden — in der Weise stattfinden, dass sowohl das Publikum sich von der Kritik beeinflussen lässt, als auch die Kritik sich mit der Zeit genötigt sieht, auf die Stimmung des Publikums Rücksicht zu nehmen. Es wird nicht möglich sein, dass die Kritik andauernd einen Künstler heruntermacht, wenn ihn das Publikum zu seinem ausgesprochenen Liebling erklärt hat, es sei denn, dass es der Presse gelinge, die Menge dieser ihrer Liebe abspenstig zu machen. Nur wenn sich geradezu eine Tyrannis der Presse herausgebildet hat, wenn die Indolenz des Publikums es zuliess, dass eine den Anschauungen der Majorität widersprechende Auffassung in fälschender Weise als angeblicher Ausdruck der öffentlichen Meinung fortdauernd verbreitet wurde, dann allein kann eine permanente Differenz zwischen dem Urteil des Publikums und dem der Kritik bestehen. Gerade das war aber in bezug auf Bruckner in Wien der Fall.

Das Publikum nahm seine Werke gleich von alllem Anfang an mit sympathischer Wärme auf, allmählich bildete sich eine Bruckner-Gemeinde, die immer mehr anwuchs, bis sie schliesslich zur erdrückenden Majorität wurde. Umgekehrt die Haltung der massgebenden Presse: zunächst, so lange der bescheidene Mann noch leidlich ungefährlich erschien, ein überlegenes, etwas hofmeisterndes Wohlwollen für die Person des Komponisten bei gleichzeitiger Ablehnung des Werkes, an dem man übrigens einzelnes Gutes immerhin noch gelten liess. Dann in demselben Masse, als die Begeisterung des Publikums grösser und all-

gemeiner wurde, eine steigende Animosität im Ton der Kritik bis zu jenen Liebenswürdigkeiten vom „traumverwirrten Katzenjammerstil“ und ähnlichen Dingen, die ja oft genug zitiert worden sind. Wenn ich vorhin gesagt habe, dass Wien Bruckners Jerusalem geworden sei, so kann jetzt hinzugefügt werden, dass in seinem Falle die Menge ihrem anfänglichen Hosianna treu geblieben ist, ja es im Laufe der Zeit immer gewaltiger und immer einstimmiger anschwellen liess, während die Verantwortung für das „Kreuziget ihn“ ausschliesslich den „Pharisäern und Schriftgelehrten“ zufällt.

Die Anerkennung, die Bruckner jederzeit beim grossen Publikum in Wien gefunden hat, ist so interessant und widerspricht so sehr der landläufigen Annahme von dem allgemeinen Widerstand, dem Bruckners Werke anfänglich begegnet sein sollen, dass ich es mir nicht versagen kann, die Tatsache durch einige gleichzeitige Zeitungsberichte dokumentarisch zu belegen. Ich entnehme diese Berichte der Neuen Freien Presse, einmal, weil sie anerkanntermassen das erste Blatt Wiens ist und auch damals schon war, dann vor allem aber, weil diese Zeitung, deren musikalischer Referent der erbittertste und zugleich einflussreichste Gegner des Künstlers Bruckner war, über den Verdacht erhaben ist, jemals zugunsten unseres Meisters voreingenommen gewesen zu sein.

Das — wie es scheint — erste öffentliche Auftreten des Komponisten Bruckner in Wien fällt ins Jahr 1873. Am 26. Oktober veranstaltete er im grossen Musikvereinssaale, als eine Art musikalischer Schlussfeier der damals gerade zu Ende gehenden Weltausstellung, ein eigenes Konzert, in dem er mit einer Toccata von Bach und einer freien Phantasie sich als Orgelspieler produzierte und mit dem Orchester der Philharmoniker seine zweite Symphonie zur Aufführung brachte. Der Bericht in der Neuen Freien Presse konstatiert, dass „die Wirkung auf das Publikum eine günstige und die Aufnahme der Symphonie eine geradezu enthusiastische“ war. „Herr Bruckner wurde . . . nach jedem Satze der Symphonie durch anhaltenden rauschenden Beifall und wiederholten Hervorruf ausgezeichnet.“[1]) Die Wiederholung desselben Werkes in einem Gesellschaftskonzerte am 26. Februar 1876 brachte eine gewisse Reaktion, deren Bedeutung allerdings nach dem blossen Zeitungsberichte schwer abzuschätzen ist. „Jeder Satz wurde ohne Opposition applaudiert; als aber am Schlusse eine enthusiastische Partei im Saale das Klatschen und Rufen mit Gewaltsamkeit übertrieb und immer von neuem wiederholte, da erhob der übrige Teil des Publikums lauten Protest durch anhaltendes Zischen.“[2]) In der Majorität scheinen die Opponenten nicht gewesen zu sein: denn sonst würde das gerade die Neue Freie Presse gewiss hervorgehoben haben. Aber es ist doch sehr bemerkenswert, dass dies der einzige Fall in Wien geblieben ist, bei dem die Zeitungen von einem solchen Protest gegenüber einem Brucknerschen Werke zu berichten wissen. Nach der Première der D-moll-Symphonie (16. De-

[1]) Neue Freie Presse vom 28. Oktober 1873 No. 3298 S. 6.
[2]) Neue Freie Presse vom 22. Februar 1876 No. 4128 S. 7.

zember 1876) ist das Referat der Neuen Freien Presse schon von unverkennbarer Feindseligkeit, aber der „lebhafte Applaus" muss, wenn auch ungern, doch eingestanden werden.[1]) Bei der Vierten in Es-dur (erste Aufführung am 20. Februar 1881) finden wir einen „ungewöhnlichen Erfolg" und „Applaus in Hülle und Fülle" verzeichnet.[2]) Am 11. Januar 1883 erscheint Bruckner zum ersten Male, und zwar mit zwei Sätzen der sechsten Symphonie auf einem Programm der Philharmonischen Konzerte: „Der Komponist wurde unter stürmischen Akklamationen ... unzähligemal gerufen."[3]) Und gar bei der siebenten sieht sich Hanslick zu der Feststellung gezwungen, die ihm ohne Zweifel schwer genug gefallen ist: es sei gewiss „noch niemals vorgekommen, dass ein Komponist nach jedem einzelnen Satze vier- bis fünfmal stürmisch herausgerufen wurde."[4]) In demselben Jahre (1886) wird das Tedeum „mit einem grenzenlosen Beifallslärm gefeiert."[5]) Den Erfolg der achten, der letzten, deren Uraufführung der Komponist selbst noch erlebte, resumiert derselbe Hanslick in den Worten: „Tobender Jubel, Wehen mit den Sacktüchern aus dem Stehparterre, unzählige Hervorrufe, Lorbeerkränze usw. Für Bruckner war das Konzert jedenfalls ein Triumph."[6]) Das sind so einige Beispiele, die ich aus der Fülle des zu Gebote stehenden Materials ziemlich wahllos herausgegriffen habe.

Nun wäre es ja gewiss verkehrt, wenn man die Bedeutung von Bruckners Publikumserfolgen überschätzen und etwa meinen würde, dass diese gewiss nicht immer leicht eingänglichen Werke sofort auch allgemeines Verständnis gefunden hätten. Das wäre selbst bei dem musikalischesten Publikum der Welt kaum möglich gewesen, geschweige denn bei den Wienern. Ist es doch einer der seltsamsten Irrtümer, dass man Wien deshalb, weil zufällig mehrere unserer grössten musikalischen Meister dort gelebt haben, für eine ausnehmend musikalische Stadt hält. Man verwechselt dabei die Bevölkerung des heutigen Wien mit dem österreich-ungarischen Adel einer längst vergangenen Zeit, und bedenkt nicht, dass in jenen Tagen, aus denen sich Wiens musikalischer Ruhm herschreibt, ein öffentliches Musikleben in unserem Sinne, bei dem die Masse des grossen Publikums mit in Frage kommt, noch gar nicht vorhanden, oder doch eben erst im Entstehen begriffen war. Was der Durchschnittswiener vor dem Norddeutschen und selbst vor dem westlicheren Süddeutschen voraus hat, das ist hervorragender Sinn und Begabung für das Elementare der Musik, für all das, was man die Naturseite an ihr (im Gegensatz zu dem eigentlich und spezifisch Künstlerischen) nennen könnte. Grosse Empfänglichkeit

---

[1]) Neue Freie Presse vom 18. Dezember 1877 No. 4782 S. 7.

[2]) Neue Freie Presse vom 27. Februar 1881 No. 5927 S. 2.

[3]) Eduard Hanslick, Konzerte, Komponisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre. 1870—1885. Berlin 1886 S. 371.

[4]) Neue Freie Presse vom 30. März 1886 No. 7755 S. 2.

[5]) Neue Freie Presse vom 19. Januar 1886 No. 7658 S. 2.

[6]) E. Hanslick, Fünf Jahre Musik (1891—1895) (Der „Modernen Oper" VIII. Teil). Berlin 1896 S. 193.

namentlich für die äusserlich sinnlichen Wirkungen der Musik, für den Zauber der Klangschönheit und die zwingende Macht des Rhythmus, sie liegt dem Wiener in seinem auch hierin durch einen starken slavischen Einschlag charakterisierten Blute. Und eben darum liefert auch Wien unverhältnismässig viele und gute Musiker. Damit man aber das Publikum einer Stadt in höherem Grade musikalisch nennen könne, dazu gehört noch zweierlei. Erstlich dass der Sinn für ernste und edle Kunstmusik weit verbreitet und zweitens dass das Durchschnittsniveau der musikalischen Kultur in der Bevölkerung ein relativ hohes sei. Gerade darin sind aber die grösseren reichsdeutschen Städte Wien auch heute noch ohne Zweifel beträchtlich überlegen. Das Bedürfnis nach musikalischem Kunstgenuss höherer Art ist hier ganz erstaunlich gering, was schon daraus hervorgeht — denn jedes stark gefühlte Bedürfnis schafft sich seine Befriedigung —, dass Wien erst vor wenigen Jahren ein zweites für die Zwecke der ernsten Musik in Betracht kommendes Orchester erhalten hat, nachdem mehrere frühere Versuche nach dieser Richtung hin kläglich gescheitert waren. Bis dahin begnügte sich die Millionenstadt für Konzert und Oper mit dem einzigen Hoforchester. Dementsprechend steht die musikalische Bildung zwar in den Kreisen der Dilettanten und ausgesprochenen Liebhaber gewiss oft auf einer sehr hohen Stufe, aber diese Kreise sind enger als irgendwo anders, und von jener Durchdringung weiterer Bevölkerungsschichten mit einem guten und geläuterten musikalischen Geschmack, wie sie anderwärts sich immer mehr geltend macht, ist noch sehr wenig zu verspüren. Dieser Gegensatz zwischen einer reich begabten musikalischen Natur und einer wenigstens in bezug auf Allgemeinverbreitung zurückgebliebenen musikalischen Kultur hat nun ihre eigenartigen Nachteile, aber auch Vorteile gezeitigt. Was die unmittelbare naive Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit anbelangt, ist das Wiener Publikum geradezu ideal, und noch jeder Künstler, der Gelegenheit hatte, die Wiener von dieser Seite kennen zu lernen, konnte des Lobens und Entzückens kein Ende finden. Seine Musiknatur befähigt den Wiener dazu, dass er von einer musikalischen Darbietung nicht bloss angeregt und interessiert, sondern wahrhaft gepackt und fortgerissen wird, und die impulsive Wärme seines Temperaments lässt ihn seinen Enthusiasmus in einer Weise kundgeben, die nicht bloss lärmend ist, sondern vom Herzen kommt und zum Herzen geht.

Man hat schon oft bemerkt, dass die musikalische Bildung der Massen — die ja wie alle Bildung der Massen Halbbildung bleiben muss — auch ihre Gefahren hat, dass sie dem musikalischen Sinn die fraglose Sicherheit des instinktiven Gefühls raubt, ohne ihm jenen vollen Ersatz eines untrüglichen bewussten Urteilsvermögens zu gewähren, das doch schliesslich nur für den Fachmann erreichbar ist. Namentlich wenn es sich um neue und ungewohnte künstlerische Erscheinungen handelte, ist es nicht selten geschehen, dass der gänzlich unbelehrte Sinn der „Unmusikalischen“ sich weiser zeigte als das Halbwissen der musikalisch „Gebildeten“. Das war z. B. ganz unverkennbar bei

Richard Wagner der Fall und etwas ähnliches geschah in Wien auch mit Bruckner.

Darüber dürfen freilich die ebenso unleugbaren Nachteile musikalischer Urteilslosigkeit beim Publikum nicht verkannt werden. Von ihnen wirkt wohl am verderblichsten der Mangel an Sachlichkeit, der unter solchen Verhältnissen meist zu Tage tritt. Mangelndes Urteil begünstigt einerseits den Personenkultus, anderseits führt es dazu, dass Begeisterung oder Ablehnung auch bei rein künstlerischen Fragen ausschliesslich Sache einer Partei oder Sekte wird. Mehr wie jedes andere hat das Wiener Publikum seine Lieblinge, die es kritiklos bewundert, ja vergöttert, und wie die Gründe, die zu solcher Favoritschaft führen, oft mit Kunst nicht das geringste zu tun haben, so kann man auch nicht behaupten, dass die Wiener ihre Liebe immer oder nur vorzugsweise solchen zugewendet hätten, die dieser Auszeichnung würdig waren. Wenn aber wie im Falle Bruckners diese Liebe einmal einem wahrhaft und im höchsten Sinne des Wortes Würdigen sich zuwendet, so ist das eine so herzerfreuende Erscheinung, dass es kleinlich wäre, allzuviel Gewicht darauf zu legen, dass es gewiss oft mehr die warme Sympathie für die Person des Komponisten als ein tieferes Verständnis des Wertes seiner Werke gewesen ist, was das Wiener Publikum sich für seinen Bruckner begeistern liess. Lag doch dieser Sympathie für die Person ganz gewiss eine, wenn auch noch so unbewusste Ahnung davon zugrunde, dass es eine bedeutende und gewaltige geistige Potenz sei, die in diesem schlichten Mann lebe und wirke, — und wenn das verstehende Bewundern der Schöpfungen eines grossen Künstlers seinen krönenden Abschluss erst darin findet, dass wir die Werke als Ausfluss der Persönlichkeit des Künstlers begreifen und in ihnen und durch sie den Menschen lieben lernen, so mag man es wohl auch gelten lassen, wenn die Menge den umgekehrten Weg geht und von der Liebe für die Person zur Bewunderung des Werkes fortzuschreiten sich bemüht.

Viel bedenklicher ist der Parteifanatismus, und es liegt mir sehr fern bestreiten zu wollen, dass bei der Schilderhebung Bruckners auch die weniger schönen Seiten des künstlerischen Parteiwesens oft sehr grell zu Tage getreten sind. Wenn Hanslick bei Gelegenheit der siebenten Symphonie sagt: „Bruckner ist Armeebefehl geworden und der ‚zweite Beethoven‘ ein Glaubensartikel der Richard Wagner-Gemeinde“, so macht er sich kaum einer Übertreibung schuldig. Die Ungerechtigkeit liegt nicht darin, dass er etwas Falsches behauptet, sondern dass er ausser acht lässt, wie ohne Organisation, d. h. unliebenswürdig ausgedrückt, ohne Partei- und Kliquenbildung noch niemals in unserer auch in bezug auf das Kunstleben durchaus demokratischen Zeit ein bedeutender Künstler hat zu Ansehen und Geltung gebracht werden können. Hanslick stellt aber das, was eine ganz allgemeine Erscheinung ist, als besonderes Kennzeichen der Bruckner-Propaganda hin.

In jeder Partei sind die überzeugten Anhänger, diejenigen, die wissen, worum es sich handelt, in der Minderzahl. Das Gros besteht aus „Mitläufern“, bei denen es meist der Zufall, wenn nicht Schlimmeres,

entscheidet, auf welche Seite sie sich schlagen. Genau dasselbe, was Hanslick gegen die Bruckner-Gemeinde vorbringt, liesse sich *mutatis mutandis* auch von der Brahms-Partei jener Tage sagen, nur mit dem Unterschiede, dass diese viel straffer organisiert, weit unduldsamer und insofern ein unnatürlicheres Gebilde war, als sie — wenigstens in Wien — auf kein allzuzahlreiches Publikum sich stützen konnte und nur dadurch, dass sie die literarischen Wortführer der öffentlichen Meinung auf ihrer Seite hatte, jene exklusive Alleinherrschaft ihrer Mitglieder aufrecht erhalten konnte, der gegenüber die Anhänger Bruckners sich einfach imstande der Notwehr befanden.

Für Bruckner war es gewiss notwendig, dass eine Partei sich um ihn scharte und für seine Anerkennung kämpfte. Aber im Interesse seiner Sache war es nicht günstig, dass er nicht in seinem eigenen Namen, sondern zunächst fast ausschliesslich als Verehrer und Jünger Richard Wagners auf den Schild erhoben wurde. So natürlich es war, dass die Wagnerianer sich unseres Meisters annahmen, dass insonderheit der Wiener Akademische Wagner-Verein für ihn eintrat und sich so unschätzbare, durch keinerlei Wenn und Aber zu verkleinernde Verdienste um ihn erwarb, so wenig vorteilhaft war es für die Würdigung Bruckners als einer selbständigen und auf eigenen Füssen stehenden künstlerischen Erscheinung. Der Überschätzung des Wagnerschen Einflusses auf Bruckner, seiner Rubrizierung als eines blossen Epigonen und Nachahmers des Bayreuther Meisters, der den musikdramatischen Stil Wagners auf die Symphonie übertragen habe, wie Hanslick gemeint und Hugo Riemann ihm nachgeschrieben hat, wurde dadurch in bedenklicher Weise Vorschub geleistet. Anderseits hatte sich Bruckner durch seine Wagner-Begeisterung und seine Zugehörigkeit zur Wagner-Partei alle diejenigen von vornherein zu Feinden gemacht, die im Wagnerfeindlichen Lager standen. Und wenn es wahr ist, was erzählt wird, dass Johannes Brahms selbst bisweilen Worte warmer Anerkennung für die Vorzüge der Brucknerschen Musik gefunden, ja unsern Meister sogar einmal den grössten lebenden Symphoniker genannt habe, so war gewiss nur seine Stellung als antiwagnerischer Gegenpapst, in die er halb unfreiwillig geraten war, daran Schuld, dass diese private Würdigung nach aussen hin ganz ohne Einfluss auf sein Verhalten Bruckner gegenüber geblieben ist.

Vor allem war aber dem einflussreichsten Kritiker des damaligen Wien, Eduard Hanslick, durch Bruckners Wagnerianertum unabweisbar vorgezeichnet, wie er sich zu unserem Meister kritisch zu stellen habe. Denn der Kampf gegen Wagner stand Hanslick durchaus im Mittelpunkt seines kritischen Interesses und wer sich frei, unbedenklich und ohne Rückhalt zu Wagner bekannte, der durfte bei ihm nicht auf Gnade hoffen. Einzig ein diplomatisches Transigieren, wie es z. B. Hans Richter durchzuführen verstand, konnte wenigstens zu einem leidlichen *Modus vivendi* mit einem als Wagnerianer Verschrienen führen. Für Bruckner soll Hanslick noch zu Anfang der siebziger Jahre wohlwollendes Interesse gezeigt haben, wohl darum,

weil es damals noch zweifelhaft sein konnte, ob es nicht gelingen werde, den aufstrebenden Künstler für die eigene Partei zu gewinnen, vielleicht aber auch weil das Wagnerianertum von 1876 noch nicht so „gefährlich" aussah wie später. Jedenfalls ist dieses Interesse in der Neuen Freien Presse niemals öffentlich zu Tage getreten. Zwar rein „theoretisch" lesen wir da oft von „dem als Mensch und Künstler von uns aufrichtig geachteten Komponisten, der es mit der Kunst ehrlich meint, so seltsam er auch mit ihr umgeht" und dem man „nicht gern weh tun" möchte. Aber „praktisch" wurde das Wehtun doch in recht ausgiebiger Weise besorgt, und diese Art von kritischer Misshandlung war um so kränkender, als sie nur selten einmal vergass, den trügerischen Schein vorurteilsfreier Objektivität nach Möglichkeit zu wahren.[1])

Wenn ich die Meinung vertrete, dass Hanslick Bruckner in erster Linie als Wagnerianer bekämpft habe, so will ich damit gewiss nicht sagen, dass der berühmte Kritiker Gefallen an des Meisters Werken gefunden und sie wider die bessere Überzeugung heruntergemacht habe. Davon kann keine Rede sein, und es wäre überhaupt sehr töricht, einem Kritiker sein absprechendes Urteil als solches zum Vorwurf zu machen. Nicht darin bestand die Ungerechtigkeit Hanslicks gegenüber Bruckner, dass er seinem Missfallen an dessen Musik offen Ausdruck gab, sondern darin, *wie* er es tat, ohne einen irgendwie ernst zu nehmenden Versuch einer sachlichen Motivierung, und immer in der deutlich durchschimmernden Absicht, dem Emporkommen des Komponisten sich hindernd in den Weg zu stellen. Wenn einer die Musik eines begabten Mannes — und Talent, ja Spuren von Genialität hat ja auch Hanslick Brucknern niemals abgesprochen — nicht versteht oder ihre künstlerische Art und Richtung degoutiert, so ist es Pflicht der objektiven Kritik, dies zwar unumwunden zu bekennen, aber gleichzeitig auch zuzugeben, dass diese Abneigung möglicherweise rein subjektiv sein könne und dass dieser Mann jedenfalls auch ein Recht darauf habe, aufgeführt zu werden, und zwar um so öfter, je umstrittener und problematischer seine Kunst erscheint. Ja, der gewissenhafte Kritiker selbst wird in solchem Falle das Bedürfnis fühlen, gerade mit dem, was ihm *nicht* eingeht, sich immer von neuem wieder zu beschäftigen. Wogegen Hanslick kein Mittel unversucht lässt, um die Dirigenten von der Aufführung Brucknerscher Werke abzuschrecken. Jede irgendwie sich bietende Gelegenheit schon die Wahl des Werkes selbst zu tadeln, wird begierig aufgegriffen, und der deutliche Wink von solchen Sätzen wie: „Ob Herr Hans Richter auch seinen Abonnenten einen Gefallen damit erwiesen habe, ein ganzes Philharmonisches Konzert ausschliesslich der Brucknerschen Symphonie zu widmen, ist zu bezweifeln" kehrt immer und immer wieder. Es ist klar, dass es sich bei all dem gar nicht um Kritik handelt, sondern um

---

[1]) Unvorsichtigkeiten wie das unumwundene Bekenntnis, dass er „Bruckners Symphonie kaum ganz gerecht beurteilen könnte" (Neue Freie Presse vom 30. März 1886 No. 7755 S. 2) passieren Hanslick selten.

die Durchführung einer von vornherein feststehenden Taktik. Dahin gehört denn auch, dass in den Berichten alle den Erfolg bezeugenden Tatsachen und Umstände nach Möglichkeit abgeschwächt werden. Da heisst es denn etwa: der Applaus ging nicht vom „Publikum" aus, sondern nur von der „Partei" (als ob, selbst wenn es der Fall gewesen wäre, die „Partei" nicht auch einen Teil, oft sogar die Majorität des „Publikums" gebildet hätte!). Und umgekehrt wird alles über die Gebühr aufgebauscht und breitgetreten, was gegen die Allgemeinheit des Erfolgs sprechen könnte, — wie wenn z. B. einzelne Personen vor Beendigung des Konzerts den Saal verlassen haben, was doch bei jeder länger dauernden Aufführung zu geschehen pflegt, und zumal in Wien mit seinen zeitlich so ungeschickt gelegenen Matinées und seinem die Heimkehr vor zehn Uhr abends gebietenden „Sperrsechserl". Oder man hält sich gar nicht lange bei dem fatalen Werke auf, sondern spricht in der Rezension von etwas ganz anderem, wie z. B. bei Gelegenheit der Achten über den gut gemeinten, aber unglücklich ausgefallenen Versuch einer programmatischen Erläuterung, die Josef Schalk damals verfasst hatte, und die freilich noch viel ausgiebigere Gelegenheit zu billigen Witzen gab als die Brucknersche Musik. Vor allem aber entscheidend ist der Ton der Hanslickschen Kritiken, der, wie ich schon bemerkte, im Laufe der Zeit und in dem Masse, als Bruckners Anhänger an Zahl und Einfluss wuchsen, immer gehässiger und feindseliger wurde, während inhaltlich die Urteile all die Jahre über sich ziemlich gleich geblieben sind.

Hanslick war der Typus des damaligen Wiener Musikkritikers: was neben ihm noch an angesehenen Zeitungen schrieb, war teils geradezu von ihm abhängig, oder suchte doch durch möglichst getreue Imitation seiner Art und Weise ihm nachzueifern. Die wenigen Kritiker, die schon früh mit Wärme für Bruckner eintraten, standen ausnahmslos sowohl an Einfluss wie an journalistischer Begabung hinter Hanslick weit zurück. Von ihnen ist mit besonderer Auszeichnung Theodor Helm (geb. 1843) der langjährige musikalische Referent der Wiener „Deutschen Zeitung" zu nennen. Hugo Wolfs, des begeisterten Brucknerjüngers, kritische Tätigkeit war von zu kurzer Dauer und wurde wegen des Charakters des Blattes, für das er schrieb, zu wenig ernstlich beachtet, als dass sie grössere Bedeutung für Bruckner hätte gewinnen können, und dass im Kampf gegen den herrschenden Wiener Liberalismus jener Zeit die antisemitischen Blätter und Blättchen sich nacheinander berufen fühlten, für unseren Meister einzutreten, gereichte seiner Sache nicht immer zum Vorteil, — wobei übrigens keineswegs verkannt werden soll, dass es durchaus nicht blosser Zufall gewesen ist, wenn die liberalen Zeitungen Wiens fast ausnahmslos sich feindlich oder doch ablehnend zu Bruckner verhielten. Denn wenn auch der Meister selbst keine bestimmte politische Parteirichtung vertrat, so mochte ihn doch seine gläubig katholische Gesinnung des Klerikalismus verdächtig erscheinen lassen. Und, was entscheidender in Betracht kommt, es lag überhaupt im innersten Wesen des damaligen „Liberalismus" begründet — sofern

es erlaubt ist, darunter nicht bloss eine politische Partei, sondern in erweitertem Sinne einen ganzen Weltanschauungskomplex zu verstehen — dass er in seltsamem Gegensatz zu seinem Namen und den von ihm vertretenen politischen und wirtschaftlichen Anschauungen auf ästhetischem Gebiete sich stets zu einem engherzig bevormundenden Konservativismus bekannt hat. Der künstlerische Ausdruck des „liberalen" Geistes war der akademisch epigonenhafte Klassizisimus, der uns heute so gründlich abgetan erscheint, und eben darum hat ein Bruckner gerade so wie Richard Wagner von Repräsentanten dieses Geistes die bitterste Anfechtung erfahren müssen. —

Dass unter solchen Umständen unser Meister trotz des ausgesprochenen Wohlwollens, mit dem das Publikum seinen Werken begegnete, Mühe hatte, zu Wort zu kommen, lässt sich begreifen. Zwei Tatsachen sprechen mehr als alles andere für diese unnatürliche Zurücksetzung eines schon früh beliebten und gefeierten Künstlers. Im Jahre 1883, nachdem Bruckner 15 Jahre in Wien gelebt und sechs Symphonien geschrieben hatte, geschah es zum ersten Male, dass die Philharmoniker, also die gerade für die Pflege der symphonischen Musik bestimmte erste und ihrer Art einzige Orchester-Vereinigung Wiens, nicht etwa ein ganzes Werk von Bruckner, sondern Bruchstücke eines solchen in einem ihrer eigenen Konzerte zur Aufführung brachten. Und auch das konnte nur deshalb geschehen, weil der Hofoperndirektor Wilhelm Jahn, der jenen einzigen Winter 1882—1883 stellvertretend die Philharmonischen Konzerte leitete, mehr künstlerischen Mut besass als der ständige Dirigent der Philharmoniker, Hans Richter, der gewiss Sympathien für Bruckner hegte, aber sich niemals sonderlich für ihn ins Zeug gelegt hat, namentlich da und dann nicht, wenn es galt, die Initiative zu ergreifen oder etwas zu wagen. Im Jahre 1880 hatte der Meister seine fünfte Symphonie vollendet, deren Finale, schon was die rein äusserliche Wirkung anbelangt, selbst unter seinen eigenen Schöpfungen ganz einzig dasteht. Aber der diesen wunderbaren Doppelfugensatz geschrieben hat, er bekam ihn selbst niemals zu hören. Als Franz Schalk im Jahre 1894 die B-dur-Symphonie in Graz überhaupt zum ersten Male zur Aufführung brachte, war Bruckner schon zu krank, um die Reise wagen zu dürfen. Und erst im Jahre 1898 fand die erste Wiener Aufführung des Werkes unter Ferdinand Löwe statt. Herbeck wäre der Mann gewesen, der dem Künstler viel Kummer und Herzleid hätte ersparen können. Dass er schon 1877 starb, nachdem er nur einmal Bruckner mit der (zweiten) C-moll-Symphonie in seinen Gesellschaftskonzerten (26. Februar 1876 unter des Komponisten eigener, nach einer Andeutung Ludwig Herbecks[1]) nicht eben sehr geschickter Leitung) hatte zu Wort kommen lassen können, das bedeutete für unseren Meister einen unersetzlichen Verlust. Nach seinem Tode hat er unter den einflussreichen Leitern des offiziellen Wiener Musiklebens Zeit seines Lebens keinen einzigen mit wirklicher Tatkraft für ihn eintretenden Freund und Förderer mehr

[1]) Johann Herbeck usw. S. 398.

gefunden. Hans Richter war lau, phlegmatisch und connivent gegenüber den Machtgeboten der Gegenpartei. Von Wilhelm Jahn wäre etwas zu erwarten gewesen; aber er hatte (abgesehen von jener einzigen Ausnahme) mit dem Konzertwesen nichts zu tun. Was der Wagner-Verein mit seinen Mitteln leisten konnte, hat er redlich erfüllt, und Josef Schalk und Ferdinand Löwe hiessen die beiden hochverdienten Männer, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit bereit waren, als kongeniale Interpreten für ihren Meister einzutreten. Aber das waren alles vereinzelte Veranstaltungen, die ohne rechte Folge blieben, oder — wie auch die wackerenen Bemühungen des Akademischen Gesangvereins — interne Vorgänge innerhalb enger Kreise, die nicht in gewünschtem Masse die Öffentlichkeit beeinflussen konnten. Die Philharmoniker beschränkten sich auch weiterhin darauf, die Uraufführungen der neuen Symphonien herauszubringen (d. h. also der 7. und 8. und der umgearbeiteten 1.). Die früheren Werke holten sie sehr allmählich und zögernd nach (2. Symphonie 1894, 3. 1890, 4. 1896, 6. 1901). Die fünfte und neunte haben sie überhaupt noch nicht gespielt. Die Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde brachten unter Richter die orchestrale Uraufführung des Tedeums zwei Jahre nach seiner Entstehung 1886, nachdem 1885 eine Aufführung mit Klavierbegleitung im Wagner-Verein vorangegangen war, die des 150. Psalms 1892 (unter Wilhelm Gericke), die F-moll-Messe 1894 (gleichfalls unter Gericke), die in D-moll erst nach Bruckners Tode (1897 unter Richard von Perger als Trauerfeier für den verstorbenen Meister), dagegen nicht die in E-moll. Auf Wiederholungen schon einmal zu Gehör gebrachter Werke Bruckners, die doch unbedingt notwendig sind, wenn man einen noch wenig gekannten und noch weniger verstandenen Meister durchsetzen will, hat sich die Gesellschaft der Musikfreunde ebenso wie die Philharmoniker nur ganz vereinzelt eingelassen.

Und trotz alledem, mit der Macht und unbezwinglichen Siegeskraft der Wahrheit, eroberte sich Bruckners hohe Kunst Schritt vor Schritt ein immer grösseres Terrain auf dem Boden, der ihr anfänglich so hartnäckig verschlossen wurde. Und auch in diesem Falle haben die kurzsichtigen und böswilligen Widersacher nur das Eine erreichen können, dass sie dem Genius das Leben verbittert und sich selbst vor der Nachwelt irreparabel kompromittiert haben.

Aus Adolf Pichlers ungedruckten Tagebüchern.

*

(1851) Das Leben macht uns oft weniger für unsere Taten als für unser Wesen verantwortlich.

*

Der ethische Gehalt unterscheidet den Dichter vom Virtuosen.

*

(1854) Was nicht von innen wächst, taugt nichts.

*

(1859) Habe Achtung vor allem Leben, denn es ist ein Heiliges!

*

Man spricht so viel vom Recht auf Arbeit, warum so wenig von der Pflicht zur Arbeit?

*

Nur der Weise ahnt die Einheit des Weltlebens und dadurch die Göttlichkeit der Welt.

*

Mit dem Schmerz bezahlen wir unseren Anspruch auf das Leben.

*

(1861) Man könnte ebenso gut ein Samenkorn in die Luft werfen, daß es dort wurzle, Blätter und Blüten treibe und endlich Frucht reife, als ein absolutes Kunstwerk fordern. Es gibt keins. Zum Allgemeinen tritt als zweiter Faktor das Besondere, insoferne sich dasselbe in der Individualität des Dichters und seines Volkes ausspricht. Letztere ist wieder ein Produkt der natürlichen Anlage und der Beschaffenheit des Bodens, auf dem ein Volk wächst, des Widerstandes, den es dabei zu überwinden hat. Oft wirken fremde Einflüsse — hemmend, fördernd — ein; weiß doch jeder, wie sogar in der Pflanzenwelt Gewächse andere verdrängen und verdrängt werden, ja sogar das Unkraut siegt! Neue poetische Werke, die aus jenem Zusammenhang entspringen, sind lebendig, wirken lebendig und bleiben lebendig.

*

(1864) Tritt nachts aus dem Saal, wo der Karneval tobt, die Kerzen leuchten, die Juwelen schimmern, die Kleider bauschen, der Moschus duftet und die Schminke lügt. Draußen ist die Luft kalt und klar, unzählige Sterne funkeln und verkünden dir durch den Wandel die ewigen Gesetze der Natur; sie fordern auch dich auf, den Tand abzustreifen und einzukehren in das Ewige.

*

(1868) Gewisse Kerle kommen nur auf den Parnaß, um hinter den Lorbeerstauden ihre Notdurft zu verrichten.

*

(1870) „Der Katholizismus ist naives Christentum, der Protestantismus ist sentimental,“ sagt Fr. Schlegel. Er sollte sagen: „Der mittelalterliche Katholizismus war naiv, der romantische Neu-Katholizismus und das protestantische Muckertum, letzteres gegenüber der Naturkraft Luthers, sind sentimental.“ Der moderne Katholizismus, der über seine Schönheit Bücher schreiben läßt, hat aufgehört naiv zu sein.

*

1. Dezember 1870. Zur Beurteilung von Tragödien. Wenn man stets Ursache und Wirkung mit Schuld und Strafe verwechselt, hat unsere Ästhetik mit ihren landläufigen Redensarten gewiß recht. Kann man aber das überall? Schuld fordert Strafe. Ist aber die Strafe der Schuld stets angemessen? Mir scheint gerade hier jene Bestimmung der modernen Ästhetik zu eng, als daß manches der erhabensten und größten Trauerspiele darunter paßte, selbst wenn man die Schuld durch den Beisatz „tragisch“ spezifiziert. Wer die Strafe erleidet, muß auch wissen, daß sie auf diese Schuld gesetzt war, sonst ist die Strafe ungerecht. Weg mit der Galgenterminologie der Kriminalpraxis; sie hat Unheil genug angerichtet. Großartiges Menschenschicksal und die Darstellung des Verhältnisses von Mensch und Schicksal bleibt der ewige und echte Stoff der Tragödie.

*

Wie soll man jene Erscheinung bezeichnen, wo das höchste Gesetz der Gattung durch das individuellste Dasein umschrieben ist? — Unsterbliche Schönheit.

*

Goethes Hermann und Dorothea. ist die Widerlegung manches Satzes in Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung.

*

31. Dezember. Zum Schluß will ich noch von der leidenschaftlichen Teilnahme erzählen, mit der ich den Ereignissen des deutschen Krieges folgte; wie bei all den Heldentaten mein Herz zwischen Jubel und Sorge hin- und hergeworfen wurde, daß ich gar manche Nacht schlaflos lag. Nur ungern ging ich in die Sommerfrische, und ich weiß es Dr. Pfretzschner noch immer großen Dank, daß er mir die Berichte, die er telegraphisch erhielt, sogleich durch einen Boten zumittelte. Ich werde mich der Angst stets erinnern, in der ich nach einer Lügennachricht vom Siege der Franzosen, die ein Beamter der Südbahn verbreitete, am Ufer des Sees qualvolle Stunden verbrachte, bis der Bauer, den wir noch spät abends nach Jenbach gesandt, uns aus zuverlässiger Quelle Beruhigung brachte. Mit verzehrender Sehnsucht erwartete ich Tag für Tag am Ufer den Kahn, der die Zeitungen brachte;

gegen Wiener, welche Napoleon den Sieg wünschten, fuhr ich schroff los, und ich erinnere mich noch lachend des zerkritzelten Gesichtes eines Hofrates, dem ich voll Erregung die Depesche von Wörth vorlas. Ich war nicht der einzige; Unterinntal auf und ab wogte die Begeisterung selbst unter den Bauern, und deswegen gelang es, beträchtliche Beiträge für die deutschen Verwundeten zu sammeln.
Zu Ehren des Sieges von Weißenburg zündeten wir Feuer an; der alte Jäger Karl lud die Böller, daß sie krachend im Widerhall der Berge durch die Täler unsere Freude verkündeten.

*

Der 1. September war ein schöner Tag. Ich stieg mit meinen Kindern auf den Unuz, diese Hochwarte, von der man weit hinaus auf die bayerische Ebene sieht. Nach zwölf Uhr erreichten wir den Gipfel. Als wir uns gelabt, füllte ich ein Glas mit rotem Tirolerwein und brachte in Gesellschaft etlicher Fremden, welche von der Scholastika emporgeklettert waren, ein Hoch auf den Sieg der Deutschen aus. Dann schleuderte ich das leere Glas an den Felsen, daß die Splitter weithin flogen, und rief: „So mög' es allen Feinden des deutschen Volkes ergehen, im Osten wie im Westen!" Ich dachte dabei an die Russen.
Es war gerade ein Uhr, die Stunde, wo Napoleon zu Sedan die Waffen streckte.
Das erfuhr ich schon am nächsten Mittag, und ich werde stets des interessanten Zufalles auf dem Unuz gedenken.

*

Meine Stimmung sprechen am besten die Gedichte aus, mit denen ich vom 19. August an den Zug der Deutschen begleitete. Ich erwartete, daß sich nach Eröffnung des Schuljahres die Studenten mit der edlen Begeisterung der Jugend für die Siege unseres Volkes aussprechen und auf dem dunklen Hintergrund der gleichgültigen Massen um so heller leuchten würden. Wohl hielten sie einen Kommers, aber kein deutscher Toast, kein deutsches Lied erklang, weil es den geladenen Offizieren, die den Rückzug von Orleans mit Champagner betranken, hätte unangenehm sein können. Ich hoffte auf das Konzert des akademischen Gesangvereines, das Programm enthielt nur sentimentale Lieder; ich erwartete kleine Geldbeiträge für die Verwundeten, man trug seine Kreuzer in die Kneipe.

*

1873.

Das Bogner Burgele.

Walburga Schindel, die Tochter des Wirtes von Absam, wurde 1825 geboren. Froh und frei wuchs sie zwischen den Bäumen des Gartens und auf den blumigen Wiesen des Dorfes neben einer Schwester und drei Brüdern auf. Ihr Oheim, der Kaplan Seb. Ruf, nahm sie einen Sommer mit sich

nach Tobadill, wo er als Seelsorger wirkte. Sie erzählte, wie er gelacht, wenn sie auf den Bäumen herumstieg oder im Anger umkugelte, und wie er ihr dann abends wieder allerlei schöne Sachen vorlas.

Nach Hause zurückgekehrt, half sie bei der Bedienung der Gäste. Noch schwebt die anmutige Gestalt vor mir mit den dunklen feurigen Augen und dem feingebogenen Näschen unter der hohen Stirne; leicht und schlank, wie sie im Garten ein Glas vollschenkte, mit dem kleinen kirschroten Mund daran nippte und dann so heiter und nett plauderte. Oder sie pflückte im Garten nebenan ein Sträußchen, das ihr dann ein oder der andere Herr abschwätzte. Mehr erhielt er freilich nicht; keiner wußte, daß sie auch hübsche Verse, meist Ritornellen, dichtete. In ihr Zimmer kam auch nicht jeder; ich war aber ein Vetter, und so erschloß sie mir das Heiligtum.

Tisch und Fensterbretter trugen Blumenstöcke, an der Wand hingen in Rahmen von Goldpapier die Bildchen deutscher Dichter.

Wie manchen schönen Sommerabend bin ich bei ihr in der Geißblattlaube gesessen, und dann kam auch ihre Schwester, und sie spielten mir allerlei kleine Schelmstreiche, die ich wieder vergalt, so daß der Kaplan Ruf nebenan herzlich lachte und wir alle zusammen den Faden des ernsthaften Gespräches verloren.

Ich erinnere mich, wie mir die beiden Mädchen einmal mit Schneeballen auflauerten; ich schlich aber um die Ecke und sprang dazwischen, daß sie die Schürzen fallen ließen und davon stoben, bis sie kichernd die frostroten Gesichtchen durch die Türspalte steckten.

Endlich wagten sie sich hervor und musterten die Bücher, die ich ihnen mitgebracht. In freien Stunden lasen sie gern, Walburga vor allem Goethe; sie sagte öfters: „Wenn ich den lese, komme ich mir gescheiter vor, als ich sonst gewöhnlich bin!“ — Damit bezeichnete sie eine Wirkung von ihm sehr gut; der Alte würde mit dem Urteil zufrieden gewesen sein.

Im Sommer 1848 flüchtete die kaiserliche Familie nach Innsbruck. Sie besuchte Absam oft und gern, besonders die Erzherzogin Sophie fand an dem klugen und hübschen Wirtstöchterlein Gefallen. Als die hohen Herrschaften nach Wien zurückgekehrt waren, kam plötzlich ein Brief mit dem kaiserlichen Haussiegel und der Adresse an die Bognerwirtin. Von da an wechselten die Erzherzogin und Burgele Briefe, und die Großen und Fürnehmen zu Innsbruck wollten gar nicht begreifen, daß sich die mächtige Fürstin so weit herablassen könne. Es war aber so!

Walburga vermählte sich 1856 mit einem Geometer und starb 1872 am 30. April zu Kremnitz.

Nun ruht sie in fremder Erde, fern den Alpen, zu deren Spitzen sie oft das leuchtende Auge hob, und keine Blüte von den Rosenstöcken, die sie so sorgfältig gepflegt, fällt auf ihr Grab.

So leg' ich denn voll Wehmut ihre Gedichte darauf nieder; einen kleinen, doch immergrünen Kranz!

Nach Absam komme ich nur noch selten. Dort stehen noch im Garten die alten Bäume, wenn auch zum Teil morsch, wo ich so manche heitere Stunde

verlebt; es wandeln hier aber nur noch die Schatten der Vergangenheit, ein neues fremdes Geschlecht waltet hier, wir sind verschollen — bis auf die Namen! O quam cito sunt omnia transitura et nos cum illis!

*

Ritornellen.

Es rief ins Leben
Dein Wunsch die kleinen Blumenritornellen,
Drum will ich auch dem Blumenfreund sie geben.

Ritornelle!
Du bist ein Tropfen Tau am Frühlingsmorgen,
Darin das Herz sich spiegelt licht und helle.

Kleine Anemone,
Du siehst, daß ich die Nachbarblumen pflücke
Und scheinst zu flehen leise: O verschone!

Duftendes Veilchen!
Was schmiegest du so schüchtern dich am Boden,
Da du vom Frühling ein so holdes Teilchen?

Schelmische Narzisse!
Die kleine winkt verstohlen stets herüber,
Als ob sie etwas mich zu necken wisse.

Maienglöcklein!
Kaum weht ein Lüftchen frühlingswarm und leise,
Entringst du dich schon perlengleich dem Stöcklein.

Wilde Reben,
Der Frühling will aus euren dunklen Zweigen
Ein grünes Zelt verborgner Liebe weben.

Tautropfen klare!
Ihr müßt die Blume nicht zu Boden drücken,
Daß, kaum erblüht, die Arme Schmerz erfahre.

Arme Verbene!
Der Himmel, scheint es, hat dich ganz vergessen:
Ich will betauen dich mit einer Träne.

Ihr Tulpenkelche!
Warum so stolz? Es gibt noch schön're Blüten!
Da fragt ihr spottend: „Nun, so künd' uns, welche?"

Lilie, du reine!
Die Blumen schauten, als du dich erschlossen,
Ob nicht ein Engel aus dem Kelch erscheine.

Cyane blaue!
Die Ähren, klagst du, halten mich gefangen,
Daß ich von fern den Himmel nur erschaue.

Sag', dunkle Rose,
Bist ob dem Schmetterling so tief errötet,
Weil einen Kuß dir hat geraubt der Lose?

Aglei, du bunter!
Du scheinst den Wellen leise nachzuträumen,
Die sich dort flüchten in das Tal hinunter.

Dunkle Wicke!
Du ahnest nichts von deiner süßen Schönheit,
Sonst würdest heben du die scheuen Blicke.

Brennende Liebe!
O sag', warum zu Blumen du geflüchtet?
„Weil mir bei euch kaum mehr ein Plätzchen bliebe."

Blauer Flieder!
Ist's dir zu einsam auf den hohen Zweigen,
Daß du dich senkst so tief im Garten nieder?

Schlanke Mimose!
Ein leis Berühren macht dich schon erbeben —
Kennst du die Welt so gut, die schonungslose?

Efeugewinde!
Zum Wipfel, sagst du, will hinauf ich streben,
Daß ich vielleicht das Ziel der Sehnsucht finde.

Mohnblume reiche!
Das braune Bienchen, das von dir gekostet,
Erstaunet, daß es Schlummer schon beschleiche.

Moosgewinde zartes!
Als grünes Netz schlingst du dich um die Steine,
So wie die Hoffnung um ein Los, ein hartes.

Wie sich erheben
Die Blumen leuchtend in der Sonne Strahlen —
O hätt' so lichte Stunden auch das Leben!

(17. Februar 1877.) Unsere meisten Lyriker sind nur Dichter, so lang die Jugend für sie dichtet, daher auch ihre Werke nur für Jünglinge und Frauen. Dann treiben sie die Poesie als Handwerk; sie kommen mir vor wie die alten Böcke, die nur noch stinken, aber nicht mehr zeugen.

*

(5. Januar 1879).) Das Sentimentale zeigt stets ein quantitatives Mißverhältnis zwischen dem Grade der Empfindung einerseits und dem Gegen-

stand, der sie hervorruft, sowie der Person, welche empfindet, anderseits. Es neigt zum Traurigen ohne Tiefe des Schmerzes und steigert das Unbedeutende über sich hinaus.

*

16. Oktober 1880. In der Pertisau. Hier schalte ich etliche G'sangln ein, die dort umgehen.

1.

Daß 's Busseln an Bart macht,
Dös ist lei nit wahr,
Sonst hätt' ja mein Diendl
's ganz' G'sicht voller Haar.

2.

Da droben auf der Schroat (Söller)
Hockt der Tuifel und der Toad,
Und sie warten auf mi,
Aber hoamgian thua i nia.

3.

Der Tuifel und der Toad
Di ham alm an Stritt,
Der Tuifel hat a Schweafel,
Und der Toad, der hat's nit.

*

(20. August 1882.) Unlängst saß ich abends vor dem Auracherkreuz ober dem Bahnhof von Kufstein. Ein Bube kam daher, setzte sich auf den Betschemel, zog die Schuhe aus und packte sie in sein Bündel. Er erzählte mir, man habe ihn von Mariastein herabgeschickt, eine Medizin zu holen, und nun müsse er noch zwei Stunden zurück. — „Ob er dort daheim sei?“ — Ja, sein Vater habe ein kleines Gütchen und heiße der „Jagg mit der hölzernen Har“, und der Ahnl sei der „Peter mit dem Brand auf'm Kopf“ gewesen. — Ist das nicht ein homerischer Stammbaum?

Wie froh bin ich, daß sich mir an die Stelle der Kultur mehr und mehr die Natur setzt!

*

Das Tragische gleicht dem Vogel, welcher eine Lawine loslöst, daß sie niederbricht über Haus und Feld. In dem Sinne mancher moderner Ästhetiker war es bei großen Dichtern nie vorhanden.

*

Die Reklame hat einen stinkenden Atem.

*

(6. März 1883.) Ein auferbauliches Geschichtchen erfuhr ich heute. Ein Kronprinz — an Österreich dürfen Sie ja nicht denken, beileibe nicht! — sah eine schöne Sängerin. Wie sehr häufig, regte es sich bei ihm. Er

versuchte daher eine Annäherung. Das Mädchen war jedoch brav, von guten Eltern, die bereits zwei Söhne auf dem Schlachtfelde verloren hatten, sie antwortete kurz: „Es sind schon zwei Glieder meiner Familie für das hohe Haus gefallen und das genügt." Diesem Mädchen möchte ich wohl die Hand küssen.

*

(28. April.) Endlich der erste Frühlingstag. Langsam, langsam ging ich über die Höhen bei Weiherburg, Schwalben flogen im wolkenlosen Himmel, am sonnigen Abhang zirpten die Grillen und einzelne Kirschblüten hatten die braunen Knospen gesprengt. Ich setzte mich auf die Steinbank am Bächlein und ließ den Blick über den Sammetrasen mit seinen Maßliebchen, Primeln, Gundelreben und Ranunkeln hingleiten bis zu den schimmernden Schneehäuptern der Alpen. Wie oft habe ich dieses Schauspiel genossen und es ist mir immer neu, weil es das Alter mit anderen Augen betrachtet als die Jugend, welche nur sich will: ruhiger, stiller, inniger! Man hat da manche Gerte zu einem schlanken Baum aufwachsen sehen — so nach und nach, und mancher morsche Stamm ist zusammengebrochen, aber die Herrlichkeit der Welt ist geblieben: unwandelbar, groß und heilig; ja, es ist ein Gefühl der Andacht, das unsere Brust durchzieht, wie der leise Wind, welcher den Opferduft der Blumen emporträgt. Wir Alten sind der Auflösung ins allgemeine Naturleben näher, darum wirkt jedes Zeichen desselben so heimlich, so vertraut auf uns, sei es nun der Laut eines Vogels, das Summen der Fliegen, der Schmuck einer Blüte, ein Wolkenzug, das Abendrot, der Glanz der Sterne oder auch nur das Spiel eines Stäubchens im lichten Sonnenstrahle. Wir wissen, daß der Himmel über uns ist, wir entsagen, weil ihn weder Menschen noch Titanen erstürmen, aber wir vertrauen. Haben wir geirrt, so haben wir auch gestrebt; die Summe unseres Daseins — groß oder klein — ist ein Faktor im Leben der Menschheit, wie der Kalk der winzigen Koralle, die am Riff aus der Tiefe des Abgrundes zum Licht emporbauen hilft.

*

Ein Herr sagte: „Was auf Erden ist, muß leiden — Menschen und Tiere!" — Da erwiderte der alte Niggl: „Nur haben die Tiere voraus, daß sie es nicht als Strafe Gottes betrachten müssen."

*

Um den traurigen Zustand des deutschen Lustspieles zu erklären, beruft man sich auf die Verschiedenheit der Sitten in den verschiedenen Städten, so daß was in Berlin gefällt, in Wien kalt läßt und umgekehrt, das gleiche gilt von München, Stuttgart, Leipzig. Das ist alles richtig, man möchte aber fragen, warum die Komödien, welche vor allen den Parisern auf den Leib geschrieben wurden, in allen diesen Städten ohne Unterschied gefallen?

*

Die Götter strafen uns oft am schwersten, wenn sie unser Gebet erhören.

*

Ein poetischer Stoff ist keine träge Masse, vor die der Dichter sich hinstellen darf. Auch dadurch wird die Beschreibung als solche verurteilt. Darf ich mich auf den halbvergessenen Hegel berufen, der zwar das Welträtsel so wenig löste, als irgend ein Philosoph, jedoch in ästhetischen Fragen einen tiefen Blick hatte? — Ein poetischer Stoff muß sich nach dem Gesetz einer Dialektik entwickeln, das in ihm liegt. Wenn dieses gelingt, erhält der einzelne Fall eine allgemeine Bedeutung, er wird symbolisch im höchsten Sinne und spricht dadurch sein innerstes Wesen klar und bestimmt aus. Falsch ist es, weil nicht notwendig, wenn ihr der Dichter willkürlich ein Bild meist aus der Natur gegenüberstellt, das sich mit ihm nicht deckt und den Zuschauer gleichsam veriert, indem er den ganz äußerlichen Zusammenhang erraten soll. Das ist ein Mißbrauch des Gleichnisses, das nicht in diesem Umfang gestattet ist, sondern nur den Gegenstand erläutert, indem es ihm parallel geht, aber insofern nur eine nebensächliche Bedeutung hat. Darum ist die Fülle von Gleichnissen, wie sie uns ein Ovid an den Kopf wirft, eine Wucherung, die aus leerem Manierismus entspringt und nur den Blick verwirrt anstatt ihn zu leiten. Exempla sunt odiosa! Sonst könnte ich deren aus der Modepoesie des Tages anführen, und die Realisten zeigen uns gerade durch manche Mißgriffe, daß es auch für sie mit dem bloßen Rohstoff nicht das Auslangen hat.

*

12. Januar. Die Redaktion eines Blattes ersuchte mich um ein Festgedicht für den Geburtstag Grillparzers. Ich lehnte ab: „Verhüllt eure Fahnen lieber mit schwarzem Flor, daß er in Österreich geboren wurde. Hier machte man ihn mundtot.“ Ich brauchte nur auf seinen Lebensgang zu verweisen, eine Tragödie, vor der die schwarz-gelben Loyalitätsdudler verstummen sollten. Sehr gut hat ihn Kürnberger gezeichnet. Der schwere Druck, den er lebenslang tragen mußte, hatte sein Rückgrat geknickt; er war ganz zaghaft geworden. Das beweist unter anderem ein Vorfall, den mir Hebbel erzählte. Irgend ein Kriecher, dessen Namen ich vergessen habe, sammelte Beiträge für ein Album zugunsten der k. k. Gendarmerie. Wie diese in den Tagen der Reaktion wirtschaftete und durch brutale Gesinnungsschnüffelei anständige Leute belästigte, bleibt wohl dem älteren Geschlechte unvergessen. Man kam auch an Hebbel. Diesem schien die Sache doch etwas bedenklich, daher fragte er Grillparzer, was man tun solle? Der erwiderte mit einem trüben Blick: „Gehorchen! es bleibt nichts anderes übrig.“ — Dabei schmiedete er für sein Pult giftige Sprüche, die sich auch gegen die Dynastie richteten.

*

Die Deutschen in Österreich müssen einmal zur Überzeugung kommen, daß sie bei ihren schweren Kämpfen ums Dasein von denen draußen keine Hilfe, ja nicht einmal eine Aufmunterung zu erwarten haben. Diese sind eben Deutsche und keine Italiener, Slaven oder Magyaren, deren starkes Nationalgefühl keinen Mann preisgibt.

Es ist aber noch ein anderer Grund. In klarer und richtiger Erkenntnis

wollte, Österreich aus Deutschland hinauswerfen und für diesen selbstverständlich kleindeutschen Zweck wurde seit Jahren vorgearbeitet. Dieses Ziel ist vorläufig erreicht — ob für immer, ist die schwere Frage. Böhmen ist die Hochburg Deutschlands, ja Mitteleuropas, seine Slavisierung stellt euch unter die Bajonette Österreichs, das hier ein Ausfallstor nach allen Richtungen der Offensive besitzt, wie kein zweites in der Welt, Tirol trennt euch von Italien und die Zukunft des deutschen Volkes liegt an der Donau.

Fragt die Geschichte, in wie weit ihr euch auf die Treue Wiens verlassen könnt. Ist man in Berlin so kurzsichtig, das zu verkennen?

Fürst Schwarzenberg ahnte wenigstens, was kommen sollte und mußte, er stellte Kleindeutschland die Kaiseridee von Großdeutschland — das Siebzigmillionenreich entgegen und dachte dabei wohl an die Kaiserkrone des heiligen deutschen Reiches, die in der Schatzkammer auf einem Samtpolster trauert. In einem Blatte ward nach 1870 der Gedanke angeregt, sie jetzt für Berlin zu fordern, man erwiderte in Wien kein Wort, Preußen legte allsogleich Verwahrung ein und betonte, daß es nicht danach strebe, indem das „neue Reich" nicht die Fortsetzung des „alten" sei. Mit Recht, im Sinne Karls des Großen gewiß, singt aber nicht beredt: „Das ganze Deutschland soll es sein"? Schwarzenberg kam um 150 Jahre zu spät. Man brauchte den Protestantismus nicht zu unterstützen sondern nur zu dulden; daß man ihn durch die Gegenreformation zertreten wollte, dadurch ist Österreich nicht nur verarmt und nach innen geschwächt worden, es schuf auch Preußen, vor dessen Grenze es Halt machen mußte und gab ihm seine berechtigte Stellung als Vertreter eines religiösen Prinzipes und der Toleranz. Als Ungarn seit Leopold erobert wurde, mußte man es, wie dieses geschah, stückweise einverleiben, selbst beim Regierungsantritt Maria Theresias war noch nicht alles verloren. Der Versuch des Kaisers Josef, Bayern für Belgien oder Mailand einzutauschen, war staatsmännisch, Friedrich der Große hat ihn mit vorausschauendem Blicke vereitelt. Selbst Kaiser Franz streckte noch mit Thugut die Hand nach Bayern. Eine Grundbedingung war jedenfalls, Slaven und Magyaren zu germanisieren; man wollte aber schlau und kurzsichtig eine Nation gegen die andere ausspielen.

Jetzt ist alles zu spät, zu spät, zu spät! wie es eben in Österreich Brauch und Sitte, und ein Kleindeutschland, das man euphemistisch das „Deutsche Reich" nennt, ist uns über den Kopf gewachsen.

Wir Deutschen in Österreich haben jedoch die Pflicht, unsere Stellung mit allen Mitteln fest und entschieden zu behaupten — ohne Rücksicht auf andere Nationalitäten und es zu erzwingen, daß uns in Cisleithanien der erste Platz werde, der uns mehr und mit höherem Recht gebührt, als den Ungarn in Transleithanien. Dann laßt uns die Zukunft erwarten, ja herausfordern, ohne uns nach fremder Hilfe umzusehen. Man sprach und spricht von der Mainlinie, gut: Wir schielen nicht hinüber; Berlin als Hauptstadt von Alldeutschland ist so wie so undenkbar, bleiben wir also diesseits und suchen wir uns im Westen zu den Vogesen vorzuschieben, trachten wir im Osten die Donau mit ihrem Flußgebiet zu gewinnen. So behält Ober- und Niederdeutsch — im Wesen grundverschieden, wie römisches Kulturland und spät der Sachlage mußte Preußen, wenn es endlich die Ellenbogen frei haben

kultivierter Barbarenboden es nur sein können — jedes sein Recht und der alte zweiköpfige Wappenadler wird zur Wahrheit.

O, daß zu Österreichs starken Gliedern sich das weise Haupt mit der Prometheusstirne fände, der Epimetheus ist eine Ironie der Weltgeschichte.

*

15. September 1891. Bei Freundsheim. Ich setzte mich auf den Riegel des Zaunes, der den Wald von dem Mahde trennt und lehnte die Flinte an einen Pfahl: keine Stimme, kein Windhauch, hie und da glitt fast unmerklich eine fahle Tangel von den Föhren. Vor mir die wellige Moosfläche, die Halme des Riedgrases waren vom Reif versengt, so daß sie an der Sonne wie Goldfäden schimmerten, aus dem dunklen Wald am Abhange des Gebirges stiegen die gelben Lärchen wie Flammen. Darüber pralle Schrofen und Grate; die Sonne hatte sie ausgetrocknet, so blendeten sie schneeweiß fast das Auge. Im blauen Himmel stieg plötzlich ein Wölkchen auf und verschwand wie ein Geist. Überall die heilige Stille der Einsamkeit. Ich hatte den Ovid bei mir und schlug zufällig die tiefempfundene Elegie auf, die er dem Andenken seines Freundes Tibull widmet. Das Gedicht machte einen warmen innigen Eindruck auf mich; wie so ganz paßte es zur Stimmung der Landschaft.

Abend. Scirocco. Die Wolken im Westen tief lavendelblau, am unteren Rande goldrot. Als sie gegen Norden schoben, wurde ein Streifen Himmel sichtbar: grünblau vom Gegensatz der Farbe. Ich paßte an der Ecke des alten Schlosses auf ein Wasserhuhn; es wurde dunkler und dunkler, zu meinen Füßen flüsterte das Schilf des Teiches, vor mir einzelne Bäume, die Felder, dann der Wald wie ein schwarzer Schatten. Vom Hochmundi zum Grieskogel zogen schmale weiße Wolkenstreifen und verdeckten abwechselnd den Mond. Der Wind trug den harzigen Rauch von einem Kohlenmeiler her, aus einem fernen Hause schimmerte ein rötliches Licht, Mädchen sangen ein Lied, sanft und weich, manchmal die Töne halb verloren.

*

Ohne Gedächtnis kein Charakter und kein Charakter ohne die Fähigkeit tödlichen Hasses.

*

Die Götter, die ihr euch macht, werden euch richten.

*

20. November 1896. Die Religion entspringt aus dem Organismus des menschlichen Geistes, darum vermöget ihr nicht, sie auszurotten.

*

Werden — sterben; Sterben — werden! Schluß!

Die Sonette des Petrarca.

Eine Legende.

Von M. E. delle Grazie in Wien.

Am 6. April des Jahres 1348 geschah es, daß Petrarca, von einem abendlichen Spaziergange heimkehrend, sich langsam wieder den Toren Veronas näherte. In tiefe Gedanken verloren, schritt er von dem Hügel herab, den jetzt die immergrünen Gärten der Villa Giusti schmücken. Auf seinem Wege lagen schon die bläulichen Schatten der Dämmerung. Über seinem Haupt nickten die schwarzen Wipfel derselben Zypressen, die noch heute dort oben stehen, und schon damals das Licht eines halben Jahrtausends in sich getrunken hatten. Ihr schwermütiges Dunkel, das so seltsam und feierlich von dem tiefen Violenblau des Firmamentes abstach, hatte dem einsamen Wanderer ganz besonders zur Seele gesprochen. Ein vages Träumen war über ihn gekommen. Eine Sehnsucht, die mit dem zuckenden Flügelschlag des verwundeten Vogels verlassenen Landen und verlorenen Lenzen zustrebte. Und darüber hatte er, wie so oft, der ganzen Fülle und Schönheit vergessen, mit der ihn die Gegenwart umwarb und bedrängte.

Erst am Fuße des Hügels gewahrte er, daß er von der ganzen Pracht da oben nichts mit sich genommen, als ein kleines Zweiglein derselben Zypressen, zu denen er eine volle Stunde emporgestarrt. Und der leise harfende Frühlingswind war doch über ganze Veilchen- und Narzissenfelder hergekommen! Und wenn Petrarca das Haupt wandte, konnte er noch die reichen Blüten der Mandel- und Pfirsichbäume sehen, die wie herabgefallene Abendwölkchen in die grüne Wildnis hineinhingen. Weiß, bläulich, rosa ... Wo die letzten Silberlichter des Tages spielten von alabasterner Durchsichtigkeit.

„Versäumt!" seufzte der Zurückschauende leise vor sich hin. Und mit einem herben Lächeln setzte er hinzu: „Wie immer ... wie alles!"

Ein Zufall wollte es, daß er gerade an einem Lorbeerstrauch vorüberkam, als er dies sagte. Und fast gehässig war der Blick, mit dem er den Immergrünen streifte, der in seiner Weise auch einen schüchternen Versuch machte, zu blühen. Wenngleich es nur dürftige Knospen und kaum sichtbare Blüten waren. Während die herben Früchte noch vom Vorjahre her zwischen den Blättern hingen. „Bitter sein — das ist alles was du konntest!" sprach Petrarca im Vorübergehen. Dann riß er ein Zweiglein herab. Ließ es aber sofort wieder zur Erde fallen. Und die Gebärde, mit der er sich anschickte, darüber hinwegzuschreiten, war hart und beredt.

Aber plötzlich hielt er ein. Der schon erhobene Fuß trat zur Seite. Die Pupillen seiner Augen erweiterten, seine Lippen öffneten sich. Eine blasse Starrheit kam über sein Antlitz ...

„Laura ist hier!" hatte er das bloß geträumt, oder wirklich gehört? Es waren wohl allerlei Geräusche um ihn. Das ferne Getos des Stromes, der die Schneeschmelze der Alpen mit sich führte ... der Lockruf eines Vogels

im Dickicht . . . das leise Geraun des Abendwindes, der ordentlich fühlbar an ihm vorüberstrich. Aber dieses seltsame, hastige Gezischel . . . Konnte das Täuschung gewesen sein?

Da glitt es wie ein Schleier über sein Antlitz. Seine Züge wurden wieder weich. Und mit leiser Wehmut entsann er sich des süßen Rätselspiels, womit er in seinen Versen so oft den Namen der Geliebten mit jenem des Baumes verquickt, der dem Ruhme heilig ist. Nun hatte er den Ruhm. Aber die Geliebte war ihm unerreichbar geblieben. Und die Glut seiner nie gestillten Sehnsucht hatte ihm endlich selbst den Ruhm zu Asche gebrannt. Diesen Ruhm, der auch wie eine bittere Frucht aus einer Leidenschaft hervorgewachsen war, die nur scheue Blüten und herbe Knospen treiben durfte.

Unter solchen Gedanken kam Petrarca, das freie Feld verlassend, allmählich an die Stadt heran, die auch damals mit einzelnen Gassen und Gäßchen bis ans linke Ufer der Etsch hinübergriff. Im festen Vertrauen auf das mächtige Kastell, das schon zu Zeiten Theodorichs für uneinnehmbar galt, und seitdem diesen Ruhm behauptet hatte. Von der Höhe eines Hügels den ganzen Nordosten beherrschend, lag das graue Gevierte der Festung auch zur Rechten des Weges, den Petrarca nehmen mußte, um über den alten Ponte della Pietra wieder in die Stadt zu gelangen. Denn keine andere Brücke führte damals von dieser Seite her über den Strom. Und so kam er, den träumenden Blick immer nach jener Höhe gerichtet, endlich wieder an die lange Straße heran, die ihn seinem Ziel entgegenführte: jener Brücke und dem Inneren der Stadt.

An dem Eckhause rechts warf ein rotes Öllämpchen seinen flackernden Schein auf ein Bild der heiligen Clara, nach der die ganze Straße hieß, und das Petrarca nun erst bemerkte. In ekstatischer Andacht verloren, starrte die Heilige mit weit geöffneten Augen zu einem Kruzifix empor, das aus leuchtenden Wolken herabkam, während dahinter die schreckensvolle Finsternis Golgathas sichtbar wurde und die Kreuze der beiden Schächer. Wie gebannt blieb Petrarca stehen . . . Die verzückte Heilige im grauen Büßergewand erinnerte den Dichter an ein Bild, das er schon einmal gesehen . . . in Avignon! Und zwar in derselben Kirche, in der er auch Laura de Sade zum ersten Male erblickt. Die Frau, die seit nun einundzwanzig Jahren all' sein Denken und Fühlen beherrschte. Das Weib eines anderen, das er nie besessen, aber auch niemals vergessen hatte. Das er immer wieder sah . . . wachend und träumend, um sich immer wieder ihr hinzugeben. Mit grollendem Widerstreben, wenn er seiner vergeblichen Sehnsucht gedachte. Und doch stets mit der gleichen Inbrunst. Ob er oft auch ganze Jahre zwischen sich und die Geliebte gelegt . . . und die Entfernung vieler hundert Meilen, wie jetzt.

Noch immer starrte Petrarca jenes Bild an, das ihn wie eine Passion der eigenen Seele von der Höhe eines fremden Hauses herab grüßte. Auch damals war es Frühling gewesen, wie heute. Und mit einer Art süßen Schrecks gewahrte er plötzlich, daß selbst die Karfreitagsvision der Heiligen ihn an jene Schicksalsstunde seines Lebens erinnerte. Denn auf den goldenen Locken der Frauen Avignons waren damals schwarze Schleier gelegen. Und die schwarz verhangenen Wände der Kirche hallten von den Bußpsalmen

wider, welche die Priester vor dem heiligen Grabe sangen. Dies alles aber hatte er nur traumhaft in sich aufgenommen. Weil seine Seele ganz Andacht war für die einzige, die er da zum ersten Male erblickte und doch gekannt zu haben meinte, seit je! Wie sie in der ersten Reihe des braunen Gestühls vor ihm kniete und betete: Die linke Hand an der Brust, die rechte, wie zum Schutz vor neugierigen Blicken an die Stirne gelegt. Während die blauen Kinderaugen wie ein Himmel den anderen suchten, und zwischen der halbgeöffneten Knospe ihres Mundes von Zeit zu Zeit ein scheuer Seufzer hervorkam, oder der verwehende Laut einer frommen Bitte.

Zur Linken Lauras stehend, und zugleich einige Schritte hinter ihr, konnte Petrarca dies alles gewahren. Und der feine Nackenansatz des schlanken Hälschens entzückte ihn nicht weniger, als das leuchtende Gold der Lockenringel über der rosigen Ohrmuschel, und die entzückende Linie, die der Schatten des Schleiers zwischen der blassen Stirne und den hochgewölbten, dunklen Brauen zog. Da geschah aber etwas, das ihn noch lange nachher wie ein Wunder anmutete. Denn plötzlich sah er, wie die Schöne über und über errötete. Und obwohl sie keine Ahnung haben konnte, wer hinter ihr stand, und auch sonst ihn mit keinem Blicke gestreift hatte, kehrte sie langsam das Haupt und sah ihm wie forschend ins Antlitz. Kaum einer Sekunde Dauer hatte das gewährt. Petrarca aber fühlte, daß ihn sein Schicksal gefunden habe. Und als er heimkam, zeichnete er Tag und Stunde auf. Es war der 6. April des Jahres 1327.

Dies alles bedachte Petrarca, während er vor dem Bilde der Heiligen stand. Als er sich aber jener Aufzeichnung erinnerte, ging plötzlich eine heftige Erschütterung durch seine Seele. Und mit einer gewissen Bestürzung entsann er sich, daß ja heute genau derselbe Tag wäre! Daß er daran nicht gedacht hatte ... zum ersten Male!

Hastig schritt er weiter. Und als er nun gar jenes Lorbeerzweigleins gedachte, das er im Felde von sich geworfen und fast mit Füßen getreten hatte, kam eine schamvolle Reue über ihn. Zugleich aber auch eine Sehnsucht nach der Geliebten: so heiß und wild und zärtlich, wie am Abend desselben Tages vor nun einundzwanzig Jahren. Die ganze Seele brannte ihm davon. All' seine Wünsche wurden daran lebendig. Wie einen Fluch empfand er es, so allein und ungesegnet heimzugehen, indes der ganze Frühling um ihn blühte, und jede Freude von einem erfüllten Liebesglück schwanger schien.

Erst das nahe Getos der Etsch erinnerte den Dichter wieder an sein Ziel: das kleine Häuschen in der Via dei Leoni, in dem er für die Dauer eines Jahres sein Heim aufgeschlagen. Still dahin lebend zwischen Büchern und Blumen und Träumen. Wenn nicht zufällig eine huldvolle Einladung des Scaligers Mastino ihn zu diesem oder jenem Hoffeste entbot. Wobei Petrarca die stolze Genugtuung ward, wie ein Fürst dieselbe Treppe hinanzusteigen, die kein Geringerer als Dante vor ihm beschritten und für immer geheiligt hatte ... In seine stille Stube zurückgekehrt, pflegte er dann nur um so inniger der fernen Geliebten zu gedenken, zu deren Füßen er im Geist auch all seine Kränze niederlegte. Ja, was waren ihm all diese Kränze und die ganze Pracht der Scaliger, gegen die dunkle Rose, die ihm Laura einmal geschenkt, und die er seither zwischen den Blättern seines geliebten

Virgil verwahrte? Derselben Handschrift, in die er auch den Tag seiner ersten Begegnung mit Laura eingezeichnet hatte. Seine ganze Liebe lebte in solchen Stunden wieder auf. Mit all ihren Schauern und Qualen; und der schwülen Phantasmagorie eines Paradieses, das so gut seine Schlange hatte wie jenes, in dem die Menschen gefallen waren. Und wenn er noch aufrecht ging — es war nicht sein Verdienst! Denn wie süß wär' es gewesen, auch in diesem Paradiese zu fallen! Das bedachte er dann immer, wobei seine Sehnsucht in süßer Wollust die verbotene Frucht umgaukelte, und sein gläubiges Gemüt den atemlosen Zuschauer machte. Bis der dunkle Kampf sich in der reinen Melodik seiner Verse verklärte, die ihm, wenigstens für den Augenblick, Erlösung brachten und Frieden.

In tiefster Einsamkeit schrieb er sie dann nieder. Von niemandem belauscht und gestört. Gerade nur, daß sein alter Lieblingskater Muzzo von Zeit zu Zeit lautlos herankam, und sich an den Beinen des Gebieters die Ohren rieb. Leise schnurrend und mit dem verständnisvollen Geblinzel eines Mannes, der selig ist, daß er die Prüfung bestanden.

Als Petrarca die Brücke erreicht hatte, sah er fast erstaunt zurück. Denn es war ein langer Weg, den er da hinter sich gelassen, und in wie kurzer Zeit! Nun merkte er aber an dem Pochen seiner Schläfen, und den kurzen Stößen seiner Atemzüge, wie rasch er gegangen. Und daß die Vorstellungen, welche die Seele des Menschen beflügeln, doch nicht stark genug seien, auch die Last seines Körpers zu tragen. Und da er sich etwas müde fühlte, blieb er stehen, und blickte um sich. Unter ihm schwangen sich die altersgrauen Brückenbogen von einem Ufer zum anderen. Die beiden ersten noch von der Hand der Römer über die Wasser gelegt. Von links warfen die klobigen Steinmassen der mächtigen Festung Theodorichs ihre violetten Schatten auf seinen Weg. Und wenn er südwärts blickte, sah er die dunklen Riesenquadern der Arena in den Abendhimmel wachsen. Alles starre, und doch so traurig-beredte Vergangenheit . . .

Und da stand einer, mit einem Zypressenzweiglein in der Hand. Einer, der wer weiß wie bald auch zur Vergangenheit gehörte und über einem Traum sein ganzes Leben versäumt hatte! Denn wieviel Zeit ihm auch noch geschenkt sein mochte — sein Traum würde so wenig jemals in Erfüllung gehen, als ihm Kraft gegeben ward, sich den Banden seiner Leidenschaft zu entringen. Schon einmal war ihm diese ganze Doppelwucht seines Schicksals schwer und unerbittlich auf die Seele gefallen. Gleich im ersten Jahre seiner Liebe. Und seither waren wieder zwei Jahrzehnte dahingegangen. Wofür? Hätte er die volle Schale seines Lebens in die dunklen Fluten der Etsch gegossen — es wäre dasselbe gewesen. Und er hätte noch als König gehandelt. Nicht geknirscht und gelitten wie ein Sklave.

So bang und seltsam wurde ihm zumut, wie er dies nun bedachte. Und die tiefe Stille der langsam hereinschattenden Nacht, ließ ihm alles noch trauriger und hoffnungsloser erscheinen. War doch nichts hörbar um ihn, als das melancholische Geglucks, mit dem die Wasser an die grauen Brückenbogen schlugen, und das immer ferner verhallende Avegeläute der Glocken Veronas.

Leise schob er die braune Kapuzze aus dem Antlitz. Dann lehnte er

sich an die grünbemooste Brüstung der alten Brücke: dort, wo sie dem linken Ufer nahe, zum ersten Bogen sich wölbt. Und während sein Blick noch einmal nach der Straße der heiligen Clara zurückirrte, sprach er leise in den Abend hinein:

Nach rückwärts wend' ich mich bei jedem Schritte
Und seufze leise: „Weh' mir Müden — wehe!"
Brächt' mir nicht Trost die Ahnung eurer Nähe,
Nicht möglich wär' es, daß ich weiter litte . . .

Und wenn ich von des langen Weges Mitte
Im Geiste dann dies alles übersehe:
Mein Leben, dran ich rasch vorübergehe,
Das süße Glück, das ich doch nie erbitte —

Muß weinend ich den Blick zur Erde schlagen
Und hören, wie der Zweifel traurig spricht:
„Wie kannst du, fern von ihr zu leben wagen?"

Die Lieb' jedoch antwortet: „Weißt du nicht,
Daß es der Liebe Recht, seit Herzen schlagen,
Befreit zu sein von irdischem Gewicht?"

Es waren dies die Verse eines Sonettes, das Petrarca vor zwei Jahrzehnten gedichtet, und seither manchen Tag vor sich hingesprochen hatte. Und immer wieder schien ihm, daß sich aller Segen darin berge und der ganze Fluch, den seine Leidenschaft über ihn gebracht . . .

Wie er sich aber nun wandte, um über die Brücke ans rechte Ufer zu gelangen, sah er plötzlich eine seltsame Gestalt vor sich. Fast erschrak er. Denn er hatte sich allein gewähnt. Und jedenfalls mußte der Fremde ganz lautlos herangekommen sein. Und wie er in dem braunen Mönchsgewand nun vor ihm stand, die Kapuze tief in die Stirne gezogen, über dem Antlitz eine Larve, durch die man nur die großen Augen wie aus dunklen Höhlen hervorleuchten sah — fühlte sich Petrarca unwillkürlich von einem leisen Schauer angeweht. Im nächsten Augenblick aber besann er sich, daß er da wohl einen Angehörigen der frommen Bruderschaft vor sich habe, die die Bestattung der Toten besorgt, und deren Mitglieder oft noch spät nachts unterwegs waren. Sei's, um an einer Leiche zu beten, oder sonst einen Brauch christlicher Pietät zu üben. Dafür sprach auch die Fackel, die der Mönch in der Rechten trug. Obwohl es den Dichter seltsam anmutete, daß diese Fackel brannte. Da es noch immer nicht Nacht war und auch sonst kein Leichengepränge sichtbar wurde. Weil der Bruder ihn aber mit einem frommen Gruß ansprach, tat er desgleichen und schickte sich dann an, weiterzugehen.

Da fühlte er sich von einer eiskalten Hand berührt. Und als er herumfuhr, reichte ihm der Mönch mit seltsamem Nicken ein Lorbeerzweiglein und sprach: „Nehmt diesen Gruß von einer, die hinüber ist!" Dann kehrte er die Fackel zu Boden. Und der Tritt, mit dem er das letzte Züngelflämmchen in die Erde stampfte, war grausam und hart. Bevor Petrarca jedoch einen Laut von sich geben konnte, war der Mönch verschwunden. So geheimnisvoll und lautlos, wie er an ihn herangekommen.

Ein seltsamer Schauer rann durch die Glieder des Einsamen. Hatte er dies alles geträumt? In einer jener wunderbaren Visionen erlebt, die ihm die Gesichte der Wirklichkeit so merkwürdig mit jenen seiner Phantasie verquickten? Aber nein! Da hielt er ja das grüne Zweiglein! Hielt es zugleich mit dem ernsten Zypressenzweig, den er sich selbst gepflückt. In einer Hand beide! Und plötzlich fuhr er mit einem leisen Schrei in sich zusammen. Das war ja dasselbe Zweiglein, das er da draußen zur Erde geworfen. Nicht zertreten, aber doch auch nicht mehr aufgehoben hatte . . .

Endlich besann er sich. Wie weit seine Einbildungskraft wieder einmal abschweifte! Der Mönch war doch vom anderen Ende der Stadt hergekommen. Und er allein wußte, wie weit draußen der Ort lag, wo er jenes Zweiglein in den Staub der Straße geschleudert. Und so war der Lorbeer, den der Mönch ihm geboten, nicht bloß ein anderer, sondern zugleich ein sichtbares Zeichen für die Wirklichkeit dessen, was er soeben erlebt. Mochte der Bruder mit dem lautlosen Katzentritt auch noch so rasch verschwunden sein. Es war eben doch bloß ein Mönch, wie viele andere, die einem da über die Straße liefen und zu seltsamen Bräuchen seltsame Worte murmelten. So erklärte er sich auch jenen Gruß. Und weil er vermutete, daß das Zweiglein aus dem Kranz einer Toten stamme, warf er es, über den letzten Bogen der Brücke schreitend, weit hinaus in die Etsch. Wer so viel Leid mit sich trug wie er, der hatte sein Teil weg von dem Jammer dieser Welt! Damit schlug er den Mantel noch fester um sich und eilte weiter, der Piazza dei Signori entgegen.

Als er durch die via Arche herabkam, stieg gerade der Mond über den Hügeln Veronas empor, und sein bläulicher Glanz überrieselte die alte Kapelle der Scaliger und die steinernen Jagdhunde, die den Sarkophag Cangrandes tragen. Rasch eilte Petrarca hier vorüber. Denn die Straße war menschenleer und eine seltsame Sage wollte wissen, daß die steinernen Hunde unter dem Sarkophag ein leises Winseln und unheimliches Gähnen hören ließen, so oft der Mond sie beschien. Sogar laut kläffen hatte sie der oder jener schon gehört. Wie eben nur Jagdhunde kläffen, wenn sie hinter einem Wilde her sind. Und dann war es allemal geschehen, daß dem Betreffenden ein lieber Angehöriger starb . . .

Nun war Petrarca nichts weniger als abergläubisch. Seit jedoch sein edler Freund und Gönner, der regierende Scaliger Mastino der Zweite sich schon bei Lebzeiten hier das Grabmal errichtete, wich er dem Orte gerne aus. Und weil die merkwürdige Begegnung, die er gehabt, in seinem Inneren noch fortspukte, vermied er es, auch nur einen Blick nach jener Kirche zu werfen. Und leise schüttelte er den Kopf, als er bedachte, daß Mastino von den Fenstern seines Palazzo aus nach der eigenen Gruft hinübersah, und so schon als Lebender den eigenen Schatten grüßte! Der edle Herr war wohl auch kein empfindsamer Mensch wie er, sondern ein rauher Krieger, der den Tod schon oft unterwegs getroffen hatte. Und etwas von der herben Lebensverachtung Dantes mochte auch auf den Enkel Cangrandes übergegangen sein. Hatte der große Florentiner doch vier Jahre in demselben Palaste gehaust und die jungen Scaliger an der ehernen Hand seiner Dichtung

früh durch Himmel und Hölle geführt. Bis sie mit dem Leben und dem Tode spielen lernten wie er.

An dem Palazzo delle Ragione vorüber, trat Petrarca auf die Piazza d'Erbe hinaus. Und tief aufatmend blieb er hier stehen und sah eine Weile ganz verzückt um sich. Das Licht des Mondes, der nun ganz heraufgekommen war, floß wie ein einziger Opalstrom über die weißen Marmorfliesen des Platzes und brach sich in den Strahlen des uralten Brunnens, den die Donna Verona hütet, daß seine Granitschale sich nicht mit Wasser zu füllen schien, sondern mit einer magisch-sprühenden Flut. Selbst die bunten Fresken an den Häusern bekamen ein seltsames Leben durch diese Beleuchtung, und die alten Laubengänge schienen von silbernen Bächlein durchrieselt zu werden. Und während der blaue Spuk des Mondlichtes und der Bilder ordentlich Wirklichkeit wurde, nahmen die dunklen Gestalten der Fußgänger, die da und dort durch die Lauben huschten, fast etwas Gespenstisches an. Selbst der schwere Tritt der Stadtwache, die panzerrasselnd vorüberging, vermochte die Täuschung nicht zu stören. Weckte vielmehr ein Echo, dessen feierliche Dumpfheit hohl und seltsam durch die Stille rollte. Als wären die schlafenden Donner des Schicksals darunter laut geworden. Und das tiefe Schweigen, das diesem Echo folgte, schien die träumende Frühlingsnacht noch geheimnisvoller zu machen ...

„Wie geschaffen für die Wunder der Liebe!" dachte Petrarca. Und dabei fiel ihm ein, daß er sich in unmittelbarer Nähe des Hauses befand, in dem sich wirklich ein Wunder der Liebe ereignet: die Geschichte Romeos und Julias, die damals noch im Mund aller Veronesen lebendig war. Und dann gedachte er wieder seiner eigenen Liebe und seufzte auf: lang, heiß. Denn ihm wurde wohl nie eine solche Nacht zuteil. Selbst wenn er sein Leben dafür hingäbe wie jene beide, die ihr süßer Frevel unsterblich gemacht.

Wie Petrarca sich aber nun zum Gehen wandte, war ihm plötzlich, als säh' er eine schlanke Frauengestalt zwischen den Säulen der gegenüberliegenden Arkaden hervortreten. Und ihre Art zu gehen, die nur leise gerundeten Hüften und das schmale Erzengelprofil, das der Mond im Augenblick wie mit einem silbernen Griffel nachzeichnete, erinnerten ihn so lebhaft an die ferne Geliebte, daß er fast sprachlos stehen blieb. Auch den Schleier hatte sie in dieser Weise getragen. Und der seidene Surcot, in dem er sie zum letzten Male gesehen, war auch mit Hermelin besetzt gewesen und reich in Silber gestickt ... Eine einzige Glutwelle drang ihm zum Herzen und schlug dann bis in seine Stirn empor, daß es vor seinen Augen zu flimmern begann, und die süße Magie, mit der die Nähe eines geliebten Körpers zu uns hinüberwirkt, ihn förmlich taumeln machte. Mit wenigen Schritten war er auf der anderen Seite des Platzes. Doch unter den Arkaden war alles leer und still. Nur das Mondlicht spann seine Zauber. Nicht einmal das Echo eines enteilenden Schrittes bestätigte, daß er etwas anderes gesehen, als diese Säulen und hinter ihnen die schlanken Freskogestalten einer Legende.

Als Petrarca heimkam und den Flur seines Hauses betrat, fiel es ihm auf, daß die alte Frau, die seine kleine Wirtschaft besorgte, nicht wie sonst herbeieilte ... Endlich fand er sie in einem Winkel des Torstübchens. Aber

so fest eingeschlafen, daß sie weder sein Kommen merkte, noch seine Stimme zu hören schien. Wie versteint saß sie da — den Rosenkranz zwischen den Fingern. Und weil er die Greisin nicht stören wollte, schickte er sich an, allein und ohne Licht treppauf zu steigen. Es war eine alte, schöne Steintreppe, die in zwei Absätzen zu einem Gang emporführte und von da nach den Gemächern, die Petrarca bewohnte. Ein Fenster, das zwei gekoppelte Marmorsäulchen teilten, sah von hier nach dem Garten hinaus, und ließ das fahle Blau der Mondnacht hereinfallen und die wirren Schatten der Bäume, die draußen leise auf und niederschwankten. Aber auch eine seltsame Kühle schlug herein und ein Duft, der balsamisch war und doch auch wieder beklemmend. Und als Petrarca vor die Türe seiner Stube kam, fand er sie von einem großen Jagdhund behütet, der auf seinen Anruf zwar zur Seite wich, dabei aber einen eigentümlichen Laut hören ließ, wie diese Tiere ihn auszustoßen pflegen, wenn sie lang oder widerwillig auf jemanden warten müssen, und vor Ungeduld zugleich gähnen und heulen.

Gern hätte Petrarca den Unwillkommenen ganz von seiner Schwelle gejagt. Aber ein Etwas im Wesen des Tieres flößte ihm Scheu und Ekel zugleich ein. Denn der Hund war trotz seiner Größe von erschreckender Magerkeit. Und der Gierblick seiner Augen, sowie die fletschend emporgezogenen Lefzen gaben ihm ein böses Aussehen. Geradezu befremdend aber war die Farbe des Tieres . . . ein fahles, steinernes Grau, wie Petrarca es noch niemals an einem Hunde gesehen, so daß der abendliche Gast mehr einem Schatten, als einem lebenden Geschöpfe glich. Und als der Dichter an ihm vorüber in die Stube trat, konnte er deutlich den witternden Schlürflaut hören, mit dem der Hund die Nüstern emporzog. Worauf er sich, den Kopf auf die Pfoten legend, wieder knapp vor der Tür hinstreckte.

Langsam trat Petrarca in sein Gemach, das zwei schlanke Bogenfenster hatte und wie der Gang förmlich blau war vom Licht der Mondnacht. Vor einem der Fenster stand das Pult, an dem der Dichter arbeitete, und das sein Kater Muzzo in der Abwesenheit des Gebieters zu hüten pflegte. Weshalb Petrarca, woher er auch kam, immer zuerst dahin sah und den Gruß seines Lieblings empfing, der dem Nahenden dann mit einem Satz auf die Schulter sprang und den Kopf an seiner Wange rieb. Aber heute wartete er vergeblich auf Muzzos Gruß. Mit gesträubtem Schweif und Fell stand sein Liebling da: den Rücken hoch emporgezogen, die grünen Funkelaugen so starr und unentwegt auf einen Punkt gerichtet, daß Petrarca unwillkürlich auch dorthin sah.

Es war die Stelle des Gemaches, an der sein Ruhebett stand, von zwei kunstvoll gewebten Arrazzis halb verhangen. Weshalb auch diese Ecke allein im Schatten lag. Gerade nur ein blasser Mondstreif hatte seinen Weg dahin gefunden und irrte, über die steinernen Fliesen zitternd, bis ans Fußende jenes Lagers. Und in seinem Lichte gewahrte Petrarca eine schlanke Frauengestalt, die sich im selben Augenblick erhob und beide Arme ins Mondlicht streckend, langsam auf ihn zuzuschreiten begann . . . Auch den schwarzen Schleier und den hermelinbesetzten Surcot aus den Arkaden glaubte er wieder zu erkennen. Und da jene Erscheinung sich schon einmal als ein Truggespinst des Mondlichtes und seiner Einbildungskraft erwiesen, blieb er ruhig stehen

und nahm sich vor, diesmal auf keinen Fall mehr zu sehen, als wirklich da war.

Aber die Arrazzi teilten sich unter der leisen Berührung ihrer Arme ... die Silberlilien des Surcot nahmen Gestalt und Farbe an — ein Duft schlug ihm entgegen ... der Geruch einer Narde, die kundige Hände in Avignon aus zerriebenen Rosenblättern anzurühren pflegten und der ihm, wie oft die süße Gegenwart der Geliebten verkündet ...

Sein Atem blieb stehen, die Pupillen seiner Augen erweiterten sich. Und wie die Gestalt immer näher glitt: erst wie ein Schatten an dem leise schwankenden Teppich vorüber; dann langsam ins Mondlicht hineintretend, bis sein fahles Silberblau einen zitternden Kontur um sie zeichnete, der ihr den Umriß voller Körperlichkeit gab — da hätte er zugleich weinen und aufjauchzen mögen vor Seligkeit. Denn sie war es — sie! Und wieviel tausend Meilen er auch zwischen sich und die Geliebte gelegt — sie hatte Kinder und Gatten und Heimat verlassen, um ihm endlich alles zu geben!

Seine Erregung aber war eine so mächtige, sein Zweifel trotz aller Gewißheit noch so stark, daß auch er nur ganz langsam ihr entgegenwankte. Die Hand des linken Armes noch immer an die Wange gelegt, wie im Augenblick des ersten zweifelnden Erstaunens, während seine gerade ausgestreckte Rechte in fiebernder Sehnsucht dem Leib entgegenbebte, den seine Seele zwei Jahrzehnte lang wie eine Sonne umkreist ... Je näher aber die Geliebte ihm kam und er ihr, desto größer wurde sein Staunen, desto verzückter sein Schauen. Denn die Spuren all der Jahre, die vergangen, seit er sie zum ersten Male gesehen, schienen wie hinweggetilgt aus ihrem Antlitz. Nur der mädchenhafte Engelskopf aus jener Karfreitagspassion war geblieben, dessen goldene Lockenringel der schwarze Flor auch damals nur verhüllen, nicht verbergen konnte.

In einem einzigen Augenblick seligsten Schauens nahm Petrarca dies alles in sich auf. Und zugleich war es, als leihe ihm der kühle Balsamhauch, der von der Geliebten zu ihm herüberwehte, eine wunderbare Leichtigkeit, die sich nicht bloß seinem Körper mitteilte, sondern auch seine Seele freier machte. Daß er nicht zu gehen, sondern zu schweben meinte, und das Licht des Mondstreifens, über den die Geliebte zu ihm herkam, wie etwas Körperliches unter sich erzittern fühlte.

Als sich aber ihre Hände berührten, brach er ins Knie. Und kniend barg er sein Haupt in den seidenen Falten ihres Gewandes, daß nichts hörbar war eine Weile, als das leise Geschluchz des erlösten Mannes und die Stimme, die zwischen Lachen und Weinen immer wieder ihren Namen stammelte und dazu die Worte: „Also bist du doch gekommen ... also bist du — gekommen!“

Mit einem Lächeln, in dem Wehmut und Seligkeit sich mischten, sah die Geliebte auf ihn herab. Und dabei nickte sie gar wunderlich. Auch ein tiefer Seufzer stahl sich von ihren Lippen und einen Augenblick schien es, als wolle sie ihm etwas Besonderes sagen. Doch gleich darauf schüttelte sie das Haupt, wie jemand, dem das Herz zu schwer ist, oder die Stimme nicht gehorchen will. Dann begann sie, an ihrem Schleier zu nesteln. Und als er, über ihre rechte Schulter herniedergleitend, zwischen sie und den

Knienden fiel, schien es ihm, als ginge ein seltsamer Glanz davon aus. Und jener balsamkühle Hauch, der ihn schon auf der Treppe so eigen angemutet.

Doch vergaß er dies alles über dem Glanz der goldenen Locken, die an dem nackten Hals herabrieselten und so leuchtend um die blasse Stirne lagen, daß es wie eine Glorie davon ausging. Auch trug sie einen Kranz von Blumen im Haar, wie er solche noch niemals gesehen. Große, lichtblaue Glocken, die ihr bis in die Schläfen hineinnickten und lange, durchsichtige Staubfäden hatten, die im Mondlicht wie Kristalle schimmerten. Und als Laura sich zu ihm herabbeugte, und die Hände hinter sein Haupt legte, um es noch inniger an sich zu pressen, ging der Duft jener Blumen und der Atem ihrer Nähe wie ein rieselnder Schauer an ihm nieder. Und noch einmal murmelte er: „Also bist du gekommen!"

Wieder schien es, als wolle die Geliebte ein Wort zu ihm sprechen. Da ließ sich von der Türe ein unheimliches Gewinsel hören. Und gleich darauf wieder jener Laut, der ein Gähnen und Heulen zugleich war. Und weil Petrarca fühlte, daß ihre Hände erzitterten, sprach er: „Fürchte dich nicht. Es ist nur ein Hund. Wenn du willst, scheuch' ich ihn von der Schwelle!"

Sie aber schüttelte das Haupt und sprach: „Der hütet gar gut!" Und dabei sah sie ihn an — so süß und wehmütig, daß sein Verlangen wie eine einzige Glutwelle über ihn kam. Selbst seine Stimme versagte, als er, noch immer Aug' in Aug' mit ihr, die Arme erhob, um sie auf sein Lager zu tragen. Sie aber schlug die Hände um ihn und sprach: „Werde ein Seliger."

Und sie machte ihn selig . . .

Wie ein Lilienbeet war ihr Leib, als sie ineinander versanken, und der Schauer ihrer Wonne schien kein Ende zu nehmen. Fest lag sein Mund auf den Rosen ihrer Lippen. Und während ihre Reize ihn umblühten, trank sein Blick den Glanz der azurfarbenen Augen, in denen der Mond stand, bis seine Seele trunken ward von der blauen Unendlichkeit ihres Himmels.

Dann fiel er vor der Geliebten ins Knie und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Sie aber fragte: „Wofür dankst du mir?"

„Hast du nicht meinetwegen gesündigt?" rief er. „Und Gatten verlassen und Kinder, und Eide gebrochen?"

Ein Lächeln ging über ihre Züge. So schön und selig, daß es wie ein Geleucht war. Dann schüttelte sie das Haupt und sprach: „Daß ich zu dir kommen durfte, wie ich gekommen bin, — darum hab' ich zu Gott gebetet alle Tage meines Lebens! Denn für jeden erscheint die Stunde, die ihn frei macht und ihn der Eide entbindet, die er hienieden geschworen. Darum haben auch wir nicht gesündigt heute. Ich aber bin gekommen, damit du endlich fühlest und erkennest, daß gerade jenes Glück das Höchste sei, das aus der Entsagung hervorblüht. Und so hast du mich auch jetzt nicht anders besessen, als in all den Träumen, die der Schmerz und der Ruhm deines Lebens waren. Denke daran, damit du stark seiest, wenn —"

Mit einem lauten Schrei erwachte Petrarca aus einem Schlummer, der so schwer und tief war, daß er Mühe hatte, zu sich zu kommen. Erst ein wildes Gepfauch Muzzos, der im selben Augenblick wie toll zu einem der Fenster hinausfuhr, brachte ihn ganz zur Besinnung. Dann setzte er sich auf und lauschte mit klopfendem Herzen um sich.

Doch alles blieb still. Nur seine Schläfen pochten und wie aus weiter Ferne schlug das Gekläff eines Hundes an sein Ohr. Hoch und voll stand der Mond am Himmel ...

Als er sich aber erhob, um die Fenster zu schließen, fand er ein kleines Lorbeerzweiglein auf seinem Pult. Es war naß und halb zertreten.

*

Dies geschah in der Nacht des 6. April 1348. Und am 19. Mai schrieb Petrarca unter die Zeilen, die seine erste Begegnung mit Laura melden: „Am 6. April dieses Jahres starb Laura — an demselben Tage, da sie meinen Augen zum erstenmal erschienen. Ich war am Todestage in Verona und ahnte mein Geschick nicht. Der schöne Körper der Geliebten wurde am Abend des Todestages in der Franziskanerkirche begraben, ihr Geist kehrte, meiner festen Überzeugung nach, in den Himmel zurück, von wo er gekommen war. Dieses Ereignis hab' ich zum traurigen Gedächtnisse mit bittersüßer Empfindung gerade an dieser Stelle niedergeschrieben, die mir oft vor Augen tritt, damit ich in dieser Welt an keiner Sache mehr inniges Wohlgefallen empfände und ich nun, da auch dieses stärkste Band zerrissen ist, durch die Erinnerung daran und durch Nachdenken über das flüchtige Erdenleben ermahnt würde, aus Babylon zu fliehen."

Dann legte er das Lorbeerzweiglein zu der einzigen Rose, die ihm die Geliebte gegeben.

Das Haus der Wichtel.

Eine Kindergeschichte von Wilhelm Fischer in Graz.

Wer einen Oheim hat, wie der Urbi, der kann wohl zufrieden sein. Denn derselbe Oheim schaut aus seinem Fenster in einen gar herrlichen Garten hinaus, wo die Bäume hochgewachsen sind, als wären es lauter Prinzen, und die Blumen in den Beeten glänzen, schimmern und sich dehnen, wie die Elfenkinder. Und drinnen im Hause, wo der Oheim als Meister einhergeht, da funkelt's und gleißt es, spielt es in Regenbogenfarben, leuchtet's in Sonnentüpfchen, gibt sich golden und milchblau, lacht es rosenrot und schneeweiß, und bleibt auch braun und schwarz liegen auf dem Fleck, wo es gerade liegt. Denn es ist eine große Sammlung von Erzen, Steinen und andern Merkwürdigkeiten, die dort hinter dem Glase in saubern Schränken vereinigt wohnen, alles feste Kinder, die aus der Erde stammen. Und der Professor Tullenwang ist der Meister darüber und zugleich der, zu dem der Urbi manchmal kommen und „Grüß dich Gott, Onkel! da bin ich wieder," sagen darf.

„Na, ist recht," gibt ihm der alte Herr zur Antwort; „willst wohl wieder ein bissel die Steine ansehen? Die sind gar nicht hinterhältig, zeigen sich dir, wie sie von Gott beschaffen sind, nicht anders. Freilich, was sie im Herzen tragen, das haben sie nicht einmal mir noch verraten."

„Ja, Onkel, gibt's auch steinerne Herzen?"

„Aber gewiß; unter Menschen. Die edlen Erdenkinder da, die haben ihr eigenes Herz; nur daß man's nicht sieht und nicht greifen kann. Sie liegen wie verzaubert da; aber kommt eins von ihnen ins rechte Feuer, das ihm bestimmt ist als Bad, wie andern Geschöpfen das Wasser, so fängt auch sein Herz zu schlagen an. Und er wird viel feiner als er war; und damit hat er auch alles gesagt, was er in seiner Sprache zu reden weiß. Mehr kann er nicht. Meinst nicht etwa, Urbi?"

„Ich mein' schon," erwiderte dieser und blickte doch etwas ungläubig drein. „Ja, Onkel, und wie ist's denn mit den Bäumen? Die müssen noch viel feinere Herzen haben, gelt?"

„Freilich und wie! Die atmen ja und trinken bald Wasser bald Sonnenwein. Nur daß sie nicht umeinander gehen können; das hat ihnen unser Herrgott verboten. Bleibt ihr schön auf einem Fleck, hat er gesagt. Ihr gehört zu den bodenständigen Leuten. Und solche haben immer ein feines kräftiges Herz. Aber wirst es glauben, Urbi? Die Bäume sind oftmals viel mehr als das."

„Was denn, Onkel?"

„Wenn du boshaft in sie hinein schneidest, so fühlen sie einen Schmerz. Das kommt daher, daß in ihnen Mannerl und Weiberl hausen, die wie die Menschenkinder aussehen, nur daß sie viel zierlicher und schöner als diese sind. Und sind so zart, daß sie alles gleich mitfühlen, was an die Bäume von außen rührt; sei es ein Leid oder etwas freudiges, wie ein herzlicher Blick von der Sonne, oder wenn gar ein liebes Vogerl in den Zweigen singt. Aber

sehen kann diese schönen Wichtel nicht ein jeder, sondern nur ein solcher, der lauter Lieb' zu den Bäumen trägt und ihnen schon gar nie ein Leids antun möcht'. Ein solcher, kann sein, daß er sie einmal zu Gesicht kriegt. Aber gewiß ist's auch nicht. Was meinst?"

„Gefallen tät's mir schon", erwiderte Urbi, blickte aber doch bedenklich drein. Und als er sich alles genugsam betrachtet hatte, was da an prächtigen Steinen und Erzen lag, und er sich schon auf dem Heimwege befand, da dachte er sich: „Merkwürdig ist das alles, was der Onkel erzählt hat. Es wird einmal so in alten Zeiten gewesen sein, und er will mir zu wissen tun, daß es auch jetzt noch so geschieht."

Doch vergaß er nicht der Erzählung und sie lag in seinem Gedächtnisse wohlverwahrt, wie ein Edelstein in einem Kästchen.

Seine lieben Eltern wohnten in einem Hause, das rückwärts einen Garten besaß, der sich den Schloßberg hinan streckte. Da hatte er Bäume genug zu mustern, wenn er sich als Feldobrist über sie dünkte, obgleich sie gegen ihn wie Riesen waren und er unter ihnen als Knirps stand. Aber er dachte sich: „Etwas muß ich doch voraus haben vor ihnen, und das ist eben, daß ich ihr Obrist bin. Und ich will ja mit ihnen keine Feldübung halten; die Armen können ja nicht marschieren, es sind bodenständige Leut'. Aber in dem können sie mir folgen, wenn ich ihnen auftrag', in jedem Jahr recht brav zu wachsen und zu blühen. Und das müssen sie mir tun. Darin hab' ich ein Recht zu befehlen als ihr Feldobrist."

So kannte er auch jeden Baum, ob er das grüne Gewand einer Linde, eines Ahorns oder irgend ein anderes trug; oder ob es einer war, der sich sein Wams aus Nadeln zurecht gerichtet hatte. Er kannte alle den halben Schloßberg hinan auf dieser Seite, wo der Garten aufstieg. Und er hatte seine Freude daran, wenn die ganze Schar schmuck stand und mit den Wipfeln wie mit grünen Fahnen in das Land wehte, das draußen mit stolzen Bergmauern blaute.

Es kam aber der Winter, und da ging's den Herren Riesen schlecht. Ob es Gewand oder Fahnen waren, alles Grüne ging verloren, und nur die Nadelfürsten blieben, wie sie waren. Aber frieren mußten auch sie gewaltig und den Schnee tragen, als wären sie eigens dazu bestellt worden.

„Macht nichts," dachte sich Urbi; „das Frühjahr muß doch kommen. Das ist so sicher, wie daß die Mur abwärts fließt. Dann gibt's neue Ausrüstung im Feld, schöne grüne Gewandl, und viele stecken noch einen Blütenbuschen dazu an. Das weiß ich; ich hab's schon das vorige Mal gesehen."

Und richtig, das Frühjahr kam, nicht gerade, weil sich der Urbi schon herzlich danach gesehnt hatte, sondern aus eigenem Willen, den es still in sich trug.

Und der Urbi war auch flugs auf den Füßen, seinen Schloßberg hinan zu steigen. Die Sonne war da und lachte recht freundlich vom blauen Himmel herab; aber Laub war noch keines da. Die grünen Janker der Herren Riesen waren zwar schon angefrümt, aber zur Zeit noch nicht fertig geworden. Sie mußten sich halt noch mit ihrem eigenen Leibe behelfen, so gut es ging. Auch draußen im Murtal war noch der Erdboden braun, und nur hier und da spielte schon ein grüner Schimmer vom Grunde auf.

„Macht nichts," dachte sich Urbi. „Wie bald wird aus den Knospen das Laub ausbrechen, und alles wird wieder schön sein, wie es war. Das weiß ich."

Dabei stieg er immer höher den Hang hinauf, bis er zu einer alten Mauer kam, die ihm schier fremd dünkte. „Darüber kann ich nicht," dachte er; „also muß ich ihr ausweichen." Und er ging behutsam an ihr vorbei, wie vor einem Drachen, der einen Schatz bewacht. Und richtig, er kam einwärts auf eine Böschung und sah etwas vor sich auf geebnetem Erdreich, das er anstaunte: ein Bäumchen, wie er es noch nie gesehen hatte, in einem rosigen Gewande; denn es war über und über mit Blüten bedeckt.

Nein, so was schönes hatte er noch nicht betrachtet! Und da stand auch ein zartes Mägdlein an den Stamm gelehnt, mit zierlichen Gliedern, hatte ein rötliches Mieder über einem weißen Kittelchen an, und unter dem braunen dichten Stirnhaare glänzten ein Paar dunkle Augen in die Welt hinaus und auf Urbi hin.

„Eija," dachte er sich betroffen, „hat der Onkel doch recht gehabt! Das ist ja so ein Elfenwichtel, das in den Bäumen hausen mag, und schön zum Anschauen ist's auch. Und das blüht hier so fein, weil sie's haben mag. Aber wie soll ich's jetzt machen, daß sie nicht herb wird auf mich, weil ich sie erschaut hab'?"

Und er stand still, verwunderte sich und sprach kein Wort.

„Na, wirst mich etwa mit deinem gescheiten Gesicht lang genug angesehen haben?" sagte das Wichtel. „Was willst denn?"

Da lächelte Urbi über seinen Irrtum und dachte sich: „Das ist ja ein Menschenkind, wie ich bin. Aber macht nichts, ein feines Dierndl ist's doch, wenn's auch nicht gar so schön ist, wie ich gemeint hab'."

„Aha! wenn du reden sollst, tust lachen," sagte sie. „So gescheit bist du? Wie heißt denn?"

„Urbi."

„Und ich heiß' Agerl. Was hast dich denn ehender so verwundert?"

„Ja, ich? Über den Baum da. Was ist's denn für einer?"

„Das ist einer, der von weit her gekommen ist und nicht daheim bei uns ist; aber es geht ihm doch recht gut. Das ist ein Mandelbaum, wenn du es wissen willst."

„Aha, das hab' ich mir gleich gedacht, daß es ein fremder ist. Die einheimischen kenn' ich eh alle."

„Du?" lachte sie spöttisch.

„Gewiß, die im Garten drunten sind und auch höher hinauf. Die muß ich alle kennen, denn ich bin ihr Feldobrist."

„Du?" sie kam nun näher, betrachtete ihn genau: „ist nicht wahr."

„Wenn ich dir's aber sag'!"

„Dann tu' ich dir's nicht glauben. Aber hörst, weil du schon da bist, Urbi, möchten wir zwei mit einander spielen, willst?"

„Das schon, Agerl; aber was soll's sein?"

„Siehst die alte Mauer? Die ist schon gestanden, wie wir zwei noch nicht auf der Welt waren. Und sie ist schon so stark abgefallen und hat Luken genug, wo der Fuß Platz hat, wenn er mag. Da kraxeln wir zwei hinauf.

Und wer früher oben ist, der ist dem andern über und darf ihm befehlen Willst?"

Urbi sah sich die Mauer an und fragte bedenklich: „Kann ich's aber ermachen?"

„Ich wohl," antwortete sie.

„Was du kannst, das kann ich auch," sagte er, und in seinen hellen blauen Augen lag etwas finsteres, worüber sie lachte.

„Also such' dir aus; wo willst? Da oder dort?

„Da."

„Dann eins, zwei, drei: los geht's!"

Und wie ein Kätzchen kletterte sie geschwind auf ihrer Seite die Mauer hinauf, während ihr Urbi auf der seinigen unbeholfen folgte. Als er endlich oben ankam, stand sie schon frei aufgerichtet da und rief: „Ich hab' gewonnen. Jetzt bin ich ein Feldobrist über dich geworden."

Er atmete schwer, saß trübselig auf dem Rand der Mauer und wagte kaum hinab zu blicken, weil ihm der Erdboden gar nicht vertraut schien, so tief lag er unter ihm. Sie aber ging frei auf der Schneid bis zur Stelle, wo er saß und fragte: „Bist einverstanden, weil du verloren hast?"

„Ja."

„Dann darfst wieder hinunter. Gib nur Obacht!" Und sie unterwies ihn, wie er das Gesicht gegen die Mauer gekehrt, mit dem Fuße tasten sollte, um wieder die Tritte zu finden, bis er unten war. Und als er wieder auf dem lieben Erdboden stand, kletterte sie in einem Nu hinab zu ihm.

„Ja, weißt," sagte sie, „wenn zwei mit einander sind, da muß eins befehlen und das andere folgen; sonst gibt's nichts. Jetzt bin ich der Obriste geworden, weil ich gewonnen hab'. Und daß ich's gleich sag': Urbi, du kommst morgen um dieselbe Zeit daher. Hast verstanden?"

„Gewiß; aber ich mag nicht."

„Und was du versprochen hast?"

„Na, dann kann ich halt nicht. Ich muß morgen um dieselbe Zeit meine Schulaufgab' lernen."

„Und heut?"

„Heut hab' ich's nicht gebraucht."

Sie prüfte ihn mit ihren großen dunklen Augen aufmerksam, so daß er es fühlte und mit den Wimpern zuckte; als wenn ein Sonnenstrahl darauf fiele, und er zwinkern mußte, um ihm abzuwehren.

„Weißt," sagte sie, „ich laß dich ganz frei und ledig. Was wir gespielt haben, das gilt nichts. Du kannst gehn, wohin du willst und brauchst nimmer zu kommen."

Nun blickte er ihr erstaunt ins Gesicht. Es ward ihm leicht ums Herz; — aber je länger er in die stolzen Augen des Kindes sah, desto schwerer ward es ihm wieder. Und endlich sprach er: „Es gilt, was wir gespielt haben. Ich komm' morgen wieder, weil du's magst."

Nun lachte sie hell auf, was ihm gar nicht mißfiel, denn es klang wie ein feines Jubeln, und sie rief: „Urbi, du bist ein Braver!"

Und weg war sie. Er sah noch zwischen den Sträuchen etwas

rötliches aufblinken wie ein Stück ihres Mieders, und dann sah er nichts mehr von der neuen Gespielin.

Aber er dachte immer an sie, ob sie wirklich schön sei, und wußte es nicht. Am nächsten Tag stieg er zu gegebener Zeit den Schloßberg hinan und fand sie bei dem blühenden Mandelbaum stehen.

„Hast etwa auf mich lang gewartet, Agerl?“ fragte er. „Ich bin nicht schuld daran, weil ich nicht eher hab' kommen mögen; aber jetzt bin ich geschwind herauf, um nichts zu versäumen.“

„Ist schon recht,“ entgegnete sie beschwichtigend. „Du brauchst halt länger herauf als ich hinunter; und da bin ich ein bissel früher dagewesen. Komm jetzt.“

Sie ergriff ihn bei der Hand und führte ihn aufwärts durch schwach belaubtes Frühlingsgesträuch, das zur Rechten und Linken hinter ihnen wieder zusammenschlug, bis er den Turm vor sich sah, in welchem die große Glocke, die Liesel, hing.

„Da steigen wir jetzt hinauf,“ sagte sie.

„Das vermag ich ja nicht,“ erwiderte er und war beinahe erschrocken.

„O du gescheites Urberl! meinst etwa wie gestern auf die Festungsmauer? Das vermag ich auch nicht, da hinauf! Das kann nur eins mit Flügeln, wie das Zeiserl, was da auf dem Ast sitzt und singt. Geh' nur, ich werd' dich schon führen.“

„Und was soll ich denn droben?“ fragte er noch immer unruhig.

„Wirst die Liesel anschauen, wie groß sie ist, und dann noch etwas anderes, viel schöneres.“

„Ja, können wir hinauf?“

„Aber, Urberl, mein Vater ist ja der Turmwächter, wie werden wir da nicht hinauf können!“

Sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn zu einer Seitentür, die sie leicht öffnete und dann wieder hinter beiden schloß. Nun befanden sie sich im Dunklen, und den Knaben ging etwas wie eine Scheu an, als ihm der sonnenhelle Tag so gänzlich entschwunden war, in dem er gerade verweilt. Doch fühlte er das Händchen seiner beherzten Gespielin, das ihn fest hielt und sie sagte: „Komm nur und fürcht' dich nicht.“

„Nicht eben das,“ erwiderte er, „aber weil ich nichts seh'.“

„Das brauchst auch nicht; brauchst nur zu steigen, immer eine Staffel, und wenn ich dich führ', geschieht dir nichts.“

„Ist recht, Agerl.“

Da ging es denn immer aufwärts über viele Stufen, und manchmal kam durch ein Guckloch ein Stück Tageslicht herein wie ein fremder Gast und besah sich beide Kinder, wie sie aufstiegen. Dann legte sich wieder die Finsternis breit hin wie jemand, der zuhause ist; und durch die dicke Turmmauer drang nur ein Wispern von außen, als wäre die Sonnenwelt weit weg und alles Rufen daraus so leise geworden wie rollende Sandkörner. Und die Staffeln gingen in der Art einer Spindel aufwärts, so daß es dem Urbi schien, als wenn er rund herumstiege, bis endlich die Finsternis zurück blieb und nur ein paar Arme ins Licht ausstreckte, das jetzt von allen Seiten hereinfiel. Sie waren in der Glockenstube angelangt.

Da konnte er denn die Liesel sehen, denn Agerl sagte: „Jetzt sind wir oben, schau, das ist sie."

Und sie war ein gewaltiges Geschöpf im festen Glockenkleide, das eine Bildnerei verzierte; und wenn sie zu rufen anhob, so klang es über die ganze Stadt weit hinaus ins Murgefilde. Das sollte auch Urbi zu hören bekommen. Denn gerade als ihn Agerl zu einem der Fenster führen wollte, die rund herum das Tageslicht hereinziehen ließen, da schollen Tritte von unten herauf, und sie flüsterte: „Au! jetzt kommen sie läuten. Aber wir verstecken uns hinter den großen Trambaum, wo uns kein Mensch sieht, bis die fertig sind und wieder gehn."

Es kamen zwei Knechte herein, die huben jeder von einer Seite das Glockenseil: Frau Liesel schwang sich bedächtig hin und her, als wollte sie sich besinnen. Dann aber mit einem Mal fing sie an zu tanzen und ließ ihre Stimme erschallen. Das klang so groß und freudig, als täte sie es wahrhaftig aus vollem Herzen, die Menschen unten in Gottes Namen zu begrüßen. Und es war ihr Jubelgesang, der eine Weile dauerte. Dann wurde das Seil fahren gelassen, die Knechte gingen, und sie bewegte sich wieder langsam bedächtig wie vorher, als sie sich auf das Tanzen besonnen hatte. Und ein liebliches Summen ging durch die Glockenstube, als müßte sie noch leise für sich singen, nachdem sie aufgehört hatte, für die Menschen draußen zu jubeln, denen sie Gottes Ehre in der Höhe verkündete. Dann blieb sie plötzlich bewegungslos und schlief ein.

„Träumt ihr von etwas?" fragte Urbi.

„Kann schon sein," erwiderte das Mägdlein; „sie ist ja schon alt und kann viel mehr wissen als wir alle zwei zusammen. Sie läutet auch nicht jeden Tag dasselbe; es ist immer einmal ein bissel anders. Aber verstehen kannst es nicht, wenn du's auch willst."

„Schön ist's doch zu hören."

„Gewiß; und magst was schönes sehen?"

Sie holte einen Schemel aus einer Ecke herbei, rückte ihn vor eines der Fenster und sagte: „Steig' da hinauf, und ich auch; wir haben beide Platz und wollen hinaus schauen."

Die Kinder stiegen auf den Schemel und hielten Umschau.

Da tat sich die Welt herrlich dem Urbi auf, als er hinaus blickte. Die blauen Berge schienen alle näher gerückt zu sein, als er sie je gesehen hatte, und blickten ihn groß an, als wollten sie fragen: was machst denn du da? Und von den hohen Bergen stiegen kleinere abwärts bis zur Mur, die wie Kinder von jenen aussahen und grünes Gewand trugen wie jene blaues. Aber alle schauten fromm in den Himmel, als wüßten sie, daß sie doch nur Kinder eines höchsten Vaters seien. Die weißen, roten und gelben Häuser unten, in denen Menschen wohnten, über die lag auch ein Schimmer wie Himmelsfriede, als wollten sie sagen: ohne uns wäre die Welt, die du siehst, Urbi, nicht so schön; wir gehören auch dazu. Und die Menschen, die in uns wohnen, sind unsere Seelen und machen uns lebendig. —

Ja selbst der braune Ackergrund und der grüne Wiesenboden, die sich vermischt mit dunklen Wäldchen am Strom hinzogen, auch die waren wie lebendig und lachten dem klaren Himmel zu, der auf sie herab blaute. Es

war überall wie ein goldenes Fließen im Sonnenglanze und wie ein festes Beharren auf grüner Erde. Eines floß in das andere über, um es zu verschönen, und alles blieb doch ein festes Ganzes, das niemand von der Stelle rücken konnte, weil es mit Kraft eigenen Lebens dort ruhte.

„Na, gefällt's dir?" fragte Agerl stolz auf die Herrlichkeit, die sie ihrem Gespielen zeigte.

„O freilich! wie viel schön das ist!" antwortete er.

„Siehst es, ich hab's dir gleich gesagt: brauchst mir nur zu folgen und wirst was schönes sehen."

Als sich Urbi an dem Anblick genugsam gesättigt hatte, traten die Kinder den Rückweg an über die finstern Staffeln und kamen wieder hinaus ins Freie.

So hatte Urbi mit dem Mägdlein Freundschaft geschlossen, und die Kinder kamen oft zusammen während des Sommers und ergingen sich im prächtigen Waldreiche des Schloßberges. Sie konnte ihm immer noch etwas Schönes zeigen: sei es Veilchen, die verborgen blühten, geschützt von Strauchgewirre wie von einer Dornhecke; sei es junge Nestvögel, die den ersten Spaziergang auf den Ästen machten; oder sei es lauschige Plätzchen, von denen man selber auf die Häuser der Stadt hinabsah, wie ein Vogel aus seinem hohen Neste auf die niedrigeren Bäume.

Er dachte aber immer, ob Agerl selber etwas Schönes sei, wie Bäume, Blumen oder die kleinen Vögel, und konnte darüber nicht ins Klare kommen. Denn wenn sie oftmals sagte: „Ich bin dein Feldobrist, und du mußt mir folgen, Urbi," so kam sie ihm gar nicht schön vor. Und als sie einstmals im Grünen beisammen saßen und sich Geschichten erzählten, erfuhr sie von ihm, daß er ein hübsches Kästchen zuhause habe, in welchem allerlei Steine und Erze in guter Ordnung lagen, die ihm sein Onkel Tullenwang geschenkt hatte. Und sie hörte, daß er diese Dinge sehr lieb habe. Das war ihr nicht recht, daß er etwas gern hatte, was sie nicht kannte, und sie sagte kurzweg: „Das möcht' ich sehen."

Er sprach davon zu seiner Mutter und bat sie um die Erlaubnis, Agerl ins Haus zu bringen, um ihr diese Sachen zu zeigen. Die Mutter machte keine Einwendung dagegen, weil ihr Urbi schon oft von dem Mägdlein erzählt hatte, daß es ihm immer etwas Schönes auf dem Schloßberge zeige; und sie mochte es nun gerne selber kennen lernen. Also brachte Urbi das Agerl ins Haus, wozu sie nur den Berg hinab zu gehen brauchten; und der Mutter gefiel das frische Mägdlein wohl, das zierlich von Gestalt war und frei und furchtlos mit ihr redete, als sei sie es nicht anders gewohnt. Dann ließ sie die beiden Kinder beisammen, und Urbi zeigte seiner Gespielin den Kasten, wo die Steine und Erze lagen, von denen jedes ein Zettelchen auf der Stirne trug mit dem Namen beschrieben, wie es hieß. Agerl besah sich alles aufmerksam und sagte dann: „Die sind tot."

„Nein, nicht wahr ist's. Sie haben alle ein Herz. Das hat mir mein Onkel erzählt, der weiß es. Und sind sie etwa nicht schön?"

„Mag sein," erwiderte sie ernst; „aber sie sind nicht lebendig."

„Wohl, sie sind lebendig; sonst könnt' ich sie ja nicht gern haben."

Für diesmal blieb sie still; als sie aber wieder oben auf dem Berge

im Grünen saßen, hub sie an zu reden und bat ihn lieblich und zutraulich: „Schenk' mir die Steine, Urbi! Dann weiß ich, daß du wirklich tust, was du versprochen hast, und daß ich der Feldobrist bin; sonst aber nicht."

Diese Worte brannten ihm auf dem Herzen und er kam aus dem Staunen und dem Unwillen gar nicht heraus.

Endlich sagte er trotzig:

„Ich will nicht, Agerl!"

„Da tust du recht daran," erwiderte sie, und in ihrem Gesichtlein erschien etwas wie ein Lächeln, was ihr aber nicht gänzlich geriet; denn in ihrer Stimme klang das Weinen durch, als sie sagte: „Versprechen kannst du, aber nicht halten."

„Ich will nicht," wiederholte er nun zornig.

„Ist auch recht," erwiderte sie kurz, stand auf und entfernte sich.

Er ließ sie gehen und kehrte heim. Er gedachte gar nicht mehr auf den Berg zu steigen, damit alles zwischen ihnen beiden aus sei.

Aber leichter war's gedacht als getan. Denn es kam ihm oft so ein Gedanke herbei gehuscht, der brachte das Bild des kleinen Mädchens mit, daß er es leiblich meinte zu sehen. Auch wenn die Vöglein auf dem Berge sangen, da war es, als riefen sie ihm zu: Agerl ist da ... willst Agerl nicht sehen? Und die Bäume schüttelten die Häupter, wenn der Wind einher strich, und ein Flüstern ging durch die Blätter, das kein anderer verstand als Urbi, und das selbige Flüstern sagte: Versteh' nicht, versteh' nicht, daß er's Agerl nicht mag. — Dann zog es ihn doch den Berg hinauf, als hätte jemand aus den Sonnenstrahlen ein Seil gedreht, das zwei Finken und zwei Zeiserl in den Schnäbeln hielten, um ihn mit Viergespann aufwärts zu bringen.

Aber es half ihm nichts, wenn er oben war. Kaum sah er einen Zipfel vom ganzen Agerl blinken, so war es schon wieder weg und ließ sich nimmer sehen. Er ward nicht freudiger davon und wäre sogar mit der Zeit traurig geworden, wenn nicht etwas anderes gekommen wäre, was noch übler aussah und die Tatzen auf ihn legte, so daß er unter der Wucht zusammenbrach und sich zu Bett legen mußte. Das war eine Krankheit, die nach ihm gegriffen und ihn fest gepackt hatte, wie sie es auch schon mit andern Kindern in der Schule gemacht, und er war ihr auch nicht ausgekommen, der Urbi.

So mußte er denn in rotglühender Fieberhitze liegen und auf den Schloßberg wie noch auf vieles andere vergessen; denn die Gedanken gingen ihm in der Irre hin und her, wohin sie wollten. Unter der heißen Stirn des Knaben war ein Wirrwarr, und was da alles in abgerissenen Reden hervorsprang, davon wußte er nichts.

Aber das Agerl merkte oben auf dem Schloßberge, daß etwas geschehen sei, weil sie ihn jetzt gar nicht mehr erblickte; und früher hatte sie ihn doch kommen sehen und war wie ein Eichkätzchen verschwunden, bevor er nahe kam. Jetzt ward ihr bänglich zumute, und sie suchte etwas und wußte nicht was. So ging sie am Abend hinab bis zum Hause, wo Urbis Eltern wohnten, und sah, daß durch ein Fenster der Hofseite Licht schien, und alle andern noch dunkel blieben. Sie wußte aber, daß dieses Fenster an Urbis

Kinderzimmer lag; denn ein Vogelbeerbaum wuchs davor, auf den sie heraus geschaut hatte, als ihr Urbi das Kästchen mit den Steinen wies.

Auf dieses Licht mußte sie nun jeden Abend achten, ob sie wollte oder nicht. Das schien ihr so düster zu brennen, als wie wenn es irgend etwas nicht hell zeigen mochte. Das stumme Licht in der Kinderstube, das erblickte gewiß nichts gutes. Aber was? Einmal wartete Agerl, bis es ganz Nacht wurde, schlüpfte durch das obere und das untere Gartenpförtchen in den Hof und war in einem Nu auf dem Vogelbeerbaum wie eine, die das Klettern erlernt hat. Da sah sie durch die Fensterscheibe das Bett und einen, der darin lag, die Mutter, die davor saß, und die Arzneiflaschen, die auf dem Tische standen. Jetzt wußte sie so viel wie das Licht selber, das drinnen in der Stube trübselig brannte.

Am andern Tage ging sie in das Haus hinein, die Treppe hinauf und blieb vor der Tür stehen, die in die Stube führte. Da kam gerade ein Mann heraus in militärischer Kleidung, das war Urbis Vater, und verwunderte sich schier, als er das Mägdlein sah. Aber der Besuch, den sie vorhatte, der ging ihr nicht von statten. Denn der Vater sagte ihr, daß niemand zu dem Knaben dürfe, weil er an einer Krankheit danieder läge, die auch ein anderes Kind leicht von ihm abbekommen könnte. Damit entfernte er sich.

Agerl aber blieb vor der Tür stehen wie ein bittendes Kind, und als die Mutter einmal herauskam, hörte sie von ihr dasselbe, daß sie nicht hinein dürfe. Das verfing bei ihr nicht. Sie kam am nächsten Tage wieder und stand vor der Tür, als wollte sie etwas erbitten von einem, der sie nicht hörte. Und einmal geschah es, daß die Tür nicht verschlossen war; sie trat in die Stube, und obgleich eine Wärterin, die darin saß, sie leise schalt und sie verweisen wollte, sagte sie flüsternd aber fest: „Ich muß bleiben. Mir geschieht nichts, und dem Urbi wird es recht sein, wenn er hört, daß ich da bin.“

Dasselbe bekam auch die Mutter zu hören, als sie wieder eintrat, und verwunderte sich über die Festigkeit des Mägdleins, das nicht weichen wollte, und sich so gebärdete, als sei es eigens von Gott berufen, um dem Urbi zu helfen. Man mußte ihr endlich gewähren lassen; man konnte nicht anders. Und so half sie treulich an der Pflege des kranken Knaben mit, soweit sie es als kleines Mädchen vermochte, und es ward ihr die Freude geschenkt, ihn allmählich gesunden zu sehen. Aber auch dem Urbi ward es leicht ums Herz, als er das Agerl vor seinem Bette sah, das ihm mit ihrer Hand die Linderung reichte, die ihm paßte.

Er ward auch wieder ganz gesund, so daß seine Augen hell blickten wie zuvor, als er in Gottes Sonnenlichte umherging. Das Agerl sah er nun noch lieber als früher und dachte sich, er müsse ihr recht danken für das Gute, das er von ihr erfahren hatte. Und da fand er nichts besseres, als das zu tun, was ihm am schwersten fiel, nämlich das Kästchen mit den Steinen herzunehmen und zu sagen: „Schau, Agerl, das schenk' ich dir. Das ist dein, was du einmal hast mögen.“

„Wirklich?“ rief sie verwundert. „Ist's mein?“

„Wenn ich dir's sag', wirst's mir wohl glauben. Es gehört keinem andern als dir.“

Ihr Antlitz wurde ganz hell, und sie lächelte wie jemand, dem eine Freude zufließt, die er gar nicht erwartet hat. Sie besann sich aber noch ein klein wenig, als ob ihr etwas recht gescheites einfallen könnte, legte ihr Köpfchen auf die Seite, und hatte bald, was sie suchte.

Sie faßte das Kästchen mit der Hand und sagte: „Vergelt's Gott! Das ist jetzt mein. — — Und weißt, das schenk' ich dir, und so ist's wieder das deinige."

„Aber wie geht denn das, Agerl, wenn ich dir's einmal geschenkt hab'?"

„Ja eben darum. Ich kann mit dem meinigen machen, was ich will."

Darüber ward sein Herz noch leichter als zuvor, und er dachte sich: „Jetzt weiß ich's, daß das Agerl schön ist; man muß es nur anschauen."

Und da er dieses dachte, ward sein Gesicht so hell wie das ihrige, und die beiden Kinder standen übersonnt da, als wenn sich Gottes Licht selber gefreut hätte, sie zu bescheinen.

Aber dann kam eine Trauer, die um so größer war.

Urbis Vater war Offizier und als solcher mußte er gehen, wohin ihm befohlen ward. Er wurde nun in eine andere Stadt versetzt, zu der es eines langen Weges brauchte, um mit der Eisenbahn hinzukommen. Und Urbi wußte, daß es jetzt nicht anders sein könne, als vom Agerl Abschied zu nehmen; aber sagen konnte er ihr's nicht. Wenn er dazu den Anlauf nahm, hielt ihn etwas zurück, daß er nicht vom Fleck konnte. Die Zeit rückte aber ganz nahe heran, wo es galt, mit seinen lieben Eltern in die Ferne zu ziehen; und er ging zu seinem Onkel Tullenwang, der in dem großen Garten wohnte, um von ihm Abschied zu nehmen. Der gab ihm zum Andenken etwas Kostbares mit.

„Schau, Urbi, was du von mir bekommst," sagte er. „Das hier war ein Häuserl wie ein Schlössel, und weißt, wer darin gewohnt hat? Eine ganze Sippschaft von Bergwichteln. Das sind winzige Leute, die fleißig im Berg arbeiten und edles Gestein schürfen. Das selbige Edelgut kommt auch manchmal zu Tage, aber ein jeder kann's nicht gewinnen; außer es sei ein herzhafter Mann, der stärker als die andern ist und doch niemals einem andern mit dieser Kraft Schaden zugefügt hat. Einen solchen haben die Bergwichtel das edle Gut schon finden lassen; ist aber nicht oft geschehen. Das Schlössel, worin sie gewohnt, haben sie zurückgelassen, als sie nach einem andern Berg siedeln mußten, gerade so wie du jetzt in eine andere Stadt. Und ein guter Freund hat es im Stollen gefunden, abgebrochen und mir geschickt. Die Leute heißen es gewöhnlich Bergkristall; doch du weißt jetzt, daß es mit seinen vielen Fenstern ein Wichtelschlössel ist. Es ist so zierlich, daß du es leicht in der Hand tragen kannst; und ist gar selten und kaum noch ein zweites mal zu kriegen. Deshalb verwahr' dir's wohl, und wenn du der Richtige bist, bringt es dir Glück."

Urbi bedankte sich bei seinem Onkel herzlich für das schöne Geschenk, nahm Abschied und kehrte heim.

Und dann erzählte er auch dem Agerl das Nötige, als sie am Abend auf dem Schloßberge beisammen saßen, nämlich, daß er mit seinen Eltern von dannen ziehen müsse. Sie hörte es an und blieb still; und als er sie

trübselig fragte: „Was sagst dazu?“ da antwortete sie: „Kann man nichts machen.“

Er meinte schon, daß auch sie traurig sei, weil ein Zucken durch ihr Gesichtchen ging, als wär' ihr das Weinen nah; aber da deutete sie mit der Hand hinaus in die ferne Landschaft, nnd hub an lustig zu plaudern: „Schau, dort auf der Koralpen sitzt eine Wolke, die trägt schier einen roten Rock, und drüben von der Gleinalpen ist eine andere Wolke zu ihr gekommen mit einem gelben Janker; und die beiden fangen an mit einander zu reden. Und sagt die Gelbe: Grüß Gott! was macht Eure Kuh im Stall? Gibt sie wohl fleißig Milch? Und die andere antwortet: Ich mein' schon; sie stellt sich alleweil gut an. Ihr seid wohl von weit her gereist? Und was gibt es neues auf der Alm, wo Ihr daheim seid? Habt's eine Ansprach? Könnt' Euch immer ausreden, wenn Ihr mögt? Ja Frau Mahm, wenn eins so hoch oben wohnt, wie wir Wolkenweiber, dann ist's ein völliger Trost, wenn man sich ausreden kann.“

Und dieses Zwiegespräch setzte Agerl fort und brachte es so lustig vor, daß Urbi lachen mußte, ob er wollte oder nicht. Sie aber lachte nicht, und als sie schwieg, war ihr Antlitz ganz trüb geworden. Das merkte jedoch Urbi nicht und dachte sich: „Sie nimmt's gar nicht schwer, daß ich weg muß, und so kann ich mich besser darein finden.“

Also ging er leichter den Berg hinab, als er herauf gekommen war, obgleich ihm nicht wohl zumute war. Zuhause fand er alles in Geschäftigkeit; denn es sollte schon morgen in aller Frühe die Reise angetreten werden, da eine Beschleunigung plötzlich geboten war. Das gab ihm nun einen gar trüben Mut, denn er dachte sich: „So kann ich gar nicht Abschied von Agerl nehmen.“

Sie aber wartete am nächsten Tage eine Zeitlang auf ihn, und da er nicht auf den Schloßberg kam, wie er pflegte, ging sie hinab und trat ins Haus. Da sah sie gleich, wie viel es geschlagen hatte: alles durcheinander, wo es nicht leer war; und die Magd hantierte herum, um noch Wohngeräte ihrer Herrschaft nachzuschicken. Als sie das kleine Mädchen kommen sah, sprach sie: „Der Urbi ist schon weg. Aber er sagt dir Lebwohl und schau, das hat er für dich zurückgelassen als ein Andenken. Er hat mir's mit herzlicher Bitte aufgetragen, dir's gewiß zu übergeben. Es ist wohl sauber, hat er gemeint, und die Leut' heißen es Bergkristall. Na, da hast es.“

Und sie übergab dem Agerl das Andenken. Diese nahm es, ohne es anzusehen, und sprach kein Wort.

„Na, was sagst dazu?“ fragte die Magd.

„Ich nehm's mit; dank' schön!“ antwortete das Mägdlein und ging wieder den Berg hinauf.

Die Bäume standen noch grün, nur einzelne Blätter zeigten einen gelben herbstlichen Anhauch. Agerl stieg wie der junge Frühling zu Berge; aber in ihr kindliches Herz war auch etwas herbstliches gefallen, was dort nicht hinein paßte. Denn sie schüttelte mit einem mal unwillig das Köpfchen, und in ihren braunen Augen quollen zwei dicke Tränen auf, so daß sie gar nichts sah und sie schnell mit dem Ärmel abwischen mußte, um das Augenlicht wieder zu gewinnen.

Da kam ihr auf dem geebneten Hange vor dem Uhrturm ein ältlicher Herr entgegen, der stattlich in langem blauem Leibrocke schritt und eine Brille auf der Nase sitzen hatte, aber sonst freundlich genug aussah. Das bemerkte sie wohl nicht; denn als sie an ihm vorbei ging, waren ihre Blicke zu Boden gesenkt, und konnte doch dort kaum etwas suchen, was sie verloren hatte. Der ältliche Herr sah das kleine Mädchen, das in der Hand den Kristall trug, den er seinem Neffen geschenkt, und da hielt er es an und fragte:

„Wohin gehst, Dierndl? Und wer hat dir denn den schönen Stein gegeben, den du da hast?"

Sie blickte verwundert auf und antwortete: „Der Urbi."

Ihre Augenwimpern waren noch feucht.

„Richtig. Und hat er dir auch erzählt, was das ist, was er dir geschenkt hat?"

„Nein. Ich hab' ihn ja gar nicht mehr gesehen."

„Na, so hörst es von mir, Dierndl. Ich bin dem Urbi sein Onkel und weiß, was das ist, was er dir zur Letz gelassen hat. Schau, das ist ein Häuserl gewesen im Berg, darin die kleinen Leut' gewohnt haben, die Wichtel heißen. Und aus den vielen Fenstern haben sie hinaus geschaut. Dann sind sie weggezogen, und das Haus ist leer gestanden. Sie haben aber alle die Stübel vermauert, darin sie gewohnt haben, so daß wenn du jetzt durch die Fenster hinein schaust, nichts als Stein siehst. Glaubst es?"

„Wohl," antwortete sie.

„Also hör' weiter. Waren winzige aber gute Leut'. Sie haben in dem Häuserl einen Segen zurückgelassen, nämlich: So lang ein Menschenkind ein frohes Herz hat und da hinein schaut, behalten die Fenster ihren Glanz. Wenn aber das Menschenkind als ein trauriges hinein schaut, da werden die Scheiben ganz trüb und matt. So mag ein jedes an dem Häuserl erkennen ob es gut ist oder nicht; denn nur gute Menschenkinder haben frohe Herzen, andere nicht. Und so kannst du, Dierndl, fleißig da hinein schauen und immer wissen, ob du ein rechtes Herrgottskäferl bist, oder nicht. Hast verstanden?"

„Gewiß," sagte sie.

„Na, dann behüt' dich Gott!"

Und er ging weiter seines Weges den Schloßberg hinab.

Das Agerl aber blickte auf das Haus der Wichtel und dachte sich:

„Das hat mir der Urbi geschenkt!"

Und als sie sah, daß die Fenster ihren Glanz bewahrten, lächelte sie und in ihren Augen war Sonnenschein.

Deutsche Lyrik. IV.

Dir.

Von Richard Schaukal in Wien.

Noch hat es viele Möglichkeiten:
Dies unser Leben ist so reich!
Laß uns vertrauend weiterschreiten
In hoher Sonne Strahlengleiten:
Was kommen mag, wir tragen gleich!

Und unsrer Liebe gutes Zeichen
Ist über unsern Pfad gestellt.
Das leuchtende darf nicht erbleichen.
Das herrlichste, was wir erreichen,
Liegt doch im Kreise unsrer Welt.

*

Lied des Bruders.

Von Hugo Salus in Prag.

Ach Schwester, gute Schwester du,
Laß doch den armen Augen Ruh'!
Laß doch, du lieb Geschwister mein,
Dein Tränentuch erst trocken sein,
Schau' mir nur einmal ins Gesicht
Und sprich ein Wort und weine nicht!

Schau, der dir seine Treue brach,
Veracht' ihn, wein' ihm nur nicht nach!
Jed' Tränlein, das vom Aug' dir rollt,
Mir ist, als ob's was sagen wollt',
Und wär' aus schwerem, heißem Erz
Und fiele mir gerad' aufs Herz.

Ach, Schwester, Männertreu ist schwach!
Dacht niemals meiner Untreu nach:
Rasch einverliebt, rasch ausverliebt!
Hab' wohl manch Mädchenherz betrübt
Und hab' nicht einmal dran gedacht,
Welch Leid gebrochne Treue macht . . .

*

Dichters Reich.

(Von Hermann Hango in Wien.)

Das Leben, der Tod und die Liebe! Was mehr?
— Die Frage „Warum“ noch, die Frage „Woher“!

Und rings um das Leben, Lieb', Leiden und Not:
Das Ringen, das Klingen weit über den Tod!

Umrungen das Ganze vom Frieden grün,
Wo nirgend ein Fragen, die Rosen stumm blühn:

Die roten auf Erden, wie Herzblut wild-heiß,
Die himmlischen drüber, wie Geisterflur weiß . . !

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Geht die Landwirtschaft im Industriestaat zugrunde?

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Dürfen wir auch dieses Mal noch über Landwirtschaftsfragen reden? Es ist zwar eine Schwierigkeit dabei, die ich von vornherein gestehen will: ich sitze gerade auf einer österreichisch-ungarischen Reise in Budapest und habe deshalb nicht das ganze Rüstzeug volkswirtschaftlicher Bibliotheksbildung bei mir. Es fehlt sogar vieles, was in den nachfolgenden Aufsatz gut hineingehören würde. Das meiste, was ich an Ziffern geben kann und will, stammt aus verschiedenen kleinen Handbüchern von Prof. Hickmann (Österreich-Ungarn 1900 und Universal-Taschenatlas 1904). Der Leser muss also diejenige Nachsicht haben, die im Sommer einer dem anderen schuldet. Trotzdem möchte ich den Faden der Gedanken, die in dem Artikel von der Umgestaltung der Dörfer begonnen wurden, jetzt nicht fallen lassen. Es gibt zu viele Gebildete, deren politische Haltung oder Haltlosigkeit mit Unklarheiten auf landwirtschaftlichem Gebiete zusammenhängt. Das, wovor sie sich fürchten, ist der Ruin der Landwirtschaft. Um ihn zu vermeiden, bringen sie auf anderen Gebieten grösste Opfer ihrer Kulturgesinnung. Nichts zieht sie innerlich zu den Agrariern und ihren Bundesgenossen, ein Rest von politischem Gewissen quält sie bei jedem Schritte nach rechts, und doch — die Landwirtschaft darf nicht untergehen!

Damit ist die entscheidende Frage klar genug gegeben. Sie lautet: ruiniert der moderne Industrie-, Militär- und Massenstaat den landwirtschaftlichen Betrieb? Dass er ihn ändert, ist ohne weiteres klar, und das, was wir von der Umgestaltung der Dörfer gesagt haben, hat den Charakter dieser Änderung genauer zu bestimmen versucht, aber Änderung und Untergang ist zweierlei, und oft schon haben in der Welt die Leute, die sich ändern mussten, geschrien, als ob sie sterben sollten. Das Umdenken macht eben immer Pein, aber diese Pein kann unter Umständen zum Heilsamsten gehören, das es gibt. Subjektiv, das

heisst in der Empfindung der Nächstbeteiligten, kann deshalb eine Periode als sehr schwer und drückend erscheinen, die objektiv, das heisst bei geschichtlicher Vergleichung, durchaus nicht die Merkmale des Niederganges an sich trägt. So etwa beurteilen wir die Lage der Landwirte und der Landwirtschaft in werdenden Industriestaaten.

Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, dass Österreich-Ungarn in höherem Grade ein Agrarstaat ist als das Deutsche Reich. Daraus folgert nun der einfache Tagesverstand: also ist die Landwirtschaft dort blühender als hier! Das aber ist die Quelle der Missverständnisse. Machen wir uns zunächst die Naturbedingungen der Landwirtschaft beider Reiche etwas deutlich! Österreich-Ungarn ist wesentlich grösser als Deutschland, denn es besitzt mit Bosnien 673 000 qkm Fläche, während wir nur 541 000 haben. Acker und Wiese betragen zusammen in Deutschland 65 % der Fläche, in Österreich-Ungarn 64 %. Man kann also in runden Ziffern sagen: Österreich-Ungarn besitzt 80 000 qkm landwirtschaftlich benutzter Fläche mehr als Deutschland. Das ist nicht wenig, denn das ist soviel wie die ganze Fläche von Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien zusammen. So gross ist der Vorzug unseres Nachbarstaates in räumlicher Hinsicht. Qualitativ aber steht der Boden der Donaustaaten sicher im Durchschnitt über dem unsrigen, was schon rein äusserlich daraus hervorgeht, dass das Ödland in Deutschland grösser ist als dort, was aber auch jeder bestätigen wird, der von der Fruchtbarkeit Böhmens, Mährens und Ungarns eine Vorstellung hat. Es müssten demnach nach dem landläufigen Urteile die landwirtschaftlichen Leistungen Österreich-Ungarns weit, sehr weit über denen des Deutschen Reiches stehen. Ob sie das tun, das ist aber die Frage.

Wir beginnen beim Viehbestande, wie ihn die beiderseitigen staatlichen Zählungen festgestellt haben.

Österreich-Ungarn		Deutschland
Pferde, Esel	4,200,000	4,200,000 (—)
Rinder	16,800,000	19,000,000 (+ 2,200,000)
Schafe und Ziegen	17,400,000	12,900,000 (— 4,500,000)
Schweine	11,600,000	16,760,000 (+ 5,160,000)

Ist diese einfache Zusammenstellung nicht überaus lehrreich? Der kleinere aber industriellere Staat hat weit mehr Rinder und Schweine! Nur in der Schafzucht steht der Agrarstaat höher. Für extensive Schafzucht alten Stiles ist unser Boden in Deutschland zu wertvoll geworden, aber die zwei Hauptträger landwirtschaftlichen Lebens, Rind und Schwein, gedeihen zahlreicher dort, wo mit der stärkeren Bevölkerung die Fleischbedürfnisse einer industriellen Masse wachsen. Auf den Quadratkilometer berechnet ist selbst der Vorzug Österreichs in der Schafzucht nicht sehr bedeutend, denn wir haben 24 Schafe auf dieser Raumeinheit, Österreich-Ungarn aber 26. Auf denselben Raum berechnet haben die Österreicher 6,2 Pferde, 17 Schweine und 25 Rinder, während wir 7,8 Pferde, 31 Schweine und 35 Rinder aufweisen. Mit anderen Worten:

Österreich-Ungarn zeigt einen Viehbestand, wie wir ihn vor zwanzig oder mehr Jahren gehabt haben, als wir noch weniger industriell waren als heute.

Und wie steht es mit den Erzeugnissen des Ackers? Hier ist die mir zugängliche Statistik nicht ganz umfassend, denn sie bietet nichts über die beiderseitige Leistung an Rüben und Futtergewächsen. Das aber, was mir zur Hand ist, reicht doch schon ziemlich weit. Es sind folgende Durchschnittsergebnisse von Jahresernten in Millionen von Doppelzentnern ausgedrückt:

Österreich-Ungarn		Deutschland
Weizen und Gerste	79	75 (—4)
Roggen	34	95 (+ 61)
Hafer	29	75 (+ 46)
Mais	43	— (— 43)
Kartoffeln	166	435 (+ 239)

Diese Tabelle ist fast noch eindrucksvoller als die Tabelle des Viehbestandes. Das Übergewicht des kleineren Deutschland in Getreide ist sehr auffällig. Das industriellere Land zwingt seinen Boden, mehr aus sich herauszugeben. Kein Zweifel, dass Österreich mehr liefern könnte als Deutschland, aber zunächst steht die Tatsache fest, dass es dieses Können bis heute nicht in die Tat umsetzt. Das ist in keiner Weise ein Vorwurf. Jedes Volk leistet das, wozu seine Kräfte reichen. Soviel nur soll gesagt sein, dass es Unsinn ist, bei derartigem Sachverhältnis vom Ruin der Landwirtschaft in Deutschland zu reden.

Die Vergleichung der landwirtschaftlichen Gesamtleistung der beiden Nachbarstaaten würde aber erst dann ganz vollständig sein, wenn genau gesagt werden könnte, wieviel Personen hier und dort an der Erreichung des von uns dargestellten Ertrages beteiligt sind. Leider enthalten die Tabellen eine Unklarheit in dieser Hinsicht, indem sie die Forstwirtschaft und Fischerei in eine Hauptgruppe mit der Landwirtschaft zusammenfassen. Forstwirtschaft aber beschäftigt in Österreich-Ungarn mehr Leute als in Deutschland, während es bei Fischerei umgekehrt liegt. Überhaupt ist es ja schwer möglich, die landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Arbeit streng auseinanderzuhalten, da Waldarbeit oft der Winterersatz für landwirtschaftliche Sommerarbeiter ist. Wir sehen also die beiderseitige Hauptgruppe aller dieser Arbeiten an. In Österreich-Ungarn gehörten zu dieser Hauptgruppe 60 % der Bevölkerung, das heisst etwa 27 Millionen Menschen, in Deutschland aber 35,8 %, das heisst etwa 20 Millionen Menschen. Es ist offenbar, dass der landwirtschaftliche Ertrag in Deutschland von weniger Menschen geleistet wird als in Österreich-Ungarn, oder anders gesagt: die einzelne Arbeitskraft schafft im Durchschnitt höhere Werte.

Und damit sind wir wieder bei dem Gedankengang von der Umgestaltung der Dörfer angelangt. Je mehr der rechnende Geist des maschinellen Zeitalters die Köpfe der Landbevölkerung beeinflusst, desto mehr wird erreicht. Es ist nicht uninteressant, unter dieser Be-

leuchtung noch den Viehbestand etlicher anderer Länder zum Vergleiche heranzuziehen. Welche Länder sind am dichtesten mit Vieh besetzt? Auf den Quadratkilometer haben

	Pferde	Rinder	Schweine	Schafe
Österreich-Ungarn	6,2	25	17	26
Grossbritannien	6,4	36	12	93
Frankreich	6,5	25	12	42
Italien	7,0	18	6	30
Deutschland	7,8	35	31	24
Niederlande	8,5	50	22	28
Belgien	9,6	48	40	21
Dänemark	11,3	43	30	28

Keinesfalls spricht diese Zusammenstellung für landwirtschaftliche Zölle. Doch das nur nebenbei! Sie spricht ausserdem von einem gewissen Zusammenhang der allgemeinen Kulturentwicklung mit der landwirtschaftlichen Leistung. Natürlich darf man solche Zahlen nicht rein schematisch betrachten. Die Naturbedingungen der Länder sind sehr verschieden. England war, ist und bleibt ein Weideland, und die Landstriche an der Nordsee haben grosse natürliche Hilfsmittel. Trotzdem aber kann niemand Belgiens Zahlen ohne Blick auf belgischen Industrialismus lesen und niemand Dänemarks Ziffern ohne Erinnerung an das dänische Schulwesen in sich aufnehmen. Dort, wo sich in Europa der Verkehr zusammendrängt, wo die grossen Häfen am dichtesten liegen, wo die meisten Eisenerze verfrachtet und verarbeitet werden, liegt auch das Maximum an Vieh. Und wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika erstaunliche Mengen von Vieh aufweisen, weit mehr Rinder und Schweine, als selbst Russland mit seiner viel grösseren Bevölkerung, so redet auch hier nicht nur die Gunst des Bodens ihr Wort, sondern ebenso die moderne Entwicklung des geistigen Lebens. So merkwürdig es klingt, die Wirtschaftsgeschichte beweist es, dass die freiheitliche und technische Geistesentwicklung der Menschen auch dem Vieh sehr nützlich ist. Nicht der Naturmensch ist der beste Viehpfleger, sondern der Kulturmensch, und in dem Masse, wie die Nationen sich geistig und moralisch heben, fördern sie auch die mit ihnen lebenden Kreaturen. Erst auf einer gewissen Höhe der Intensität aller Arbeit wird auch die landwirtschaftliche Arbeit volkswirtschaftlich wertvoll. Um nochmals von Österreich-Ungarn zu reden, auf dessen Boden diese Zeilen geschrieben werden: Auch dieser Agrarstaat wird landwirtschaftlich noch weit mehr als heute leisten, wenn er noch stärker als jetzt industrialisiert sein wird.

Einführung in das Studium des Krieges.

Von General Wilhelm von Scherff in München.

II.

Der Krieg ist so alt wie das Menschengeschlecht; Heldengedicht und Schlachtengesang reichen über die Urzeiten schriftlicher Überlieferungen zurück; kriegsgeschichtliche und selbst kriegstechnische Aufzeichnungen finden sich schon in den ersten Anfängen aller Volksliteraturen. Trotzdem ist eine eigentliche Kriegswissenschaft, als Inbegriff systematisch verknüpfter Erkenntnisse vom „Krieg als solchem" erst ein Produkt relativ junger Zeiten, und die ersten Ansätze zu einer theoretischen Behandlung seiner Probleme werden kaum über das spätere Mittelalter zurück sich nachweisen lassen. Es mag dahingestellt bleiben, ob die ununterbrochene Praxis (vgl. den Aufsatz I in Heft 2 dieser Monatsschrift) dem Kriegsmann bis dahin keine Zeit für solche Untersuchungen vergönnt, oder ihm dieselben als unnötig hatte erscheinen lassen; jedenfalls aber hat die ältere Militärliteratur Bedeutung nur immer für das Verständnis des Krieges ihrer Zeit und um heutzutage — namentlich auch den Laien — in ein allgemeines „Wissen vom Kriege" einzuführen, bedarf es keines Zurückgreifens auf überholtes Schriftstellertum.

Aus der neueren Periode besitzt dagegen die deutsche Militärliteratur in dem hinterlassenen Werke des Generals Carl von Clausewitz: **„Vom Kriege"** einen bis heute noch nirgends übertroffenen, ja kaum noch in ähnlicher Weise wieder unternommenen Versuch (s. die „Vorrede des Verfassers"):

> „Das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen, ihre Verbindung mit der Natur der Dinge, aus denen sie zusammengesetzt sind, zu zeigen; dabei zwar nirgends der philosophischen Konsequenz auszuweichen, wo sie aber in einen gar zu dünnen Faden auszulaufen droht, denselben lieber abzureissen und an die entsprechenden Erscheinungen der Erfahrung wieder anzuknüpfen!"

Das erst nach dem Tode des Verfassers 1832 von seiner Witwe herausgegebene Werk[1]) ist die Frucht einer zwölfjährigen Arbeit, über welche der General in einer 1827 niedergeschriebenen „Nachricht" aber selbst noch sagt, dass sie „eine ziemlich unförmliche Gedankenmasse bilde, die, weil unaufhörlichen Missverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben werde", und von der er, anscheinend kurz vor seinem Tode, noch schreibt, dass „das Manuskript so wie es da ist, nur als eine Sammlung von Werkstücken betrachtet werden könne, aus denen eine Theorie des grossen Krieges (— eine „Strategie" —) erst aufgebaut werden sollte!"

---

[1]) Siehe: „Militärische Klassiker des In- und Auslandes" Berlin 1880. „Carl von Clausewitz, erläutert durch den Obersten von Scherff." Spätere Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

Diese selbstbetonte Eigenart des dazu in einer bisher ungekannten Grosszügigkeit angelegten Buches erklärt zur Genüge die Schwierigkeiten, welche sein eingehendes Studium und sein richtig zu erfassendes Verständnis an vielen Stellen schon dem Fachmann entgegenzustellen geeignet ist, und lässt es vollauf erklärlich erscheinen, dass die Vertiefung in das Original für den Laien, der ohne ernsteste Vorstudien an dasselbe herantreten wollte, kaum von irgend einem „aufklärenden" Nutzen würde sein können.

Wenn aber deshalb auch behufs „Einführung in das Studium des Krieges" der nicht militärisch vorgebildete Leser unmöglich auf „Clausewitz selbst" verwiesen werden kann, so bleibt trotzdem sein Buch „Vom Kriege" noch immer das sicherste Fundament für jeden dahin gerichteten Versuch, und die nachfolgenden Ausführungen werden sich deshalb bestreben, auch da im „Clausewitzschen Geiste" vorzugehen, wo sie sich mit, vom General in seinen Studien über den „grossen Krieg" absichtlich „ausser Betracht gelassenen Erscheinungen" auf diesem Wissensfelde zu beschäftigen haben werden, oder wo neue Kriegsmittel sie nötigen, ihre Untersuchungen auf neue Wege für ihre zweckentsprechende Anwendung auszudehnen.

*

1. Im ersten Kapitel des ersten Buches seiner Untersuchungen über den Krieg antwortet Clausewitz auf die Frage: „Was ist der Krieg" mit der „seinem Element" entnommenen ersten „Definition":

> „Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf. Wollen wir uns die Unzahl der einzelnen Zweikämpfe, aus denen er besteht, als Einheit denken, so tun wir besser, uns zwei Ringende vorzustellen. Jeder sucht den anderen durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein nächster Zweck ist, den Gegner niederzuwerfen und dadurch zu jedem ferneren Widerstande unfähig zu machen.
>
> Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen."

Bereits in seiner „Nachricht" hat aber der Verfasser auf die gleiche Frage auch noch die andere Antwort gegeben:

> „Der Krieg ist nichts, als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln."

Trotz der unendlichen Fülle von Einzelerscheinungen, welche der General somit hier: vom „Kampfe zweier Ringer" bis zum „gewalttätigen Zusammenstosse von Weltmächten" unter dem Begriff „Krieg" zusammenfasst, liegt ihnen allen doch aber immer nur der eine Gedanke zugrunde:

> „durch Anwendung physischer Gewalt
> zur Niederwerfung des Gegners
> den feindlichen Willen brechen zu wollen,"

und in umgekehrter Reihenfolge wird man also auch sagen müssen:

der immer wiederkehrende **Endzweck** aller Kriegführung ist es: „dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen;"
das eigentliche **Ziel** jeder kriegerischen Handlung ist „die Niederwerfung des Gegners", und
das einzige **Mittel**, Ziel und Zweck des Krieges zu erreichen, ist „die physische Gewalt".

Die zielbewusste, zweckentsprechende Anwendung der wirksamen Mittel aber bildet hiernach den Gegenstand der **Kriegskunst**.

2. Um den Anforderungen dieser Kriegskunst zu entsprechen; nicht minder aber auch, um ihre Leistungen richtig (vorurteilsfrei s. I 5. Heft 2) beurteilen zu können, bedarf es in erster Linie eines klaren Verständnisses für die Natur dieser „Mittel", dieser „Ziele" und dieses „Zweckes", und alle **Kriegswissenschaft**, als Inbegriff der Erkenntnisse vom Wesen des Krieges baut sich auf dieser dreifachen Grundlage auf, um damit zugleich einen ersten Anhalt für die Unterscheidung der einen Kriegskunst in eine **Kampf-**, eine **Gefechts-** und eine **Schlachtkunst** zu bieten.

Über das Verhältnis solcher Wissenschaft zur Kunst, der „Theorie zur Praxis" aber sagt Clausewitz (S. 77), dass „die Theorie dazu vorhanden sei, damit nicht jeder von neuem aufzuräumen und sich durchzuarbeiten brauche, sondern die Sache geordnet und gelichtet finde", und fügt hinzu, dass alle Theorie desshalb nur:

„den Geist des künftigen Führers erziehen, oder vielmehr ihn bei seiner Selbsterziehung leiten, nicht aber ihn auf das Schlachtfeld begleiten könne; so wie ein weiser Erzieher die Geistesentwicklung eines Jünglings lenkt und erleichtert, ohne ihn darum das ganze Leben am Gängelbande zu führen".

„Wo dann aus den Betrachtungen, welche solche Theorie anstellt, von selbst Regeln und Grundsätze sich bilden, wo die Wahrheit von selbst in solche Kristallform zusammenschiesst, da werde die Theorie dem Naturgesetze des Geistes nicht widerstreben;" vielmehr einen „nützlichen und niemals mit der Wirklichkeit in Widerspruch tretenden Anhalt für das Handeln bieten". Freilich könne aber auch dann (S. 83): „erst eine vollkommene Assimilation des Wissens mit dem eigenen Geist und Leben des Handelnden sich in ein wahres Können verwandeln"; wie ja denn umgekehrt auch — nach den Worten eines anderen bedeutenden Kriegslehrers (s. Willisen: „Theorie des grossen Krieges"):

„der immer unerlässliche Sprung von der Theorie zum Schaffen nur von der festen Unterlage des Wissens — nicht des Nichtwissens! — gewagt werden kann".

*

3. So beginnen wir denn unsere „Einführung" mit der Untersuchung der Natur der **Kriegsmittel**, um sie dann weiter auf die Kriegsziele und den Kriegszweck auszudehnen.

„Die physische Gewalt" (als „das" Mittel katexochen) — schreibt Clausewitz (S. 1) — „rüstet sich mit den Erfindungen der Künste und Wissenschaften, um der Gewalt zu begegnen; kaum nennenswerte Beschränkungen, die sie sich selbst unter dem Namen völkerrechtlicher Sitte setzt, begleiten sie, ohne ihre Kraft wesentlich zu schwächen".

Unter solchem „Rüstzeug künstlerischer Erfindungen zur Stütze der physischen Gewalt", steht die Waffe obenan, auch unter dem erweiterten Begriff der kriegerischen „Ausrüstung" überhaupt, dazu bestimmt, die physische Kraft des Einzelstreiters dem Gegner möglichst überlegen zu machen.

Entsprechend der Vorstellung, dass der „Krieg sich aus einer Unzahl von Zweikämpfen zusammensetzt", bildet dann aber erst die Gesamtheit aller in dieser Weise ausgerüsteter Einzelstreiter das für Kunst und Wissenschaft allein in Betracht kommende eigentliche kriegerische Werkzeug des Heeres, welches in zivilisierten Staaten durch seine organisatorische Gliederung in bestimmte Waffen- und Befehlseinheiten und vor allem durch seine Unterstellung unter bestimmte Kriegsgesetze zur disziplinierten Armee sich ausgestaltet.

4. Dieser lebendigen Streitmacht, als dem der Natur der Dinge nach allein zu einer aktiven Wirkung befähigten Kriegsmittel, stellt sich der tote Besitzstand des Staates an passiven Hilfsmitteln jeder Art als ein nicht minder wichtiger Faktor der staatlichen „Wehrkraft" zur Seite (s. I. Heft 2).

Je gewaltiger die materiellen Bedürfnisse moderner Heere angeschwollen sind, desto einflussreicher kann unter Umständen ihre Unterbindung durch den Gegner werden, und für die Erreichung des letzten Kriegszweckes leicht eine der Niederwerfung der persönlichen Kriegsmittel ebenbürtige Bedeutung gewinnen.

Wieder liegt in dieser Tatsache ein zweiter Anhalt, um in den (wie Clausewitz zusammenfassend sagt) „auf die Wehrlosmachung des Gegners" gerichteten Bestrebungen des Krieges und damit auch der Kriegskunst: die auf den „Sieg" über die lebendige Streitmacht abzielenden Tätigkeiten von der auf die „Eroberung" (Besitzergreifung) des, alle jene materiellen Bedürfnisse umfassenden staatlichen Besitzstandes an Land ausgehenden Unternehmungen zu unterscheiden, und in der Kriegswissenschaft jene unter dem allgemeinen Namen **Taktik**, diese unter dem Gesamtbegriff **Strategie** zusammenzufassen.

Insofern nun aber doch eine Besitzergreifung (bzw. auch nur Zerstörung usf.) von toten feindlichen Kriegsmitteln nur durch das „Eingreifen" der eigenen lebendigen Kriegsmittel erfolgen kann, die dabei voraussichtlich immer der Gegenwirkung der feindlichen lebendigen Streitmacht begegnen werden, tritt wieder — wie die physische Gewalt als Mittel zur Erreichung des Kriegszieles, so jetzt — die Taktik nur als ein Werkzeug der Strategie auf.

So gilt es zunächst erst wieder einen klaren Überblick auch über die Eigenart der Tätigkeit beiderseitiger (lebendiger) Streitkräfte gegen-

einander in der Taktik zu gewinnen, ehe wir die strategische Seite der Kunst betrachten können.

*

5. Alle Einwirkung feindlicher lebendiger Kräfte aufeinander vollzieht sich einzig und allein in der von Clausewitz oben als „Element des Krieges" hingestellten Form eines Kampfes, der sich in seiner praktischen Ausgestaltung immer nur als ein „Ringen um einen bestimmten Raumbesitz" darstellt.

Wie im „reinen Zweikampfe" der eine Partner durch Niederschlagung seines Gegners demselben tatsächlich den Boden unter den Füssen entzieht, so strebt im „erweiterten Zweikampfe" von Armee gegen Armee, bis schliesslich zum Zusammenstosse ihrer kleinsten Teileinheiten herunter: jeder Teil immer nur danach, den anderen zum Verlassen eines Ortes zu zwingen, den derselbe inne- oder (im eigenen Vorgehen) erreicht hat. (Wie wir ja gerade eben gesehen, dass an letzter Stelle die „Strategie" für ihre höheren Zwecke auch ihrerseits solch räumlicher Erfolge bedarf.)

Die Tatsache, dass jeder der beiden Gegner den feindlichen Bestrebungen seine auf das gleiche Ziel gerichteten Gegenbestrebungen entgegengesetzt und sich dabei (in der Regel) auch nur der gleichen Hilfsmittel (ebenbürtiger Waffen) bedienen kann, verleiht jedem solchen örtlichen Kampfe eine gewisse Zeitdauer, während welcher beide Teile ihre (physische) Waffenkraft dazu einsetzen: den Gegner von seinem Platze zu vertreiben, sich selbst am eigenen zu behaupten.

Im reinen Zweikampfe spielt dieser Gegensatz in der Gestalt von Hieb (Stoss) und Parade sich ab; im Massenzweikampf in sich abgeschlossener Heerteile spricht man in diesem Sinne von Angriff und Verteidigung, und zum dritten Male (s. 2. u. 4.) bietet sich in dieser Wechselwirkung ein neuer Anhalt, um in Kriegskunst und Kriegswissenschaft: die positive Tendenz der **Offensive** der negativen Tendenz der **Defensive** als eine eigenartige Grundform kriegerischer Tätigkeiten gegenüberzustellen.

*

6. Wo feindliche Streitkräfte mit der Absicht eigener Behauptung und gegnerischer Vertreibung einander im Kampfe entgegentreten, fällt die lokale Entscheidung in diesem Ringen mit dem Zeitpunkte zusammen, wo der eine der beiden Gegner zum Verzicht auf seine Absicht sich veranlasst oder genötigt sieht.

Die offensive Absicht der Vertreibung ist naturgemäss gezwungen, solche Entscheidung herbeiführen zu müssen, die defensive Absicht befindet sich in der zunächst zweifellos günstigeren Lage dieselbe erwarten zu können.

Immerhin ist aber doch das kriegerische Ziel der Niederwerfung des Gegners jedesmal nur auf dem Wege einer tatsächlich eintretenden Entscheidung zu erreichen und wo der defensive Teil seine „Erwartungen" nicht erfüllt sieht, ist er genötigt, entweder von seinem kriegerischen Ziele abzustehen oder — selbst zur Offensive überzugehen.

So nennt denn auch Clausewitz zwar: „die Defensive die stärkere Form des Kampfes", fügt dem aber die bezeichnende Einschränkung hinzu: — „mit dem negativen Zweck"!

Wenn er dann weiter (S. 25) ausdrücklich betont, dass „diese Negation nicht bis zur absoluten Passivität werde gehen dürfen, weil ein blosses Leiden kein Kampf sei" und — fügen wir hinzu — „ohne Kampf der kriegerische Zweck nicht erreicht werden kann", so gibt auch er damit offenbar selber zu, dass jene „grössere Stärke der Defensive" nur infofern begründet ist, bzw. also auch nur solange besteht, als tatsächlich der defensive Waffengebrauch im Kampfe es dem Verteidiger erleichtert, den zeitlichen Moment der Entscheidung (s. 5.) hinauszuschieben, den nach Möglichkeit zu beschleunigen immer das höchste Interesse des den positiven Kriegszweck anstrebenden Angreifers bildet.

„Unstreitig" — schreibt Clausewitz — „ist die negative Absicht in ihrem einzelnen Akte nicht so wirksam, wie eine in gleicher Richtung liegende positive sein würde, vorausgesetzt, dass sie gelinge! aber darin liegt eben der Unterschied, dass jene eher gelingt, also mehr Sicherheit gibt. Was ihr nun an Wirksamkeit im einzelnen Akt abgeht, muss sie durch die Zeit, also durch die Dauer des Kampfes wieder einbringen, und so ist es denn diese negative Absicht, welche das Prinzip des reinen Widerstandes ausmacht, auch das natürliche Mittel, den Gegner in der Dauer des Kampfes zu überbieten, das ist: ihn zu ermüden."

In der Möglichkeit „durch die Vereinigung aller Mittel im reinen Widerstande eine Überlegenheit im Kampfe zu erringen", erblickt der General dann ein Mittel, „durch die blosse Dauer des Kampfes ein etwaiges Übergewicht des Angreifers auszugleichen" und so „seinen Kraftaufwand nach und nach auf einen Punkt zu bringen, welcher ihm nicht mehr im Gleichgewicht mit seinem Zweck (jetzt und hier den Verteidiger ‚niederzuwerfen'!) zu stehen scheint" und ihn deshalb veranlassen werde: „den Kampf (als Streben nach solchem Ziele) aufzugeben".

So führt denn aber diese Betrachtung zunächst wieder auf die Bewaffnung zurück, in deren Eigenschaften allein doch nur jene „Möglichkeit" gesucht werden kann.

7. Dem elementaren Gegenspiele von Offensive und Defensive hat die Waffentechnik schon der ältesten Zeiten durch die Gegenüberstellung von Trutz- und Schutzwaffen Rechnung zu tragen sich bestrebt.

Kaum sehr viel jünger, wie die Einführung persönlicher (tragbarer) Schutzwaffen für den Einzelstreiter sind dann auch die Bestrebungen, den beabsichtigterweise im Kampfe zu behauptenden Ort (s. 5.) entweder

nach seiner natürlichen Ungangbarkeit zu wählen, oder durch künstlige Anbringung von Bewegungshindernissen für den Angreifer schwerer zugänglich zu machen und dadurch die von demselben angestrebte Waffenentscheidung zu verzögern!

Die Vorteile solcher Befestigungskunst hatten sich für den Verteidiger nach Einführung der ersten Fernwaffen noch in dem Grade gesteigert, als deren Eigenart dem stehenden Streiter ihre Verwendung aus einer mehr oder weniger schutzbietenden (Gelände-) Deckung heraus gestattete, auf deren Ausnutzung der vorgehende Angreifer zu verzichten genötigt war.

Als nach der Erfindung des Pulvers die bis dahin immer noch recht unvollkommene Fern- sich zur Feuerwaffe herausgebildet hatte, trat — nach Massgabe ihrer gesteigerten Leistungsfähigkeit immer entschiedener — zu den seitherigen Vorteilen für die Defensive auch noch der weitere (bei den schlechteren Fernwaffen kaum in Betracht kommende) Umstand hinzu, dass es zur wirksamen (Treff-)Ausnutzung solchen Gewehres immer eines — sei es auch noch so kurzen — (Ziel-)Stillstandes bedurfte, welcher dem auch mit gleicher Waffe ausgerüsteten Angreifer jedenfalls immer einen erneuten Aufenthalt bereiten musste, der dann dem Verteidiger zu Nutzen kam.

So galt denn schon vor Clausewitzscher Zeit die infanteristische Handfeuerwaffe als spezifische Defensivwaffe und schon damals hatte sich der Angreifer genötigt gesehen, sich seinerseits nach Ausgleichsmitteln umzutun, welche ihm gestatten könnten, der materiellen defensiven Waffenüberlegenheit trotzdem aus eigener Waffenkraft Herr zu werden.

8. Bekanntlich haben dann aber inzwischen die neueren Fortschritte der Feuerwaffentechnik in den letzten 50 und gar erst in den jüngsten 10 Jahren sich in dieser Richtung nur zu immer grösseren Ungunsten des Angreifers gesteigert, und die Tatsache, dass allerdings heutzutage

> „im wirksamen feindlichen Feuerbereiche eine Vorbewegung aufrechter Ziele dieselben mit nahezu unfehlbarer Vernichtung bedroht",

hat schliesslich neuerdings in militärwissenschaftlichen Kreisen bereits die Lehre begründet, dass

> „ein Angriff über die offene Ebene vor errungener Feuerüberlegenheit über den Verteidiger undurchführbar sei",

und in solcher Lage nur „anderweite Führungsmittel" über die Schwierigkeiten forthelfen könnten.

Die Unwiderleglichkeit solcher Anschauungen muss vorläufig solange dahingestellt bleiben, bis wir erst jene „Führungsmittel" kennen gelernt haben, die unsere Betrachtungen von dem Gebiete der „Kriegsmittel" auf das der „Kriegsziele" hinüberleiten.

*

9. Als das durch das Mittel des Kampfes jedesmal anzustrebende **Kriegsziel** ist hier die „Niederwerfung des Gegners" hingestellt worden, welche, insoweit es sich dabei zunächst um die lebendigen Streitkräfte dieses Gegners handelt, als „Sieg" bezeichnet wurde, von dem dann schliesslich behauptet werden musste, dass er endgültig schon um deswillen nur durch die „offensive Vertreibung" des Gegners von einem bestimmten Orte werde errungen werden können, weil ein freiwilliger Verzicht des Angreifers auf die Erreichung seines Zieles in einem „Einzelakte" noch keineswegs einen unwiderruflichen Enderfolg des Verteidigers darzustellen braucht (s. 1.).

Im konkreten Falle jedes Zusammenstosses feindlicher Kräfte handelt es sich somit für jeden Teil um die Möglichkeit, eine für die Lösung dieser Aufgabe ausreichende Kraftüberlegenheit über den Gegner in Wirksamkeit setzen zu können, und die Erfahrung (!) hat gelehrt, dass solche Möglichkeit jedesmal von

der numerischen Stärke, mit welcher,
dem Orte, an welchem und
der Zeit, zu welcher die eigene lebendige Streitkraft in solche Kraftabmessung eintreten kann,

aufs wesentlichste beeinflusst erscheint.

Wie diese drei Faktoren im konkreten Einzelfalle sich geltend zu machen hätten, muss späterer ausführlicher Erörterung vorbehalten bleiben; nur die Tatsache, dass ein mit „unzureichenden" Kräften, an „ungünstigem" (s. 7.) Fleck, „zu früh oder zu spät" einsetzender Versuch, die Erreichung des gewollten Zieles aller Wahrscheinlichkeit nach vereiteln wird, ist hier insoweit ins Auge zu fassen, als dadurch jeder solcher Einzelkampfakt im Krieg nicht nur als Ausfluss lediglich der „physischen Gewalt" zu betrachten, sondern vor allem auch als das Ergebnis einer „intellektuellen Überlegung" zu behandeln ist!

Die Frage: „ob, wo, wann und g. F. auch mit welchem Kraftaufgebot" im Zusammenstosse feindlicher Kräfte die „physische Gewalt" jedesmal in Anwendung zu bringen ist? stellt sich damit der Frage: „wie"? im bezüglichen Einzelfalle diese physische Gewalt sich wirksam zu erweisen hätte, als eine durchaus eigenartige „Gedankenarbeit" gegenüber, und erzeugt damit in der „taktischen", auf Niederwerfung der gegnerischen lebendigen Streitmittel gerichteten Gesamttätigkeit den (in der älteren Lehre nicht immer genügend scharf erfassten) Unterschied zwischen einer „zweckentsprechenden" **Veranlagung** und einer „zielbewussten" **Durchführung** eines solchen Gewaltaktes.

10. Wenn Clausewitz (S. 61) den „in der mannigfaltigen Tätigkeit, welche man Krieg nennt, das allein wirksame Prinzip bildenden" Kampf, als

„ein Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte vermittelst der letzteren"

bezeichnet, so erkennt auch er damit die Doppelseitigkeit dieses „allgemeinen Gewaltbegriffes", als eines Produktes „intellektueller und

physischer Kräfte“ an, dessen wissenschaftliche „klarere Herausarbeitung“ er aber aus dem Doppelgrunde unterlassen hat und unterlassen konnte, weil er sich überhaupt in seinem Werke „mit der Taktik nur insoweit beschäftigen wollte, als das für seine strategischen Betrachtungen nötig erscheine“; vor allem aber auch, weil zu seiner Zeit die Anwendung der körperlichen (bezw. physischen) Kräfte in der eigentlichen Waffenwirksamkeit fast ausschliesslich nur eine rein mechanische, bestimmt feststehende und damit der Einwirkung geistiger Kräfte so gut wie ganz entzogene Tätigkeit darstellte.

Erst seit (wie später ausführlich nachzuweisen bleibt) die Anwendung physischer Gewalt im Kampfe auch ihrerseits (vor allem auch durch die vervollkommneten Waffen s. 8.) je mehr und mehr in ihrer materiellen Wirksamkeit sich von geistigen Faktoren abhängig zu erweisen begonnen hat, musste auch diese Seite „taktischer Gesamttätigkeit“ sich aus ihrer früheren „Handwerksmässigkeit“ zu einer eigenartigen (Kampf-) „Kunst der Durchführung“ herausarbeiten, in welcher freilich die „geistigen Überlegungen“ sich auf wesentlich andere Gegenstände zu richten haben, wie in der, einst allein als „Kunst“ geltenden „Gefechtsveranlagung“.

11. Wenn nun Clausewitz (S. 62) aus der „ganz verschiedenen Tätigkeit“, welche sich einerseits darin zu äussern habe:

> „die aus einer mehr oder weniger grossen Zahl einzelner in sich geschlossener (Waffen-) Akte bestehenden einzelnen Gefechte **in sich** anzuordnen und zu führen,“

oder dieselben andererseits

> „**unter sich** zum Zweck des Krieges (Sieges und Eroberung s. 4.) zu verbinden“,

die Berechtigung und Notwendigkeit ableitet, jene erstere Tätigkeit als „Taktik“, diese andere als „Strategie“ zu bezeichnen, so steht die moderne Kriegswissenschaft — meines Erachtens — heutzutage vor der Unerlässlichkeit: im Dienste „klarer Begriffsunterscheidungen“ den gleichen Schritt auch schon der Taktik selbst gegenüber tun zu müssen.

Nennt Clausewitz unter ausdrücklicher Verwahrung gegen „nicht aus der Natur der Sache genommene Begriffsfeststellungen“ in seiner wissenschaftlichen „Einteilung der Kriegskunst“ (S. 63):

> „die Taktik die Lehre vom Gebrauche der **Streitkräfte** im Gefecht“,
>
> „die Strategie die Lehre vom Gebrauche der **Gefechte** zum Zweck des Krieges“,

so werden wir hier, nicht minder „gestützt auf das Wesen der Dinge“, hinfort:

> eine **niedere** Taktik, als Lehre vom Gebrauche der (physischen) Gewaltmittel im **Kampfe** (im engeren Wortsinne), von
>
> einer **höheren** Taktik, als Lehre vom Gebrauch dieses Kampfes zum Zweck des Sieges im **Gefecht**

zu unterscheiden haben. Wieder aber, wie schon oben (s. 2.), liegt dieser Begriffstrennung der Gegensatz von „Mittel“ und „Ziel“ auch

hier zugrunde, um dann weiter das „erreichte Ziel“ (des Sieges) wieder als „Mittel für den höheren (strategischen) Zweck“ benutzen zu können.

*

12. Der oben nachgewiesenen Tatsache (s. 7.) gegenüber: dass im „Kampfe“, als seiner Waffentätigkeit (mit der Vervollkommnung der Feuerwaffe in immer wachsendem Grade) der negativen Tendenz der Abwehr von jeher eine physische Kraftüberlegenheit über die positiven Bestrebungen der Vertreibung zur Seite gestanden und damit „die Defensive zur an sich stärkeren Kampfart“ gestempelt hat, kann naturgesetzlich der Angriff einen „Ausgleich dieses Missverhältnisses“ nur dadurch zu erreichen versuchen, dass er

> dem defensiven Gegner an einem bestimmten Orte, zu einer bestimmten Zeit eine numerische Überlegenheit von genügender Stärke entgegensetzt, um jene materiellen Vorteile der Verteidigung überwinden zu können. (s. 9.)

Von jeher ist es deshalb das „gefechtstaktische“ Problem höherer Führerkunst gewesen, in dieser Weise (wie Willisen sagt): „die eigene Stärke gegen die feindliche Schwäche zu richten,“ und von jeher hat es als einer der wichtigsten taktischen Grundsätze gegolten, dass „man zum Angriff niemals zu stark sein könne“.

Es muss hier, späteren eingehenden Erörterungen vorgreifend, gleich vorweg bemerkt werden, dass in diesem Sinn als eines der wirksamsten — darum aber doch noch keineswegs, wie wohl behauptet wird: allein zum Ziel führendes, noch immer anwendbares — Mittel für den erstrebten Zweck: der umfassende Angriffsansatz gegen Front und Flanke des Gegners betrachtet werden kann. Immerhin bleibt es auch hier die Vorbedingung des Erfolges, dass die von verschiedenen Seiten angesetzten ausreichenden Kräfte rechtörtlich und rechtzeitig zusammenwirken müssen, und wieder stellt sich damit die darüber „bestimmende höhere Führung“ den „ausführenden Teilkräften der niederen Durchführung“ gegenüber als eine eigenartige geistige Tätigkeit dar.

Aber auch der kombinierte Frontal- und Flankenangriff fusst mit seinen Erfolgsaussichten nur auf der allgemeinen Vorbedingung, dass es gelingt:

> einen entsprechenden Bruchteil der gesamten defensiven Streitkräfte solange von dem entscheidenden Flecke (s. 6.) fernzuhalten, an welchem der andere Bruchteil mit numerisch stärkeren Kräften angegriffen werden soll, bis hier der Waffenerfolg gefallen ist.

Auf dem einen Gesamtkampf- (bzw. Schlacht-) Feld im grossen Ganzen gleichstarker Gesamtkräfte kann nun aber doch — und konnte immer — diese Absicht nur durch Mitbekämpfung (g. F. also auch nur durch Angriff!) jenes „fernzuhaltenden“ Bruchteiles der Verteidigungs-

kräfte erreicht werden, und insofern dazu doch hier wieder im grossen Ganzen mindestens „ebenbürtige“ Angriffskräfte eingesetzt werden mussten, beruhten mehr und mehr die Erfolgsaussichten des Angreifers nur noch — auf seiner absoluten „numerischen Überzahl“, die heutzutage (s. 8.) eine schlechthin „unberechenbare“ werden müsste.

13. In dieses ungünstige Verhältnis hat nun die — auf den ersten Blick ausschliesslich nur wieder der Defensive zugute kommende — gegen einst ganz wesentlich gesteigerte Leistungsfähigkeit und ganz besonders auch Tragweite der modernen Handfeuerwaffe eine erste bedeutsame Erleichterung in die infanteristische Angriffsdurchführung gebracht, die nicht ohne Einfluss auf die „Gefechts-, wie auf die „Kampftaktik“ des Fussvolkes geblieben ist.

Wo feindliche Streitkräfte im Feuerkampf auf Weitentfernungen[1]) sich entgegenstehen, kann es nämlich jetzt geschehen, dass ein materielles Übergewicht der einen über die andere Partei und damit eine lokale Entscheidung des Kampfes (s. 6.) sich überhaupt nicht aus solch gegenseitiger Waffenwirkung ergibt, bezüglich, dass die beiderseitigen Kräfte sich darin ein lang andauerndes Gleichgewicht halten und ihr „Kampf“ somit eine g. F. unberechenbare Zeitdauer hindurch hingehalten werden kann.

Im beiderseitigen Nahkampfe (auch auf wirksame Schussweite) erscheint solche Möglichkeit als endgültig ausgeschlossen, bezüglich berechnet sich (wie noch heute z. B. im kavalleristischen Zusammenstosse) die „Dauer“ solchen Kampfes auf eine jedesmal nur so kurze Zeitspanne, dass von ihrer anderweiten Ausnutzung seitens für diesen Kampf „verfügbarer, wenn auch noch nicht in ihn eingesetzter“ Kräfte allerwege nicht die Rede sein kann, noch jemals sein konnte.

14. Allerdings währt solche Möglichkeit dann aber andererseits auch immer nur so lange, als beiderseits nicht der Wille besteht, eine lokale Entscheidung herbeizuführen, der, sobald er auf der einen Seite erscheint den Gegner unfehlbar auch seinerseits zum Eintritt in dieselbe oder — zum freiwilligen Rückzuge zwingen würde.

Nun wissen wir aber aus früherem, dass es die fundamentale Absicht aller Defensive ist: die Entscheidung „erwarten“ zu wollen, in bezug auf deren „Herbeiführung“ sie damit der Offensive „die örtliche und zeitliche Initiative überlässt“.

Wir wissen ferner, dass dank der „materiellen“ Vorteile, welche „Gelände und besonders das moderne Gewehr“ der Defensive bieten, dieselbe in der Lage ist (mindestens innerhalb gewisser Grenzen), sich mit einer numerischen Minderzahl gegen Überzahl (jedenfalls eine längere Zeit hindurch, wie früher) „behaupten“ zu können.

So kann aber die Offensive für diejenige Zeitdauer, während welcher es ihr gelingt, den gegenüberstehenden Verteidiger darüber zu

[1]) D. h. auf Entfernungen, auf welchen nach der ballistischen Leistungsfähigkeit des Gewehrs (auch ganz abgesehen von der Schiessfähigkeit des Schützen) schon nicht mehr von jedem Einzelschuss ein Treffer auf das gebotene Ziel von bestimmter Grösse erwartet werden kann.

täuschen, dass sie „jetzt und hier die Entscheidung nicht zu suchen beabsichtigt“, und in dem Grade länger, als auch die (namentlich lokalen) Verhältnisse es ihr erleichtern, g. F. hier selbst „zur defensiven Kampfform gegen einen etwaigen feindlichen Gegenstoss überzugehen“:

an einer Stelle des Kampf- (bzw. Schlacht-) Feldes Kräfte ersparen, deren sie sich dann an einer anderen Stelle zur Erzielung einer (höheren) numerischen Überlegenheit über den Gegner zu bedienen vermag!

15. Damit tritt dann aber schliesslich zu den beiden Fundamentalformen des Kampfes als „Waffentätigkeit der Truppe in Offensive und Defensive“ jetzt eine dritte „Kampfart“ hinzu, welche zwar auch früher wohl schon verschiedentlich angestrebt, doch eigentlich erst durch die moderne Feuerwaffe sich zu einer selbständigen Lebensäusserung herauszuarbeiten vermocht hat.

Der offensiven Tendenz der örtlichen Vertreibung des Gegners, der defensiven Absicht eigener örtlicher Behauptung, stellt sie das Ziel zeitlicher Hinhaltung des Gegners zur Seite, und in ihrer Eigenart als „immer nur mit der Entscheidung drohenden“ Kampftätigkeit tritt sie der „jedesmal in eine lokale Entscheidung ausmündenden“ **Dezisive** der beiden anderen Kampfarten, als „nicht entscheidende“ **Demonstrative** gegenüber.

Wir werden später ausführlich darauf zurückzukommen haben, dass die Kampftätigkeit eines jeden nach „Waffengattung und Befehlsgliederung in sich abgeschlossenen“ (s. 3.) Heeresgliedes (eines bestimmten Truppenkörpers), je nachdem ob seine Tätigkeit sich in Offensive, Defensive oder Demonstrative zu äussern berufen ist: immer einer anders ausgestalteten Kampfordnung (sowohl nach ihrer „Kampfform im Neben- und Hintereinander“, wie nach ihrem „Kampfverfahren in der Gleichzeitigkeit oder dem Nacheinander des Auftretens aller Einzelstreiter [s. 1.] bzw. aller Untereinheiten“ dieses einen Körpers) bedarf, und ehe eine solche, gross oder klein bemessene „Kampfeinheit“ in die eine oder andere Art solcher Kampftätigkeiten „eingesetzt“ werden kann, hat es deshalb von jeher als wichtigste Vorbedingung ihres erstrebten Erfolges gegolten, dass sie für ihre Aufgabe entsprechend „ausgebildet“ sein müsse. (s. I. 7.)

Ebenso zweifellos unterliegt damit aber die Frage: wie im gegebenen Falle die Truppe in Offensive, Defensive oder Demonstrative sich zu verhalten habe, um ihr bestimmtes Ziel zu erreichen, wesentlich anderen Überlegungen, als die Frage: in welcher Art (dieser drei möglichen Tätigkeiten) sie im konkreten Falle mit günstigster Aussicht für das taktische Endziel des Sieges (auch nach Zeit und Kraftaufgebot s. 9.) werde eingesetzt werden müssen?

Schon jeder Einzelstreiter muss ja in der „Fechtkunst“ immer erst die formale Handhabung seiner Waffe zu offensivem Stosse, defensiver Parade und demonstrativer Finte erlernen, ehe er daran denken kann, diese „Handgriffe“ im Kontrafechten „nach eigenem Urteile in selbständigem Entschlusse“ mit Aussicht auf Erfolg anwenden

zu können. Ein gleiches gilt aber offenbar auch von der „taktischen Doppelkunst", nur dass hier die „Natur ihrer Waffe", als eine „in sich abgeschlossene Kampfeinheit", derselben die Trennung ihrer „Anwendung zu Stoss, Parade oder Finte" von ihrer „Handhabung in Offensive, Defensive oder Demonstrative" dadurch nicht unwesentlich erschwert, dass es sich dabei jedesmal um „das eigene Urteil und den selbständigen Entschluss" von auch getrennten Führerpersönlichkeiten handelt!

16. Gerade diejenige Theorie — sollte man meinen — welche angesichts der heutigen Feuerwaffe die „Angriffsdurchführung" statt auf die direkte „eigene Waffentätigkeit" auf die indirekten „Führungsmittel" verweisen zu müssen glaubt, müsste deshalb in erster Linie einen besonderen Wert auf solche wissenschaftliche Unterscheidung von „Anlage und Durchführung", „höherer und niederer Führeraufgaben", „Gefecht und Kampf" legen, schon damit es ihr (im „stundenlangen Angriffs-Feuergefechte") nicht geht, wie dem Fechter, dessen ungeschickte Hand ihn vor lauter zu grossen Finten niemals rechtzeitig zum Stosse kommen lässt.

Freilich auf Clausewitzschen Wortlaut kann sich die neue Begriffstrennung nicht berufen; immerhin wird man fragen dürfen,

wenn dieser Autor (S. 62 im allerdings scheinbar umgekehrten Wortgebrauche, wie hier!) schreibt: „der Kampf besteht aus einer mehr oder weniger grossen Zahl einzelner in sich geschlossener Akte, die wir Gefechte nennen";

wenn er (S. 27) „in dem vielfach gegliederten Ganzen, welches der Kampf im Kriege darstellt: Einheiten von zweierlei Art nach dem Subjekt, als ‚Glied einer höheren Ordnung' und nach dem Objekt als ‚dem Kampfzweck' unterscheidet";

wenn er endlich (S. 63) es (der Strategie gegenüber! s. 11.) als „eine ganz besondere Tätigkeit hinstellt, die einzelnen Gefechte in sich anzuordnen und zu führen":

Was kann mit alledem wohl anderes gemeint sein, als dass auch nach Clausewitz:

> der oberste Führer einer aus „subjektiven Kraft- (Unter-) Einheiten zusammengesetzten höheren Ordnung", d. h. doch einer ihm unterstellten grösseren „Gefechtseinheit", im konkreten Falle des Zusammenstosses mit dem Feinde, diesen Untereinheiten (Subjekten) je ihr eigenes „nach dem Kampfzweck unterschiedenes Objekt" zuzuweisen; dann aber jeder solchen (um im heute üblichen Wortgebrauche zu reden) „mit eigenem Auftrage in den Kampf eingesetzten Teileinheit" das Weitere als einen „in sich geschlossenen (Sonder-) Akt" zu überlassen habe!

Dass dabei unter dem „Zwecksobjekt" nichts anderes zu verstehen ist, als ein bestimmtes unter einer der drei allein möglichen Grundformen (off., def. oder dem.) zu bekämpfendes feindliches „Kraftsubjekt", ist dann aber wohl ebenso zweifellos, wie dass Clausewitz unter dem eigenen „Subjekt" nur immer das eine zur Durchführung seiner Aufgabe gegen das bestimmte feindliche Objekt verpflichtete „Einheitsglied

der höheren Ordnung" auch da verstanden wissen will, wo diese Teileinheit selbst wieder in Untereinheiten gegliedert erscheinen würde!

So gilt doch auch für ihn der „einzelne geschlossene Akt", von denen immer erst „eine gewisse Anzahl den einen Kampf (nach unserer Terminologie das eine Gefecht) im Kriege bildet":

der „innerhalb eines Einzelgefechtes (nach uns: Kampfes) vom Führer verlangten Ordnung der Gesamtheit solcher Akte" gegenüber,

als ein „in sich abgeschlossener Begriff", dem er neben anderem (s. 10.) auch schon um deswillen nicht näherzutreten brauchte, weil ihm angesichts der „Kampftaktik" seiner Zeit die „Ordnung eines jeden solchen Einzelaktes wieder in sich" als etwas Selbstverständliches (reglementarisch Feststehendes!) gelten konnte!

Wir werden später die Gründe kennen lernen, welche es dem Verfasser dieser „Einführung" als unerlässlich haben erscheinen lassen, auf einer Unterscheidung zu bestehen, ohne welche eine Reihe neuer Erscheinungen im heutigen Kriege — jedenfalls dem Laien — nur ausserordentlich schwer verständlich zu machen sein würde.

Zunächst aber wenden wir uns im weiteren von dem in „Kampf und Gefecht" verfolgten „Kriegsziele" zum „Kriegszweck".

Über die Epochen der Geschichte des Abendlandes.

Von Carl Adolf Cornelius.

Aus dessen Nachlass mitgeteilt von Hans Cornelius in München.

Carl Adolf Cornelius,[1]) der älteste Sohn des Schauspielerehepaares Carl und Friederike Cornelius, wurde am 12. März 1819 in Würzburg geboren, wo seine Eltern für kurze Zeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Noch in seinem Geburtsjahre siedelte die Familie nach Mainz

[1]) Ausführlicher haben Karl Theodor Heigel in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 17. VIII. 1903 und Moritz Ritter in den Forschungen zur bayr. Geschichte 1904, Heft 1 berichtet. Die Notizen, die ich hier auf Wunsch der Herausgeber der Monatshefte zusammenstelle, sind nur dazu bestimmt, den Leser der Rede in Kürze über den Zusammenhang der Tatsachen zu orientieren, welchem sie angehört.

über — der Geburtsstadt des jüngeren Sohnes Peter, des Dichterkomponisten — später nach Darmstadt, dann abermals nach Mainz, zuletzt nach Wiesbaden. Die äusseren Verhältnisse waren höchst bescheiden; doch scheute der Vater kein Opfer, um seinen sechs Kindern gründlichen Unterricht zu verschaffen. Besseres und Höheres freilich, als irgend ein Unterricht zu geben vermag, war den Kindern im Elternhause geboten. Vor allem war es das Beispiel des Vaters, das die nachhaltigste Wirkung auf die Gemüts- und Charakterbildung der Kinder üben musste. Wie tief sich ihnen das Bild seiner Persönlichkeit eingeprägt hat, wird nicht nur durch die Schilderung, die der Sohn von dem Vater gegeben hat,[2]) sondern besser noch durch des Sohnes ganzes Leben bewiesen. Wenn er von dem Vater „die Wärme des Herzens“ rühmt, „ein feines und lebhaftes Gefühl“, „die Wahrhaftigkeit und Tapferkeit seines Wesens“ und „den Ernst, mit dem er seinem Berufe in treuer Pflichterfüllung diente“; oder wenn er ihn beschreibt „im Umgang liebenswürdig, leutselig und heiter, in allen Pietätsbeziehungen treu, hilfreich, selbstlos aufopfernd, von reinster Ehrenhaftigkeit und Unschuld des Lebens, Feind aller Lüge und alles Scheines“ — so gibt dieses Denkmal, das er seinem Vater gesetzt hat, zugleich von seinem eigenen Wesen die klarste Schilderung. Die Eigenschaften seines Charakters und seines Gemütes wird niemand mit treffenderen Worten zeichnen. Tiefe Wirkung übte zugleich die künstlerische Atmosphäre, die im Elternhause wehte. Wenn auch gerade der älteste Sohn die Seinen verhältnismässig sehr frühe verliess, so ist jene Wirkung doch auch bei ihm für sein ganzes Leben entscheidend geworden. Nicht nur die Kunst echter Deklamation, begeisterten und von jeder unwahren Betonung und Übertreibung freien mündlichen Vortrages, sondern auch das Bedürfnis nach streng geschlossener künstlerischer Form der Darstellung, wovon alle seine Werke Zeugnis ablegen, besass er, gleich seinem Bruder Peter, als Erbteil des Vaterhauses.

Die volle Entwicklung dieser Keime war freilich durch die äusseren Verhältnisse lange gehemmt. Nach Beendigung der Universitätsstudien und nach abgelegtem Probejahr wurde er zunächst Hilfslehrer am Gymnasium in Emmerich. Die Lehrtätigkeit, der er sich mit vollem Eifer widmete, liess zu eigener wissenschaftlicher Arbeit keine Zeit übrig. Die äusseren Sorgen mehrten sich, als ihm und der Familie im Oktober 1843 der Vater entrissen wurde; kurz nachher zum ordentlichen Gymnasial-Lehrer in Coblenz befördert, blieb er genötigt, neben den amtlichen Lehrstunden Privatunterricht zu erteilen. Der Gedanke an wissenschaftliche Arbeiten — Dante, deutsche Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert erscheinen bereits in jener Zeit als lockende Themata — muss wegen Mangel an Zeit und Büchern immer wieder in den Hintergrund treten. Aber schon damals schreibt er, dass sein Lebensziel feststeht und dass er an demselben festhält, auch wenn er „wie in diesen Jahren aufgehalten wird, darauf loszugehen“.

---

[2]) Art. Carl Cornelius in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

Die Berufung an das Lyceum Hosianum in Braunsberg, 1846 durch seinen Oheim Brüggemann vermittelt, schafft zum ersten Male Luft und Licht; sie erscheint ihm als die glückliche Übergangsstufe zu dem Beruf, ohne den er, wie es in einem seiner Briefe heisst, „ein unnützes Leben führen" würde. Wenn auch zur wissenschaftlichen Produktion Braunsberg noch nicht der geeignete Boden ist, da es auch hier an Büchern und vor allem an anregendem Umgang fehlt, so bringt doch die neue halbakademische Tätigkeit nicht bloss die freie Zeit und die unmittelbare Nötigung zu umfassenderen wissenschaftlichen Studien mit sich, sondern sie fordert auch gerade das, wozu den jungen Dozenten seine eigene Neigung drängt: die künstlerisch geschlossene Form des Vortrags. Seine damaligen Vorlesungen über die Geschichte der französischen Revolution, von deren Ausarbeitung Bruchstücke erhalten sind, zeigen bereits den glänzenden Vortragsstil, der sich in seinen späteren akademischen Reden immer höher und reicher entwickelt.

Der Braunsberger Aufenthalt war nicht von langer Dauer. Der junge Historiker — von früh an zugleich ein begeisterter Patriot und Politiker — wurde 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Nach Braunsberg ist er von hier nicht mehr zurückgekehrt. So beschwerlich es ihm wird auf seinen dortigen Gehalt zu verzichten: er ist entschlossen sich durch keinerlei Rücksichten mehr von dem geraden Weg zu seinem Lebensziel abhalten zu lassen. „Hat man eine klare Erkenntnis gewonnen, so ist man sich und der Welt schuldig danach zu handeln, wenn man kann." Damals, in den Jahren 1849—50 hat er die archivalischen Studien zu seiner Geschichte der Münsterischen Revolution in Angriff genommen. Anfangs hegte er wenig Hoffnung neues Material für die Sache zu finden, zu deren neuer Darstellung ihn die grossen Begebenheiten der letzten Jahre angeregt haben; bald aber sind seine Nachforschungen vom Glück begünstigt: es finden sich fast alle Schriften der Wiedertäufer; ein noch ganz unbenützter „weitläufiger Augenzeuge über den interessantesten Teil der Begebenheit"; zuletzt „ganze Stösse von Briefen und Berichten der handelnden Personen". Während dieser Arbeiten schreibt er seine Dissertation und promoviert; eine zweite Schrift, „Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation" — ein Muster formvollendeter Darstellung — hat er in derselben Zeit ausgearbeitet, in der Hoffnung, zu Anfang des Jahres 1851 auf Grund dieser Schrift in Breslau die akademische Lehrtätigkeit aufnehmen zu können. Wenn sich die Ausführung dieses Planes noch um ein Jahr verzögert hat, so ist dafür der Grund wohl darin zu suchen, dass ihm zur erwünschten Fortsetzung der archivalischen Studien von befreundeter Seite die Mittel zur Verfügung gestellt worden sind. Inzwischen vollendete er eine dritte Abhandlung — „Ostfrieslands Anteil an der Reformation bis zum Jahr 1535" — die er Ende 1851 der Fakultät in Breslau als Habilitationsschrift vorlegte. Am 29. Januar 1852 hielt er daselbst seine Probevorlesung „über die Epochen der Geschichte des Abendlandes", die nachstehend mitgeteilt wird.

Die oben erwähnten „Münsterischen Humanisten" hat ihr Ver-

fasser in einem Briefe als Spezimen seiner Behandlungsweise und seiner Weltanschauung bezeichnet. Das gleiche Wort darf auf seine Habilitationsrede Anwendung finden. Nicht nur was ihren Inhalt angeht, von welchem er selbst sagt, dass er ein klares Bild seiner Gesinnung geben soll; auch in ihrem Aufbau und ihrer Diktion ist sie gleich seinen späteren akademischen Reden ein oratorisches Kunstwerk. Wer den Massstab ihrer Formvollendung und der reifen Fülle ihres Inhaltes an die Habilitationsreden heutigen Schlages anlegen wollte, würde sich wehmütiger Empfindungen wohl nicht erwehren können. Am wehmütigsten freilich müsste ein solcher Vergleich die junge Generation der katholischen Gelehrten stimmen; führt ihnen doch diese Rede eine Probe des einstigen Glanzes katholischer Wissenschaft vor Augen. Fuimus Troes!

Über die Epochen der Geschichte des Abendlandes.

Öffentliche Vorlesung, gehalten am 29. Januar 1852 zur Habilitation als Privatdozent in der philosophischen Fakultät der Universität zu Breslau von C. A. Cornelius.

Hochgeehrte Versammlung!

Wäre es in dieser Stunde mein Hauptaugenmerk, Sie zu gewinnen, Ihre Teilnahme zu wecken und zu fesseln, so würde ich zu dem heutigen Vortrag einen anderen Gegenstand gewählt haben. Alles Schöne, Grosse und Erhabene, alles Rührende und Reizende, alles, was des Menschen Brust durchglüht und durchstürmt, durchzittert und durchbebt, ist Eigentum der Geschichte; und nicht bloss dem Dichter, sondern auch dem Historiker gilt der Spruch und Aufruf:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Die Geschichte begleitet das Schiff des Seefahrers nach neuen Welten, folgt dem Heerzug des Kriegsfürsten, den Schritten des Missionars; sie sieht in die kämpfende Brust des einsamen Denkers, bewundert den Lorbeer des Dichters und des Künstlers, kämpft mit die Rettungsschlachten für das Vaterland, freut sich des Fleisses der Bürger, der die Städte und die Staaten baut, und schwebt über dem Aufruhr, der die Fackel in das kunstvolle Gebäude wirft. All dies und wie viel mehr — denn wer fasst in Worte den Reichtum der wechselnden Erscheinungen! — all dies und so viel mehr ist Eigentum der Geschichte. Und von dieser Fülle darf sie überall spenden, gewiss, dass sie, wo Menschen sind, auch Hörer findet, und welchen Ton auch immer sie anschlägt, laut und hell, sie in verwandten Saiten einen Nachklang aufweckt, klar und voll. Und wohl ist es schön und reizend, von Menschen-Glück und Leid, Hoffen, Kämpfen und Tragen zu fühlenden Menschen zu reden; nach dem stillen Beifall zu ringen, der in dem Auge der Hörer glänzt,

Wenn um die Kräfte, die des Menschen Herz
So lieblich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt.

Allein ich habe mich anders entschieden.

Jetzt, wo mich der Weg meiner Wahl bis zu dieser Stelle geführt hat, jetzt, wo ich zum ersten Male in meinem Berufe vor Sie und vor mein Vaterland trete, in diesem glücklichen und ernsten Augenblick soll und darf nichts so nahe vor meiner Seele stehen, als der Gedanke an das Verhältnis, an den Beruf, in welchen ich eingehe. Dieser Gedanke aber macht es mir zum Bedürfnis, von vornherein frank und frei mich Ihnen darzustellen, dass Sie sich ein Urteil über mich bilden, dass Sie mich einregistrieren und rubrizieren können, rechts oder links, schwarz oder weiss. Darum muss ich Sie heute aus der Glut und Wärme des individuellen Lebens, aus „dem Rauschen der Zeit, dem Rollen der Begebenheit“ hinaufführen auf die kalten Höhen der allgemeinen Betrachtung; darum will ich es versuchen, Ihnen ein Stück von dem roten Faden aufzuweisen, der sich durch meine historischen Anschauungen schlingt. Ich bedarf dazu Ihrer Geduld. Seien Sie geduldig!

Ehe ich aber zu meinem Thema schreite, will ich mir eine Vorbemerkung erlauben.

Erinnere ich mich recht, so hat Lessing gesagt: „Wenn mir Gott in der einen Hand die Wahrheit, in der anderen das Streben nach der Wahrheit böte und mich zur Wahl einlüde, so würde ich sagen: lass mir das Streben nach der Wahrheit, denn die volle Wahrheit selbst ist ja nur für dich allein.“ Indem ich mich an diesem Ausspruch unseres grossen Meisters der Wissenschaft freue, entnehme ich ihm zwei Sätze und wende sie auf meine Wissenschaft an. Der erste Satz: Dem Menschen gehört das Streben nach der Wahrheit, wovon der Irrtum unzertrennlich ist. Darum gibt es unter Menschen nicht eine Geschichte, sondern viele Geschichten, wie Alter, Bildung, Standpunkt verschieden sind. Darum gibt es allerdings katholische und protestantische, christliche und unchristliche, und viele andere Geschichten. Zwischen ihnen handelt es sich um ein Mehr und Minder, ein Näher oder Ferner von der Wahrheit; die volle Wahrheit ist bei keiner von ihnen. Der zweite Satz: Es gibt eine volle und wahre Geschichte. Sie liegt ausgebreitet und offen vor den Augen dessen, dem die Jahrtausende sind wie ein Tag, sein Fussschemel die Erde, die Sterne sein Gewand.

Grund genug zur Bescheidenheit. Aber darum dürfen wir so wenig als Lessing ermatten in dem festen und beharrlichen Streben nach der Wahrheit. Ich fasse die Vergangenheit von meinem Standpunkt auf. Jeder schütze den seinen.

Ich beginne.

Die allgemeine Geschichte hat einen alten und einen neuen, einen vorchristlichen und einen christlichen Teil. Die Dreiteilung, wonach neben die alte Geschichte ein Mittelalter und eine neuere Zeit als zwei gleichberechtigte und ebenbürtige Glieder treten, ist ein Missbrauch. Den Mittelpunkt der neuen oder christlichen Geschichte aber bildet das Abendland, und keinem besonnenen Manne noch ist es eingefallen, die

Schicksale anderer Völker als massgebend zu betrachten und nach ihnen die Weltgeschichte abzuteilen. Wir suchen also nach den Epochen in der Entwicklung des Abendlands, und sind gewiss, mit ihnen zugleich auch die Einschnitte gefunden zu haben für das ganze neue oder christliche Zeitalter der Weltgeschichte. Solcher Epochen aber zähle ich drei. Die erste: Das Abendland vollendet seine Vereinigung und Organisation, und wirft sich in seiner Gesamtheit den Feinden seines Glaubens entgegen. Die zweite: Das Abendland spaltet sich im Glauben. Die dritte: Das Abendland verstattet der vollkommenen Negation aller Grundlagen seiner eigentümlichen Bildung und Existenz Raum und Boden. Die erste Epoche ist die Kirchenreform des 11. Jahrhunderts, die sich an den Namen Gregors VII. knüpft, mit den anderen gleichzeitigen Begebenheiten und mit dem unmittelbar folgenden Aufschwung des Abendlands zu den ersten Kreuzzügen. Die zweite ist die Reformation des 16. Jahrhunderts. Die dritte ist die Revolution vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Das sind die drei Begebenheiten, um welche sich die ganze neueste Geschichte dreht als um ihre Angelpunkte. Wie die granitnen Gipfel der Alpen die steigende Sonne zuerst erblicken und den letzten Scheidegruss der sinkenden empfangen, so ruht auf diesen grossen Ereignissen das Auge der Weltgeschichte vom Aufgang bis zum Niedergang, vom Anfang bis zum Ende der irdischen Dinge. Nach ihnen zerfällt die Geschichte des Abendlands in vier Epochen, in deren vierter wir leben.

Welches ist das Verhältnis, in dem diese drei Epochen zu einander stehen? Ich stelle mich in die Mitte, in die Epoche der Reformation, sehe von ihr rück- und vorwärts und wandle die eben aufgeworfenen Fragen in zwei gleichbedeutende um; die erste: welcher grosse Zusammenhang der Dinge hat zur Reformation geführt? Die zweite: wie ist man von der Reformation zur Revolution gelangt?

Zur Beantwortung der ersten Frage ist es notwendig, einen Blick in die Kirchengeschichte zu werfen. Niemand mache mir deshalb den Vorwurf, dass ich mich von meinem Felde entferne und in ein anderes, fremdartiges hinüberschreite. In der ersten und zweiten und weit in die dritte Periode des Abendlands hinein ist die Kirchengeschichte der Kern und die Seele der ganzen Geschichte.

Die Tätigkeit der Kirche ist eine doppelte: sie ist der Lehre und dem Leben zugewandt. Die von dem Stifter empfangenen Heilswahrheiten zu bewahren, ihre Reinheit zu hüten, den Reichtum des Dogmas zu entfalten, betrachtet sie als die eine ihrer Hauptverpflichtungen. Daneben steht die andere: dem Leben Mass und Gesetz, der Lehre gemäss, zu geben, und damit sie die mass- und gesetzgebende sein könne, sich selbst aus sich die Ordnung zu entwickeln. Beide Richtungen gehören zusammen, sind eine ohne die andere nicht denkbar, sind nur zwei Seiten eines und desselben Lebens. Aber nach dem Maasse, in welchem die eine oder die andere dieser Tätigkeiten vorwiegt, kann man die Zeitalter der Kirche unterscheiden.

In dem christlichen Altertum, der Zeit des sinkenden römischen

Reichs und vor dem Hereinfluten der Barbaren, ruht offenbar das Hauptinteresse auf dem Kampf des Christentums mit der intellektuellen Bildung der römisch-griechischen Welt. Das Christentum siegte durch geistige Waffen. Indem es kämpfte, wurde es seines eigenen Inhaltes besser und tiefer bewusst, mehr dessen Eigentümer. Die hervorragendsten Geister der alten Welt warfen sich mit Begier auf den neuen Stoff, formten und bildeten an ihm in der grossartigsten Tätigkeit, bis die schwersten Dogmen ins feinste entfaltet und festgestellt waren.

Dies änderte sich mit dem Beginne der Gestaltung des Abendlandes. Wie konnten die neuen Nationen, jung im Christentum und in der Bildung, es unternehmen, die Arbeit des griechischen Geistes und die wissenschaftlichen Taten Augustins selbständig fortzusetzen? Ihre Aufgabe konnte vorerst keine andere sein, als das, was man ihnen bot, nach dem Maass ihrer Kräfte sich anzueignen. Daher folgt jetzt im Abendland nach dem Lärm der Lehrmeinungen, Häresien und Glaubensentscheidungen, der das christliche Altertum erfüllt, eine tiefe Stille.

Aber weit entfernt, ein abgestorbenes oder nur ein minder tätiges Glied der Christenheit zu sein neben der griechischen Kirche, war es gerade die abendländische Kirche, auf welcher der Segen der welthistorischen Entwicklung sichtbar ruhte. Nur die Bedürfnisse hatten sich geändert und damit die Tätigkeit der Kirche vorwaltend eine andere Richtung genommen.

Das saftvolle Naturleben der germanisch-romanischen Nationen durch Gesetz und Norm zu bändigen, das Abendland zu erziehen, der Gewalttätigkeit der Mächtigen gegenüber ihre eigene Selbständigkeit zu erringen und zu behaupten, der Mannigfaltigkeit der Staaten gegenüber ihre eigene Einheit dauernd zu befestigen: das war die Aufgabe der Kirche in dieser Periode. Es gelang ihr. Sie stellte ihre Freiheit fest, entwickelte sich eine wohlgeordnete und einheitliche Verfassung, nahm alle nicht ganz unnahbaren Regungen des Lebens in ihren Dienst, gab dem Abendland das Gesetz und hütete dasselbe, überall gegenwärtig und mächtig. Die glänzende Frucht dieser andauernden und energischen Bemühungen ist die Kirche und das Leben des Abendlands im 12. Jahrhundert.

Jede Richtung des Geistes hat einen Drang weiter und weiter zu gehen, und es bedarf eines Einwirkens der Vorsehung um Schranken zu errichten und die Gefahr des Übermaasses zu entfernen. Die dogmenausbildende Tätigkeit des christlichen Altertums ward durch äussere Umstände gehemmt und abgeschlossen. Die gesetzbildende Tätigkeit der ersten Periode des Abendlands entwickelte ihre Grenze und ihr Korrektiv aus sich selbst.

Ich rede von dem Anspruch der Päpste an die weltliche Obergewalt.

Der wundergläubige Sinn der alten Zeit sah die Apostelfürsten über dem Haupte des Papstes schweben und die Barbaren über die

Grenzen Italiens zurückscheuchen. Überall, bis auf die Gegenwart, hat die Person des Oberhauptes der Christenheit, wenn sie im Namen der Macht spricht, die vom Himmel stammt, nicht leicht verfehlt, auch auf den Träger der unumschränktesten irdischen Gewalt einen imponierenden Eindruck zu machen. Es erfüllt sich damit nur ein ewiges Recht des Geistes, ein Recht, das zu verschiedener Zeit in verschiedener Weise geübt wird, ein Recht, das im weitesten Umfang von Päpsten wie Innocenz III. verwaltet wurde. Indem aber jene Zeit auch dies Verhältnis, das so ganz dem freien Wehen des Geistes angehört, zum gesetzlichen Ausdruck zu erheben trachtete, erwachte allmählich gerade an diesem Streben eine starke und gewaltige Opposition. Und weil jener Anspruch nicht ohne grossen Erfolg erhoben wurde und nicht ausser Zusammenhang mit den übrigen Bestrebungen der Zeit stand, so musste nicht minder auch diese Opposition eine breit und fest begründete und weit verzweigte werden. Wir treten in das Zeitalter der Opposition, in die zweite Periode des Abendlands.

In den ersten Reihen der Opposition finden wir die einsame Gestalt des Dichters von Florenz, Dante Alighieri. Kein Gedicht hat wie seines einen welthistorischen Inhalt.

Die Opposition nahm einen langsamen naturgemässen Gang. Zuerst traten die Fürsten und ihre Schriftsteller gegen den Papst auf. Dann kam es zum Kampf in der Kirche selbst: die Päpste auf der einen Seite, auf der anderen die Bischöfe und die Doktoren der Kirche. Zuletzt erschien die ungesetzliche Opposition. Zwar hatte auch diese schon früher ihre Vorläufer und Sturmvögel. Aber wirkungslos verrauchte die momentane Exaltation beschränkter Kreise und einzelner Individuen. Noch Wiklef und Hus fielen, ohne die allgemeine Teilnahme zu erregen. Erst als die abendländischen Völker aus dem Kampf der oberen Gewalten keine Befriedigung erhielten, trat die Bewegung von den Häuptern in die Massen; breitete sich der Kampf aus den kirchenrechtlichen Fragen über das Dogma aus; senkte sich die Opposition aus den hellen Sphären der wissenschaftlichen Diskussion in die Mystik, die die dunkelen Tiefen des Gemüts beherrscht; wurden die Geister vorbereitet, der Zunder gehäuft und zugeführt: als dann zur rechten Zeit das zündende Wort des Mönchs fiel, da schlugen die Flammen rings aus dem Erdreich auf.

Die zweite Frage war: Wie ist man von der Reformation zur Revolution gelangt?

Die Reformation schrieb auf ihre Fahne das verhängnisvolle Wort von der Freiheit des Christenmenschen und stellte damit dem Prinzip der Autorität, welches der Lebensatem der Kirche und des ganzen bisherigen abendländischen Daseins war, das Prinzip der Souveränität des Individuums entgegen. Zwar beschränkt auf die religiöse Sphäre und auch hier gebunden an den Buchstaben der heiligen Schrift. Die Arbeit der folgenden Jahrhunderte war es, dies Prinzip zu verfolgen und seine Konsequenzen zu entwickeln. Schon bald nach dem Anfang, wo immer die Reformation am energischesten auftrat, fand sich die

Beziehung auf den Staat ein. Man konstruierte den christlichen Staat auf der Grundlage des augenblicklichen Verständnisses der heiligen Schrift. Diese Gestaltungen trugen die Bedingungen eines dauernden Seins nicht in sich: sie fielen. Zugleich gegen sie und gegen den alten Staat richtete sich der Gedanke der Philosophen des 17. Jahrhunderts. Diese wollten den bestehenden Staat retten vor dem willkürlichen Verständnis der heiligen Schrift, und konnten und wollten nicht zurückgehen zum alten Staat: sie verliessen daher die Grundlage des göttlichen Worts und traten auf den Boden der abstrakten Vernunft. Weil sie aber das Bestehende retten wollten, so ermangelte ihr System, wenn es auch das Prinzip in seiner Reinheit enthielt, doch der konsequenten Durchführung desselben. Diese musste sich dort finden, wo kein Interesse an dem Bestehenden vorhanden war. Und in der Tat, die Konsequenzen der überkommenen Philosophie ausbildend, haben die Denker des 18. Jahrhunderts nun nicht bloss den Staat, sondern alle Verhältnisse samt und sonders, Ehe und Familie, Recht und Sitte auf die Logik der sich selbst überlassenen Vernunft gestellt. Was bisher im allgemeinen nur Theorie war, wurde dann, auf der letzten Stufe dieses welthistorischen Vorgangs, bei dem mächtigsten Volk des Kontinents zur Praxis. Das Leben einer ganzen Nation wurde von allen Traditionen der Vergangenheit losgerissen und nach einem System abstrakter Vernunftmässigkeit gemodelt und eingerichtet.

So schliesst die französische Revolution in bedeutungsvoller Weise eine lange Reihe der wichtigsten Entwickelungen ab. Nach ihr beginnt ein neues Zeitalter.

Lassen Sie sich nicht irren durch das Geräusch des Kampfs, nicht durch die Siege, welche die Ideen der Revolution seither errungen haben und noch erringen werden. Die Gedanken der Menschheit sind lange Gedanken, und lange schlagen die vom Sturm erregten Wellen noch zornig an die Küste, wenn schon rein und blau der Äther niederblickt auf das empörte Element. Die Bausteine einer neuen Zeit fügen sich ineinander und die Pforten einer anderen Zukunft haben sich geöffnet.

Hiermit schliesse ich. Je wichtiger und umfangreicher der Gegenstand ist, welchen ich mit kurzen Worten berührt habe, desto weniger durften Sie erwarten, dass ich Ihnen ein abgeschlossenes und abgerundetes Ganze entgegenbringen würde. Vieles von dem, was ich gesagt, bedarf der Beschränkung und näheren Bestimmung, alles der Begründung und weiteren Ausführung. Die folgenden Jahre werden hierzu, so hoffe ich, Raum und Zeit gewähren. Für jetzt genügt es mir, wenn ich die im Anfang ausgesprochene Absicht erreicht und es Ihnen möglich gemacht habe, über meine wissenschaftliche Richtung sich ein vorläufiges Urteil zu bilden. Alles andere später.

Und so trete ich denn, hoffentlich für längere Dauer, in Ihre Mitte, mit der zuversichtlichen Erwartung, Sie werden den guten Willen des Fremdlings nicht verkennen, das Wenige, was er noch zu bieten vermag, nicht allzu strenge wägen. Die Häupter der Wissen-

schaft, welche ich hier mit Dank und Freude versammelt sehe, deren Namen in allen deutschen Gauen und jenseit der Grenzen deutscher Sprache mit Ehrerbietung genannt werden, sie werden des jüngeren Mannes hochfliegendes Streben, sofern es der Bescheidenheit nicht ermangelt, darum, weil die Kraft, von welcher es getragen wird, eine verhältnismässig noch unbedeutende ist, nicht gering schätzen und verachten. Sie werden vielmehr, so vertraue ich, durch Rat und Zuspruch es stützen und in die gemessene Bahn zu lenken versuchen, wo es mit anderen im friedlichen Bunde auch vielleicht Frucht und Segen wirken kann. Ich nahe mich Ihnen mit Offenheit und mit Vertrauen.

Und wie der Mensch nur sagen kann: hier bin ich!
Dass Freunde seiner schonend sich erfreuen,
So kann ich auch nur sagen: nehmt mich hin!

Sie aber, meine Herren Kommilitonen — manche sind unter Ihnen, ich weiss es, die in jugendlicher Begeisterung nach dem Brote verlangen, wovon die Geister sich nähren und nicht satt werden — Sie bitte ich, verschmähen Sie die schwache Hand nicht, die jetzt sich Ihnen entgegenstreckt. Lassen Sie uns zusammen nach edelen Zielen trachten. Noch viel Verdienst ist übrig.

Zum „Problem der Form“. I.

Von Adolf Hildebrand in München.

Die groben Missverständnisse, die mein Buch „Das Problem der Form“ vielfach erfahren hat, veranlassen mich auf mehrere Punkte noch ausführlicher einzugehen. In erster Linie möchte ich Front machen gegen einige von naturwissenschaftlicher Seite geltend gemachten Ansichten, welche die Fundamente meiner Arbeit berühren. So leugnet z. B. Dr. Cohnstamm den von mir aufgestellten schwerwiegenden Unterschied von Fern- und Nahbild.

Es ist mit der Feststellung und Erkenntnis der Tatsachen eine eigene Sache. Wie der Koch seine Kartoffeln so oder so durchschneidet, um sie für eine bestimmte Speise zweckdienlich zu machen, so sind auch die geistigen Querschnitte, die wir durch ein und dieselbe Realität ausführen, je nach dem Gesichtspunkte und Ziel verschieden.

Die strenge Sonderung von optischen Eindrücken und der Bewegungs-

tätigkeit des Auges und die strenge Sonderung von Fernbild als einheitlichem, optischem Eindruck und den durch Bewegungstätigkeit addierten optischen Eindrücken, ist von der Naturwissenschaft deshalb nie durchgeführt und verfolgt worden, weil diese Sonderung erst für die künstlerische Tätigkeit eine Bedeutung erhält.

Erst mit der darstellenden Tätigkeit ist man dazu gezwungen, die Erscheinungsarten zu sondern, weil sie die Darstellungsmittel bestimmen und klären.

Es handelte sich mir darum, zu zeigen, welche Art von Erscheinung in einem oder dem anderen Falle wirklich vorliegt, gleichviel, ob die verschiedenen Erscheinungen in der Vorstellung des Beschauers zum ähnlichen räumlichen Resultate führen.

Das Wichtige am Fernbild ist das einheitlich Zweidimensionale der Erscheinung.

Dadurch, dass jede verschiedene Augeneinstellung in die Tiefe ausgeschlossen ist, steht die Erscheinung ganz analog dem gemalten Bilde als Plan vor uns. Dass ich mit dem Auge auf dem Plan seitlich herumspazieren, d. h. ihn stückweise betrachten kann, ist selbstverständlich; ich bin aber nicht dazu gezwungen, um das Ganze zu sehen; ich erhalte auch mit ruhigem Auge das Bild als Einheitseindruck.

Das Fernbild bezeichnet die Erscheinungsart, auf der das Bild des Malers fusst, welche all die Erscheinungselemente liefert, die bei der Darstellung auf der Fläche verwendbar sind. Man braucht sich z. B. nur vorzustellen, dass ein gelber Gegenstand in einem Raume mit grünen Wandbezügen steht, und man wolle dies Gelb mitsamt dem grünen Hintergrunde malen. Solange man dem Gegenstande so nah ist, dass man verschiedene Augeneinstellungen braucht, um ihn und um die grüne Wand dahinter zu sehen, kann man unmöglich das Gelb neben dem Grün als Farbenakkord wahrnehmen und malen; man kann ja nur hintereinander einmal das Gelb, einmal das Grün betrachten und auf diese Weise das Farbenverhältnis nie erkennen. Man muss also so weit zurücktreten, dass der Gegenstand mit samt dem Hintergrund zugleich gesehen wird als reines Nebeneinander.

Diesem einheitlichen Bilde steht die nahe Erscheinung des Gegenstandes gegenüber, welche fälschlich Nahbild genannt wird, weil sie eben kein einheitliches Bild für die Wahrnehmung, sondern ein in unserem Kopfe zusammenaddiertes ist. Wir erhalten als optische Wahrnehmung nur Stücke des Objektes, die durch Bewegungstätigkeit verbunden sind; die einen liegen vorn, die anderen tiefer, und jeder optische Wahrnehmungsakt dafür ist durch eine neue Akkomodation von anderen getrennt. Da also diese Erscheinungsstücke nicht auf einem sondern auf verschiedenen Distanzplänen wahrgenommen werden, so fehlt etwas, wenn sie als ein Nebeneinander auf einem Bildplan dargestellt werden, wo es kein Vorn und Hinten faktisch gibt und der wirkliche Bewegungsakt in die Tiefe unmöglich ist. Ein solches Wahrnehmungsverhältnis zum Gegenstand, welches sich bis zur reinen Bewegungstätigkeit verfolgen lässt, findet nur in der Plastik seinen

Ausdruck, weil da das Vorn und Hinten im Raum wirklich dargestellt ist und also auch der Bewegungsakt beim Beschauer zur Ausführung kommt. Die Unterscheidung von Fern und Nah, d. h. von einheitlichem Gesichtseindruck des Objekts und von optischen Teileindrücken mit einer Bewegungstätigkeit des Auges gemischt, ist also von der grössten Bedeutung für die bildende Kunst, indem erst dadurch klar wird, wie überhaupt die Plastik und die Malerei als getrennte Künste notwendig entstehen müssen.

Es führt die Verschiedenheit der Wahrnehmung zu zwei ganz getrennten Künsten — insofern ein plastisches Kunstwerk auf ganz anderen Wegen ins Leben tritt als ein malerisches — und das ist doch genug, um dieser Verschiedenheit die grösste Wichtigkeit beizulegen.

Wenn auch ein gemalter Körper so gut wie ein gemeisselter uns rund erscheint, so sind beide dieses Endresultates wegen doch als Erscheinungsqualitäten nicht gleichzusetzen. Die Naturwissenschaft verfolgt die Realität nicht weiter als bis zur Klarlegung der Sinnesfunktion, während meine Darstellung gerade da anfängt, indem sie die Erscheinung des Objekts als gegebene Realität zugleich mit der Sinnesfunktion untersucht. In dieser Fragestellung liegt an sich ein neues Moment. Die Naturwissenschaft geht von der Ansicht aus, dass zwischen Fern- und Nahebild nur der Unterschied existiert, dass sich beim Nahebild das optische Bild als kleineres Stück des Objektes zeigt als beim Fernbild und dass die Bewegungstätigkeit nach der Tiefe, wie sie beim Nahebild nötig wird, beim Fernbild aufhört und an deren Stelle eine Bewegungsvorstellung als Erinnerungsakt tritt, womit dann auch das Fernbild rund erscheint.

Es hätte diese Auffassung eine Berechtigung, wenn die Bewegungstätigkeit des Auges beim nahen Eindruck durch dieselben Gründe veranlasst würde wie die Bewegungsvorstellung beim Fernbild, nämlich aus rein optischen Merkmalen der Erscheinung, wie z. B. Licht und Schatten. Dem ist aber nicht so. Die Bewegungstätigkeit wird veranlasst durch die Verrückung des Sehfokus, um von den entfernteren Teilen des Objekts überhaupt einen optischen Eindruck erhalten zu können. Ich gleite bei dem nahen Eindruck nicht mit dem Auge am Gegenstand hin in die Tiefe, weil er da z. B. schattig wird, sondern weil ich ihn sonst nicht sehe. Der Wahrnehmungsakt an sich erfordert die Bewegung. Während beim Fernbild ganz allein die Qualität des optischen Bildes eine Bewegungsvorstellung anregt, ist es bei dem nahen Eindrucke nur die faktische Distanz der optischen Eindrücke. Mithin können die optischen Eindrücke aus der Nähe und die aus der Ferne gar nicht in gleiche Linie gestellt werden und die Erscheinung, die mir aus der Nähe kubisch verständlich wird, weil ich sie durch die Bewegungstätigkeit des Auges abtaste — ist mir als Fernbild kubisch ganz unklar, wenn die optischen Merkmale für die Bewegungsvorstellung nicht in ihr enthalten sind, um Bewegungsvorstellung anzuregen. Folglich stellt das Fernbild Anforderungen an die Qualität des optischen Bildes, die der nahe Standpunkt gar nicht braucht, um die Bewegungstätigkeit aus-

zulösen, und deshalb ist das Fernbild als Qualität der optischen Erscheinung ganz zu trennen von der Tatsache der nahen optischen Eindrücke.

Man denke dabei nur an den Farbenton, der mit der Entfernung sich ändert, und wobei diese Nuancen die Tiefendifferenz ausdrücken und die Bewegungsvorstellung anregen.

Was nun die Bewegungsvorstellung des Auges anbelangt, so habe ich nichts dagegen, wenn man sie als Erinnerungsakt der wirklichen Bewegungstätigkeit auffasst, so lange es sich nur um die allgemeine Erklärung des physiologischen Vorganges handelt.

Wie wir aber gesehen, ist in beiden Fällen der Motor ein ganz verschiedener und deshalb auch der Vorgang. Nur in dem Sinne, dass das Ablesen des Raumes aus Licht und Schatten im allgemeinen auf einem Erfahrungsaustausche zwischen der wirklichen Bewegung und der Wahrnehmung von Licht und Schatten beruht, kann von einem Erinnerungsakte die Rede sein; später aber, wenn wir dies Ablesen gelernt haben, können wir durch Licht und Schatten einen Formeindruck erhalten, der viel deutlicher als der meiner Erinnerung oder der uns überhaupt neu ist.

Abgesehen von diesen irrtümlichen Auffassungen können manche die Tatsache des stereoskopischen Einheitsbildes, die wir von kleinen Gegenständen aus geringer Entfernung haben, nicht in Einklang bringen mit dem Fernbilde, welches streng genommen erst mit der Distanz anfängt, bei der überhaupt die Möglichkeit einer verschiedenen Augeneinstellung nach der Tiefe aufhört.

Wir erhalten von kleinen Gegenständen schon aus der Nähe stereoskopische Einheitsbilder und wir können dabei durch das Experiment feststellen, dass, wenn wir in der Entfernung vom Objekte sind, in der es als Flächenausdehnung übersehbar ist, seine Tiefenausdehnung eine bedeutend geringere sein muss als seine Flächenausdehnung, wenn sie noch im einheitlichen Bild aufgenommen werden soll. Sobald sie das Mass der Tiefendifferenzen übersteigt, welche noch mit einer einzigen Augeneinstellung nach der Tiefe erfasst werden, sind wir gezwungen, uns so weit vom Gegenstand zu entfernen, bis der Missstand wieder gehoben ist. Das heisst also: Je weniger tief der Gegenstand im Verhältnis zur Flächenausdehnung ist, desto näher kann ich ein stereoskopisches Einheitsbild von ihm erhalten. Die Tiefenausdehnung verlangt im Verhältnis zur Flächenausdehnung eine grössere Entfernung, um einheitlich gesehen zu werden. Eine Figur also, die sich mehr in der Fläche ausbreitet als nach der Tiefe zu, kann noch in einem kleinen Raume einheitlich übersehen werden, wenn sie auch grösser ist, als eine kleinere Figur mit grösserem Tiefenmasse.

Ebensogut wie wir für eine bestimmte Distanz von einem Sehumfang bezüglich der Flächenausdehnung reden können, gibt es auch einen Sehumfang bezüglich der Tiefenausdehnung für eine bestimmte Distanz, sofern wir das Mass damit bezeichnen, welches wir bei mittlerer Augeneinstellung bequem zugleich aufnehmen. Bei einem Meter Ent-

fernung z. B. eine Differenz von 4 cm, worüber sich durch das Experiment für verschiedene Augenqualitäten bestimmte Messungen machen liessen.

Da aber der Sehumfang für die Fläche und der für die Tiefe durch ganz verschiedene Einrichtungen unseres Sehorgans zustande kommen, die nichts miteinander zu tun haben, so ist auch ihre progressive Masszunahme für die verschiedenen Distanzen ganz unabhängig voneinander. Es erklärt sich dadurch ein Phänomen, welches wir Bildhauer beobachten. Es zeigt sich, dass, wenn ein lebensgrosser Reliefkopf von ca. 3 cm Tiefenausdehnung mit der Maschine verkleinert wird zu einer Plakette, in der letzteren die Tiefenausdehnung verhältnismässig bedeutend grösser erscheint als im lebensgrossen Relief, obschon die Maschine natürlich alle Masse in demselben Verhältnis verkleinert. Der Eindruck der verhältnismässig grösseren Tiefe zur Flächenausdehnung in der Plakette hat aber darin seinen Grund, dass mit der Nähe das Auge immer empfindlicher wird für jede Tiefendifferenz und z. B. 1 cm Unterschied für die Nähe etwas ganz anderes bedeutet als für einen ferneren Standpunkt. Die mathematisch gleichmässige Verkleinerung des Verhältnisses der Fläche zur Tiefe wäre also nur richtig, wenn das Auge ein gegebenes Tiefenmass für alle Distanzen gleich empfände. Bei der geringen Distanz, von der aus die Plakette betrachtet wird, bedeutet aber der $^1/_2$ cm Tiefenmass im Verhältnis zur Flächenausdehnung faktisch eine grössere Tiefe als die 3 cm bei dem lebensgrossen Kopf. Der Bildhauer muss deshalb sein Relief im grossen sehr flach halten, wenn es als Plakette nicht zu hoch erscheinen soll. Wir sehen daraus, wie heikel das Auge ist und wie die Darstellung mit Faktoren rechnet, die naturwissenschaftlich noch gar nicht erkannt sind. Aus diesem Beispiel lässt sich schon erkennen, welch gewaltigen Einfluss diese optische Tatsache auf die Darstellung im allgemeinen haben muss und wie eng damit das, was ich „Reliefauffassung" genannt habe, zusammenhängt. Um nun wieder zu den stereoskopischen Bildern zurückzukehren, so ist es andrerseits klar, dass die oben besprochenen stereoskopischen Bilder aus der Nähe nur Einheitsbilder für den Gegenstand an sich sind, d. h. abgelöst von seiner Umgebung.

Es erklärt sich daraus, dass sich z. B. ein Kopf sehr wohl als stereoskopisches Einheitsbild aus geringer Entfernung malen lässt, dass er dann aber nur auf einem Ton stehen darf, also auf keinem gegenständlichen Hintergrund, weil der blosse Ton keinerlei Anspruch macht, als bestimmte Entfernung eine spezielle Augeneinstellung zn fordern. Diese Tatsache spielt bei aller Porträtmalerei, wo Köpfe aus der Nähe dargestellt sind, eine grosse Rolle. Solche stereoskopische Darstellungen können unmöglich auf einem fernen Landschaftshintergrunde stehen, da ihre Formgebung, als dem nahen Eindruck entsprechend, im Widerspruche steht zu dem fernen Hintergrunde, den ich nicht sehen könnte, wenn meine Augen auf den nahen Gegenstand eingestellt sind.

Die Entfernung, die ein einheitliches optisches Bild möglich macht, hängt deshalb eng mit dem darzustellenden Objekt zusammmen, mit

dessen Flächen- und Tiefenausdehnung und ist deshalb verschieden. Insofern ich mit „Fernbild" in erster Linie das einheitliche optische Bild bezeichne, wobei verschiedene Augeneinstellungen nach der Tiefe ausgeschlossen sind, und sich alle Tiefenunterschiede durch rein optische Merkmale ausdrücken — sind die stereoskopischen Einheitsbilder, wie wir sie in kleinen Gegenständen haben können, als Unterarten des Fernbildes anzusehen.

Insofern aber beim reinen Fernbild auch das stereoskopische Element ausgeschieden ist, d. h. die beiden Augen keine verschiedenen Bilder erhalten, die sich erst vereinigen müssen, enthält es den stereoskopischen Einheitsbildern gegenüber eine weitere Vereinfachung der Erscheinung. Während beim stereoskopischen Einheitsbild die Plastizität stärker ist als beim reinen Fernbilde — insofern es sich um den Gegenstand allein handelt — so ist beim reinen Fernbild jedoch die optische Erscheinung die einfachere, geeinigtere, und insofern beim Fernbild der Hintergrund auch gegenständlich als Distanz mitredet, so ist damit wieder ein starkes Mittel für die Hervorhebung der Plastizität des Gegenstandes gegeben. Deshalb wird das reine Fernbild künstlerisch stets feiner wirken als das stereoskopische Bild. Es ist rein optisch genommen die letzte künstlerische Instanz.

Ein weiterer Hauptpunkt in meinem Buche ist die Unterscheidung von Daseins- und Wirkungsform. Ohne diese Unterscheidung klar erfasst zu haben, ist ein Verständnis meiner Darlegung überhaupt nicht möglich und ich möchte mich deshalb auch hierüber näher auslassen.

Die Begriffe von Daseins- und Wirkungsform lassen sich am besten durch folgendes Beispiel erklären:

Bei den engen Strassen in Genua, wo eine andere Ansicht der Paläste als die von unten ausgeschlossen ist, sind die Architekten darauf gekommen, das Kranzgesims nicht wie sonst in seiner wirklichen Höhenausdehnung zu gestalten, weil es von unten gesehen sich perspektivisch doch ganz zusammenschieben würde. Sie haben es vorn übergeneigt und dagegen entsprechend niedriger gehalten und dadurch die Wirkung erreicht eines von weitem gesehenen aufrechtstehenden Gesimses. Die Wirkungsform ist dann dieser Formeindruck, wie er von unten aus gesehen zustande kommt, die Daseinsform dagegen ist die Form des Gesimses, wie es faktisch ist, ganz anders als man vermutet. Geht jemand, nachdem er von unten den Formeindruck gehabt, hinauf und untersucht das Gesims in der Nähe, so wird er die Daseinsform direkt erkennen und getrennt von der Wirkungsform in sich aufnehmen.

Aus diesem Beispiel lässt sich folgendes ersehen:

Die Vorstellung der „Daseinsform" bezieht sich auf den Gegenstand selbst, also in diesem Falle auf das Gesims als auf ein reales Gebilde, — die Vorstellung der „Wirkungsform" dagegen auf das optische Bild des Gegenstandes, resp. Gesimses. Hierin liegt der fundamentale Unterschied. Wo kein optisches Bild, gibt es auch keine Wirkungsform,

z. B. im Finstern, wo die Daseinsform fortexistiert und wir sie auch durch Tasten noch bestimmen können.

Die Wirkungsform erhalte ich aus weiterer Distanz, hier von der Strasse unten, aus dem rein optischen Bild des Gesimses in der Höhe, während ich das Gesims aus der Nähe betrachtend direkt plastisch mit dem Auge abtaste und damit direkt die Daseinsform konstatiere. Erst diese direkte plastische Wahrnehmung aus der Nähe gibt mir die Sicherheit über die wirkliche Daseinsform. Wir müssen deshalb die Fälle unterscheiden, wo wir vermöge der Wahrnehmung aus der Nähe direkt die Daseinsform erkennen und wo wir nur eine Wirkungsform, also ein ferneres optisches Bild erhalten, aus dem wir dann auf die Daseinsform schliessen.

Bei diesem Schluss können wir aber auch irren, wie obiges Beispiel zeigt. Denn ein und dieselbe Daseinsform kann je nach Beleuchtung und Standpunkt in ihren Proportionen sehr verschieden aussehen und andererseits können auch verschiedene Daseinsformen ganz dieselbe Erscheinung hervorrufen und dadurch zur selben Formvorstellung führen. Z. B. eine Daseinsform die einmal concav, das anderemal convex auftritt, ist an ihrer Erscheinung nicht zu erkennen, sondern nur dadurch, dass wir uns klar machen, von welcher Seite das Licht kommt.

Insofern die Daseinsform die Formvorstellung von einem Realen bedeutet, ist sie eine von vielen Eigenschaften des Objektes, während die Wirkungsform den Gegenstand nur soweit gelten lässt, als er sich im optischen Bilde kennzeichnet. — Die Daseinsform ist demnach die Form, die das Objekt wirklich hat oder die wir als dem Objekte angehörig setzen. Sie besteht auch mathematisch gefasst oder abgegossen. Mathematisch lässt sie sich freilich nur so lange bestimmen, soweit sie sich noch durch ein mathematisches Schema nachbilden lässt. Der Abguss bringt uns die Daseinsform nur insofern näher, als wir sie vom Naturmaterial isoliert an einem anderen einfacheren wahrnehmen. Die Wahrnehmung der reinen Form wird dadurch wohl erleichtert, sie ist jedoch, sobald sie unregelmässig wird, für die Anschauung immer das X, dessen positiven Inhalt wir erst durch Beobachtung mehr und mehr kennen zu lernen und zu ergründen suchen.

Bei der Daseinsform sehen wir davon ab, auf welche Weise wir zu ihrer Vorstellung gelangen, wir haben es nur mit ihr als Vorstellung einer Tatsache zu tun. Ein jeder produziert die Daseinsform des Objektes unwillkürlich je nach der Kraft seiner plastischen Neugierde und seinem Vorstellungsvermögen. — Ob aus einem oder mehreren Wahrnehmungsfällen, ist dabei ganz gleichgültig, ebenso auch die Art der Wahrnehmung.

Untersuchen wir aber die Art der Wahrnehmung und das Material ihrer Vorstellung, so bestehen sie aus Bewegungsvorstellungen und fallen mit der plastischen Vorstellungsweise zusammen. Die Daseinsform kann mit Sicherheit nur aus der nahen plastischen Betrachtung gewonnen, aus dem rein optischen oder Fernbild aber immer nur geschlossen werden. In letzterem Fall ist das Fernbild und seine Wirkungsform

nur Mittel zum Zwecke, an sich gleichgültig. Deshalb wäre es falsch, einerseits die Wirkungsform als einzelnen Wahrnehmungsfall der Daseinsform als dem eigentlichen Vorstellungsresultat gegenüber zu stellen, denn die Wirkungsform ist weder die einzige Wahrnehmungsart für die Daseinsform, noch ist die Vorstellung der Daseinsform das eigentliche Vorstellungsresultat der Wirkungsform. Die Wirkungsform schliesst nämlich auch die Beziehung einer Formvorstellung zu einem bestimmten Gesichtseindrucke ein und ist deshalb der Ausgangspunkt einer Vorstellung der Form mit Festhaltung eines bestimmten Gesichtseindruckes im Gegensatz zu der Vorstellung der Daseinsform, als einem blossen Formresultat, abgelöst vom Gesichtseindruck. Es schwebt uns dann eine bestimmte Formwirkung vor, die auf ihre notwendigen Faktoren zurückgeführt, ebenso von den jeweiligen Umständen des Einzelfalles abstrahiert und als Vorstellungsresultat sich vom zufälligen Einzelfall freimacht. Denn wenn ich aus der Wirkungsform nur die Daseinsform als ihr Resultat entwickele, bin ich nur praktischer Mensch mit topographisch-plastischem Interesse. Sobald ich aber eine Formwirkung, also einen bestimmten Gesichtseindruck für die Formvorstellung festhalte, als Bild für eine Daseinsform, dann habe ich künstlerisch gehandelt, dann bin ich nicht ohne Bewusstsein sozusagen durch den Gesichtseindruck durchmarschiert, um zu einem abstrahierten Forminhalt zu gelangen, sondern ich habe einen Gesichtseindruck entwickelt, der als Bild eine Gleichung für die Form hinstellt. Das künstlerische Element beginnt erst mit dieser Gleichung oder die künstlerische Bewertung der Form vollzieht sich unter dem Gesichtspunkte dieser Gleichung.

Wenn ich dies noch deutlicher ausdrücken soll, so sage ich: weder der Architekt noch der Bildhauer ist insofern Künstler, als er eine reale Form an sich gestaltet, eine Daseinsform schlechtweg — sondern erst dann, wenn er sie als eine nach Massgabe des optischen Eindruckes bewertete auffasst und darstellt, also als Wirkungsform, so dass der Bildeindruck von ihr ebenso lebendig zur bestimmten Bewegungsvorstellung anregt, als sich diese wieder zum lebendigen Bilde einigen.

Wenn der Architekt den geometrischen Querschnitt eines Gesimses aufzeichnet, so stellt er damit eine Daseinsform fest, die der Steinmetz plastisch aushauen soll. Die Zeichnung ist derart, dass der Steinmetz danach messen kann, und hat nicht den Zweck, die Formwirkung zu kennzeichnen. Diese tritt erst zutage, wenn der Steinmetz das Gesims ausgehauen und es, an seinem Orte angebracht, zu Gesicht kommt. Erst dann kommt die reale Bedeutung der Zeichnung zur Geltung als künstlerische Absicht.

Der Architekt hat also eine Daseinsform festgestellt, die als Wirkungsform ihren Wert abgeben soll. Es schwebte ihm also eine Formwirkung vor, zu der er die Daseinsform suchen musste, welche an Ort und Stelle die gewünschte Formwirkung hat und dem Beschauer alsdann als Wirkungsform erscheint. Stellt der Architekt die Daseinsform nur aus Daseinsgründen fest, also nicht nach Massgabe der Wirkung, die sie an Ort und Stelle zu machen hat, — so hat er nicht für das

Auge geschaffen und hat die **künstlerische** Gestaltung noch nicht begonnen. Dasselbe gilt für den Bildhauer. Damit ist der grosse Unterschied der vom Künstler geschaffenen Daseinsform und der in der Natur gegebenen deutlich klargemacht.

Meine Unterscheidung von Daseinsform und Wirkungsform dient nicht der Trennung von Formvorstellung als Resultat gegenüber dem jeweiligen Einzelfall des Formeindrucks — sondern einer Darlegung von Formvorstellung ohne und mit Beziehung zum optischen Bilde.

Aus der gesamten Auseinandersetzung geht deutlich hervor, wie bedeutsam einmal die Unterscheidung des Fern- oder rein optischen Bildes von der Bewegungstätigkeit des Auges für die Unterscheidung der Daseinsform und Wirkungsform ist, und ferner wie grundlegend diese wiederum für die Erkenntnis der künstlerischen Tätigkeit wird, im Gegensatze zum Interesse an der Realität an sich oder der wissenschaftlichen Tätigkeit. Für die bildende Kunst hat alle Realität nur insofern Bedeutung, als sie sich im optischen Bilde manifestiert. Die Entwicklung und Ausbildung des optischen Bildes als eines Ausdrucks der Realität ist ihre Aufgabe. So einfach und selbstverständlich das klingt, so ist es doch gerade diese Erkenntnis, über die am meisten gestolpert wird. Sobald sie auf die Plastik bezogen wird oder auf die Architektur, werden die meisten stutzig. Da bei diesen beiden die Form analog wie beim Naturgebilde nur indirekt ein optisches Bild abgibt, während bei der Malerei das optische Bild selbst dargestellt wird, so glauben sie, dass die Plastik und Architektur mit dem optischen Eindrucke nichts zu tun habe — und darin gerade der wesentliche Unterschied von der Malerei beruhe. Es ist das aber eine grosse Täuschung. Denn wenn auch der optische Eindruck bei der Plastik ein Naturprodukt ist, so hängt es doch von der Formgebung des Objektes ab, welcher Art der optische Eindruck ist. Es frägt sich, wie sich eine plastische Darstellung als optischer Eindruck, d. h. auf eine Distanz, wo ein einheitlicher optischer Eindruck möglich ist — ausnimmt. Eine Figur kann in der Nähe, in der die Bewegungstätigkeit des Auges noch tätig ist, ganz verständlich sein, sobald ich aber zurücktrete und sie als Ganzes, als Fernbild erfasse, unverständlich und unartikuliert erscheinen. Aus der einfachen Tatsache, dass das, was in der Nähe wahrnehmbar und verständlich ist, noch gar keine Bedeutung für die Ferne zu haben braucht und dass die Ferne andere Merkmale beansprucht, um deutlich zu wirken, entsteht die Aufgabe, die plastische Darstellung auch so zu gestalten, dass sie diese Merkmale für die Ferne abgibt. Damit treten Anforderungen an die Anordnung und Gruppierung der plastischen Massen auf, die beim nahen Standpunkt nicht in betracht kommen. Diese Anforderungen sind für das Ganze der Darstellung als Gesamtform und Einteilung das massgebende, das, was die künstlerische Konzeption als Erscheinungsganzes bestimmt, innerhalb dessen sich alsdann alles das von Formgebung abspielt, was vom nahen Standpunkt deutlicher erfasst werden kann. Es gibt plastische Werke von einer Fülle plastischer Wahrheit und plastischen Reichtums, die aber nur so lange sich explizieren, als man sie in der Nähe betrachtet, die aber zu

einem plastischen Chaos werden, sobald man sie von weiterer Distanz ansieht. Es fehlt ihnen die eigentliche künstlerische Durchbildung als Erscheinung, als optische Einheit, wenn sie auch als Plastik im Sinne der Naturwiedergabe und als Ausdruck des Lebens von grosser Potenz sein können.

Ganz dasselbe ist übrigens auch bei Bildern und Zeichnungen möglich. Welcher Künstler hätte es nicht erlebt, dass z. B. ein Kopf aus der Nähe dargestellt, sehr gut für den nahen Standpunkt wirkt, aber von weitem gesehen ganz anders und falsch aussieht. Auch hier tragen die Mittel, die für die Nähe ausreichen, nicht in die Ferne und sind ungenügend. Andererseits gibt es plastische Darstellungen wie z. B. die reitenden Weibergestalten von Scopas im Museum zu Athen, deren Formanordnung eine so starke Fernwirkung in sich tragen, dass sie auch aus voller Nähe gesehen, immer noch als Fernbilder wirken, so dass ihre materielle Plastizität, ihre kubische Wirklichkeit ganz aufgehoben zu sein scheint. Es wirkt das geradezu rätselhaft und aufs höchste geheimnisvoll. Es bedeutet den grössten Triumph der künstlerischen Gestaltung.

Gewiss ist das eigentliche Instrument, das den Bildhauer charakterisiert, die Fähigkeit, die Form als ein Dreidimensionales im Raum zu nehmen, und für die Auffassung der dreidimensionalen Lageverhältnisse aller Formbewegung ein spezielles Auffassungsvermögen zu haben, ja, man kann getrost sagen, dass der Reichtum dieser Formbeziehungen, wohl zu unterscheiden von dem Reichtum der Formen, den rein plastischen Wert einer plastischen Darstellung ausmacht. Aber erst unter der Leitung des optischen Bedürfnisses, erst als optischer Eindruck geordnet und geeinigt, wirken diese plastischen Faktoren künstlerisch. Wie dies geschieht, das ist was ich zu sagen habe und was den Kern meines ganzen Buches ausmacht und was so schwer begriffen wird. Immer wieder glaubt man, dass das ordnende Element bei der Plastik aus der Daseinsform allein entstände, aus Geste, Ausdruck, Empfindung usw., kurzum aus dem Naturinhalte der Daseinsform, den ich als Funktionsmimik bezeichne. Sie erblicken darin den Feldherrn, der die plastische Mannschaft befehligt. — Diese Ansicht, die in unserer Zeit herrscht, stammt aus der Laienwelt. Man mag als geborener Bildhauer noch so weit in die Formenwelt und ihren Reichtum hineinsehen, man mag als Mensch noch so lebendig und voll empfinden, mit diesen beiden Kräften allein ausgerüstet, wird man doch nimmer den eigentlichen künstlerischen Boden erobern. Erst wenn sich dieses noch so reiche Material zum optischen Bilde einigt, ist es künstlerisch vorhanden, erst in ihm gelangt es zu einer künstlerischen Einheit. Es berührt mich deshalb komisch, wenn Kunstschriftsteller, wie Prof. Schmarsow oder Justi, glauben, mich darauf aufmerksam machen zu müssen, worin das eigentliche plastische Element liege. Diese Weisheit setze ich als selbstverständlich voraus. Mein Denken setzt erst später ein, wo es sich um das Problem handelt, wie und wodurch eine plastisch ergründete und aus dem Leben eroberte Form zu einer künstlerischen wird. Dies Problem muss doch erst begriffen werden, bevor man mitredet.

Ich möchte zum Schlusse noch als Erklärung der besprochenen Missverständnisse auf einen Unterschied hinweisen, der im allgemeinen zwischen rezeptiver und produktiver Auffassung herrscht.

Bei aller Rezeption gehen wir vom Eindruck aus, den das Objekt in uns hervorruft. Dieser Eindruck gilt als Realität, wir suchen ihn zu präzisieren und als neues Erlebnis in unsere innere Welt einzureihen. Es gilt dies selbstverständlich ebenso für Eindrücke der Natur, wie für die von Kunstwerken.

Während nun beim bloss Rezeptiven der Eindruck sozusagen die Realität ausmacht, so ist auch sein Vorstellungsverhältnis zum Objekt, als auf diesem Eindruck basierend, mehr oder minder unreal. Ich sehe dabei selbstverständlich von aller wissenschaftlichen Erkenntnis des Objektes ab, da diese sich nicht auf die Erkenntnis der Erscheinung gründet.

Beim Produktiven liegt die Sache anders. Er begnügt sich nicht damit, einen Eindruck des Objekts zu haben und diesen als gegebene Realität hinzunehmen, sondern er erkennt die Faktoren des Objekts, welche diesen Eindruck zustande bringen. Sein Problem ist die Gestaltung des Objekts als der Ursache zu einem Eindruck oder einer Vorstellung, und damit tritt er in Beziehung zu einer ganz andern Realität. Es bleibt nicht dabei, dass der Eindruck des Objekts die gegebene Ursache für eine Vorstellung ist, wie beim Rezeptiven, sondern diese Ursache wird als Wirkung aufgefasst von einer anderen Ursache, die im Objekt selber gegeben und vom Künstler gefunden und dargestellt wird. Damit ändert sich dann auch seine Vorstellung des Objekts in dem Sinn, als sie nicht bloss eine Vorstellungsableitung des Eindruckes bedeutet, sondern vielmehr sich als eine durch das reale Experiment begründete, also objektiv bedingte Einheitsvorstellung von realen Ursachen und Wirkungen ausbildet.

Ebenso aber wie das Vorstellungsverhältnis zur Natur beim bloss Rezeptiven und beim Produktiven sich auf eine andere Realität bezieht, hat dann auch alle philosophische und psychologische Untersuchung einen anderen Inhalt und sucht andere psychologische Tatsachen dazu auf. Alle Kunstphilosophie und Ästhetik der Gelehrten ist Betrachtung vom rezeptiven Gesichtspunkte aus und hat nur insoweit Bedeutung.

Die Schwäche bei solcher Kunsterkenntnis ist ausserdem die Annahme, dass der jeweilige Eindruck eine objektive Tatsache sei. Der Eindruck eines Objektes, sei es Natur oder Kunstwerk, ist aber ganz bedingt von der Begabung und der Sinneskultur der Rezeptiven. Die Bewertung des Eindruckes, den ein anderer hat, hängt ganz von dem Vertrauen ab, welches man der Begabung und der Sinneskultur des anderen schenkt. Das ganze Gedankengebäude steht damit auf einem sehr subjektiven Boden.

Es kann dabei Allerlei erkannt werden über den Zusammenhang solches subjektiven Eindrucks mit den Empfindungen und Vorstellungen des Beschauers, die dadurch wachgerufen werden, nicht aber über den

Zusammenhang von Ursache und Wirkung der Erscheinung, die vorliegt. Dieser Zusammenhang liegt ausserhalb der subjektiven Verknüpfung der Vorstellungen, er ist ein allgemeiner, gesetzlicher, analog physikalischen Naturwirkungen. Wenn z. B. Michel-Angelo in der Mediceer Kapelle unter der Kuppel die Fenster in den Halbbögen nach unten sich verbreitern lässt, wodurch die Linien der nach unten immer breiter werdenden Kassetten der Kuppel fortgesetzt werden, so ist die notwendige Folge, dass der Eindruck der Kuppelwölbung bis zum Gesims unter den Fenstern herabreicht. Durch die schrägen Fenster wird die eigentliche Kuppel, die hoch oben zu klein wirkt, nach unten fortgesetzt und vergrössert. In der Verwendung dieses so einfachen, notwendig wirkenden Erscheinungsmittels liegt der geniale Einfall von Michel-Angelo. Erst mit der Erkenntnis dieser Naturkräfte gewinnen wir einen Einblick in den kausalen Zusammenhang der Erscheinung, wie sie ein Kunstwerk hinstellt. Dieser Einblick ist aber nur eine Folge der produktiven oder schaffenden Begabung und Erfahrung, denn schaffend sein heisst den kausalen Zusammenhang zwischen Objekt und seinem Eindruck oder den Faktoren und dem Produkt bezüglich der Erscheinung erkennen als Vorbedingung des Darstellen-Könnens.

Meine Darlegung der physiologischen Tatsache ist ganz vom Standpunkte des Schaffenden diktiert und es ist natürlich, dass sie die Tatsache anders bewertet, als es der rein Rezeptive tut, und wie es bisher die Naturwissenschaft getan hat.

Denn diese hat in ihren Untersuchungen über die Sinnestätigkeit niemals die Grenzen des rein rezeptiven Gesichtspunktes überschritten und kann den ganzen Erfahrungsumfang der Sinnestätigkeit, wie er sich nur beim Schaffenden durch die darstellende Tätigkeit entwickelt, nicht in ihre Fragestellung ziehen. Diese Probleme kann nur der Künstler aufwerfen.

Es macht sich deshalb überall, wo es sich um die Erkenntnis schaffender Tätigkeit handelt, sei es im Leben oder in der Kunst, der Unterschied des Standpunktes, den der Rezeptive und Produktive einnimmt, geltend, und erschwert das gegenseitige Verständnis. Erst wenn das Material, welches dem produktiven Standpunkte entstammt, als das eigentlich dabei in Frage kommende angesehen wird, und erst wenn dies Material auch vom Rezeptiven durch die anempfindende Phantasie für produktive Tätigkeit richtig aufgefasst wird, können diese Probleme und ihre Lösung Allgemeingut werden.

Vom Bildermalen.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

„Bilde Künstler, rede nicht." Das ist wohl keck, daß ich dies Goethewort an die Spitze dieses dritten Artikels meiner Erinnerungen setze, meiner aus Erfahrungen geschöpften Kunstbetrachtungen.

Aber schon einmal hat einer mit dieser Goethekeule nach mir gehauen, als ich noch ganz wenig gesagt hatte; was wird der jetzt erst sagen? Hätte ich ihm damals erwidern können, so hätte ich ihm gesagt: Seien Sie doch nicht so — es kann Ihnen auch vielleicht noch einmal passieren, daß Sie für einen Künstler gehalten werden.

Das wäre doch sonderbar, daß einer bloß daraus, daß er Nichtkünstler ist, seine Berechtigung zum Reden über Kunst aus diesem Goethewort herleiten wollte.

Es tut mir immer leid, daß dies Goethewort so oft eine recht banale Anwendung findet; man versteht es doch erst dann, wenn man den ganzen Vers hinsetzt:

„Bilde Künstler, rede nicht.
Nur ein Hauch sei dein Gedicht."

Goethe selber, ich weiß es gewiß, würde sich sehr dagegen verwahren, wenn man aus der ersten Zeile ein Maulkorbgesetz für Künstler machen wollte; — er hat ja den schönen Brief über Farben von dem Maler Philipp Otto Runge in seine Farbenlehre aufgenommen.

Wenn man gewissenhaft, wie es sich gebührt, die zweite Zeile dazusetzt, so sagt es überhaupt was ganz anderes, als zu dem es diese Keulenschläger benutzen wollen. Warum lassen sie die zweite Zeile aber immer weg? sollte es wohl deshalb sein, weil manche von ihnen selber Gedichte machen?

Ich fahre aber fort und schreibe über das Bildermalen, welches nun zu erfolgen hat, wenn die Zucht der Kunstschule vorbei ist. Der Künstler kommt dann in ein Meisteratelier, wo er Bilder malen muß; daß er dann oft recht ratlos und den widersprechendsten Ansichten preisgegeben ist, dürfte ziemlich bekannt sein.

Bild! — welch einen weiten Begriff umfaßt dies Wort! „Im Anfang war das Wort", ich ehre diesen Ausspruch — denn das Wort ist der Anfang, in dem das menschliche Bewußtsein zur vollen Klarheit kommt — vor dem Worte: „Es werde Licht" war das Chaos.

Vielleicht dürfte man auch sagen: Im Anfang war das Bild, als Vorstellung von der Welt aus der Seele des Menschen herausgewachsen, zum erstenmal Klarheit, Erkenntnis geworden aus dem Chaos verworrener Gefühle heraus — wie wir sie, ohne daß wir genaueres wissen, bei den Tieren voraussetzen, in deren fragenden Augen wir gar oft ein unendliches Weh zu ahnen vermeinen. Es ist uns, als ob auch unsre wortlosen Brüder sich danach sehnten, ein Erkenntnisbild der Welt zu erlangen, — als ob auch

sie teilnehmen wollten an der ewigen Frage um das Rätsel des Daseins. Im Bilde erscheint uns die Welt. Auch das Wort geht hervor aus dem Bilde, das wir in uns tragen, es formt sich in der Sprache zum Ausdruck für dies innere Bild — und so könnte man sagen: das durch Anschauung, durch unsre Sinne aufgenommene Bild geht dem Worte noch vor.

Ein bedeutungsvolleres Wort um den Anfang der Schöpfung zu bezeichnen als das Wort: „Es werde Licht" kann ich mir nicht denken und kein Uranfänglicheres. Ein Wort aus dem Bilde hervorgegangen, selber ein Bild, welches das Lichtreich hervorruft, zu dem die Menschheit berufen ist.

Somit kann es eine sehr wichtige Sache werden, Bilder malen zu wollen, und es schadet gewiß nichts, einen Blick zu tun in das tiefe Wesen einer Kunst, der so eigentlich die Aufgabe zufällt, die ahnungsvoll reichen Möglichkeiten des Bildes von unserm Dasein zu der den Menschenaugen faßlichen Erscheinung zu bringen.

Wir wissen auch, daß der Ernst um das Bild in diesem höhern Sinne sich in gar mancher Künstlernatur bis zum Tragischen steigert.

Das Suchen nach dem Ausdruck für das innere Bild wird zum Kampfe, zu einem Ringen, für das ich nur ein biblisches Beispiel finde: — da Jakob mit einem Engel ringt bis zur Morgenröte und in die Worte ausbricht: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn."

Ein solcher Künstler steht dann fernab von der Welt, er ringt in der Nacht der Verborgenheit — für die Welt gilt er ein Unglücksmann, der sich abquält, nichts zustande, nichts „fertig" bringt. Aber das Bild, das er sucht, geht die Menschen nichts an, auch die Bilderliebhaber nicht. Die Spuren des Ringens sind in solchen Bildern, die Fetzen hängen herunter, sie sind ein Greuel im Lichte des Kunstvereines, scheu geht der Urheber herum, als ob er eine Schuld begangen.

Meist sehen es erst spätere Geschlechter, um was ein solcher gerungen, welch edler Geist in diesen Trümmern lebt, — ein zerstörtes Heldenherz, aus dem den Spätern erst die Ahnung aufgeht, wie tief und ernst der Urgrund ist, aus dem spielende, leichte, lachende, lebenkündende Bilderkunst hervorgeht; die Kunst, in der die Menschenseele ruht, auf der die Klarheit des siebenten Tages der Schöpfung liegt. Denn zu dieser Sonntagsklarheit ist freilich die Kunst berufen.

Gar wenige erringen diese Klarheit, diese Ruhe des Menschengeistes — aber auch schon die Ahnung zu ihr ist köstlich, und das Ringen nach ihr ist lebenswert.

Der junge Künstler folgt seinem Meister, es bildet sich eine Tradition der Anschauung, oder noch mehr der Ausübung, die der Schüler hinnimmt und erlernt. Das tiefere Erfassen dessen, was am Bild sein kann, kümmert ihn nicht allzuviel; es sind technische Probleme, die ihn mit Fug und Recht in Anspruch nehmen, denn das Handwerkliche spielt in der bildenden Kunst eine große, nicht genug zu schätzende Rolle.

Daß seine Hand die Materie bezwingt, damit sie nach seiner Vorstellung sich gestaltet, das ist die eigentliche Lern- und Schaffensfreude des Künstlers.

Im Auge liegt das Erkennen, in der Seele die Vorstellung, in den

Händen liegt der Wille, die Macht. — In besonders dazu organisierten Individuen kommt die Harmonie zwischen diesen zwei Besonderheiten zur künstlerischen Wesenheit.

Mit dem Anwachsen der Beherrschung der technischen Mittel erst kann auch das Bild, welches der Künstler von der Welt in sich trägt, allmählich zu immer bestimmterem, eigenartigem Ausdruck gelangen.

Im einfachsten Stilleben kann die Weltanschauung des Künstlers sich schon äußern — denn da die bildende Kunst vor allem auf einer ganz besonders entwickelten Feinfühligkeit für den Raum, in dem das Ich sich seiner selbst bewußt wird, beruht, so kann dies Verhältnis des Ichs zum Raum sich am einfachsten Gegenstande schon dokumentieren. — Es ist nicht der Gegenstand, der dem Bilde künstlerischen Wert gibt, sondern die Anschauung ist es, die Summe von anschaulicher Erkenntnis, die sich im Werke ausspricht. So ist eines der bedeutendsten, die es überhaupt gibt, der im Schlachthaus aufgehängte Ochse von Rembrandt — die ganze Poesie des Sehens ist in diesem Bilde enthalten — es ist ein Bild voll Schönheit, voll geheimnisvoller Schönheit, die allen denen verschlossen ist, die darin nichts anderes sehen als ein Stück Ochsenfleisch. — Wie schal wird vor diesem eindringlichen Tiefsehen unsere Begriffspoesie in der Malerei, Frühlingsseligkeit, Liebespärchenzauberei, unsre Theaterhistorienpose und Stimmungsmache.

Vielleicht hat Rembrandt mit der Wahl dieses Gegenstandes eine kunstphilosophische Demonstration machen wollen — doch nein! — das hat Rembrandt nicht wollen, die göttliche Unbefangenheit gehört dazu, ein solches Werk hervorzubringen — die volle Unschuld reiner Anschauung.

Gedankendemonstration bringt ganz andere Bilder hervor, z. B. Historienbilder, in denen der Aufwand von Können, die Mühe des Zusammenleimens, Komposition genannt, als Kunst gelten. Eine weltbewegende Begebenheit, z. B. Kolumbus, wie er gerade Amerika entdeckt — oder noch besser das Galileische: Und sie bewegt sich doch, das ist den Schweiß des Edeln wert — bei solchen Bildern läßt sich doch etwas denken und wenn man Bildung hat, ist man über deren Bedeutung auch gleich orientiert — aber ein Stück rohes Ochsenfleisch, wie kann man nur so was malen!

Allerdings muß man es schon wie Rembrandt malen, wenn man es in die Sphäre höchster Kunst erheben will — das Ochsenfleisch tut es nicht. Rembrandts Anschauung ist alles.

Solche Gegenüberstellungen sagen aber auch nicht viel, und Rembrandt wäre auch nicht Rembrandt gewesen, wenn er im Schlachthaus stehen geblieben wäre — er hat ja auch Historienbilder gemalt, und darin so deutlich das Geschehnis betont, daß in den Bildern ein dramatisches Leben herrscht, welches das aller andern Historienmaler übertrifft.

So macht seine grenzenlose Umfassung des ganzen Lebensgebietes, seines ganzen Weltschauens auch die Theorie, der ich mich eben hingeben wollte, zuschanden; — ich gebe sie gerne auf — denn vor einer Persönlichkeit mit ihrem Lebensreichtum wird alle Theorie eng und lumpig.

So ein Rembrandt kann machen was er will, es ist halt immer eine vom Geiste durchwobene Schöpfung; und manch anderer kann auch machen was er will, es bleibt was anderes — ein Machwerk. Was hilft da aller

Fleiß und Schweiß, und alle Bravheit und Gerechtigkeit, — in der Kunst findet die reine Gnadenwahl statt: Sünder können erhoben werden, und der Gerechte kann in die Hölle fahren.

Ich will jetzt das Theoretisieren lassen und will nun weiter berichten, wie das Bildermalenmüssen sich bei mir angelassen hat.

Ein geborener Realist, wollte ich nichts anderes malen, als was ich selber gesehen, ja selber gelebt hatte — wo ich hinschaute, sah ich auch Schönes genug. — Menschen, Tiere, Landschaften, im harmonischen Lichte vereinigt, schwebten mir vor. — Ahnungen, Möglichkeiten zu schönen Bildern — wenn ich nur einmal die Bilder so machen könnte, wie ich sie mir vorstellte. Programm hatte ich keines, auch keine Sorge, wie die Sache werden sollte; ich dachte, daß, wenn ich einmal Bilder annähernd so malte, wie sie mich traumartig umgaukelten, dieselben auch aller Welt gefallen müßten. Jedermann würde sich daran freuen, wie ich selber an diesen eingefangenen Gebilden. Freilich habe ich da die Rechnung ohne den Wirt gemacht, wie ich Jahrzehnte hindurch erfahren mußte.

Zuerst trat ich mit einem kleinen Bildchen: das braune Bernauer Bächlein im moosgrünen Tannenwald an die Öffentlichkeit des Kunstvereines; die Kritik war sehr günstig, es wurde genannt: „Ein Anklang an Hebel, voll Seele“ — auch ein zweites Bild, der „Bienenvater“, wurde ebensogünstig beurteilt — beide wurden auch angekauft. Wie fühlte ich mich da glücklich, von der Gunst des Publikums getragen.

Ach ja, „die Seele“, das ist ein merkwürdig Ding in der Kunst und ist gar schwer zu sehen. Gar bald sah man diese „Seele“ nicht mehr in dem, was ich machte — es sah halt doch ganz anders aus als was man im Kunstverein zu sehen verlangte und vielleicht auch als Seele zu kaufen wünschte.

Im Jahr 1866 wußte ich nicht, wie es in Karlsruhe weiter gehen sollte. Ein Freund, Hermann Schumm, hatte in Basel eine Lehrerstelle an einer kunstgewerblichen Anstalt inne, er vermeinte, mir dort nun auch eine Zeichenlehrerstelle verschaffen zu können, und ich hoffte sehr darauf, um auch endlich meinen paar Angehörigen eine bessere Existenzsicherheit gründen zu können; ich ging nach Basel und betrieb die Sache — aber es schlug alles gänzlich fehl, und die Not wurde für uns alle größer denn je.

Nach Karlsruhe zurück wollte ich nicht; da half mir mein Freund soweit nach, daß ich auf gut Glück nach Düsseldorf gehen konnte. Einige Empfehlungen von Karlsruhe aus sollten dort wirksam sein.

In einem kleinen Atelier arbeitete ich nun recht fleißig in Düsseldorf, mit dem guten Gefühl, in einer richtigen Malerstadt zu sein; ich stellte auch einiges aus, aber die Bilder waren Fremdlinge, und die Kunsthändler wußten nichts damit anzufangen — sie bewegten sich so gar nicht auf der Linie Achenbach-Vautier.

Die Karlsruher Empfehlungen versagten auf eine fast komisch zu nennende Art. Die Situation wurde ernst — sehr ernst — ich bat einen befreundeten Maler, daß er einen Winkelkunsthändler, der sogenannten Kitsch für ein paar Taler in den Ateliers kaufte, zu mir schicken solle. Eine ganze Reihe kleiner Bilder wurde aufgestellt als er kam, er sah sie lange an, ich

stand erwartungsvoll dahinter — wie wichtig war mir die zu erwartende Kritik — endlich sagte er: „Ich kann Ihre Bilder nicht brauchen für das Publikum, mit dem ich meine Geschäfte mache — das sind gute Bilder, aber nicht verkäuflich, ich kann sie nicht brauchen.“ Ich wollte auf jeden Preis eingehen, den er mir bieten wolle, er zog sich zurück, indem er sagte: „Ihre Bilder sind zu gut für mich und mein Publikum.“ Ich rief ihm unter der Türe noch nach, daß meine Bilder so schlecht seien wie irgendwelche — aber es half nichts.

Wie so oft im Leben kam die Hilfe aus der Not von ganz unerwarteter Seite, von einem Unbekannten wurde ein bei einer Kunsthandlung ausgestelltes Bild für 150 Taler gekauft — da war ich schön heraus.

Auf Empfehlungen gebe ich gar nichts, ich habe später nie mehr mir welche geben lassen. Es sind unnötige Belästigungen und haben nur für den alleräußerlichsten gesellschaftlichen Verkehr einigen Zweck. Die Menschen muß man selber finden, und man findet sie auch; so fand ich in Düsseldorf den Frankfurter Maler Otto Scholderer, von dem ich hörte, daß er sich mit größter Lebhaftigkeit über den Wert, den er meinen Bildern beilegte, aussprach. Wir wurden nun sehr befreundet; er hatte viel gesehen und hatte einen hohen Begriff von Kunst; seine weitgehende Sympathie für meine Arbeiten gewährte mir in dieser Zeit der Verlassenheit einen guten Halt. — Für die Düsseldorfer waren meine Bilder ganz und gar nicht; abfällige Kritik suchte sich lustig darüber zu machen. Ein berühmter Mann sprach es aus, daß er einen Zug von Melancholie in denselben finde, der ja in der Kunst auch sein Recht habe — in diesem Zusammenhang prophezeite man, daß, wenn ich so fortmale, mir nichts anderes übrig bleibe, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Im „Malkasten“ wurden Karikaturen von meinen Bildern gemacht, es herrschte das große Hallo, das minderwertige Menschen immer anstimmen, wenn eine neue ungewohnte Erscheinung sie beunruhigt. Ein mir wohlgesinnter Maler namens Rainer Dahlen ärgerte sich über die Spötter und sagte ihnen: Übt euch nur einstweilen darauf ein, es kommt euch zugut, wenn die Zeit kommt, wo ihr die Bilder im Ernst nachahmt.

Derartige Gehässigkeiten haben mich zum Glück nie viel berührt — ich war eine fröhliche Natur, hatte auch stets das Gefühl von Talent und Können — und es steckte stets soviel Übermut in mir, daß ich mich über manchen Kunstfex lustig machen konnte — so konnte ich gar vieles als Komik empfinden, von dem andere meinten, es müßte mich niederdrücken. Ich war zwei Winter in Düsseldorf, habe auch bei dem dort entwickelten Kunsthandel einige Bilder verkauft, so daß ich fröhlich still weiter malen konnte. Das lustige Treiben im „Malkasten“ machte ich gar gerne mit. Im ganzen habe ich mich in Düsseldorf wohlbefunden und denke gerne an den Aufenthalt zurück.

Im Frühling 1868 ging ich mit Scholderer nach Paris. Im Louvre sah ich zum erstenmal große Kunst und alles Düsseldorferische war verschwunden, ich wußte nun, daß ich im tiefsten Grund meiner Seele recht habe. — Auch die neuere französische Malerei in ihrer Kühnheit und Freiheit sprach sehr zu mir, besonders Delacroix. Intim berührten mich Millet,

Rousseau, Corot usw. Vor allem aber zog mich der stürmisch revolutionäre Courbet an — was auch wohl erklärlich ist nach der dumpfigen Malluft, in der ich in Düsseldorf mich zwei Jahre befunden habe. Courbet hatte eine eigne große Ausstellung, ich habe ihn auch im Atelier besucht, da er Scholderer von Frankfurt her kannte, wo ja Courbet einige Zeit lebte.

Die Erinnerung, die ich von Paris, wo ich nur dies eine Mal die paar Wochen über war, hatte, ist mir eine gar schöne geblieben — eine Stadt voll Lebensfreude, voll Kunst, voll Licht mit einem so schönen silberlicht hellen Wolkenhimmel darüber, es war im Mai, als ich dort war. — Die Eindrücke, die ich dort hatte, haben mich mächtig erregt, es war für mich eine Erweiterung des Lebenselementes. Ich ging von dort den Sommer über nach Bernau, und ich fühlte den Gewinn von Paris schon daraus, daß mir das früher einmal für unmalerisch geltende Bernau nun großartig schön erschien, so daß ich mich an ihm freuen konnte wie an einer wiedergefundenen Geliebten.

Es begann eine schaffensfrohe Zeit; ich grundierte große Leinwande und malte Bilder im Freien, Figuren und Landschaften direkt nach der Natur — alles wurde lebendige Gegenwart, es bewegte mich keine Vergangenheit, es kümmerte mich keine Zukunft. Freund Lugo, den man in Karlsruhe so gerne das Extrem von mir nannte, kam auch nach Bernau, und wir Extreme freuten uns, daß wir so einig waren in all dem Genießen der Schönheiten der Natur, wie sie dem Künstler in den schönsten Stunden seines Daseins gegeben sind. — Ein Felsentälchen mit rauschendem Bach und blumigen Wiesen nannte Lugo „das Tal der tausend Freuden". Das Bächlein hatte gutes Gefäll, und seine Kraft wird jetzt industriell ausgenützt — es hat dadurch sehr verloren.

Im Herbste wollte ich mit meinen neuen Bildern wieder nach Düsseldorf — eine ganz richtige Idee; — aber unterwegs in Karlsruhe wollte ich doch meine Bilder zeigen. Die Professoren der Kunstschule redeten mir, als sie die Bilder gesehen, zu, wieder in Karlsruhe zu bleiben, denn es sei ein Gewinn, wenn ich der Kunstschule erhalten bliebe, — ich ließ mich gerne überreden — und hatte dadurch ein recht schweres Jahr zu durchleben.

Meine Bilder, die ich so nach und nach im Kunstverein ausstellte, wurden als etwas Unerhörtes betrachtet. Die Kunstfreunde sind allerorts, und so auch in Karlsruhe, sehr lebhafter Art — die öffentliche Kunstmeinung war zudem in jener Zeit recht eng zusammen, und so fuhr man mit Zorn, mit Spott und Hohn darüber her — so was! — chinesisch, japanisch nannte man die Bilder, was heutzutag freilich nicht mehr für so schimpflich gilt wie im Jahre 1869. Eine Anzahl dieser Kunstvereinsmitglieder machte eine Eingabe an den Vorstand, daß man mir das Ausstellen durch einen Beschluß ein für allemal verbieten solle. Der Kunstschulprofessor, der mir dies mitteilte, war sehr erregt, sagte auch, daß dies beim Vorstand natürlich nicht durchgegangen wäre, ermahnte mich aber, daß ich doch auf die Stimme des Publikums zu achten hätte, und daß ich doch so malen sollte, wie gebildete Menschen dies verlangten; bei meinem großen Talent müsse mir dies auch nicht schwer fallen.

Wenn man dies liest, so könnte man etwa meinen, daß eine solche

Entrüstung des braven Bürgergefühls daher gekommen sei, weil die Bilder etwa gegenständlich Unpassendes enthalten hätten — und ich muß, um nicht etwa diesen Verdacht aufkommen zu lassen, ausdrücklich sagen, daß es die unschuldigsten Gegenstände von der Welt waren: Blumen, Landschaften, Tiere und Menschen — sie waren von solider Zeichnung und Ausführung und ruhig harmonischer Farbe — ein tiefes, sattes Grün mag vorherrschend gewesen sein. Ich sah ein, daß ich nicht länger in Karlsruhe bleiben durfte; die Gesellschaft nannte einen gewissen Salat Thomasalat, ich wußte die Zeichen der Zeit wohl zu deuten; wohin gehen, wußte ich freilich jetzt wieder nicht. Sich wehren gegen diese öffentliche Meinung wäre Unsinn gewesen — dumm war ich gerade nie — und still aus dem Wege gehen war das richtigste. Ich machte die „Faust im Sack"; das will heißen, ich machte mir hie und da ein Epigramm, womit ich mir Luft machte — die ich aber niemand zeigte; hier setze ich eines derselben hin, das einem Kunstfreund galt, den meine grünen Bilder auf das heftigste erregt hatten; man ersehe daraus, daß ich doch nicht ganz so harmlos gewesen bin, wie manche Beurteiler es dahinstellen könnten; es heißt:

Farbenwirkungen.

Vor rotem Tuche wird der Ochse wild,
Du wurdest es, weil grün mein Bild.

Im allgemeinen übte ich die Tugend des Schweigens — durch solches Schweigen werden aber doch viele hinters Licht geführt, solche, die aus der Beharrlichkeit des Tuns nichts merken können — geschieht ihnen ganz recht.

Heutzutage scheint es mit dem Kunsturteil besser zu sein, man scheint etwas vorsichtiger zu sein; damals hielt es jeder für eine Schmach, wenn er merkte, daß man seinen gesunden, im Kunstverein gebildeten Menschenverstand, seinen zwei Augen nicht zutrauen wollte, daß er das volle Verständnis für alle Kunst habe. — Einmal, als ich Rembrandt nur so erwähnte, um etwas über Farbenharmonie zu erklären, schrie mich einer an: „Ich sehe es ja mit meinen gesunden Augen, daß so ein Rembrandt mit Dreck gemalt hat, und untendurch ist, wenn man ihn mit unsren farbenfreudigen Bildern vergleicht, wie sie jeden Sonntag im Kunstverein sind." — Da war ich schön still; — denn wenn einer an seinen gesunden Menschenverstand, an seine eignen Augen appelliert, zieht er sich auf ein Gebiet zurück, auf das ihm ein Kluger nicht folgt — sonst kann ja nur noch die Prügelei losgehen. So ein gesunder Menschenverstand begreift alles, nur begreift er oft nicht, daß es Dinge geben sollte, die er nicht begreift.

Im Frühling 1870 ging ich still, und wie ich dachte, für immer von Karlsruhe fort; aber daß es doch nicht für immer war, daran war eine Prophezeiung, die mir im Jahr 1859 in St. Blasien von einem sehr alten Mann gemacht wurde, schuld — die gewissermaßen über mir schwebte und an die ich erst wieder dachte, als ich im Jahr 1899 gegen alles Erwarten und Denken als Direktor nach Karlsruhe berufen wurde.

Davon vielleicht später einmal.

Den Sommer über war ich bei Mutter und Schwester in Säckingen. Die volle Ruhe, die der Künstler braucht, kam wieder über mich — ich war

nicht verbittert, ich hatte anderes zu tun, als mich um Kunstvereinsmitgliedermeinungen zu kümmern, ich lebte wieder mit der Natur zusammen und sah überall viel Schönes; ich brachte es zustande, wunschlos, d. h. ohne allen Ehrgeiz zu sein. Ein schöner Trotz kam als Trost über mich, ein Lebensmut, der mich nie mehr verlassen sollte. Ein Gefühl der Genügsamkeit kam dazu — wozu sollte ich danach streben, in der Welt das, was man Bedeutung nennt, zu erlangen — ich fühlte eine ganz besondere Macht in mir, die Macht der Unabhängigkeit von aller Weltmeinung.

Daß dieser Zustand des Zurückziehens auch seine Gefahren in sich trägt, weiß ich sehr wohl — vor der Verbitterung, von der man gewöhnlich annimmt, daß sie im Gefolge sein müsse, hat mich eine gute Gottesgabe bewahrt — ich hatte Humor — ein Ding, das in unserer modernen Errungenschaftsjagd immer mehr in Deutschland zu verschwinden scheint; bösartig bissiger Witz wird ihn niemals ersetzen.

Es gibt Güter, die man ererbt, ohne daß man sich deren bewußt wird — aber sie begleiten doch unser Leben wie geheimnisvolle Mächte. Meine Mutter war eine fromme Frau — in aller Not, mit der sie oft heldenhaft zu kämpfen hatte, war sie voll gläubigen Gottvertrauens. Das Evangelium war in ihrem einfach schlichten Sinn lebendig geworden. Ich war ja ein Kind der Zeit, nicht in ihrem Sinne gläubig, aber auch mich leitete etwas wie Glaubensstärke und Gottvertrauen, und wenn ich dies mit modernen Ansichten anders nennen mußte, jetzt sehe ich, daß es nur umgewortet war und im Wesen doch das gleiche war. Es ist eine Kraft des Lebens, die im Gottesbewußtsein, im Bewußtsein des Zusammenhangs aller Weltgeschehnisse und alles Weltdaseins beruht. — Ich war getrost! Trost und Trotz sind gewiß nahe Verwandte. Es gibt Lagen im Leben, in denen man sich nur durch Trotz behaupten kann, durch Bejahung seines eigensten Wesens — man wird dann freilich eigensinnig gescholten — aber das soll es ja auch sein. Es fehlt uns so oft das Unabhängigkeitsgefühl, wir sind meist feig und träg und fürchten uns vor dem einfältigsten Allerweltnachbarnurteil — so daß es gar nichts schadet, wenn man einen Stoß erleidet, der einen in Harnisch bringt. Da ich ein Deutscher bin, leide auch ich sehr unter diesem Abhängigkeitsgefühl, aber der Stoß brachte es mit sich, daß ich mich meiner Haut, meiner Kunst wehren mußte.

Stolz wie ein Engländer konnte ich freilich nicht sagen: „Mein Haus ist meine Burg", aber ich schwang mich diesen Begebenheiten und all den spätern Zurückweisungen und giftigen Kritiken gegenüber so weit auf oder auch zurück, daß ich sagte: diese Leinwand habe ich gekauft und bezahlt, sie ist mein, also kann ich sie bemalen, wie ich es will! — Dieser Standpunkt des Zurückziehens war gut für mich, ich hatte eine Verteidigungsstellung, die uneinnehmbar war, aus der mich kein Kritiker mit seiner Feder herauskitzeln konnte.

Wenn der kritische Kunstfreund mit seinem Verständnis in die Enge getrieben, ins Unsichere, sich auf seinen gesunden Menschenverstand beruft, denselben gleichsam zu einem festen Halt materialisierend, ihn für einen unwandelbaren Standpunkt haltend, so sei es auch dem Maler vergönnt, sich auf das Eigentumsrecht an seinen Leinwanden zu stützen und daraus einen

Stützpunkt zu finden auf dem schlüpferigen, mit Meinungen gepflasterten Wege, der an den Abgründen der Kunstphilosophie sich hinzieht.

Wochenlang hatte ich in Säckingen keine Zeitung gelesen, und so war ich höchst überrascht von der Aufregung, die in der Stadt herrschte, als ich eines Abends vom Tannenwald, wo ich gezeichnet hatte, zurückkam. Von der Kriegserklärung Frankreichs und der auf morgen schon bestimmten Einberufung der Militärpflichtigen. So in der Nähe der französischen Grenze erschien die Sache besonders unheimlich — man sprach von dem in den nächsten Tagen zu erwartenden Einbruch von Elsasserbanden ins badische Oberland — eine Bürgerwehr tat sich zusammen — es waren bange Tage. — Die Schweizernachbarn über der Brücke waren französisch gesinnt und zwar oft in recht gehässiger Weise. — Da kam wie eine Erlösung die Kunde von dem Siege bei Wörth, alle Glocken läuteten, der Polizeidiener lief wie besessen herum und schrie an alle Fenster hinauf: „D' Fähne use!" Die Böller krachten und die Stadtmusik spielte die Wacht am Rhein.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, gingen sodann die Säckinger mit gehobenen Gefühlen über die Rheinbrücke in die Schweiz hinüber zum Frühschoppen und freuten sich, daß die Nachbarn nun kleinlaut geworden.

Vom ganzen Kriege haben die Säckinger eigentlich nicht viel mehr gesehen als ein Regiment Württemberger, das mit der Eisenbahn durchfuhr. Eine Menge von Bierfässern stand am Bahnhof für sie bereit, aber die Offiziere gestatteten nicht, daß die Mannschaft trinke; sie sahen freilich nicht danach aus, als ob sie auf ihrer Fahrt noch nichts getrunken hätten.

Diese Württemberger gingen vorläufig noch nicht in Feindesland — sie hatten die Aufgabe, durch großen Spektakel und Feueranzünden auf den Vorbergen gegen das Elsaß hin, durch Hin- und Hermarschieren den Schein zu erwecken, als ob der obere Schwarzwald voll Militär stecke, um dadurch die Franzosen von einem Streifzug in diese Gegend abzuhalten; es ist ihnen auch ganz gut gelungen.

Ein paar freilich nicht sehr bedeutende Aufträge, z. B. die Bilder der vier oberrheinischen Waldstädte Waldshut, Laufenburg, Säckingen, Rheinfelden, und ein größeres Bild zu Hebels „Morgenstern", machten mich soweit flott, daß ich im November 1870 fortgehen konnte — nach München.

Das Schicksal des Heidelberger Schlosses.

Offener Brief an die Redaktion der Süddeutschen Monatshefte.

Von Henry Thode in Heidelberg.

Hochgeehrte Herren!

Sie waren so freundlich, mich um eine Mitteilung über die Frage des Heidelberger Schlossbaues zu bitten. Da ich in einem Aufsatz, der vor acht Tagen in der „Woche" veröffentlicht ward und in der allernächsten Zeit auch als Broschüre erscheinen wird, mich ausführlich ausgesprochen habe, muss ich mich hier auf wenige Worte beschränken, die aber nicht minder eindringlich, wie jene Darlegungen, den Ruf gegen den Ausbau des Schlosses erheben sollen.

Denn dieser ist nach den öffentlichen Erklärungen des Grossh. badischen Finanzministers beschlossene Sache. Da, so lauteten diese, das von der Grossh. Regierung eingeforderte Gutachten der Herren Bauräte Koch und Seitz in Heidelberg und das Obergutachten der Ministerialkommission ergeben haben, dass das vom Geh. Oberbaurat Eggert in Berlin ausgearbeitete Projekt einer Erhaltung der Ruine des Otto-Heinrichbaues vermittelst einer Eisenbetonkonstruktion, die dem Bau drohenden Gefahren abzuwenden, nicht geeignet und eine solche Erhaltung überhaupt nicht mehr möglich ist, ist die Frage für das Grossh. Ministerium „erledigt" und der Ausbau des Otto-Heinrichpalastes (wie auch des gläsernen Saalbaues und des Glockenturmes) eine Notwendigkeit. Es bleibt nur noch zu bestimmen, welches der drei bereits ausgeführten und im Friedrichsbau ausgestellten Modelle gewählt, d. h. in welcher Art die Bedachung gestaltet werden soll.

So positiven Äusserungen gegenüber muss der Wunsch, es möchten sowohl Eggert, der bis jetzt auf die seinem geistvollen Projekt widerfahrene Kritik noch nicht geantwortet hat, als auch andere Architekten aufgefordert werden, weitere Vorschläge und Entwürfe zur Erhaltung der Ruine zu machen, so gut wie hoffnungslos erscheinen. Gleichwohl kann der Laie, der durch jene Gutachten nicht überzeugt worden ist, nicht umhin, zu fragen: warum sollen denn nicht noch andere bedeutende Baumeister zu Rate gezogen werden? Was hat es denn für Eile mit dem Ausbau? Befürchtet man einen plötzlich, über Nacht eintretenden Zusammenbruch der Fassade? Und selbst wenn dies Äusserste einträte — was wäre denn viel geändert? Ist es ja doch mit Sicherheit vorauszusehen, dass bei einer „Wiederherstellung" die Fassade so gut wie neu aufzuführen sein wird, eine Erneuerung derselben in gleichem, ja vielleicht in noch stärkerem Masse, als beim Friedrichsbau stattfinden wird! Warum sollen denn nicht die Möglichkeiten einer Stützung und Sicherung der Ruine noch auf das gründlichste erwogen werden?

Aber, wie mir scheint, hat unter den angegebenen Umständen diese

Frage zurückzutreten vor einer anderen, entscheidenden, welche lautet: Ergibt sich aus der von der Grossh. Regierung als Tatsache angenommenen Meinung, dass die Ruine nicht zu erhalten sei, die Schlussfolgerung, dass der Otto-Heinrichspalast ausgebaut werden muss?

In jenem Aufsatze habe ich hierauf mit Entschiedenheit geantwortet: nein! Indem ich darauf hinwies, dass die Möglichkeit einer willkürlichen Wahl zwischen drei Modellen von vornherein eine Wiederherstellung als undenkbar erscheinen lässt, indem ich weiter, selbst hiervon absehend, nachwies, dass ein in solchem Umfange erneuertes Bauwerk etwas Totes, weder der Vergangenheit noch der Gegenwart Angehörendes ist, dass es keine künstlerische Wirkung hervorbringt, weil es in sich unwahr ist, und dass die Pietät verbietet, es anzutasten, erhob ich die Mahnung: lieber natürlich und gross zugrunde gehen lassen, als in einem künstlichen, nichtssagenden Scheinleben erstarren zu lassen, was doch dem Tode verfallen ist.

Die Folgerung, die, freilich einem nur allzuverbreiteten modernen Wahne entsprechend, von der Grossh. Regierung gezogen wird: „Wiederherstellung, weil blosse Erhaltung der Ruine nicht möglich," muss als irrig zurückgewiesen werden. Die richtige Folgerung lautet vielmehr: Da die Erhaltung nicht möglich und da solche Erneuerung keine Erhaltung, sondern eine Abtötung ist, bleibt nichts übrig, als der zerstörenden Zeit ihr Recht, damit aber auch dem edlen Werke, wenn auch nur für kürzere Frist, seine machtvolle und ergreifende Wirkung, die es nur in unverfälschtem Zustande ausübt, zu sichern. Was kommt es denn schliesslich auf die ja immer nur relative Länge der Dauer an? Ist nicht ein kürzeres, aber gross wirkendes Dasein in jedem Sinne einem langen wirkungslosen vorzuziehen?

Denn wirkungslos wird dieser wiederhergestellte Schlosshof sein — so wirkungslos, so gleichgültig, so kalt, so tot als Ganzes, wie es jetzt der einzelne Friedrichsbau ist. Eine reizlose Unwahrheit, an der sich nur solche erbauen werden, die kein Gefühl für das Echte haben und deren Erbauung ohne Wert und Bedeutung ist. Alle jene aber, die, wie unzählige vor ihnen, das Schloss aufsuchen werden, um sich Phantasie und Gemüt bewegen und befruchten zu lassen, werden es enttäuscht und verstimmt, ja viele unter ihnen empört verlassen, und allmählich wird es dahin kommen, dass sie überhaupt nicht mehr zu ihm pilgern, und Heidelberg wird die Zaubermacht, die es auf die Welt ausübt, zum grössten Teile eingebüsst haben.

Wie anders aber könnte die Zukunft sein! Freilich ist durch die Wiederherstellung des Friedrichsbaues in nicht mehr gut zu machender Weise die harmonische Gesamterscheinung des Hofes zerstört worden. Aber immerhin: noch findet das von ihm so gerne sich abwendende Auge in dem Komplex der anderen verfallenen Gebäude etwas in seiner Art unvergleichlich Eindrucksvolles. Und wer vermag vorauszusagen, ob nicht das fernere Walten der Zeit den Eindruck noch steigern wird? Unerschrocken darf es die Einbildungskraft sich ausmalen. Der Augenblick wird kommen, wenn, wie die Sachverständigen es verkünden, die

Macht des Windes grössere oder kleinere Teile der Otto-Heinrichsfassade erfassen und hinabstürzen wird. Ihre grosse Einheit wird verschwunden sein, aber ausdauernde einzelne Mauermassen, noch herrlich in allen ihren unverfälschten ornamentalen Teilen, werden ragend in schroffen Linien vom blauen Himmel sich abheben, das Grün der Erde wird, das Schreckhafte mildernd, an ihnen emporsteigen, wird versöhnend die edlen zu Boden geschmetterten Bruchstücke herrlicher Kunst umfangen. Und vor diesen Trümmern, über welchen in ewigem Kreislauf die Gestirne ihre Bahn ziehen und die noch immer, fröstelnd im Schatten der Wolken, zitternd im Hauche der Winde, erglühend im Schein der Sonne und schimmernd im Mondenstrahl, von einem sie beseelenden Leben zeugen, werden sinnende Menschen in Lust und in Leid stehen und Träume träumen, ergreifender und inhaltreicher als es je die Wirklichkeit gewesen, da diese Mauern menschliches Dasein umschlossen. Wie sollte man in solch einem Zukunftsbilde etwas auf alle Weise zu Verhinderndes erblicken? Wer ihm getrost entgegenschaut, wer nichts von gefälschter Historie wissen will, wer an einem echten Bruchstücke eines Kunstwerkes grösseren ästhetischen Genuss hat als an einem ergänzten, erneuerten und dadurch entstellten, wer auch im Vergehenden ein Ewiges erkennt, ist der für einen gefühllosen Barbaren zu halten? Man zeige mir einen, welcher die niedergeschmetterten Säulen der Selinuntischen Tempel am Meeresstrande gesehen und den Wunsch gehabt hätte, sie möchten wieder aufgerichtet werden und das Tempeldach erhalten! Wenn, sagen wir vor hundert Jahren, das Parthenon in Athen wieder aufgebaut worden wäre, würden wir den Wiederherstellern Dank wissen und nicht vielmehr das Urteil abgeben, dass sie frevelnde Zerstörer gewesen? Und haben wir es nicht einzusehen gelernt, welch verhängnisvoller Wahn es war, herrliche antike Statuen zu restaurieren?

Verwegenes Unterfangen, dem Gange der Natur Einhalt zu gebieten! Kurzsichtige Ängstlichkeit, ihrer Wunderkraft misstrauend sie an ihrem Walten zu verhindern! Bitter sich rächende Anmassung, ihr mit Gewalt die Dauer eines Menschenwerkes abtrotzen zu wollen!

Wenn es denn wirklich wahr sein sollte, dass die Otto-Heinrichsfassade nicht ohne Ausbau und Bedachung zu erhalten ist — nun gut, so lasse man sie, einem allzuschnellen Verfalle, nur so weit es ohne schädigende Eingriffe geht, wehrend — zugrunde gehen. Statt zu befürchten, von zukünftigen Geschlechtern getadelt zu werden, darf man vielmehr deren Dankbarkeit gewiss sein und zugleich der Bewunderung für einen kühnen, im Geiste der Pietät, der Wahrheit und des Lebens gefassten Entschluss!

Überzeugt davon, dass Sie, hochgeehrte Herren, den Ausdruck solcher Gesinnung mit freundlichem Verständnis entgegennehmen werden, habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebenster

Heidelberg, 23. Juni 1904. Henry Thode.

Der Verein der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein.

Von Wilhelm Trübner in Karlsruhe.

Der am 30. Mai in Darmstadt unter dem Protektorat S. K. H. des Grossherzogs von Hessen gegründete Verein der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein will die Förderung der ernsteren Kunstbestrebungen sich zur Aufgabe machen, im Gegensatz zu den Kunstvereinen, die mehr die dem Publikum leicht verständlichen populären Richtungen bei ihren Ankäufen bevorzugten. Um dem künstlerisch höheren Ziel sich nähern zu können, hat man beschlossen, das entscheidende Kunsturteil allein den ausübenden Künstlern zu übertragen, ebenfalls im Gegensatz zu dem Gebrauch im 19. Jahrhundert, in welcher Zeit der Laie und Kunstfreund allein darüber zu entscheiden sich vorbehalten hatte.

Wie man in militärischer Beziehung auf alle mit dem Ernst des Berufes nicht im Einklang stehenden Einrichtungen verzichtet hat, z. B. auf die Bürgerwehrgarden und diese nur noch während der Karnevalstage zum Hohngelächter der Menschheit aufziehen lässt, so will man auch in künstlerischer Beziehung die zur reinen Spielerei für Unberufene ausgeartete Kunstpflege wieder in die berufenen Hände des Fachmannes legen, wie es in allen grossen Kunstzeiten der Brauch gewesen ist.

Es wird damit nur einem längst gefühlten Bedürfnis unserer Zeit entsprochen, ja man müsste es als eine wahre Erlösung empfinden, wenn mit öffentlichen Geldern nicht mehr vergänglicher, sondern nur noch bleibender Wert erworben würde.

Um diese bleibenden Werte aufzufinden, bedarf es vor allem der Kunstkennerschaft, über die zu verfügen nicht nur alle Künstler, sondern auch viele Kunstfreunde und Kunstgelehrte sich rühmen dürfen. Trotzdem können nicht alle Künstler und nicht alle Kunstfreunde als Kunstkenner gelten. Bei den Fachleuten kann der Künstlerneid das gerechte und zuverlässige Urteil beeinträchtigen und bei den Kunstfreunden kommt es nur allzuoft vor, dass der Mangel an künstlerischen Beziehungen die Anschauungen in rückständiger Weise beeinflusst, wodurch die Kunstfreunde allmählich sich in Kunstfeinde zu verwandeln pflegen. Immer trifft es sich, dass diese Art Kunstfreunde sich mit den unzufriedenen und mit den bei der Verteilung des Talentes zu kurz gekommenen Künstlern vereinigen, um dann mit vereinten Kräften in kunstfeindlichster Weise alle künstlerischen Bestrebungen zu bekämpfen. Besonders wenn es ihnen gelingt in die Kunstkommissionen hineingewählt zu werden, was im 19. Jahrhundert immer leicht möglich gewesen ist, dann erklären sich die bedauerlichen Peinigungen, wie sie unsern ersten Künstlern Feuerbach und Leibl während dem grössten Teil ihres Lebens beschieden waren. Dann auch versteht man den Vandalismus unserer Zeit, die

herrlichsten Bauwerke früherer Zeit ihres künstlerischen und historischen Wertes zu berauben indem ihnen mit Hilfe einer kostspieligen und unkünstlerischen Restaurierung der Stempel der Mittelmässigkeit in der dauerhaftesten und irreparabelsten Weise aufgedrückt wird. Mit unendlich viel kleineren Summen liessen sich diese grossen Kunstschätze in ihrem künstlerischen und historischen Werte tatsächlich erhalten, zur Freude aller zukünftigen Generationen. Bei der Erledigung der Monumental-Kunstangelegenheiten ist jedoch den heutigen Kunstzuständen entsprechend die Mitwirkung von Malern und Bildhauern grundsätzlich ausgeschlossen, obwohl die Grundbedingung des monumental künstlerischen Schaffens auf dem innigen Zusammenwirken der drei bildenden Künste beruht. Solch verkehrte Massregeln zeigen den äussersten Tiefstand künstlerischer Kultur an, weil damit der unmögliche Zustand geschaffen ist, als wenn bei eintretenden kriegerischen Verwicklungen die Infanterie sich die Mitwirkung der Artillerie und Kavallerie verbieten wollte.

Die wichtigste Massnahme zur Besserung unserer Kunstzustände liegt darin, bei der Auswahl der einzelnen Mitglieder der Kunstkommissionen mit der grössten Gewissenhaftigkeit vorzugehen. Aus diesem Grunde hat der Verein der Kunstfreunde beschlossen, in allen Kunstzentren Kunstkommissionen aus den ersten Fachleuten zu bilden, die unter dem Vorsitz eines bewährten Kunstfreundes die Regelung aller Kunstangelegenheiten vom streng fachmännischen Standpunkte aus vornehmen. Die sicherste Gewähr gegen die durch mangelhaft zusammengestellte Kunstkommissionen entstandenen Nachteile wäre ja, wenn man die einzelnen Mitglieder durch geleistete Kautionen für eventuell fehlerhaft abgegebene Vorschläge haftbar machen könnte. Man würde damit erreichen, dass sich die Kommissionsmitglieder vor dem Festlegen ihres Kunsturteils erst bei allen Fachleuten um deren Ansicht erkundigten; zweifellos würde dann auf die Meinungen der ersten Autoritäten mehr Wert gelegt, als auf die der untergeordneteren Namen. Ein Beweis, dass die aus den Tüchtigsten des Faches zusammengesetzten Kunstkommissionen den gehegten Erwartungen am besten entsprächen. Auch ist anzunehmen, dass bei den ersten Meistern der das Urteil verschiebende Künstlerneid am seltensten vorkommt, weil bei ihnen die Konkurrenz, also der Grund zu seiner Entstehung, fehlt. Trotz aller Vorsichtsmassregeln wird es nicht immer erreichbar sein, eine in allen Fällen mustergültig funktionierende Kunstkommission herzustellen, weil es überhaupt nicht möglich ist, vollkommen ideale Zustände zu schaffen, so lange Menschen am Werke sind. Man sollte schon sehr zufrieden sein, wenn der fachmännisch künstlerische Standpunkt wieder in allen Kunstangelegenheiten zur Geltung käme, weil damit die Basis geschaffen wäre, auf der in allen Berufsarten, also auch in der Kunst, die Entwicklung vor sich gehen muss. Man hätte damit auch zugleich den Weg angebahnt, wie Künstler und Kunstfreunde sich zu gemeinsamer Arbeit verbinden könnten, ohne welche Vereinigung das Entstehen einer grossen Kunstepoche gar nicht zu denken ist. So lange es Vereine von ausübenden Künstlern gibt, in denen nur die Geselligkeit gepflegt werden darf und so lange in den Kunstkommissionen der Laie allein

das entscheidende Kunsturteil abgibt, so lange bleibt das notwendige Zusammenwirken aller in Betracht kommenden Faktoren der Verwirklichung ferngerückt. Wenn der Verein der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein auf neuer Basis seinen Weg zu verfolgen sucht, beabsichtigt er weder mit dem deutschen Künstlerbund, noch mit den Sezessionen, noch mit der deutschen Künstlergenossenschaft in Konkurrenz zu treten, sondern er will die Missstände unserer öffentlichen Kunstpflege beseitigen durch das Vorangehen mit dem guten Beispiel innerhalb der eigenen Heimat. Schon rein äusserlich unterscheidet er sich von diesen Künstlervereinigungen, da er alle Kunstfreunde und alle Künstler als Mitglieder aufnimmt und in seiner Mitgliederzahl unbeschränkt bleibt.

Wie es der Herrscherberuf mit sich bringt, dass der Landesfürst im Feldlager alle Strapazen mit seinen Soldaten teilt, so hat auch der hohe Protektor bei dieser künstlerischen Aktion allen Debatten, sowie den übrig gebliebenen Erholungsstunden im Kreise aller Teilnehmer beigewohnt. Die Verhandlungen des ersten Tages endigten mit einer festlichen Tafel im grossherzoglichen Schlosse, in der Nähe der berühmten Holbein-Madonna, und am zweiten Tage beschloss die Sitzungen ein Diner bei Oberst Freiherrn von Heyl in dessen, einem Kunstmuseum gleichenden Villa, wo ebenfalls S. K. H. der Grossherzog zugegen war.

Jeder, der die Gelegenheit hatte, die beiden schönen Tage mitzuerleben, musste die Überzeugung mit nach Hause nehmen, dass hier ein vielversprechender Arbeitsplan zustande gekommen ist. Hoffen wir, dass sich alle die Erwartungen erfüllen werden, die das glücklich ersonnene Programm in uns zu erwecken geeignet ist.

Die Original-Partitur des „Barbier von Bagdad“.

Von Felix Mottl in München.

Als ich vor einiger Zeit von der Redaktion einer deutschen Musikzeitung aufgefordert wurde, einen Artikel zu schreiben, in dem ich meinen Standpunkt gegenüber der Broschüre von Max Hasse „Peter Cornelius und sein Barbier von Bagdad“ darlegen sollte, antwortete ich ablehnend. Alles, was auch nur im entferntesten nach persönlicher Wichtigmacherei aussehen könnte, war mir von jeher zuwider. Dazu kam noch die Erwägung, dass Hasse ein aufrichtiger glühender Verehrer von Peter Cornelius ist. Seine Schrift entstammt der Begeisterung für den Dichterkomponisten und nicht etwa einer

Feindseligkeit gegen meine Person. Ich war also in der eigenartigen Lage, von einem Gesinnungsgenossen da angegriffen zu sein, wo ich meine warme Verehrung und Liebe für Cornelius recht deutlich betätigt zu haben glaubte! So wollte ich denn schweigen. Inzwischen ist jedoch der „Barbier" zu Weimar in der von Hasse verteidigten Originalfassung gegeben worden. Und neuerdings wurde über das Für und Wider so viel gesprochen und gedruckt, dass ich, um nicht den Vorwurf persönlicher Indifferenz auf mir sitzen zu lassen, mich nun doch entschlossen habe, meinem ersten Vorhaben untreu zu werden.

Schon in meiner Wiener Studienzeit trug ich eine besondere Liebe für Cornelius im Herzen. Seine Lieder, seine Chorgesänge, die erste Partitur des „Cid", die mein Freund Schönaich in Wien besitzt, kannte ich, sowie natürlich auch den „Barbier", bald in- und auswendig. Über das letztere Werk veröffentlichte ich im „Musikalischen Wochenblatt" eine eingehende Analyse. In den damals von mir geleiteten Aufführungen des Wiener Akademischen Wagnervereins brachten wir Verschiedenes von Cornelius wiederholt zur Aufführung — kurz, ich betrachtete es als eine von mir stets sehr ernst genommene Pflicht, seine Werke, so gut wie es in meinen Kräften stand, zu Ehren zu bringen. Als ich im Wiener Ringtheater Kapellmeister wurde, war es mein Lieblingsplan, eine mit aller erdenklichen Sorgfalt vorzubereitende Aufführung des „Barbier" durchzusetzen. Ein Plan, den ich mit schwerem Herzen aufgeben musste, nachdem ich mich von der absoluten Unzulänglichkeit der mir dort zu Gebote stehenden Mittel überzeugt hatte. Mit Frau Berta Cornelius war ich seit der Veröffentlichung jener Barbier-Analyse in Korrespondenz getreten; aus ihren Briefen ersah ich ihre herzliche Teilnahme an meinen Bestrebungen. Ich durfte mich einer aufrichtigen Freundschaft mit dieser edlen Frau bis in ihre letzten Lebenstage erfreuen. Liszt, dem näherzutreten ich inzwischen das Glück gehabt hatte, munterte mich wiederholt auf, meine Propaganda für Cornelius fortzusetzen.

Sobald ich 1880 meine Stellung als Dirigent am Karlsruher Hoftheater angetreten hatte, kam ich auf mein früheres Vorhaben zurück. Als ich Liszt meine Absicht, das Werk dort aufzuführen, mitteilte, war er hocherfreut und sagte mir ungefähr folgendes:[1]) „Der ‚Barbier von Bagdad' ist ein entzückendes, feines und vornehmes Werk! Es ist kaum zu verstehen, dass es sich so gar keinen Platz im Repertoire der deutschen Opernhäuser sichern konnte! Es ist mein Schmerzenskind; denn wenn ich mich der unwürdigen Behandlung erinnere, die ihm bei seiner ersten Aufführung in Weimar zuteil wurde, so muss ich alle guten Geister Weimars zu Hilfe rufen, um nicht völlig verächtlich über die Vorgänge jenes Abends zu urteilen." (Das „verächtlich" sprach Liszt mit dem ihm eigentümlichen scharfen Akzent und mit blitzenden Augen.) — „Aber! . . . die Instrumentation ist nicht geglückt. Cornelius war

---

[1]) Ich kann nach so langer Zeit nicht mehr für den Wortlaut, wohl aber für den Sinn und Inhalt der Äusserungen Liszts einstehen.

kein Mann des Orchesters. Die Farben sind grau und wirken nicht. Wenn Sie schon an die Neubelebung der Oper gehen, dann machen Sie es auch radikal, und schreiben eine neue Partitur! Seien Sie nicht zu ängstlich und gehen Sie ziemlich frei vor. Sie werden dem Werk damit nur nützen! Und noch eins! Der ‚Barbier' muss in einem Aufzug gegeben werden! Die Schlussszene des ersten Aktes muss wegfallen; nach dem Abgange Abu Hassans mit den Worten ‚Lieben! Oh!' muss sich der Vorhang schliessen, während die Musik zu dem Zwischenspiel in Fis-moll überleitet."

Dass mir Liszt als Autorität massgebend war, wird jeder verstehen! Ich machte mich also an die Arbeit und folgte dabei durchaus Liszts Angaben. Zunächst liess ich mir die Originalpartitur kommen, nach der ich eine neue, allerdings freie Orchesterbearbeitung herstellte. Bei genauerem Studium der Originalinstrumentation musste ich Liszts Ansicht bald vollkommen beistimmen. Es ist wohl möglich, dass ich, im Übereifer der Sache zu dienen, da oder dort ein etwas zu starkes Licht aufsetzte, dass ich gelegentlich einen der feinen Miniaturzüge übersah, an denen das Werk überreich ist. Ich konnte es ja kaum erwarten, die Aufführung gesichert zu wissen. Bei einer Revision der damaligen Bearbeitung könnte ich da vielleicht etliches verbessern. In der Hauptsache — Neubearbeitung des instrumentalen Teiles — stehe ich aber noch heute auf dem gleichen Standpunkt, den Liszt einnahm, und bei dem mich, nachdem ich die Originalpartitur kennen gelernt hatte, meine Überzeugung festhielt. Die Originalfassung ist für die Wirkung bei Theateraufführungen nicht vorteilhaft! Dass übrigens im Freundeskreise von Peter Cornelius schon nach der ersten Aufführung diese Überzeugung zur Geltung gekommen war, bezeugt eine Mitteilung, die ich gleichfalls von Liszt erhielt. Tausig hatte sich mit der Absicht getragen, den „Barbier" von Grund auf neu zu instrumentieren, vielleicht mit dieser Arbeit schon begonnen. Gustav Schönaich in Wien, der mit Cornelius eng befreundet war, teilte mir bestätigend mit, dass er in Wien einer Unterredung zwischen Tausig und Cornelius beiwohnte, in der Tausig unter uneingeschränkter Zustimmung des Komponisten seine bezüglichen Absichten auseinandersetzte.

So entstand denn meine neue Partitur. Es wird jetzt mehrfach behauptet, sie sei überladen und störend für das Verständnis der gesungenen Worte ausgefallen. Ich glaube kaum, dass dieser Fehler mir an der Hand der Partitur nachzuweisen sein wird. Nur auf eine einzige für mein Vorgehen bezeichnende Stelle möchte ich hinweisen — eben auf die, welche Max Hasse mit besonderem Nachdruck gegen mich ausspielt. Wenn der Barbier den Zwiegesang der Liebenden durch seine von aussen her erklingenden Worte: „O Nurredin, geniesse froh dein Glück," stört, so verwendet Cornelius als Begleitung das ganze Orchester, allerdings pianissimo. Ich hatte diese Stelle zuerst unverändert beibehalten, mich aber bei den Proben davon überzeugt, dass die Worte Abu Hassans durch die Fülle des Orchesterklanges unverständlich werden. Da es aber gerade hier darauf besonders ankommt, dem Texte sein Recht zu

verschaffen, entschloss ich mich zu der in der neuen Partitur gegebenen äusserst diskreten Orchesterbegleitung, bei der die Deutlichkeit des Wortes unangefochten blieb. Ich erwähne das nur, um zu beweisen, dass ich nicht, wie in Hasses Broschüre angenommen wird, als prunkliebender Moderner darauf los instrumentierte, sondern auch überlegte, was ich hinschreiben wollte. Im allgemeinen kann ich jedoch darin nichts so arg Verbrecherisches finden, dass ich da, wo die Situation mir es zu verlangen schien, auch glänzendere Orchesterfarben verwendete.

In der neuen Gestalt — und tatsächlich auf Liszts besonderen Wunsch in einem Aufzuge — fand nun die Karlsruher Aufführung statt, die mit der grössten Sorgfalt vorbereitet war. Sie hatte keinen besonderen Erfolg. Der Darsteller der Hauptpartie war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Das Karlsruher Publikum blieb teilnahmslos, was mich ärgerte, aber nicht kränkte. Ich wusste doch, dass ich auf dem rechten Wege war. Als ich Liszt über die Vorstellung berichtete, wobei ich nochmals genauere Mitteilungen über die von mir dem Werke gegebene neue Einkleidung anfügte, antwortete er mir folgendes:[1] „Sehr geehrter, lieber Freund! Sie haben eine edle künstlerische Tat getan: die Rehabilitierung der reizenden Oper von Peter Cornelius, ‚Barbier von Bagdad‘. Ich wüsste kaum eine andere komische Oper von so vielem feinen Humor und Geist. Dieser Champagner hat Mousse und vortrefflichen Gehalt. Die einaktige Fassung scheint mir die günstigste. So wie in Karlsruhe soll sie auch fernerhin anderwärts gelten. Schreiben Sie darüber an Hans Richter. Der ‚Barbier von Bagdad‘ könnte vielleicht, in einem Akt, Repertoire-Oper in Wien werden und dann wieder nach Weimar zurückkehren, wo man sich vormals bei der ersten Aufführung schwer versündigt hatte. Freundschaftlichen Dank! stets ergebenst F. Liszt. 8. Februar 84. Budapest.“ Ich habe diesen Brief in mein Handexemplar der Hasseschen Broschüre eingeheftet.

Ich schrieb überall hin und empfahl den „Barbier“, wo ich nur immer konnte, zur Aufführung. Wie stets bei solchen Gelegenheiten, anfangs ohne Erfolg. Endlich ging Hermann Levi, der sich bald enthusiastisch für das Werk interessierte, an die Einstudierung in München. Er brachte eine vorzügliche Aufführung heraus und fand ein verständnisvolles Publikum. Die Münchener Wiedergabe mit der Meisterleistung Eugen Guras bewirkte denn auch die Verbreitung der Oper über fast alle Bühnen Deutschlands. Sogar in Newyork hielt, unter Anton Seidls Führung, der „Barbier“ seinen Einzug. Von vielen freundlichen Äusserungen über die neue Bearbeitung, die mir damals zukamen, will ich nur die Hans von Bülows anführen, der mir, nachdem er einer Vorstellung des Werkes in München beigewohnt hatte, seine unbedingte Anerkennung und Zustimmung aussprach. Ich führe dies nur an, um zu beweisen, dass die „Furie des Hasse's“ nicht aus allen Musikern sprach und spricht.

Als mir Levi später den Vorschlag machte, meine Partitur ver-

[1]) Dieser Brief Liszts steht jederman zur Einsicht offen.

vielfältigen zu lassen, gab ich sofort meine Zustimmung. Er stellte die zweiaktige Fassung her, fügte einige von mir gestrichene Stellen und das erste Finale wieder ein und übernahm eine letzte Revision. Wir kamen darin überein, unsere Namen nicht auf die Partitur zu setzen, weil wir unsere Arbeit gegenüber dem inneren Gehalt des Werkes für zu geringfügig hielten. Ich sehe jetzt sehr wohl ein, dass wir damals Unrecht daran taten, eine erklärende Vorbemerkung zu unterdrücken. Aber wir liebten das Werk. Wir wollten unser bestes tun, um ihm die möglichste Verbreitung zu verschaffen, was nun ja, gottlob! gelungen ist. Gewänne ich jetzt noch die Überzeugung, dass die Originalinstrumentierung die bessere und für die Oper vorteilhaftere sei, so wäre ich mit Freuden bereit, meine Partitur ins Feuer zu werfen. Vorläufig bewahre ich sie indessen noch auf.

Aus dem Lager des musikalischen Fortschritts.

II.

Die Frankfurter Tagung und die Symphonie der Gegenwart.

Keinen musikalisch-kritischen Schiffskatalog sämtlicher in der festlichen Tagung des Allgemeinen deutschen Musikvereins vom 27. Mai bis 1. Juni 1904 zu Gehör gebrachten Werke und Werklein wird man im Folgenden finden, keinen Hymnus auf einen alleinseligmachenden Zukunftsstil, keine Jeremiaden über Gastgeber, die an einer geschmackvoll zugerüsteten, allerhand funkelndes Schaugerät aufweisenden Tafel auch mit Wassersuppen aufwarten. Sondern nur bescheidentliche, ruhige Betrachtungen, denen zugeeignet, die meinen, dass dem aufrechten Menschen der Krebsgang nicht wohl anstehe, und dass man sich weder durch etlichen überflüssigen Cinellenlärm, noch durch tönende Worte ins Bockshorn jagen lassen solle.

Einen Tag, ehe die Garde und der Tross des fortschrittlichen Heerbanns mit fliegenden Fahnen in den Frankfurter Saalbau einzogen, hörte ich in der Stadt Goethes, Rothschilds und Ludwig Fuldas den „Fidelio“. Einen Tag, nachdem die mit Jubel aufgenommene Wiedergabe der „Symphonia Domestica“ von Richard Strauss nicht Wenigen ein „Ende gut, alles gut“ auf die Lippen gerufen hatte, wurde mir in München das Glück zuteil, einer von Felix Mottl mit höchster Meisterschaft geleiteten, von echtem Bayreuther Geiste beseelten Tannhäuseraufführung

beizuwohnen. „Fidelio“: der vom grössten Zukunftsmusiker nächst Bach niedergeschriebene, gedankenstrotzende Essay über die Grenzen der Symphonie und des musikalischen Dramas. Die Venusbergszene des „Tannhäuser“ in der zweiten Fassung: eine in ihrem strahlenden Goldglanz und üppigen Farbenreichtum hochmoderne, klassische Instrumentationsleistung. So geht es nicht weiter, klagten die Vorahnen Hanslicks, als Beethoven, der kein geborenes Bühnengenie war, das symphonische Orchester seiner Zeit ins Theater hineintrug und dort sich voll ausleben liess: alles wird durcheinander gerüttelt! So geht es nicht weiter, stöhnten die musikalischen Abstinenzler, als ihnen die berauschenden Klänge des Pariser Tannhäuser-Bacchanals entgegenströmten. Wir müssen umkehren! Der Deutsche sagt immer „wir“, wenn er zu faul ist, etwas zu lernen. Aber es ging dennoch weiter. Auch nach der Tagung des Frankfurter musikalischen Zukunftsparlamentes wird rüstig vorwärtsmarschiert werden, obschon selbst gut fortschrittlich Gesinnte, deren Nerven durch die lastende Gewitterschwüle überheisser Maitage gereizt sein mochten, mit Wort und Schrift versicherten, man sei in eine Sackgasse geraten und solle sich auf den Hacken drehen. Es fehlte nur noch, dass man die „ewig unverrückbaren Schönheitsgesetze“, die sich bekanntlich mit jeder Entwicklungsperiode ändern, ins Treffen führte, dass man wieder einmal Form und Architektur schlechthin mit der höchst vortrefflichen Sonatenform verwechselte, und dass man etwa das Studium Dittersdorfs als Allheilmittel gegen seelische Depressionen empfahl, die aus Überdruss an der missbräuchlichen Anwendung des Triangels, der gestopften Hörner und des Xylophons sich ergaben.

Ich bin kein Bureaukritiker, fühle mich also auch nicht unglücklich, wenn ich meine unmassgeblichen Erlebnisse und Erfahrungen nicht in die Rubriken sauber gedruckter Formulare eintragen kann. Auch bin ich kein Optimist; denn ich zähle leider nicht zu denen, deren Hoffnungen hochfliegen, weil es ihnen gegeben ist, zu schaffen. Aber ich weiss es mir nicht zu erklären, warum verschiedene hochzuschätzende Künstler und Kollegen sich urplötzlich so pessimistisch gestimmt zeigen, dass sie anscheinend den selbstmörderischen Versuch machen wollen, dem Rade der Entwicklungsgeschichte in die Speichen zu fallen. Was ist denn geschehen, meine viellieben, verehrten Freunde? Einige unbescholtene, redlich strebende junge Leute haben eine Reihe symphonischer Dichtungen zusammengeklittert, die teils in ihrer Anlage unübersichtlich sind, teils wenige armselige Gedanken unter einem schillernden Instrumentalgewande notdürftig verbergen. Dafür sind sie von leidlich hübschen, mit Freibilletten versehenen Frankfurter Konservatoristinnen angeschwärmt und beklatscht, von den Honoratioren des Allgemeinen deutschen Musikvereins mit einem offiziellen Händedruck beehrt, von urteilsfähigen, unabhängigen Musikern aber aufgefordert worden, an den Studiertisch zurückzukehren, oder sich ihren anderweiten Berufspflichten zu widmen. Das ist alles.

Was wird dadurch, dass jene Versuche mit unzureichenden geistigen

Mitteln unternommen wurden, für oder gegen die symphonische Dichtung auf ihrer heutigen Entwicklungsstufe, für oder gegen die hochgesteigerte moderne Orchestertechnik bewiesen? Wenn der schwach Begabte dünn instrumentiert, so wirkt darum sein Fleissprodukt nicht sonderlich erfreulicher. Was wäre für die Kunst damit gewonnen, wenn Herr Zwetschgenhuber aus seiner Partitur die überflüssigen zwei Harfen, die Basstuba, die grosse Trommel herausstriche? Sein symphonischer Ich-Roman würde darum just so langweilig sein, wie es höchst wahrscheinlich das kleine Divertimento ohne Klarinetten war, das sein Urältervater, jedenfalls aber Geistesverwandter zu den Zeiten des jungen Haydn schrieb. Wozu der Jammer über die Häufung, die Verschwendung der Mittel? Ei nun, wer die Figur danach hat, der messe sich einen Fürstenmantel an. Soll jedoch eine die Verwendung von Purpursammet und Hermelin in zunftmässigem Geiste verbietende Kleiderordnung erlassen werden, weil auch Leute von nicht gerade althellenischem Wuchs sich mit derlei Stoffen drapieren? Gewiss: es gibt auch Zukunftsphilister. Ihre Schreibübungen sind ebenso langweilig und unnötig wie die der verzopften Quadratur-Musiker. Aber will man — sofern man's vermöchte — darum die temperamentvollen Fortschrittler unter Kreuzband ins verflossene Jahrhundert zurücksenden, weil jene anderen, die Ritter von der traurigen Impotenz, sich nicht wieder ins Freie kämpfen können, wenn sie einmal aus Gründen und Ursachen den Busch aufsuchten?

Wen nicht lediglich das dem Menschen eingeborene Nachahmungsbedürfnis, wen vielmehr der Geist zum Komponieren treibt, der nimmt sich wahrlich nicht im vornherein vor, hier acht, dort dreiunddreissig Systeme von Notenlinien zusammenzukoppeln. Seine Begabung und der jedesmal gewählte Stoff gebären ihm die Form. Die Idee wird in ihm durch den zündenden Blitz der Inspiration gleich mit ihrer besonderen, wie die Rosenfarbe zur Rose gehörigen Einkleidung lebendig, beziehungsweise führt sie ihn zur Ausgestaltung einer bestimmten Architektur, die der Hörer nur dann ohne Schwierigkeit zu überschauen vermag, wenn ihr zart oder mit hoher Webekunst verschlungenes Linienbild sich ihm vermöge der Verwendung und wechselnden Gruppierung einer kleineren oder grösseren Anzahl von Instrumenten deutlich, übersichtlich, durchsichtig darstellt. Das Berechtigte, zeitgemäss Eigenartige, in besonderer Auffassung des Stoffes, im Gebrauch starker oder fein differenzierter Mittel sich kundgebende Charakteristische etwelcher künstlerischen Richtung wird dadurch wahrlich nicht in seinem Wert, in seiner Bedeutung herabgemindert, dass in der Sphäre und im Einflussgebiet dieser Richtung neben wohlgelungenen Werken auch minder ausgereifte und auch lebensunfähige heraustreten. Max Halbes „Jugend" zeugt deshalb nicht weniger nachdrücklich für die Berechtigung eines gemässigten Naturalismus innerhalb der geeigneten Stoffkreise, weil Gerhart Hauptmann uns Enttäuschungen über Enttäuschungen bereitet, weil unbärtige und geistig ungewaschene Herrlein ein abschmeckendes Gemisch aus Strassenerotik und Biertischjargon zusammenbrauen. Nach wie vor überdeckt man hundert und aberhundert Leinwandflächen mit üblem, trübem

Grauweiss; wird das ein Verständiger die Maler entgelten lassen, die gewagte Freilichtprobleme mit dem Mut, den das frischquellende Talent gibt, und mit zureichendem Können glücklich lösen?

* * *

Man hat von einer „musikalischen Sezession" gesprochen — ein sinnloses Schlagwort, von schnellfertigen Zeitungsmachern in die Welt gesetzt. Allenfalls wäre noch Anno 1861 von einer Sezession zu reden gewesen, als Liszt, Bülow, Peter Cornelius, Raff, Brendel und andere sich den damaligen konservativen Gewalthabern gegenüber zu einem Trutzbündnis zusammenschlossen. Damals gab es im allein richtigen Wortsinne „Leute, die sich trennen mussten", damals eine reaktionäre Macht, von der sich zu scheiden der Mühe wert und notwendig war. Heute den Allgemeinen deutschen Musikverein als Sezessionsherd bezeichnen, heisst, eine reaktionäre Gegenpartei fingieren. Denn sie besteht seit längerem nicht mehr; nur noch im preussischen Kultusministerium, in der mit ihm verschwisterten Königlichen Hochschule für Musik zu Berlin und in dem seit dem Regierungsantritt des Duodez-Reinecke Wilhelm Berger wieder sehr anti-bülowisch gewordenen Meiningen finden sich noch etliche altersmüde Formalisten. Dass überdies mit dem verwaschenen Ausdruck Sezession nur Halb- und Viertelsgebildete den Begriff einer ausgeprägten künstlerischen Richtung verbinden, das ist nicht nur von Sachkundigen in der Erörterung des Charakters unserer verschiedenartigen heutigen Kunstausstellungen, sondern sogar im deutschen Reichstage betont worden.

Es gibt, als einzige wirkliche musikalische Frühjahrs- und Sommer-Ausstellungen, nur die des Allgemeinen deutschen Musikvereins. Und diese müssen den Neuernden, Versuchenden, Wagenden gehören, teils weil Quadratur-Musik, in der Talent rege ist, heute kaum mehr noch geschaffen wird, kaum mehr noch geschaffen werden kann, teils weil in der Satzung des Vereins klipp und klar gesagt wird, dass sein Zweck „die Pflege und Förderung des deutschen Musiklebens im Sinne einer fortschreitenden Entwicklung" sei. Sollten wir somit — was man bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Vereins-Musikausschusses keineswegs zu befürchten hätte — noch einmal bei unseren Tagungen mit Vergangenheits- oder Dilettantenmusik im Geschmack der Zöllner, Berger, Zilcher, Dirk Schäfer regaliert werden, so wäre an die zuständige Stelle die höfliche Anfrage zu richten, wo denn die Berührungspunkte solcher Kunst mit der fortschreitenden Entwicklung lägen. Man mag darüber verschieden denken, ob die Welt ohne den Allgemeinen deutschen Musikverein bestehen könne. So lange er indessen am Werk ist, muss er seiner Satzung gemäss leben, muss er ein Kampfverein sein, muss er für das sich einsetzen, in dem Entwicklungsfermente arbeiten. Solches gibt sich jeweilig auch in Kompositionen kund, die als Ganzes keinen weiten Weg zu machen fähig, oder die gar misslungen sind. Darum

verdient der Musikausschuss anderseits keinen Vorwurf, sondern Anerkennung dafür, dass er symphonische Phantasien wie die eingangs charakterisierten in die Vortragsordnungen der heurigen Tagung aufnahm. Der Verein kündigt rückhaltlos an, dass ihm die Aufgabe obliege, Versuchsaufführungen zu veranstalten; danach mag sich also jeder richten, der mit sich darüber zu Rate geht, ob er ihnen beiwohnen solle oder nicht. Doch es hat wenig Sinn, sich an solcher Stätte des Prüfens, des Abwägens, der notgedrungen widerspruchsvollen Erfahrungen einzufinden, und hinterher vor Kaiser und vor Reich entrüstet darüber Klage zu führen, dass man verhältnismässig wenig Fertiges und Vollkommenes gehört habe. Übrigens wäre ich dankbar dafür, wenn man mir das Land nachwiese, in dem die Beethoven nur so zu Hunderten auf den Apfelbäumen wachsen. Und wenn man diese meine Behauptung entkräften könnte, dass in der Epoche Mozarts zum mindesten ebensoviele gehaltlose formgerechte Symphonien das Licht der Welt erblickten, als heutigestags leere symphonische Dichtungen zu Papier gebracht werden.

* * *

Etlichen unter den jungen Symphonikern, die zu Frankfurt „wegen mangelnder Ausweise über genügende gedankliche Subsistenzmittel und widerrechtlicher Aneignung fremden Eigentums“ im hochnotpeinlichen kritischen Verfahren eine Verurteilung erfuhren, sind mildernde Umstände zugebilligt worden. Aber von sonderlicher Art. Der arge Richard Strauss habe sie verführt: auf ihn falle die Hauptschuld. Besieht man's bei Licht, so ist eigentlich die ganze Geschichte der Musik, ja der Kunst überhaupt eine Kette von Verführungen. Bekanntlich verschworen sich an einem herrlichen Sommernachmittag zu Zürich Wagner, Liszt und Berlioz, den jungen Richard Strauss auf Abwege zu bringen — koste es, was es wolle; die Dokumente darüber werden demnächst in der Allgemeinen Musik-Zeitung zur Veröffentlichung gelangen. Welche Tücken Beethoven in seinen letzten Lebensjahren ersann, um Berlioz vom Pfade der Tugend abzudrängen, das haben gleicherweise neuere Forscher unwiderleglich festgestellt. Weit bin ich davon entfernt, mit Anführung dieser Tatsachen zu irgendwelchen Vergleichen herauszufordern. Lieber will ich also von Parallelerfahrungen auf dem Gebiet der Schwesterkünste sprechen und darauf hinweisen, wie noch gegenwärtig allen Ernstes Goethe von mancher Seite nachgesagt wird, er habe mit seinem „Werther“ und seinen „Wahlverwandtschaften“ in den Köpfen gleichzeitiger und späterer, weniger selbständiger deutscher Dichter eine böse Verwirrung angestiftet. Die Logik muss viel leiden. Der Autor schickt sein Geisteswerk hinaus in die Welt, nicht um zu guter, zu schlechter, zu irgendwelcher Nachfolge zu veranlassen, sondern weil ihn ein innerer Drang dazu treibt, sich künstlerisch mitzuteilen. Ein Werk, sofern es nur einigermassen kunstwürdig ist, von Polizei wegen deshalb zurückhalten zu lassen oder seinen Urheber darum mit

Verantwortlichkeit zu belasten, weil engsichtige Tröpfe dadurch verwirrt werden, weil Kleingeister und unproduktive, von allem Neuen und Blinkenden angezogene Gewohnheitsschreiber darüber nicht hinauskommen, es in seinen Äusserlichkeiten zu kopieren: das wäre der Gipfel des Unsinns.

Leicht möglich, dass in Anlehnung an das recht harmlose, nur mit wenigen feinen Strichen skizzierte Programm der „Symphonia domestica" jetzt aus dem gesamten Bereich des ehelichen und ausserehelichen Familienlebens Themen für grosse instrumentale Tondichtungen gezogen werden: eine Schwiegermutter-, eine Mormonen-, eine Ehebruchssymphonie, endigend in einer Tripelfuge mit einer höchst verzwickten Engführung, sollen bereits in Vorbereitung sein. Mag sich da jeder so gut blamieren, als er kann. Darum wird sich der „Domestica" doch keine ihrer vielen berechtigten Erfolgsqualitäten abstreiten lassen. Als eine ganz erlesene Genre-Symphonie, wie wir deren noch keine hatten, wäre sie etwa zu bezeichnen, wobei ich „Genre" im Sinne des ausgezeichneten Galerie- und Kabinettsstückes, nicht in dem des Anekdotenbildes oder der typisch gefälligen Illustration aufgefasst wissen möchte. Jeder der vier sinnig ineinander übergeführten, bei durchgehender Verwendung des gleichen, überaus schlichten, sehr einpräglichen thematischen Materiales psychologisch wie rein musikalisch mit bestem Takt aufeinander abgestimmten Sätze ist klar in schön gegliederten Verhältnissen aufgebaut und, von wenigen Stellen abgesehen, auch ohne erläuternde Nachhilfe eines Programmes verständlich. Strauss „Fortschritte" nachzurühmen, dünkt mich nicht allzu geschmackvoll; hingegen könnte man davon reden, dass das Publikum im Verständnis der Straussschen Werke überraschende Fortschritte macht. „Nahm er das Meine? nahm ich das Seine? die beiden kamen sich entgegen." Mit dem „Macbeth" trat Strauss vor vierzehn Jahren als fertige, in dem Stärksten und Frappierendsten, was sie an Neuem brachte, bereits abgeschlossene Individualität, insbesondere als Symphoniker von vielen eigenen Graden in die neuzeitlichen Kunstbewegungen ein. Ein Genie des Könnens, des Witzes, des Fleisses. Meister des subtilsten Kunsthandwerks, Wagnerianer aus Widerspruchsgeist, Revolutionär aus Übermut. Packend in aufzüngelnder Leidenschaftlichkeit, glücklich und siegreich in erstaunlich sicher vorbereiteten, gewaltigen heroischen Momentwirkungen, in den Auftakten und Finales des grossen Stiles. In allem Weichen, Lyrischen von anspruchsloser, gewinnender Natürlichkeit, mit einer leisen Hinneigung zur Gewandhaus-Melodik und zum allzu Volkstümlichen. Impulsiv bis in die Fingerspitzen, auf jeden Eindruck des heutigen Lebens und seiner mannigfachen literarischen wie philosophischen Strömungen stark und unmittelbar reagierend, auch als Künstler jene Mischung von Mordsgescheitheit und urnaivem Wesen zeigend, die den meisten bedeutenden, führenden Naturen zu eigen ist. Altmünchner und Weltbürger. So war er von jeher, so ist er geblieben — nur seine Hörer haben sich stufenweise entwickelt. Seine Werke sind sämtlich „Phantastische Variationen über ein Thema ritterlichen Cha-

rakters", nämlich über das Grundmotiv seiner Psyche. In der „Domestica" will's natürlich keinen heldischen Aufschwung. Das unwiderstehlich fortreissende Crescendo wird hier in einem brillant geführten, nach Art eines ideellen Lustspiels zum Höhepunkte drängenden, bis zum atemversetzenden Wirbel gesteigerten fugierten Satze erzielt. Man meinte, Strauss habe daran nicht wohlgetan, in der Schilderung des lustigen Streites zweier Eheleute die instrumentalen Mittel noch zu übertrumpfen, die Wagner in der Prügelszene seiner „Meistersinger" anwendet — sie erscheint in dem bezüglichen Abschnitt der „Domestica" für ein paar Augenblicke in der Perspektive. Nun wohl: einmal wächst hier Monsieur zum typischen Manne, Madame zum typischen Weibe auf. Der Alkoven weitet sich zu einem Stück jener Weltbühne aus, auf der Aristophanes, Shakespeare, Molière das Kapitel vom unüberbrückbaren und doch naturnotwendigen Gegensatz der Geschlechter erörtert, und mit den anmutigsten Trugschlüssen unterfertigt haben — der Musiker, der versöhnende Geist par excellence, mag sich auch da eine ideale Endharmonie zusammenträumen. Zum anderen: es ist der Hauptzweck der Straussschen Instrumentierung, die Vielstimmigkeit des Gewebes dem Hörer eingänglich zu machen. Diese Vielstimmigkeit wäre aber nicht sowohl als Lust am Raffinement, sondern vielmehr als die dem deutschen, dem fleissigsten, in geduldiger Sesshaftigkeit ausdauerndsten Arbeiter der Welt eigene Freude am Potenzieren der Motive und der Techniken anzusprechen. Einen Meister des delikaten Kunsthandwerks nannte ich Strauss. In ihm, der so schalkisch den Ganzmodernen herauskehrt, dass Feinhörigere hier und da an seiner Modernität zweifeln könnten, steckt etwas von einem Spätgotiker. Er gemahnt an Adam Kraft und die anderen, sich an ihrem überreichen Können schier nicht ersättigenden Altnürnberger Bildner. Säulen über Säulen, Zierwerk über Zierwerk. Steht man dicht davor, blickt man gewissermassen in die Partitur, so verwirrt die Fülle bewunderungswürdiger Einzelheiten. In der richtigen Entfernung stehend, erfreut man sich bass an der Durchsichtigkeit des Aufbaus. Die Kunst mag sich nach der Höhe wie nach der Breite zu beliebig ausdehnen, solange nur der Meister sein Werk durchsichtig und übersichtlich zu halten fähig ist.

* * *

Je länger ich darüber nachdenke, um so weniger begreif' ich's, dass mir so mancher sagte, er hätte Frankfurt als Hungriger, Unbefriedigter verlassen müssen, wenn nicht die Aufführung der „Domestica" gewesen wäre. Gab es denn nicht fesselnde Probleme in Hülle und Fülle, meine Freunde? Und bietet, da man, wie gesagt, die Genies nicht aus der Erde stampfen kann, der „interessante Fall" dem Wahrheitsucher nicht ungleich mehr Anregung als das glatt sich herausschälende Ergebnis an sich ja recht angenehmer Talentproben? Um am Nüsseknacken Vergnügen zu haben, muss man freilich Zähne be-

sitzen. Aus Raumrücksichten kann ich hier nur auf einige jener Fälle mit wenigen Worten hinweisen. Volkmar Andreae. Der schweizerische Musiker von feurigem Temperament und farbenfroher Phantasie, den wir im verflossenen Jahre unter der Basler Miliz vermissten. Mit fünfundzwanzig Jahren der reifste Orchestertechniker der jüngeren Generation. Bruno Walter: eine sympathische contradictio in adjecto, nämlich Gustav Mahler als schlichter Mann. Oder: was vom Gottseibeiuns übrig bleibt, wenn man ihm Hörner, Schweif und Klauen amputiert. E. von Rezniczek: kein schlimmeres Unglück, als wenn der Philister geistreich werden will. Paul Scheinpflug: „Worpswede", Stimmungen aus Niedersachsen für mittlere Singstimme, Violine, englisch Horn und Klavier, nach Gedichten von Dieterich. Ein feinbesaitetes Talent und drei Irrtümer. Stimmungsmalerei auf dem Wege über Stimmungsdichtung in Stimmungsmusik übergeleitet, gibt Kunst aus dritter Hand. Dazu muss man es einer Lyrik anfühlen können, ob sie bereits derart innerlich mit Musik gesättigt ist, dass jeder Kompositionsversuch auf eine Tautologie hinausläuft. Ein Musterbeispiel hierzu: Goethes „Füllest wieder Busch und Tal". Endlich: die Stimmungsurheber, die Worpsweder Maler, bilden im Gegensatz zu den mit ihnen entfernt verwandten schottischen Landschaftern nur eine kurze, bereits überwundene Episode in der modernen Entwicklung. Ihre Heimatkunst, ihre Haidepoesie ist nie so echt und lebfrisch gewesen wie die von Theodor Storm, Schücking und vom jungen Wilhelm Jensen. — Siegmund von Hausegger: „Wieland der Schmied". Ein Muster-, ja ein Schulbeispiel einer in knappen, tadellosen Verhältnissen schlank aufstrebenden symphonischen Dichtung, von wohltuendem, antisentimentalem, männlich herbem Geiste erfüllt. Aber nicht zuweit von der Grenze entfernt, wo der Formalismus der virtuos gehandhabten fortschrittlichen Technik und der des Sonatenschreibers sich berühren.*)

Jean Louis Nicodé: „Gloria, ein Sturm- und Sonnenlied." Oder: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Man wird sich entsinnen, dass Richard Wagner in Dresden seine ersten Kämpfe mit der „kompakten Majorität" zu bestehen hatte. Seitdem ist viel Wasser gegen Meissen zu geflossen. Doch noch mancher redlich und ideal vorwärts strebende Künstler mag bis auf unsere Tage, berechtigten Unmut im Herzen, über die Brühlsche Terrasse und auf den Loschwitzer Höhen

*) Ich hoffe, nicht absichtlich oder unabsichtlich missverstanden zu werden. C'est la musique, qui fait la sonate. Gegen Thuilles in seiner ebenso schwungvollen wie ebenmässigen Linienführung und erquicklichen Frische der Tonsprache sehr erfreulich wirkendes op. 30, gegen Walter Lampes klangschöne, schier von Haydnscher Heiterkeit beflügelte, dabei in ihrer gewählten Harmonik ganz moderne Serenade für Blasinstrumente kann sich kein ehrlich fortschrittlich Gesinnter ablehnend verhalten. Nicht nur die Versmacher Schönthan und Blumenthal, sondern auch die Paul Heyse schreiben ja Kostümnovellen und Kostümlustspiele. Max Regers gedankenreiche, aus trotzigem Kraftbewusstsein, tiefem, schwerblütigem Empfinden und Hang zum Spintisieren erwachsene Sonate für Klavier und Violine op. 72 steht, wie so manche seiner Kompositionen, jenseit von Formalismus und programmatischer Studie. — Über das Gesamtschaffen des hochbegabten Jungmeisters wird binnen kurzem an dieser Stelle ein Berufener sprechen.

gewandelt sein. Nun kristallisieren sich wertvolle künstlerische Ergebnisse allerdings fast stets aus Erlebnissen. Will jedoch einer den Inhalt seines ganzen Daseins und Ringens mit allen Freuden und allen Enttäuschungen darlegen, von Kämpfen und Wunden, von ehrlich gewonnenem Lorbeer, von Ermattung, Resignation und wiedererlangtem Herzensfrieden künden, von der Warte des freien Geistes aus die Menge in einer Person anklagen und richten: dann wählt er für solches Vorhaben doch wohl besser die Form des Romans oder des Dramas als die der symphonischen Dichtung. Fraglos wird auch im letzteren Falle ein Feinfühligerer manches ungefähr so heraushören, wie es der Tondichter beim Niederschreiben empfand. Oft aber gerät auch der Hörer von schmiegsamer Phantasie in Verlegenheit. Will der Komponist an dieser Stelle von einer ganz subjektiven Erfahrung berichten oder ein typisches Vorkommnis schildern? Ist jener Abschnitt ernst gemeint oder ironisch? Woher den Schlüssel nehmen? Wie bedauerlich! Die umfangreiche Partitur birgt nicht allein viel Geist und Wissen, sondern auch eine erkleckliche Summe guter Musik. Nur die merkliche Anlehnung an die Thematik Wagners und an die Techniken von Richard Strauss verstimmt bisweilen. Hat Nicodé das nötig?

Wie er, so steht auch Friedrich Klose mit seiner symphonischen Dichtung „Das Leben ein Traum“ auf der Grenzscheide zwischen Drama und epischer Darstellung. Ihre beiden ersten, schön abgerundeten und an originalem Gehalt keineswegs armen Sätze zählen zu dem Besten, was die symphonische Literatur in den letzten dreissig Jahren hervorbrachte. Der dritte Teil — Faust, dem keine Osterglocken ertönen, Richard Wagner in der allerersten Pariser Zeit, ehe ihm der Erlösungsgedanke durch die Liebe aufging — dieser dritte Teil also bedarf einer Umarbeitung, die Klose sich und uns um so weniger schuldig bleiben wird, als er kein Viel- und ein Gutschreiber ist. Die Sprechstimme des Charakterschauspielers, der den Entschluss des Helden verkündet, Ruhe im Nirwana zu suchen, wirkt, wenn das Orchester mit tausend Zungen geredet hat, stark ernüchternd. Eine ganz kurze Gesangsszene im Stil des „Tristan“, der das „Urvergessen“ sucht, eine Erweiterung des schön angelegten Trauermarsches — und alles Erforderliche dürfte geschehen sein. Aufrichtiger, warmer Dank gebührt Philipp Wolfrum dafür, dass er das bedeutsame, bereits acht Jahr alte, und erst einmal durch Felix Mottl aufgeführte Werk in den Vordergrund der Diskussion rückte. Und dafür, dass er es so zu Gehör brachte, wie Klose es mit gutem Recht beansprucht: bei verdunkeltem Saal und mit verdecktem Musikapparat. Die Heidelberger Einrichtung des unsichtbaren Orchesters hat wiederum höchst dankenswerte Verbesserungen erfahren. Die Klangwirkung ist jetzt eine wahrhaft ideale; sie gibt der des Bayreuther Festspielhauses kaum etwas nach. Wenn man in Zukunft die besten Fortschrittler der wagnerischen und der nachwagnerischen Zeit nennt, wird man dem energischen Wolfrum stets eine Ehrenstellung einzuräumen haben.

* * *

In der neuen, seit Jahresfrist zu Recht bestehenden Satzung des Allgemeinen deutschen Musikvereins ist mit Nachdruck hervorgehoben, dass dem Verein auch die Aufgabe gestellt sei, die Bestrebungen der neue Wege suchenden, für die Bühne schreibenden Tondichter unserer Zeit kräftig zu unterstützen. Viele hatten darauf gehofft, zu Frankfurt einer Darstellung des „Guntram“ von Richard Strauss beiwohnen zu können, dem sein Recht immer noch nicht geworden ist. An seiner Stelle wurde der „Bundschuh“ von Erler und Baussnern geboten — immerhin eine fesselnde, dankenswerte Gabe. In Kooperation mit der Frankfurter Szene brachte das Mannheimer Hoftheater eine Aufführung von Hans Pfitzners poesieerfüllter „Rose vom Liebesgarten“. Über die Dichtung Erlers, über die Musik Pfitzners, des besten Romantikers unserer Tage, der auch mit seinen liebenswürdigen und liebenswerten „Heinzelmännchen“ eine auffrischende Note gesunden, nicht erwitzelten Humors in all die steifleinen feierliche symphonische Grandezza hineintönen liess, wird während des bevorstehenden Winters an dieser Stelle eingehend zu reden sein. Es erscheint geboten, sich über das dramatisch-musikalische Schaffen der Gegenwart im Zusammenhange zu verbreiten, um vornehmlich Pfitzner nach Gebühr zu würdigen.

Wiederholen muss ich es, und nunmehr, da ich meine Gründe angegeben habe, mit noch eindringlicherer Betonung: von den heuer zu Frankfurt, Heidelberg und Mannheim gewonnenen Eindrücken wird lange zu zehren sein. Viele haben sich um das Zustandekommen dieser denkwürdigen Veranstaltungen verdient gemacht. Dem, der die Hauptarbeit und die grösste Verantwortung auf seinen Schultern trug, ist der verdiente Dank in der Öffentlichkeit nicht zuteil geworden, wohl weil er sich, als allzu bescheidener Gentleman, gern im Hintergrunde hält: Max Schillings. Er hat es verstanden, das äusserst schwer zu behandelnde Instrument der Kollegenorgel rein zu stimmen. Er besitzt das, was ich la diplomatie du coeur nennen möchte.

In Graz, im Herzen der deutschen Alpen wird unsere nächstjährige Tagung stattfinden. Es sei der von Vielen gehegten Erwartung Ausdruck gegeben, dass sie uns eine würdige Gedächtnisfeier für Meister Anton Bruckner bringe — eine Ehrenschuld, die der Verein nach Lage der Umstände bisher noch nicht einzulösen imstande war. Wenig so Bedeutsames und zugleich im guten Sinne Modernes vermöchten uns die werten Genossen in der grünen Steiermark zu bieten als eine festliche Aufführung von Werken Bruckners, nach Schubert und Grillparzer eines der besten Österreicher, der selbst den Begabtesten unter den heutigen jungen Symphonikern in Erfindung und Technik ein Beträchtliches vorweg genommen hat. Auch dem neuen Sorgenkind des Vereins, das sich, wie das mit Sorgenkindern zu geschehen pflegt, bald zu seinem Liebling auswachsen dürfte, dem musikalischen Drama wird es dort sicherlich wohl ergehen. Das Grazer Stadttheater geniesst einen vortrefflichen Ruf; auch die geringe geographische Entfernung dieser Bühne von der Wiener Hofoper wäre in Betracht zu ziehen. Möchten recht viele unserer Musiker und Kunstfreunde sich beizeiten zur fröhlichen Fahrt

über den Semmering oder durch Tirol rüsten! Nicht nur den wackeren, rührigen Vorkämpfern des musikalischen Fortschrittes im Nachbarreiche, auch den in alten und neuen Stürmen gehärteten, mannhaften Vertretern des deutschnationalen Gedankens gilt der Besuch des Allgemeinen deutschen Musikvereins! Mit den Händedrücken, die wir in Graz austauschen, wird noch ein anderes besiegelt werden, als das rechte Einverständnis in wichtigen Kunstfragen der Gegenwart und der absehbaren Zukunft. Fern liegen muss uns jeder Gedanke an Politik. Doch bleibt es uns unbenommen, uns von ganzem Herzen an der Begeisterung zu erfreuen, mit der männiglich die Klänge des „Kaisermarsches" in den Grazer Festtagen begrüssen wird!

Paul Marsop.

„Gockeler, krah!"[1]

Eine Holzergeschichte von Leopold Weber in München.

Samstag ist. Feierabend ist droben auf der Alm. Die Hängelampe der niederen Wirtsstube schimmert mit trübrötlichem Licht in einer mächtigen Rauchwolke. Darunter hockt ein Dutzend Holzerleut' am langen Tisch zwischen Ofen und Tür vor den Maßkrügen. In groben Rupfenjankern, mit offner Brust hocken sie da, die dicken Köpfe vorgebeugt, die Porzellanpfeifen an den langen Weichselröhren grad' herab aus dem Maul; die Augen aber haben sie alle stillgrinsend nach einem hellhaarigen Fremden hingedreht; der sitzt in seinem grauen Stadtanzug mitten unter ihnen wie ein Geschöpf von anderswoher und starrt den alten Bartl vor sich mit der hohen Runzelstirn und der großen krummen Nase im rotbraunen Gesicht begierig an.

„Na, Alterchen, sind Sie nun soweit? Haben Sie sich nun auf die Geschichte besonnen?

Er hat den Bartl um Auskunft gebeten: unten im Markt hat er heut ein kleines Kerlchen von so zehn Jahren auf einem Misthaufen stehn sehn, das hat in eins fort gerufen: „Gockler krah! Gockler krah!"

„No, was is!" sagt der Balthes, der mit dem weißbärtigen Patriarchenkopf und der tiefen Gurgelstimme neben dem Fremden ermunternd zum Bartl:

---

[1]) Der Verfasser hat diese Geschichte bereits früher einmal erzählt (Seidl's Gesellschaft, 1901) und sie inzwischen leicht überarbeitet. Der Dialekt ist, dem Schriftdeutsch einigermaßen angepaßt, jenem Gebiet des bayrischen Hochlandes entnommen, wo das Oberbayrische sich mit dem Schwäbischen leise zu mischen beginnt.

„Geh, tu nit so gschami, pack's an, deutsch's an Herrn aus, wann er ünsre Sprach doch nit versteht! Verzählst ihm halt, was des für a grausam's Viech is gwest, der ‚Gockeler krah!‘ Wannst eh das alt Sach alls weißt! Schau, er hat ja s' Bier zahlt auch, der fremd Herr!"

Der Bartl hebt den Kopf, zieht die langen, schweren Augendeckel schön stad auf und blickt mit den blauen glänzenden Augen noch einmal seltsam prüfend zum Fremden hinüber. Dann nickt er und legt die Pfeife quer auf den Tisch vor sich hin.

„No jo!" brummelt er: „warum nit? Nur lang tut's halt sein und umständlich zun Sagn! — Paßt's nachher auf, Bubn!"

„Also! des ist schon ganz lang her gwest; zu der alten Zeit halt no, wo d' Geischter und Gespenscht haufenweis umgangen sind und sind nit so fremd zu die Leut gwest wie heutigs Tags. Da ist a Wittweib in Ort gwest, hat sich Hohnleitner g'schrieb'n, aber gsagt hat man dazu Schützenev; die hat an Madla ghabt, s' Marandala, leicht d' sauberst in ganzen Bezirk, wo flachsete Haar kampelt hat. Gwohnt hamm's draußt in letzten Häusl an obern Markt, wo jetzt den Kupferschmied sein Ladn is. Gut. Einstmaln — Lanks [1]) is gwest und die Berg schon hübsch aper [2]) — sitzen d' zwei Weiberleut auf d' Nacht alleinig in ihrer Stubn. D' Mutter hat ihr an Ofn hinghockt, s' Deandl auf der Bank an Fenster und spinnt bei der Kerzen. Unter eins scheppert's in d' Stuben, daß alle zwei zsammfahrn wie gstochner.

„Jessas, na!" sagt's Marandl: „wie kommt jetzt auf amal der Wind aus!" und meint, der Laden hat tan.

Derweil bumpert's in Gang, als tät eins mit Scheit werfn, d' Tür auf, und s' steht eins dort — a Ding nit höcher als a Bub von zehn Jahr, hölzig von Kopf bis auf d' Zechn, s' Gsicht aber als a Vogl und und d' Füß zwei Wurzn, krump und verdraht.

S' Marandl kasweiß wordn, s' Zittern angfangt, daß schier von der Bank fallt; d' Alt d' Augen aufgrissn so weit!

Aber der hölzig Ding einergrumpelt in d' Stubn, an Kopf in d' Höch, an Schnabl auseinand und kleppert:

„Um d' Marann war er kommn, um d' Marann! Von Wald drobnat an Berg! Für sein Weib [3]) wollt er's d' Marann, d' Marann für sein Weib!"

S' Deandl auf des erst recht nit biegn und rührn können vor Schreck.

Aber d' Alt! ja mein, wie d' Alten halt sein! Hat schon was läutn hörn von an Wurznvolk, und wie, daß dieselbigen Waldmandlan viel Gold und Silber solln habn, heimlich vergrabner unter d' Bäum.

„No, jetzt nur gscheit!" hat's ihr denkt: „kann sein, s' is den Madl ihr Glück." Und außer aus 'n Sessel und ganz manierlich buckelt vor den schiachn Tropfn:

„Schön Dank sagen tät's ihm halt für d' Ehr, wo er ihnen antan hätt' und über dasselb Sach könnt ma schon redn nachher in aller Freundschaft, warum nit!"

Aber s' Deandl zun Schnaufer kommen und durch! in d' Kammer 'auf,

[1]) Frühling.
[2]) schneefrei.
[3]) Zum Weib.

eingriegelt fest und nimmer auftan, soviel als der Hölzig hinbockelt hat dran und d' Mutter geräsonniert.

Und an nächstn Morgn in aller Herrgottsfruh auf und schnurstracks über d' Gassen zun Franzl; des is der ihre gwest, a Holzknecht, hübsch, a großer und fester und gut bei der Schneid.

No, der Franz — er ist in der Tennen hint gstanden mit der Hackn in der Hand — wie s' Marandl herspringt und hangt sich an ihn und fangt an z' larmen, da hat er halt d' Hack'n wegglegt und g'lost[1]), auf d' letzt aber nur so stadlich an Kopf schüttelt und hinglacht ganz harb und ganz stulz.

„Geh, Marann!" hat er gsagt: „wanns weiter nix is! hörst nit auf heahnen![2]) Zwegn an selln Waldkrüppl no! Die werd i wohl kennen, die Kerln. Hab's umeinandersteckln sehn bein Mond an Berg nit einmal, ganze Häufn! Hab i an langn Lenzn wegg'scheitelt von Fenster, werd i dein Holzbock a no vertreibn! Wird wohl der Mensch von Fleisch und Blut fürnehmer sein als wie s' Holz."

Und um an zehne auf d' Nacht steht er auch schon hinter der Holzbeig[3]) vor der Schützenev ihrn Häusl, des größt Scheit in Handen und paßt.

Endli amal geht der Mond hell auf, und glei nachher rumpelt's und pumpelt's, und der Holzlackl stackelt daher aus der Tür von Häusl, an dummen Grind[4]) allweg in der Höch, und schaut in' Mond.

„So!" denkt der Franz für ihm selber: „geh du zu mein Madla!" Hebt's Trumm mit alle zwei Händ:

„Gesegn's dir der!" und laßt's den Kerl in's Gnack, daß er meint, s' reißt ihn in' Boden.

Freili! — Nix is! — An grausamn Schneller tut's, s' Holz dersplittert — und der Ding nit g'nackelt amal! aber herum wie der Blitz: an Franzl dersehn, und eh der ihm bsinnt, schon an ihm auf! Hat ihn packt mit die dürren Arm um an Leib wie mit einer eisrign Zangn und an Bodn hing'schmissn sogleich! na schlagt er ihm sein' hartn Grind in's Gsicht linksum, rechtsum, daß der Franzl von ihm selber kommt. Und na hin und mit 'n Schnabl gstochn und grabn, allweil nach'n Herz, allweil nach'n Herz, und hätt' ihn so aufg'arbeitet völlig, wann er nit unter eins mit'n Maul an's Kreuz hing'stößn war, das der Franzl von seiner Mutter selig tragn hat. Da hat er ihm an Schnabl verbrennt, daß er auf is mit lautn Gschnadr und dreimal um's Haus mit Scheppern und Kleppern ganz wütig und hinauf in' Wald.

A schwache halbe Stund danach hat s' Marandl ihrn Bubn gfunden, unmächtig hinter der Beign. Und wird wohl a Jammer und Elend gwest sein, bis ihn aufderweckt hat zu ihm selber und bis ihn heimbracht hat mit aller Müh! So derschlagn hat er ihn ghabt, der!" — — —

Der Bartl verstummt und sieht eine Weile grad vor sich hin; dann hebt er den Porzelankopf schön stad von der Pfeife ab, klopft die Asche an der Tischkante heraus und fängt an zu stopfen.

---

[1]) zugehört.
[2]) weinen.
[3]) Holzstoß.
[4]) Kopf.

„Also," spricht er langsam: „daß ich's weitr verzähl! Dazumaln ist in Markt a steinalts Weib gwest, d' Zeckn Urschl hat ma's gheißn, kropfet und mit an grausig großn Kopf und nimmer recht gehn können, aber gscheit aus der Weis. Und viel goltn zweg'n ihrer Gscheitheit bei alle Leut. Nur Kinderlen ham allweil mit Dreck nach ihr g'schmissn in ihrn Unverstand, wenn's vorn Haus gsessn is alleinig.

„Jeß!" denkt s' Marandl: „d' Zeckn Urschl! die hat mir unser Herrgott selber eingebn!"

Und wie's Tag gwest is, und s' Deandl hat fortkönnt mit an Schick von daheim, is hinüber. Hat's antroffn auch mutterseelenalleins in der Stubn, und gleich ist's außer mit ihrn Sach.

„Helft's mir, Frau Bas, um Gotteswilln!" und d' Zacherln[1]) kugln ihr s' Gsicht ab.

„Jegerl, Jegerl!" spricht d' Alt mit einer Stimm ganz fein und ganz hoch: „ja, was is denn? wird wohl soweit no nit fehln, Marandla!"

Aber wie's d' Gschicht zu End ghört, hat sie s' Wackeln angfangt, d' Urschl, mit den ihrigen Kopf.

„O mein, o mein Madla!" hat's wehleidiger gsungn: „des is bees! Dasselb Waldmandla tu i schon kennen. Des is der Gockeler, Madla, jawohl! und mit'n Gockeler, des is bees, des is bees!"

Und rausgruckt mit der Sprach.

So und so war's. Disser Gockeler war halt nit einer allein, sondern dieselbign hölzign Mander hocketen überall umeinand in Wald in der ganzen Christenheit und bei die Türkn und Mohrn. Und unter Tags nit anderschter herschaun als was rechte Stumpfn unter die Bäum. Nach Betläutn aber lebendig werdn. Und zsammhelfn wie d' Roßjuden! So daß da gar nit zun tun war dagegn, es müßt denn einer sein Sach grad vor ünsren Himmelvater selber bringn, könnt sein, daß der sich dreinlegn tat. Aber, Natur, an Weg nauffind'n zum Himmelvater, lebendiger, des war halt nit wie s' Knödelfressn! Dazu brauchet's a besondre Wissenschaft und Schneid nachher auch. „Denn sixt, Marandl, des is a so: wo a Kirchn is, da is a Wirtshaus auch, und wer in den Himmelvater sein Haus möcht, der muß an dem Teufel seiner Hüttn vorbei."

Auf des is d' Marann freilich verblichn. Aber g'schreckn lassn umadem nit, durchaus nit.

„In Gotts Namn, Frau Bas, wann's denn nit anderschter sein kann, und s' geht um an Franzl!"

Da hat ihr d' Zecken Urschl glernt aus Derbarmnis, wie daß sie's angehn muß alls, und daß ja vorher zu kein' Menschen nix sagt.

S' Marandl aber ihr Sach derlost, und schier nit derwartn können, bis daß Nacht worden is, und d' Mutter schlafft, daß fort kann. Die Alt s' Schnarcheln ang'fangt kaum und s' Deandl auf aus 'n Bett, ang'legt fürsichtig und sachter über d' Stiegn.

A schiachs Wetter gwest draußt. An Himmel ganz Nacht und der Wind nur so pfiff'n! grad daß nit gregnt hat! D' Marann nichts nicht

---

[1]) Tränen.

gspürt. Auf der Straßn gradaus durch d' Wiesn, na rechts an Ziehweg durch's Holz bis unter d' Hundsköpf hint an Wettersteinberg — dort is gwest, hat selber nit gwüßt, wie! gar nit der Zeit ghabt vor lauter schnell, daß ihr fürcht. Nachher linker Hand in' Teuxelswald nein, freili, selb is schon stadlicher gangn. Gar so schwarz! und Bäum! Daß gmeint hat, sie gehn ihr zugegn in der Finstren mit Fleiß! Und dazu der Wind tan drobn wie an Hund, mit Winseln und Larmn. Nach einer Weil aber werdn d' Bäum weniger und weniger, und s' schaut her als a Lichtn.[1]) S' Marandl halt. Scheint der Mond hin a weng, siechts: na, keine Lichtn is nit, a Sumpflackn is, alls voll von schwarzn Wasser und wüstn G'wachs, nix rührn und biegn darin, himmellange Bäum umadum, und a Gstank draus ganz derfäult. Da kennt sie's ein: des is, wo ihr d' Zeckn Urschl gsagt hat davon. S' Herz fangt ihr zum Pumpern an. Sie tut d' Schuch ab und Strümpf. „Heilige Mutter Gottes, jetzt hilf!" und bloßfußet tritt's hin an des Gsumpf.

Ganz verlassner dagstanden. Is ihr, als hupfeten feurigte Funkn um und um, und von hint tappeten Händ nach ihr hin. Völlig a Fieber hat's packt, und d' Sprach wie verstockt in der Kehln. Madla, hilfst dir alls nirn, mußt wohl! Zletzt is naus mit ihrn Sprüchl, aber kaum zum Derhörn so schwach:

„Ich bin gegangen wider die Furcht,
Ich hab dich an dissen Moor aufgesucht!
Satan! Packan! geh herfür
Aus deiner höllischen Tür!"

Da springt eine Blasn auf in den totn Gewassr — no eine — no eine! — und schau! zwei schwarze Horn ruckn Trumm bei Trumm auf, und a Riesengfriß schiebt ihm für aus den Gsumpf, voll Dreck über und über! Steht still über'n Boden, tut einen Nießer, daß aufspritzt weitum und bleckt d' Zähn als a Roß:

„Was willscht!" brüllt's, daß der Wind drobn aufheult wie nit gscheit, und dreht d' Augen als a Verreckends.

Den Deandl als müßt's z' Bodn gehn, aber dennerscht derhaltn und wieder her mit den ihrign Spruch:

„Ich bin ein armes Mägdelein,
Ich muß über die harten Stein.
Durch denselben Saugang muß ich gehn,
Wo die spitzen Teufelssteiner sen.
Daß ich in dem schwarzen Gang auch siech,
Satan, leich mir dein höllisches Licht.

Da fangt dir des Gfriß zun lachn an, schauderbar, daß von alle Berg wieder hergeht, und ist, als falleten die ganzn Berg durcheinand und über der Marann zsamm mit wildn Gelachtr. Danach schlieft's trummweis wieder in Bodn und is weg bis auf s' letzt. Und mit eins fahrt a Faust aus den Sumpf als a Mannskopf so groß, daß der Dreck plantscht in die

[1]) Lichtung.

Lackn! und hebt an Bund Feurstreichholz hin, nit gring, akkrat für s' Deandl.

D' Marann nit lang gsonnen, soviel als ihr graust hat: zutappt mit alle zwei Händ, ghabt auch, und auf und davon, nimmer umg'schaut, hinaus zu die Baam!

Nit lang, is draußt aus 'n Wald und steht in helln Mondlicht vor einer hochn Reißn.[1]) Und über der Reißn drobn siecht's die gache Wand mit'n Loch, alls wie ihr d' Zecken Urschl ang'sagt!

No, drobn is bald gwest, wann's ihr schon nit gut tan hat in Gröll mit die bloßign Füß. Na s' Kreuz g'schlagn und hinter in's Loch. Grad noch aufrechter hineingangen. Pechfinster. Gut. Dafür hat's d' Feurholz. Streicht also an unterm Fürtuch ... Springt a feurrots Licht auf mit an schweflign Stank und ringsumadum aus die Wänd Teufelslarven herfür!

S' Deandl nix g'achtet! die ein Hand vor's Licht und hinauf so gschwind als hat können in Gang, allweil höcher und höcher. Aber der Luft so schwülig gwest, und kein End nit hergangn die längst Zeit, daß d' Marann bald irr worden war und hätt wohl aufgebn müssen vor Matt und kein Schnaufer, wann nit d' Bangnis vor'n Gockeler ihr weitertriebn hatt mit Gwalt. Nur noch ein Feurstreichholz hat's mehr über ghabt, völlig derfetzt hat's ihr die bloßign Füß auf die spitzn Gsteiner, da is auf d' letzt a Helln her, und a frischer Luft ist ihr zugegn.

Dieselbe Helln aber allweil größer wordn, und ist a gspaßige Helln gwest, nit wie von der Sonn und nit wie von Mond, ganz a blobs,[2]) heimlichs Licht.

Jetzt kimmt's Deandl außer aus'n Gang.

Da is auf einer Wiesn voller Bäum, aber alls so hoche und fremde, nit einer wie daheim. Und vor ihr an Baum steht leibhaftig an Engl, s' ganze Gwand wie von Licht und anRuckn zwei Flitschn, lange und hell.

„Ja, wo kommst denn du her?" hat der Engl gsagt und hat an Kopf gschüttelt vor Wunder: „ja, wer bist denn jetzt du?"

„D' Marann ..." hat s' Deandl wischpert verzagter und weiter nix fürbracht.

„No, no, brauchst dich nit fürchten, ich tu dir nix!" hat der Engel g'sprochen: „ist gut für dich nur, daß der Petrus no schlafft. Was willst denn herobn?"

„Zum Himmelvater möcht i. An Anliegn hätt i", seufziget s' Deandl.

„Zun Himmelvater möchst! Na hamma an gleichn Weg miteinand. Kannst glei mitgehn, Marann."

So is s' Marandl mit'n himmlischn Engl gangen und hat ihre wundn Füß ganz wohltan über d' Wiesn, die war so kühlig und lind.

„Schau, Marann," hat der Engel verzählt: „des, wo mir jetzt sind, des is der Paradiesgarten, wo's den Adam und d' Ev vertriebn habn draußt. Nur daß jetzt Nacht is, und alls Getier is verschlossn."

---

[1]) Geröllfeld.

[2]) blaues.

Danach is der Paradiesgartn an End, und sie gehn herfür auf an weits Feld, dahinter a hochs Gebirg. Dasselbige Feld is aber gar kein Feld gewest, sondern lauter Wolken, grau überallhin. Hat aber, wie's drüber hin sind, nit mehr nachgebn als in Moos auch.

Indem, wie's so fürmachn über's Gfeld, geht a Pumpern her von weiten und wird ärger und ärger, je nächner daß kommn an hochn Berg, und zletzt is, wie wann a Wetter umarbeitn tat drin.

„Hörst es, wie's tut!" sagt der Engel: „weißt, was des is? Jetzt hamma nimmer weit zun Himmelvater sein Haus."

Da is dem Marandl doch a rechts Bangsein ankommen.

Und auf amal siecht's an Glanz in Feld, nit zun Sagen wie hell, der fallt aus den Berg für durch a steinerne Tür als a Kirchn so hoch, und krachet und dohrt[1]) aus derselbign Tür.

Rührt der Engel des Madla an Arm und weist hinter.

„Da is, Marann!" sagt er: „jetzt geh vor dein himmlischn Vater!"

Und s' Marandl fürwärts völlig betäubter.

Der Boden springt unter ihrer. In den Berg is hinein, weiß nit wie. Steht da in lauter Licht und Larm als in einer Schmidten. Hebt d' Händ vor d' Augen: Maria, Mutter Gottes! ... Is vor ihr an Einglaß in Fels mit an eisrign Gatter; dahinter fahrt a Weltsviech um mitn zottleten Grind als a Büffl, schwarz und nackigt an Leib, Händ und Füß als an Aff, und büllt,[2]) daß krachet, und schlenzt an langmächtign Schweif, der tut als a Blitz. Über ihm aber is alls Licht, lauter Licht, und derkennt s' Marandl nit mehr als silbrige Haar umadum. Aus den Haar lugn zwei Augna herfür, schreckbar zun Sehn. Ganz z'oberst aber an der Deckn hangt d' Sonn' in eim Käficht verhängter, feurrot und rund wie in Nebl, und zischt.

S' Deandl dastehn und nit wissn, was tun! Endlich kommt's zu ihr selber und kniet ihr hin auf d' Stein.

Hat's der Himmelvater auch schon gspürt.

„Hohnleitner Marann!" geht seine Stimm durch's Gebohr mit Gewalt: „was ist dein Begehr?"

Aber, o mein, vom Deandl ihrem Bischpern wohl nix laut wordn vor Larm.

Da stampfet der Herrgott auf, daß der ganz Berg zittert:

„Seid's nit stad, Sakrament!"

Und s' Donnerviech zu hinterst verschloffn, an Grind vorhängt erschrockner, und alls mausstad. Nur d' Sonn drobn no allweil brodln und zischn hinter den Fürhang als a Schmalz in der Pfann.

Spricht der Himmelvater ganz mild aus den Glanz:

„Red jetzt, Marann!"

Da hebt s' Deandl an und zittert, des wie!

„O du mein lieber, himmlischer Vatter, wannst du di nit derbarmst

---

[1]) donnert.

[2]) stierartig brüllen.

über mi, i weiß mir rein nimmer z' helfn. Der Gockeler is aus nach meiner und macht mir mein' Bubn z' Schandn!"

„So!" spricht der Herrgott, und seine Stimm außer als a gronends Wetter: „der Gockeler! Muß der allweil dabei sein? Braucht der an Herrgott nit scheuchn! Aber sei getrost, Marandala! Dir soll geholfen werdn!"

Und is auf des dem Marandl gwest, wie wann a Nebl drüber hingeht und hat nit mehr recht g'wußt von ihr selber.

Einsmals is ihr, sie fahrt durch d' Luft und zwei Flitschn tun über ihrer. Na wieder liegt's stad und nix rührn dabei.

Unter eins spricht a Stimm dazu, weiß nit woher:

„Hohnleitner Marann! Unser Himmelvater schickt dir dissen Schlüssel aus wunderbarn Glas. Der wird dich führn an Freitag auf d' Nacht, als an welchn Tag der Gockeler nit los kann von sein' Ort, dahin, wo er is. Als dann mußt dir an Herz fassen und zu dissen Ungetüm also sprechen: Gockeler, krah! daß er sein Maul auftut und dir in Wahrheit verkündt, was du willst wissn, ob's ihn lieb mag sein oder nit!"

Und wieder stad, und s' Deandl schlafft ohne Bsinniß in ein Trumm fort. Und wie's aufwacht und fahrt in d' Höch, is in Bett in der Kammer, und d' Sonn scheint hinein.

„Traamt!" geht's ihr durch in erstn Schreck.

Aber da schau — auf'n Stuhl neben an Bett ist ihr Sach hing'richtet nit anderscht als sonst, und auf dem Gwand drobn glanzt — a Schlüssel aus helllichtn Glas! Und vor den Stuhl stehn ihre Schuch, naß, o mein! und ganz voller Dreck." ...

Der Bartl bricht ab. Er schüttelt kräftig den grauen Kopf, packt den Maßkrug, trinkt, streicht sich mit der Hand den Schnauzer zurecht und fährt fort:

„No, wie's jetzt na gangn hat, könnt's euch leicht einbildn. Glei in der nächstn Nacht no — s' is grad von Freitag auf Samstag gwest — sind zwei drobn gstandn an Friederwindbruch,[1]) wo in der Mittn der Grasbuckl aufgeht: s' Marandl und der ihrige Franz! Der hat's nit alleinig lassn, so derschlagn, als er gwest ist no. In helln Mondgschein aber der Gockeler, starr als a Stumpfn unter die andren Stöck, jedoch kennbar ganz gnau, und an Schnabl zuhöchst.

Arg graust hat den Deandl davor, g'meint, jetzt, jetzt springt er füri und packt's, und fest hindruckt an' Buben. An Franz aber ganz juckt in d' Händ, daß er d' Hackn fürzieht von Rucksack und probiert's no amal, ob er ihm an Grind nit voneinanderbringt, dem!

Endlich hat's wischpert, s' Deandl, zun Holzding, angebn sollt er halt, wie daß ihn wegbrachtn, und danach:

„Gockeler, krah!"

Und schau, kaum is heraußt, tut dir das Viech richtig an Schnabl auf, scheppert a Weil laar[2]) für ihm hin, und na kleppert er's her, daß laut wird weitum:

---

[1]) Windbruch = ein vom Wind niedergeworfenes Stück Wald.

[2]) leer.

Wenn du mich willst bringn vom Lebn,
Du mußt mich mit Hitzn vergebn!
Du mußt mich brennen mit höllischm Feur,
Weil ich bin dem Teufl sein Ungeheur!

Jetzt is gut gwest, daß d' Marann s' Feurstreichholz no bei ihr ghabt, wo's derspart hat in selbem Saugang hint d' letzt Nacht. Also gschwind mit'n Franz an Reisig g'richt' um an Lackl, anzundn mit'n Satan sein Licht, und is auch gleich d' Flamm auf mannshoch, als wann sie's freun tat selber. Und der Gockeler, wie ihm s' Höllenfeur erst durch's Holz durch is an's Lebn, an Schnabern angfangt und Bladern und bitt' und bettelt, daß sich s' Madl bald derbarmt hatt über ihm, wann der Franzl nit gwest war; und wia nichts nicht gnutzt, sich verschwört und dem Teufel ergebn, daß greulich zun Hörn is gwest, bis auf amal an Kracher tan hat, und der Gockeler auseinand in lauter brennate Trümmer weitum! — und nur gut gwest, daß der Wald nit angangn is!

Der Franzl aber und s' Marandl, no, was braucht's da weiter verzähln! Das könnt's euch denkn a so, wie daß tan hab'n in lauterner Freud, und na zsammg'heirat und Kinder und alls, wie sich's g'hörn tut halt!"

„Jo", sagt der Bartl: „a so is g'west."

„Deszwegn aber," fährt er nach einer Weile fort: „sagt ma's no heutztag bei uns herin, bald ma's kennt, daß einer a recht a Hintersinniger is, ‚Gockeler, krah!' sagt man zu demselbign und des bedeut' ihm: ‚Planer[1]), red d' Wahrheit! nit a so lügn!'"

— —

Der Fremde sitzt da und starrt noch immer auf einen Fleck am Tisch vor sich hin.

„Merkwürdig!" murmelt er einmal über's andre und schüttelt den Kopf: „ganz merkwürdig! Hörn Sie, das muß ja eine uralte Geschichte sein, die stammt doch wohl noch zum Teil aus heidnischen Zeiten!"

„Freili," sagt der Patriarch neben ihm, der Balthes, mit seiner tiefen Gurgelstimme: „freili tut's alt sein, alt scho, ganz alt, des is gwiß!"

Die Holzmenschen haben ihre Pfeifen aus dem Maul getan! Der eine hat sich hinabgebückt und sucht etwas unter dem Tisch; der andre schaut auf die Bank hinter sich, und der Hirtenbub an der Tür hat gar seinen Hut vom Kopf, wie wenn's Betläuten tät und hält ihn dicht vor's Gsicht, und die Händ zittern ihm leis:

O mein, die sind dir so dumm, die fremd'n Lack'ln! die werden wohl gut zum Anlügn sein!

[1]) einer, der etwas plant, im Hinterhalt hat.

Deutsche Lyrik. V.

Gedichte von Leopold Weber in München.

Genügen.

Laßt allein mich! lind und bang ein Schauer
Füllt die Seele mir mit lieber Trauer.
Tönend bebt das Herz im tiefsten Grunde,
Sachte naht der Träume scheue Stunde.

Aus vergeßnem Dunkel aufwärts dringen
Seufzer leis, die längst zur Ruhe gingen.
Ferne Klänge wie zu selgen Tänzen,
Junge Augen aus dem Dämmer glänzen.

Naht und zieht im Wandel leiser Weisen!
Stummen Glückes lausch ich euerm Kreisen,
Hüte mich, die Hände plump zu strecken,
Eure flüchtgen Seelen zu erschrecken.

*

Am Gipfel.

Am Gipfel hoch ging lind ein Flügelwehn,
Die Sehnsucht hielt, über die Welt zu sehn.

In goldnem Schimmer lag weithin das Land,
Bis wo der Himmel fern auf Erden stand.

Dort tränkte mild der Höhe blauer Tau
Das durstge Gold der fernen Erdenau.

Dort schläft ein Engelein am End der Welt
Auf grüner Wies, das Haupt am Himmelszelt.

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Die Beamten der Arbeiterschaft.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die moderne Welt wimmelt von Beamten. Nicht nur in Frankreich klagt man über die Menge Leute, die vom Staat erhalten werden wollen. Überall vermehren sich die Stellen, wo jemand hingesetzt werden muss, der etwas aufschreibt, einkassiert, bewacht oder transportiert. Man denke an Wasser, Gas, Bauwesen, Schiffahrt, Eisenbahn, Post, Schule, Zoll, Versicherung, Justiz, Verwaltung: Beamte, nichts als Beamte! Auf der grossen Brücke in Konstantinopel sagte mir ein im Orient wohnender Deutscher: „Von 100 Leuten, die mit dem Fez auf dem Kopfe über die Brücke gehen, sind 50 Beamte.“ So könnte man bei uns sagen: „Von 100 Leuten, die einen guten Rock anhaben, sind 50 Beamte.“ Vielleicht ist in beiden Fällen die Ziffer 50 % etwas zu hoch gegriffen, aber man frage sich nur: wen trifft man jetzt im Sommer in den Alpen und an der See? Beamte! Und wenn irgendwo ein Schaden aufgedeckt wird, eine neue Not, ein alter Sumpf, dann heisst es: man sollte Beamte anstellen, welche dieses oder das zu tun hätten! Und wenn irgendwo ein Elternpaar sich fragt, wie es einen guten Jungen für sein ganzes Leben sichern soll: er mag Beamter werden, dann bekommt er Pension! Die Vergrösserung der Ansprüche, die an den Staat und die Kommunen gestellt werden, treibt die Ziffern der Beamten beständig in die Höhe. Die Abteilung, in der die Armee-, Hof-, Staats-, Gemeinde-, Kirchenbeamten und freie literarische und künstlerische Berufe in der Reichs-Berufszählung vorkommen, weist schon zwischen 1882 und 1895 eine sehr auffällige Steigerung auf und wird uns bei einer nächsten Berufszählung vermutlich wieder überraschen. Leider finde ich die Zahlen nicht, bei denen die nichtangestellten Literaten und Künstler ausgeschaltet sind, aber sicher ist, dass nicht sie das grosse Wachstum verursachen. Es waren also im Jahre 1882 in dieser Abteilung 2223000 Personen (Angehörige mitgerechnet), im Jahre 1895 aber schon 2835000. Der Zuwachs betrug 612000, das heisst: die Beamtenabteilung vermehrte sich um 27,5 %, während die erwerbende Gesamtbevölkerung nur um

14,5 % wuchs. Der Beamte nimmt fast doppelt so rasch zu als das übrige Volk!

Auch auf diesem Gebiet zeigt sich also, dass die Neuzeit in Wirklichkeit anders geworden ist, als es sich vor 60 Jahren die demokratische Bewegung dachte. Damals war der Liberalismus überzeugt, dass man schon zu viel Beamte habe. Nichts war landläufiger als über das Heer der Besoldeten zu schelten. Der Polizei- und Beamtenstaat galt als das zu Überwindende. Wer damals kräftige Ausdrücke liebte, nannte die Beamten die Blutegel des Volkes. Das war noch früher im allerersten Liberalismus anders gewesen. Der noch unparlamentarische Aufklärungsliberalismus, als dessen charakteristischer Vertreter etwa der bayrische Minister Graf Montgelas (1799 bis 1817) gelten kann, war durchaus Beamtenliberalismus. Der Beamte war damals Träger des Fortschrittes! Die Polizei war Überwindung des finstern Mittelalters! Man sah die Mehrung der Beamten also erst optimistisch an, dann pessimistisch, dann liess man sie geschehen, weil sie eben unvermeidlich war. So etwa ist die heutige Lage. Niemand schwärmt dafür, dass wir noch immer mehr Funktionäre bekommen, aber wer will es hemmen? Die Selbstverwaltung, von der man sich eine Überwindung der Beamtenmacht versprach, hat zwar die öffentliche Kontrolle des Beamtentums vermehrt, aber ihren Gesamtbestand in keiner Weise vermindert, und es ist heute jedem Beobachter offenbar, dass die Entwicklung des industriellen Gewerbes und des modernen Handels noch viel mehr auf dem Beamtenkörper beruht, als die ältere agrarische Wirtschaftsweise. Das hängt damit zusammen, dass jede Betriebskonzentration die Zahl der Selbständigen vermindert und die Zahl der Angestellten erhöht.

Diesen Hintergrund muss man im Auge haben, wenn man von den Beamten der Arbeiterschaft reden will. Je mehr die Arbeiter sich als einheitlichen Körper empfinden, je mehr sie sich organisieren, desto mehr brauchen sie Organe. Das ist nichts als Anwendung des allgemeinen Satzes auf den besonderen Fall. Alle Berufsstände, die sich zu einheitlichen Gestaltungen zusammendrängen, schaffen sich ihre bezahlten Diener, von denen sie sich dann führen lassen. Die Handelskammern, Unternehmerverbände, Preiskartelle, Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften, alle Vereine von Interessenten irgendwelcher Art, selbst die Wohltätigkeitsverbände und wissenschaftlichen Körperschaften können alle nicht anders: Beamte! Wir haben einen Beamten, der für uns die Armen besucht, einen anderen, der unseren Egoismus vertritt, einen dritten, der uns ästhetisch bedient, und einen vierten, dem wir unsere politische Arbeit übergeben. Kann es beim grossen neuen Massenstande, bei den Arbeitern anders sein? Alle Abneigung, die in der Demokratie gegen das Beamtentum vorhanden ist, hindert nicht, dass die Demokratie sich ihre eigenen Bureaus und ihre „Bureaukraten" schaffen muss, wenn sie erfolgreich arbeiten will: Berufsagitatoren, Parteiredakteure, Parteisekretäre, Gewerkschaftsangestellte, Konsumvereinsleiter, Arbeitersekretäre. Es ist heute schon ein sehr beachtlicher Stab von Offizieren und Unteroffizieren, den die Lohnarbeiter sich

leisten. Alle sozialdemokratischen Parteitage und gewerkschaftlichen Generalversammlungen kommen mehr und mehr in die Hände dieser Leute. Der angestellte Berufsarbeiter hat mehr Gelegenheit, Sach- und Geschäftskunde zu erwerben, als der mit anderer Erwerbsarbeit beschäftigte Genosse. Ist es ein Wunder, wenn sich diese Kenntnis in Einfluss umsetzt?

Man kann noch immer über diese Arbeiterbeamten hören, dass sie von den Groschen der armen Arbeiter ein Schmarotzerdasein führen. Dieser Vorwurf, der in Zeiten politischer Wahlen aus alten Flugblättern neu abgeschrieben wird, ist sachlich noch falscher als es die Vorwürfe waren, die vor 60 Jahren die damalige Demokratie gegen das Beamtentum überhaupt richtete. Es ist, wie die Dinge heute liegen, wahrhaftig keine Domherrnstelle, wenn jemand berufsmässig den Proletariern Reden zu halten hat, und kein Aufsichtsratsposten, wenn er Lagerhalter eines Konsumvereins ist. Im allgemeinen muss man sagen, dass die Arbeiterschaft ihre Beamten viel zu schlecht bezahlt und dass es sich im Interesse der Arbeiterschaft verlohnen würde, sie besser zu stellen, denn auf die Dauer kann auch der beste Eifer nicht ohne die nötige materielle Grundlage existieren. Wer es nicht für unwürdig hält, dass ein Pastor sich bezahlen lässt und ein Professor Geld bekommt und ein Offizier ein Entgelt annimmt, der kann in der Bezahlung von Männern, die einer Berufsbewegung dienen, nichts Peinliches finden und es ist nur eine übelwollende Spekulation auf die Kleinlichkeit kleiner Leute, wenn man über die Gehälter der Proletarierbeamten redet, als seien sie ein Raub am Volke. Im Gegenteil soll man sagen: da einmal die Arbeiterschaft einen Beamtenkörper braucht, so ist es im allgemeinen Interesse wünschenswert, dass dieser Körper sittlich und gesellschaftlich tadellos ist. Das aber ist bei Unterbezahlung schwer möglich.

Reden wir mit bestimmten Ziffern. Es ist eben jetzt bei G. Birk in München eine Schrift von Aug. Müller über die „Arbeitersekretariate“ erschienen, eine gute Zusammenstellung alles Wissenswerten über diese neueste Art von Beamten der Arbeiterschaft (184 Seiten, Preis 3 Mk.). In dieser Schrift sind die Gehalte von 26 ersten Sekretären und 15 Nebensekretären mitgeteilt. Der höchste Gehalt, der überhaupt vorkommt, ist 2500 Mk. in Hamburg. München und Mannheim zahlen 2400 Mk., Nürnberg und Stuttgart 2200 Mk. Das ist für die in Betracht kommende Arbeit viel weniger als ein geschäftliches Rechtsbureau für gleiche Leistung würde zahlen können, denn es handelt sich hier um sehr ausgedehnte Kenntnisse, die ein derartiger Sekretär haben oder sich erwerben muss. Beispielsweise leistete das Sekretariat Nürnberg mit 3 Beamten, die zusammen 6200 Mk. Gehalt beziehen, folgende Arbeit: Zahl der Auskunftsuchenden 17007, davon mündlich 15072. Es betrafen Krankenversicherung 527, Unfallversicherung 3439, Invaliden- und Altersversicherung 556, Arbeitsstreitigkeiten 1147, Arbeiterschutz 268, Lehrlingswesen 93, Gesindeverhältnisse 363, bürgerl. Rechtsforderungen 1170, Ehe- und Vormundssachen 1092, Erbrecht 369, Miet- und Wohnungsfragen 1677,

Pfändung und Lohnbeschlagnahme 453, Zivilprozesswesen 150, Strafrecht 1110, Arbeiterbewegung 243, Privatversicherung und Gewerberecht 344, Steuersachen 131, Gemeindebürger-, Heimats-, Staatsbürger-, Wahlrecht 2125, Schulangelegenheiten 89, Militärangelegenheiten 43, Armensachen 493 Fälle. Auch wenn man annimmt, dass die Auskunft teilweise nur in der Verweisung an den Rechtsanwalt oder eine zuständige Behörde besteht, so verlangt doch auch schon diese rein formale Auskunft ein Mass von Übersicht, das nicht ohne Mühe und Kosten zu erreichen ist.

Es ist aber keineswegs nur dieser finanzielle Gesichtspunkt, um dessenwillen wir die Arbeitsleistung eines Arbeitersekretariates hier wiedergegeben haben. Man ersieht aus diesem Beispiele, welche sachlichen Motive für die Entstehung von Arbeiterbeamten vorhanden sind. Der einzelne Arbeiter kann gar nicht wissen, wo und wie er seine Rechtsfragen erledigt, wenn ihm nicht Rat gegeben wird. Er ist von zahllosen Gesetzen umgeben, die er nicht kennt. Der Weg zum Rechtsanwalt ist für die blosse Erkundigung zu teuer, der Arbeiter ohne eigenen Beamten vermag sein Recht nicht zu wahren. Ihm wird der Rechtsstaat erst dann zugänglich, wenn er sich Organe für ihn schafft. Natürlich sieht der Rechtsanwalt in diesen Organen unter Umständen eine gewisse Konkurrenz, denn die Grenzen bleiben beim besten Willen etwas flüssig und es ist nicht ausgeschlossen, dass sich im Laufe der Zeit die Arbeiterschaft ihre juristischen Rechtsvertreter hält wie sie in den Krankenkassen auf die Ärzte einen starken Druck auszuüben in der Lage ist. Niemand wird es den Ärzten oder Rechtsanwälten verdenken, wenn sie sich ihre Position zu erhalten suchen. Das ist ihr gutes Recht. Auch diese Neubildung geht nicht ohne Reibungen vor sich, wichtig ist nur, dass man versteht, wie und warum sie sich einstellt.

Die Masse der Besitzlosen kann ihr Recht, ihre Gesundheit, ihre Bildung und den Verkaufswert ihrer Arbeit nur auf korporativem Wege sichern. Das liegt in der Natur der Besitzlosigkeit. Der Einzelne kann alle diese Dinge nur dadurch fördern, dass er Beiträge zahlt. Aus lauter Groschen entstehen dabei Summen, die einen nicht unbeträchtlichen Verwaltungsapparat nötig machen. Im neuesten Jahresbericht der zentralisierten Gewerkschaften finden sich folgende Ausgaben der an Mitgliederzahl steigenden Verbände:

	1893		1898		1903	
Mitgliederzahl	224 000		494 000		888 000	
Ausgaben für						
Rechtsschutz	12 500	Mk.	43 400	Mk.	150 300	Mk.
Unterstützung von Gemassregelten	28 300	„	40 000	„	257 400	„
Reiseunterstützung	328 700	„	283 300	„	605 900	„
Arbeitslosenunterstützung	221 000	„	275 400	„	1 270 000	„
Krankenunterstützung	304 600	„	491 600	„	944 000	„
Invalidenunterstützung	22 000	„	79 600	„	189 400	„
Not- und Sterbefälle	41 800	„	78 400	„	302 000	„
Verbandsliteratur	292 200	„	518 900	„	890 000	„
Streiks	65 400	„	1 073 300	„	4 512 800	„
	1 316 500	Mk.	2 883 900	Mk.	9 121 800	Mk.

Sind diese durch Freiwilligkeit im letzten Jahre zusammengebrachten Beträge nicht aller Achtung wert, selbst wenn sie im grossen deutschen Wirtschaftsleben nur soviel ausmachen, als irgendeine Aktiengesellschaft? Sie entstehen aus Wochen- und Monatsgaben von fast 900 000 einzelnen Menschen. Schon um dieser Entstehung willen bedürfen sie einer weit grösseren Verwaltungsarbeit als alle anderen Summen von gleicher Grösse. Und wie sie wachsen! Erst das letzte Jahrzehnt hat in Deutschland die Arbeiterschaft zum Finanzkörper gemacht. Noch steigen die Gewerkschaften weiter und die Konsumvereine stehen erst am Anfang ihrer wirtschaftlichen Entfaltung. Das alles aber bedeutet: Beamte! Der neue Körper braucht Finger, um sich bewegen zu können. Wer darum etwas über das heute hinaus in die Zukunft der deutschen Arbeiterbewegung blickt, der sieht in ihr das Organisatorische zur Herrschaft kommen. Die Ideale ihrer ersten Zeit waren anders. Da stand man vor dem Weltende der alten Gesellschaft und träumte über das, was hinter deren Sturz wohl kommen könnte. Jetzt lernt man in dieser Gesellschaft Kräfte sammeln, wie man Holz sammelt im Walde, eine schwere Aufgabe. An ihr arbeitet sich ein neuer Beruf in die Höhe, den die Vorzeit nicht kannte und der für das ganze Volk sehr wichtig ist, denn er kann das, was kein Geheimrat kann: freiwillige Ordnung in die Masse tragen.

Briefe aus Italien. III.

Von Friedrich Th. Vischer.

Mitgeteilt von Robert Vischer in Göttingen.

Mit röm. Veilchen- u. Rosen-Blättern zum Grusse.

Rom. Liebe, Getreue!

Mein Aufenthalt hier nähert sich jetzt seinem Ende; ich habe noch einige Kunstsammlungen noch genauer durchzustudiren, dann Albano, Frascati, Tivoli zu besuchen, die mir schon längst vom blauen Gebirge her freundlich zuwinken, dann geht es nach Neapel. Ueber den Carneval bleibe ich nicht, hauptsächlich weil mich die Zeit drängt, aber ich gestehe, so einzig dieses Fest sein muss, es lockt mich nicht so sehr, denn ich bin für rauschende Feste nicht gemacht. Ich sehe ein bischen zu, ergötze mich an dem Gewühle, den lustigen Aeusserungen tüchtiger Natur, aber in die Länge werde ich traurig, als müsste ich

das Gefühl der Übersättigung, das bei den andern nachfolgt, vorläufig sogleich übernehmen. Ich bin doch ein incurabler Deutscher.

Ich habe meine Zeit hier gut angewandt, bin fast den ganzen Tag auf den Beinen, zu sehen; das Müdwerden habe ich bald verlernt, ich sauge mich voll mit Kunst. Wollt ihr mich mit freundl. Andenken begleiten, so findet ihr mich jetzt in einer Galerie, jetzt beim Kupferstichhändler, jetzt bei einem Bildhauer, um seine Technik zu begreifen, jetzt bei einem Maler, um ihn pinseln zu sehen, jetzt zwischen Ruinen in altergrauem Gemäuer, jetzt zwischen Cypressen u. Pinien einer stolzen Villa. Es arbeitet mächtig in mir, es ist etwas in mir, was sich zur Geburt befreien will u. nicht kann, oder wenigstens nicht vollständig kann. Ich wollte als Junge immer ein Maler werden; kam ich in eine Galerie, so war ich wie elektrisirt, bis zum 14ten Jahre lernte ich bei einem Pfuscher zeichnen, dann hiess es, man wisse nicht, ob ich genug Talent habe, der Beruf eines Künstlers sei zu precär, und ich kam in's Kloster. Von Zeit zu Zeit regte sich seither die alte Lust u. fand in dem wissenschaftlichen Nachdenken über das Schöne eine unvollkommen befriedigende Ableitung. Nun will ich keineswegs in sentimentaler Weise über verfehlte Lebenszwecke u. s. w. klagen. Das Grüblerische, Lehrhafte, Schulmeisterliche steckt ja neben dem Sinn für Wohlgestalt auch tief u. ursprünglich in meiner Natur, u. man kann nicht wissen, ob es den letzteren überhaupt hätte genug aufkommen lassen, um sich bildend zu äussern und sich recht zu entwickeln. Auch bin ich nichts weniger als ein Kunstvergötterer, ich kenne recht wohl den Wurm, an dem sie krankt. Nur diess wünschte ich, dass ich so weit die bildende Kunst praktisch verstände, als es nothwendig ist, die vorhandenen Werke vollständig zu geniessen und richtig zu beurtheilen, und um selbst etwa eine Landschaft, eine Gruppe sich auf dem Papiere festzuhalten.

Wäre ich länger in Rom, so würde ich ohne alle Frage modelliren, zeichnen u. in Oel malen lernen, aber es ist zu kurz, es ist nichts zu machen, u. da stehe ich nun vor der schönsten Bildsäule, kenne die Structur, die Muskellage u. dergl. nicht, u. geniesse ebendaher, mit dem heissen Drange, ganz einzudringen, doch nur halb. Das ist Menschenloos: mit unbefriedigten Wünschen in's Grab gehen, von dem Möglichen, was in uns ist, wenns hoch kommt, ein Drittel wirklich zu machen. Das muss man ebendesswegen, weil es allgemeines Loos der Sterblichen ist, auch ertragen. Aber dass ich nach wenigen Monaten aus dem Reichthum von Anschauungen, die mir täglich, stündlich in Überfülle jetzt zu Gebot stehen, in absolute Oede wieder versetzt werden soll, dass ich statt Raphael, M. Angelo, Phidias, Praxiteles über die Misthaufen Tübingens stolpern soll, — Freunde, das ist eine harte Nuss, eine wahre Bekümmernuss. Ist es mir doch schon jetzt trotz der Aussicht auf das reizende Neapel höllisch bange vor dem Abschied von dem ernsten, grandiosen Rom, wo noch die alte Tiber, dieselbe, die die weltbeherrschende Stadt benetzte, ihre gelben Wogen an riesigen Ruinen vorüberwälzt, und das ich in meinem Leben wohl nicht wiedersehen werde. Ich bin ein wahrer Eulenspiegel, ja noch ärger. Dieser freute

sich doch, wenn es bergauf gieng, auf bergab: ich quäle mich im bergauf über bergauf, und im bergab über das künftige bergauf. Ich bin ein überzwercher Kerl, ich glaube, der liebe Gott käme selbst nicht aus mir, wenn er mich nicht gemacht hätte. Er hat den Teig zu zwei, drei, vier oder mehr Menschen, von jedem ein Stück genommen u. daraus Einen gemacht, der aber ebendaher weder 1., 2., 3. etc., noch am Ende er selber ist.

Solche Selbstgeständnisse müsst ihr eben mit Geduld anhören, warum wollt ihr meine Briefe lesen. Ich bin jetzt daran, mir selbst eine Grabrede zu schreiben, die euch Spass machen soll, wenn sie fertig wird, denn ich gehe mit guter Laune daran. Nur ein sehr eitler Mensch, kann auf diesen Einfall kommen, u. überhaupt Alles das schreiben, was auf dieser ersten Seite steht.

Ich will diessmal, da ich aus meinem Aufenthalt in Rom nicht wohl der Reihe nach erzählend verfahren kann, meine Bemerkungen unter Rubriken fassen. Damit diess nicht gar zu pedantisch logisch erscheint, soll zugleich für die gehörige Confusion gesorgt werden.

Natur, Landschaft.

Der Winter kommt nach Italien nur als Gast, d. h. in der Form des Windes, tramontana, Gruss aus Norden. Die kalte tramontana begann am 8. Januar. Bis dahin öfters nasskalter Regen, dann aber Tage, ja Wochen lauwarm, ja, wenn Scirocco wehte, dumpfheiss. So war es am Christtage, u. ich konnte mich, als ich am Abend vorher, auf Monte Pincio spazieren gieng und die Kanonen der Engelsburg den heil. Abend anzeigten, nicht recht zu den Meinigen nach Deutschland versetzen, denn um all diess traulich heimliche, innige Wesen, die Christbäume in der warmen Stube etc. sich vorzustellen, dazu gehört Schnee u. Kälte. Doch gibt es in Rom eine Speise die ganz unser Hutzelbrod ist, nur statt Mandel Pinienkerne, heisst panciālo (sprich: Pantschālŏ[1]). Das kalte Wetter dauerte bis zum 18.—, hell, klar, in der Sonne heiss, grosse Noth mit kalten Füssen, die man dann am Kaminfeuer bäht, wodurch Alles an Frostbeulen leidet. Die Landschaft behält durch den ganzen Winter ihre Reize, denn die Wiesen bewahren ein saftiges Grün, die schönsten Bäume, die der italienischen Landschaft am besten anstehen, sind Bäume von dunkelschwarzem Immergrün, Pinien, Cypressen, immergrüne Eichen. An jedem schönen Tage ziehe ich Mittags hinaus, bewundere die immer neuen unerschöpflichen Schönheiten dieser grossen, klaren Welt u. wünsche euch herbei! Wie schön ist nur eine Pinie. Sie verhält sich zu unserer Tanne gerade wie die Kuppel des Pantheon (des schönsten Gebäudes aus dem Alterthum in Rom) zu einem gothischen Thurm, eine breit hingelagerte, rund gewölbte Krone. Alle Linien der italien. Landschaft streben nach der horizontalen Richtung, nichts strebt zackig u.

[1]) Ich bitte euch inständig, liebe, Getreue, wenn ihr ein italien. Wort aussprecht, doch ja unter allen Umständen die letzte Silbe so kurz als möglich zu sprechen, der ganze Klang der Sprache geht sonst verloren. Niemals cōsā, sondern cōsă. etc. — Bei Doppelconsonanten ist zu merken: Die Sylbe gedehnt u. auf den Consonanten ausruhen: bello sprich: bē—llŏ.

scharf in die Höhe; dazu die Gebäude, die mit ihren stumpfwinkligen Giebeln ganz dazu stimmen; — das Ganze athmet einen Geist gediegener, satter Hinlagerung an der Mutter Erde, während bei uns Alles hinaus und fort will. Die Farben nicht bestechend, fast kein Baumschlag von glänzendem Grün, aber Alles deutlich, sich fest und bestimmt von der unglaublich, unbegreiflich klaren Luft abschneidend, deren reine Schichte auf die fernen Berge ein Blau wirft, das man dem Maler nicht glauben würde. Die Abendsonne glüht auf den Ruinen von Backstein mit einer brütenden feurigrothen Wärme, wie die Gluth einer Esse. Schnee nur auf den fernsten Bergen; der Soracte hat keinen und setzt daher Manchen in Verlegenheit, der gerne das bekannte Horazische: Vides, ut alta stet nive candidum Soracte, in Erfüllung sehen möchte. Es muss aber ein ungewöhnl. kalter Winter gewesen sein, als Horaz diess schrieb, denn er fuhr fort: nec jam sustineant onus Silvae laborantes, geluque Flumina constiterint acuto?[1]) A propos, der Horaz ist manchmal doch ein Dichter. Ich sehe nicht leicht das Capitol ohne an seine Worte zu denken — — — dum Capitolium scandet cum tacita virgine Pontifex.[2]) Ist das nicht eine grosse Anschauung? Zurück zur Sache: Rosen blühen in den Villen (ohne besondere Pflege) ununterbrochen, Veilchen fand ich am ersten Januar. Den 18. Jan. löste sich die Kälte u. jetzt ist Regen mit lauem Scirocco. Vor meiner Abreise gehe ich noch in die Berge, nach Albano, Tivoli, Frascati. Da muss es wundervoll sein. Ich habe jetzt doch noch Anleitung im Landschaftzeichnen genommen bei einem gar netten jungen Maler, Fries aus Heidelberg,[3]) bei dem ich (statt der Bezahlung) eine kleine Landschaft, ein Campagna-Stück in Oel, bestellt habe. Es ist nur, um eine Skizze aufnehmen zu lernen, u. ich bin sehr vergnügt über meinen Entschluss.

Volk.

Die Römer sind bekanntlich von Alters her ein stämmiger, stierhalsiger, dickköpfiger, fetter Schlag. Grössere, schlankere Leute sind in Ober-Italien. Doch findet man auch hier immer 10 schöne Menschen, bis man bei uns 2 findet. Mehr schöne Männer als Frauen, doch auch unter diesen, besonders im Stadtviertel jenseits der Tiber (trastĕvĕrĕ), wo der alte Schlag am ausgeprägtesten ist, eine Menge höchst bedeutender Gestalten und Köpfe. Wer Almanach-Begriffe im Kopfe hat, wird, wie Nicolai, sich hier wie in Italien überhaupt in Hinsicht auf weibl. Schönheit sehr betrogen finden. Wer aber fühlt, was bedeutende Formen sind, was Styl heisst, der wird gar viel Herrliches sehen.

Die Natürlichkeit verläugnet sich auch hier nicht. Die römischen Weiber aus allen Ständen essen nicht sehr fein, beissen drauf los, zer-

---

[1]) Siehst du Soracte's schimmernde Gipfel tief
Vom Schnee bedeckt? Schon duldet der ächzende
Wald seine Last nicht mehr; die Flüsse
Stehn von der Schärfe des Frosts gefesselt.
(übers. v. A. Bacmeister.)

[2]) Solang als mit der schweigenden Jungfrau zum Kapitol wandelt der Pontifex.

[3]) Bernhard Fries, geb. 1820 in Heidelberg, gest. 1879 in München.

schlizen einen Hahn halb mit dem Finger und schmatzen laut. — Körperliche Bedürfnisse werden höchst unverhohlen behandelt. Dort geht ein fein gekleideter Mann mit einer Dame, er gibt ihr seinen Stock oder Schirm zu halten, geht etwas Weniges auf die Seite und sie wartet. Ein junger Deutscher wurde in seinem Logis von den Töchtern seiner Hausfrau, 2 sehr schönen Mädchen bedient. Diese sahen in seiner Gegenwart jeden Morgen nach dem Nachtstuhl (denn bessere Anstalten sind sehr selten und dann nichts weniger als eine commodité). Das genirte den schamhaften Jüngling so, dass er ihn gar nicht benutzte, sondern jeden Morgen bei Freunden eine Gastrolle gab, bis ihn die Mädchen fragten, ob er krank sei? Warum? Perche non cacate mai. Ich selbst habe meinen Nachtstuhl auf dem Corridor, die Tochter der Wirthin gieng ein Mal vorbei, ich sass auf Kohlen und konnte doch nicht aufstehen, sie sagte, ohne zu lachen oder überhaupt nur irgend etwas Ungewöhnliches darin zu finden, fate pure (machen Sie getrost weiter).

Höchst neugierig die Weiber. Habe ich einen Besuch, so streckt von meinen Hausleuten Eins ums Andere den Kopf herein. Eine grosse Wichtigkeit ist ihnen, dass ich mich morgens gurgle, was sie in ihrem Zimmer hören. Bei dem ernsten römischen Wesen doch beständig heiter u. zum Lachen aufgelegt. Wenn ich Abends nach Haus komme, steht meine dicke Wirthin da, stemmt die Arme in ihre fetten Hüften u. fragt, wo ich gewesen sei? — „In der Kneipe bei den deutschen Künstlern". Avete riso? (Haben Sie gelacht?) Wenn ich nun nichts zum Lachen habe, geht es mir sehr schlecht, bringe ich aber einen Brocken zum Lachen mit, so wiederholt sie es 3, 4 mal u. will sich ausschütten vor Lachen. Mein Zimmer u. meine Habe betrachten sie so ziemlich als zum gemeinschaftl. Gebrauch. Brenne ich meinen kleinen sturzenen Ofen ein, so sitzt in kurzer Zeit mein Zimmer voll, wie von Fliegen, die der Wärme nachziehen, oft Vetter und Basen dazu; einmal brachten sie noch einen Vetter, der schrecklich langweilige selbst gemachte Oden declamirte. Meinen Wachsstock &c. muss ich gewöhnl. drüben suchen, dagegen kann ich nach demselben Rechte drüben holen, was ich will. Treue in der Liebe, auch in der Ehe ist ziemlich selten. Freie Liebe ohne Rücksicht auf Geldgewinn ebenfalls selten. Interessirtheit ist römisches Nationallaster. Ein Fremder, der mit allerhand Illusionen käme von hoher Liebe, wäre sehr geprellt, u. klug thut jeder, der diese Weiber als schöne Bilder an sich vorübergehen lässt u. übrigens seine Zeit ganz der Kunst u. Vergangenheit widmet. Die jüngste Tochter meiner Wirthin ist ein Mädchen voll Anmuth, ja noch von einem Ausdruck süsser Unschuld, ist aber von den Verwandten an einen Kerl verkauft, der im Hause isst und schläft u. dafür des Mädchens Garderobe etc. bestreitet, auch wohl sonst Zuschüsse gibt. Glaubt aber darum nicht, dass ich in einem schlechten Hause sei, diess ist ländlich sittlich. Ich möchte sagen, ein Engel sei es, der, nach dem das Herz des Mädchens zerstört war, noch in den Formen u. Gebärden, im naiven Hinlauschen des zierlichen Köpfchens, dem anmuthsvollen stets belebten Spiel der

Hände sich leise u. stille regt. — Es ist wahr es sieht arg aus im Familienleben der Römer; ärger als man glaubt. Der Grund ist klar.[1]) Und doch noch so viel gute Anlage! So viel unverwüstliche Natur! Ja so viel Gutmüthigkeit in der Spitzbüberei! Die römischen Hausfrauen haben gar etwas Behagliches, Freundliches, fast Deutsches, nehmen dir aber dabei immer so viel als möglich Geld ab und stehlen von deinem Holz. (nicht alle, aber viele.) —

Zorn, Grausamkeit —: Die Thierquälerei der Italiener ist grausenhaft, nicht zum Sehen, u. ich ärgere mich doppelt bei diesem stets wiederholt sich aufdringenden Anblick, weil mir der niederträchtige Widerstand einfällt, den unsere Bemühungen im Vaterland fanden. Hier erkennt man sogl. dasselbe Volk, dem die scheusslichen Gladiatorenspiele über alles giengen. — Zum Morde sind auch die Weiber jäh. Ein deutscher Handwerksbursch incommodirte ein römisches Bürgermädchen auf der Strasse mit Caressen. Sie wies ihn ab, stiess ihn zurück, da der dumme Teufel, pochend auf frühere Bekanntschaft u. nicht merkend, wo es hinaus wolle, wieder zudrang, sah sie ihn still und bleich mit durchbohrendem Stechblik an und stiess ihm ihre silberne Nadel, die sie nach römischer Sitte in den Haaren trug, in's Herz, dass er starb. Diese Nadeln stehen gar trefflich schön in den pechschwarzen Haaren, haben aber meist eine zweischneidige Form, um auch als Dolch zu dienen. In der Cholera Zeit wurde ein Engländer, der einem Kinde Zukerbrod schenkte, in dem Wahn, er habe Gift ausgetheilt, von wüthenden Weibern mit diesen Nadeln zusammengestochen, u. als er am Sterben war, trugen sie Holz zusammen, ihn vollends zu verbrennen; mühsam rettete ihn ein Karabinier durch die Versicherung, man werde ihn, wenn sie ihn herausgeben, von Seiten der Justiz noch viel grausamer zu Tode quälen. Er starb schmerzvoll an seinen Wunden. Zwei Maler waren in einem Gebirgsdorf u. befanden sich bei einer gar freundlichen, gutmüthigen Wirthsfrau vortrefflich. Die Frau wurde offen, erzählte von ihren Umständen, gestand, ihren Mann nicht zu lieben u. beklagte schmerzlich den Tod des ersten Mannes, den sie gehabt hatte. Sie versicherte mit steigender Wärme, diesen unendlich geliebt zu haben und erzählte als Beweis folgendes. Ihr Mann bekam in seiner eigenen Wirthsstube mit den Bauern Händel, es kam bald zu blosen Messern, alle fielen über den Wirth her, da eilte sein Weib herbei, und mit ihrem Beistand warf er alle seine Gegner zur Thür hinaus. „Einen aber“, so schloss sie, „behielten wir hinnen, der hatte meinem Mann einmal nach dem Leben getrachtet, u. ich nahm“ — (die Maler meinten, sie werde einen Stock nennen u. hinzusetzen, wie sie ihn durchgeprügelt, aber plötzlich zuckte die italienische Furie durch das sonst gutmüthige Gesicht, und sie ergriff ein grosses langes Messer, womit man eben den Malern Brod u. Schinken aufgeschnitten hatte) — „dieses Messer und schnitt ihm den Kopf ab.“ Und die Polizei? „Soll sich ein Karabinier getrauen in unser Dorf zu kommen!“ —

---

[1]) Hier ist eine Tiara gezeichnet.

Mord aus Eifersucht, Rache u. s. f. fällt unter dem Volke in Rom oft vor, man erfährt es kaum. Um Weihnachten fielen 2 Morde an Einem Abend vor. Hört man einen Angegriffenen um Hilfe rufen, so ist der sichere Erfolg, dass Jeder, der es hört, davon springt, denn man riskirt, blos zum Behuf des Zeugen-Verhörs Monate lang zu sitzen oder bei nächster Gelegenheit als Opfer der Rachsucht unter den Messern derjenigen, gegen die man zeugte, zu fallen. Ein braver Deutscher wird natürlich diesen Rücksichten kein Gehör geben. — Am Weihnachtfest wurde Neisse, ein junger Maler in der Begleitung von Ottfr. Müller, am hellen Tage in einer abgelegenen Strasse angepackt. Zwei Kerle fielen über ihn her, der Eine drückte ihm die Kehle zu, und schlug ihm, als er sich dessen erwehren wollte, mit der Faust in's Gesicht, dass er gegen eine Mauer taumelte, worauf sie ihm die Taschen leerten. Das Messer zeigten sie ihm blos; der gute Bursche kam mit einem schwarz geschwollenen Auge und ohne Uhr davon. Den Tag darauf wurde in derselben Gegend ein Soldat von der Schweizergarde ermordet u. beraubt. Ich selbst bin schon bei allen Zeiten der Nacht und des Tags durch entlegene Strassen gegangen, ohne etwas zu bemerken, ausser einmal, wo ich in einem abgelegenen Gässchen zwischen Villen eine Pinie zeichnete und beim Umsehen bemerkte, dass drei Kerle zusammen flüsternd standen und sich öfters umsahen ob Niemand passire. Ich steckte meinen Zeichen-Apparat ein, gieng rasch auf sie zu u. that dabei, als untersuche ich eine Schraube an meinem Stocke, um sie auf die Meinung zu bringen, es sei ein Stockdegen; so gieng ich absichtlich mitten durch sie hindurch und blieb ungeschoren. Indess kann ich mich in ihrer Absicht getäuscht haben. Jedenfalls sind solche gelegentliche Räuber in der Stadt feig und schnell einzuschüchtern, man muss sich nur rüstig und gefasst zeigen; Neisse ist sehr leibarm u. der Schweizersoldat war betrunken u. ohne Stock. Zum Spass werde ich euch ein ächt römisches, zum Zustossen gemachtes Messer mitbringen.

Die männliche Jugend gefällt durch Schönheit und Ausdruck von Freiheitsgefühl. Besonders der Haarwuchs ist schön, niemals straff hängend, schön gerollt u. prächtige Bärte. Es ist aber ein Volk von Taugenichtsen; gehst Du hinter zweien und hörst sie reden, so ist es mathematisch gewiss, dass Du jedesmal die Worte: Paoli u. Scudi, bella ragazza (Mädchen) u. vestiti hörst. Ein schöner Sinn der Italiener ist ihr Bau-Sinn, ihre Lust, durch herrliche Palläste u. Villen ihren Namen der Nachwelt zu lassen, und hierin, so sparsam sie sonst sein mögen, nichts zu sparen. Bei uns stösst man in die Posaune, wenn einmal Einer einen grossen Kasten mit Zimmerchen wie Schubladen baut, hier — Pallast an Pallast, grosse weite Säle mit Fresken u. Statuen, Räume, von denen man im Norden nichts weiss. Auch die gewöhnlichen Häuser sind alle grossartiger, als bei uns, Platz u. Geld nirgends so kleinlich gespart, und man meine ja nicht, das Bauen sei hier wohlfeiler, im Gegentheil es ist, wie alle Arbeit von Künstlern und Handwerkern, entsetzlich theuer. Das kleinste Dorf hat eine schöne Kirche, einen schönen Kirchhof. Da ist Sinn für das Oeffentliche, grossklassisches Wesen. Ich

werde mich an unsere Nussschaalen u. Speisekästchen von Häusern schwer wieder gewöhnen. —

Das ungünstige Licht, das nach dieser Schilderung auf die italien. Sitten fällt, gilt mehr den Städten, wohin Reisende schon längst die Corruption verschleppt haben, als dem Lande überhaupt: Erträglich ist überall die Welt, wo der Engländer nicht hinkommt mit seinem Geld. Am Landvolk besonders sieht man die herrliche ursprüngliche Natur. Teufel, wie vornehm ist ein solcher Bauer mit dem feinen Profil, dem männlich antiken Barte, dem markig stolzen Gesicht, u. mit welch noblem Selbstgefühl spricht er mit dir, der du vielleicht meintest, dich herabzulassen. Es ist doch etwas Grosses um den Stolz, den grossen ernsten Völkerstolz, u. zehrt er auch nur von der Grösse der Ahnen u. dem Gefühl unentwickelter Fähigkeiten. Es sind und bleiben liebenswürdige Spitzbuben. Gestern sah ich ein Bauernweib in der schönen Tracht von Genzano (Dschenzanŏ), so edel schön, so fein, nobel, dass die geputztesten Circel-Damen neben ihr als Mägde hätten erscheinen müssen. Zu einem Soldaten von der Schweizergarde sagte ein Trasteveriner, der von ihm bei einer Prozession im Gedränge zurückgestossen wurde: barbaro, non sai tu, che io sono di sangue Trojano? Barbar weisst Du nicht, dass ich von trojanischem Blute bin? Gebt den Deutschen dieses Nationalgefühl u. sie fressen die Welt auf dem Butterbrode. Die Deutschen machen hier in Italien durchweg durch den Ausdruck von Timidität, denn sie haben, durch jenes Gesicht, das aussieht, als hätte es jederzeit Angst vor einem Polizeidiener, den unglücklichsten Eindruck unter allen Nationen. Ich habe inzwischen schon mehrfachen Italienern lebhafte Standreden über unsern Werth u. ihre Lumperei gehalten.

Kunst.

Vom Alterthum sind das Bedeutendste u. Eigenste Roms die Ruinen seiner gewaltigen Architectur. Das Colosseum im Mondlichte! Das alterschwarze Pantheon, wenn du in der Dämmerung vorübergehst, mächtig wie ein Geist aus uralten Zeiten hervordämmernd! Die umfassenden Anlagen der Thermen, der Wasserleitungen! Und nun bevölkere diese Trümmer mit deiner Phantasie, träume jene blutigen grossen Menschen hinein, welche die Welt erobert haben! Ja es bleibt wahr, dass die Sonne nichts Grösseres sah u. sieht als Rom. — Der Reichthum des capitolinischen u. vaticanischen Museums an alter Sculptur ist bekannt, wird aber von dem Wenigen, was man von griechischer Kunst aus der Blüthezeit hat, fast todtgeschlagen. Nur sehr wenig aus der besten griech. Zeit ist da, wohl aber vieles von Griechen, die in Rom die Originale der grösten Meister, eines Phidias, Polyclet u. s. w. in unendlichen Copieen, zum Theil sehr fabrikmässig, zum Theil aber mit grosser Meisterschaft vervielfältigten. Hieher gehört besonders ein Diskobol, Apollo *σαυροκτονος*, ein Amortorso nach Praxiteles, der Herkulestorso, Laocoon, Apollo von Belvedere u. s. w. Näher gehören der römischen Welt die wundervollen Statuen im Gefechte fallender Barbaren (Gallier oder Deutschen) an, wie der sogenannte sterbende Fechter, u. die herr-

liche Gruppe in Villa Ludovisi, ein Barbar, der den Tod der Gefangennehmung vorzieht. Sein Weib, das er zuerst getödtet, hängt ihm wie eine geknickte Lilie im linken Arm, er selbst gewaltig ausschreitend, stösst sich das Schwert von oben beim Schlüsselbein in die Brust u. wirft den Kopf voll kühner Verachtung nach den Feinden zurück. Ja meine Freunde, da reisst man schon die Augen auf, wenn man so etwas sieht. Prof. Feuerbach, mit dem ich in die schwer zugängliche Villa gelangte, machte, als die Thüre des Casino aufgieng u. — die ergreifende Gruppe sich plötzlich darbot, einen Sprung drauf los, wie ein wilder Pardel, Panther oder anderes reissendes Thier. — Ich habe die Bildsäulen des Vaticans in Fackellicht gesehen. Es ist das stete u. sanft bläuliche Licht von Wachsfakeln. Da standen die ernsten Göttergestalten im milden Schimmer, selig in Vollkommenheit u. doch trauernd, als wollten sie sagen, wir sind zu schön, wir lebten nur ein kurzes Geisterleben in der Phantasie des glücklichsten Volkes der Welt. Der Amor-Torso war wohl am schönsten. Es ist nur Kopf u. Leib erhalten, ohne Arme u. Füsse, doch stört diese Art von Verstümmlung weniger als andere. Es ist nicht Amor nach der gewöhnlichen Vorstellung, sondern Eros als Weltmacht, der das Streitende verknüpft, aber es darum als Streitendes auch tödtet, darum (wie ja Liebe u. Tod an sich so nahe verwandt ist:) ein Todten-Genius, eine Jünglingsgestalt, die ernst, ja traurig ernst mit gesenktem Haupte vor sich hinsieht, als träume er (wenn ihr es modern wollt) von Romeo u. Julie. Wie schön stand ihm das mondähnliche Licht, das an den Formen voll der zartesten Grazie herniederfloss! — Und ich soll das Alles nicht wieder sehen! Und ich habe bereits vom Vatican Abschied genommen, da ich die wenige übrige Zeit anders benützen muss! Es ist doch ein hartes Wort: zum Letztenmal! man lernt den Schmerz, der in ihm liegt, nicht aus. — Auf Malerei will ich mich nicht einlassen, ist doch so Vieles, so unendlich Vieles hier, dass ich daran drücken und würgen muss, wie die Schlange, die einen Hirsch mehrere Tage lang zwischen den Zähnen hat, bis sie ihn hinunterkriegt; mit dem Unterschiede, dass ich keine Schlange bin u. die Kunst kein Hirsch. M. Angelo habe ich erst hier kennen gelernt, ich hatte vorher keinen Begriff von ihm — das ist ein Mensch! Fürchterlich in seiner Grösse! Sein jüngstes Gericht ist ein Wetterschlag, der die Gräber aufreisst, es geht durch das ganze Bild ein Gefühl wie das Grausen der grösten Wirkungen der Elektrizität, ein Sturm zürnender Allmacht, schreklicher Gerechtigkeit, Schauder fasst selbst die Seeligen, die aus den Gräbern aufschweben, u. Maria schmiegt sich wie eine aufgeschreckte Taube an die Seite ihres Sohnes, der hier nicht Erlöser, nicht ein Gott der Liebe u. Huld (für solche Gefühle hat M. Angelo keinen Raum), sondern ein Richter ist ohne Gnade, ohne Erbarmen. Ein weichliches Gemüth kann ein solches Bild nicht ansehen; doch ja, so wie das gebildete Publicum die Dinge ansieht, wie eine Wand, worauf geschrieben stehet: siehe allhier das berühmte Gemälde von M. Angelo. —

Ich reise von Rom mit der Satisfaction ab, meine Zeit brav benützt zu haben. Vom Morgen bis in die Nacht kaum gesessen, immer ge-

sehen und gesehen, im Zimmer kein Sitzleder, u. ich bitte dich, l. Strauss, dem Ruge[1]) zu schreiben, dass es eine Unmöglichkeit sei, bei meinem kurzen Aufenthalt etwas aufzusetzen, dass ich aber schon den Plan zu 2 Aufsätzen im Kopf habe. 1., über die Aufgaben der modernen Malerei, 2., Ueber das eigentliche Wesen des Zopfs. Die Sonne sehe ich, so oft der Himmel klar ist, von einem hohen Puncte, etwa von der Eiche Tasso's, wo der kranke sterbende Dichter seine letzten Tage noch im Freien genoss, über der ewigen Stadt, der unendlichen Campagna, den herrlichen Gebirgen untergehen und lange noch auf den fernen Schneegipfeln der Abruzzen nachglänzen. Abends gehe ich in der Gesellschaft der deutschen Künstler zum Weine.

Deutsches Künstlerleben,

nicht Kunstleben, denn ich mag jetzt nicht über die Kunstrichtungen ein Breites vortragen. Sehr gefällt es mir, dass in Gesellschaft über Kunst niemals disputirt wird, man plaudert, lacht, singt, wie Studenten, daher auch der junge Pressel sich sehr wohl hier gefiel, u. durch tüchtiges, gesundes, braves u. heiteres Wesen, sich alle zu Freunden machte. Bei aller oft lauten Heiterkeit ist ein anständiger Ton u. kein Zotenreissen, wie ich es anderswo kenne, anderswo in —. Doch lassen wir das. Ich lebe noch einmal auf und werde noch einmal Student, trage auch Abends die hiesige Künstlermütze nach dem Schnitte von Raphaels Mütze. An Weihnachten legte das Christkindle ein, jeder kaufte sein Geschenk, man zündete einen Baum (d. h. keinen Tannenbaum, denn die gibts nicht, sondern einen grossen Lorbeer) an, und vertheilte die Geschenke durch das Loos. Das Zimmer war von Künstlern im edelsten Geschmake mit Festons &c. verziert. Es gieng sehr lustig her, ich war aber nachdenklich u. in mich gekehrt, denn ich hatte mich diesen Abend verliebt. Es sahen die Kinder der Hausleute Anfangs zu, darunter ein Knabe von etwa 9 Jahren, bleich, herrlich schwarze Locken, das edelste südliche Gesicht u. lange schwarze Wimpern über den dunklen grossen Augen. Ich machte Reinick[2]) auf den bildschönen Jungen aufmerksam u. sagte, er erinnere mich an gewisse Bilder von Velasquez, u. wirklich bestätigte sich meine Meinung, denn der Junge hat eine spanische Mutter. Dieses Bild schwebte mir den ganzen Abend vor, ich dachte an so allerhand, an Plato u. was er sagt von schönen Knaben, wie der Weise erschrickt u. erstaunt, wenn er das Urbild der Schönheit plötzlich verwirklicht sieht, u. an das Symposion, u. wie diese Welt Plato's verschwunden sei, u. wie auch dieser Knabe verblühen werde, u. ich weiss selbst nicht was Alles, ward still u. trollte mich nach Hause. Als ich in mein Zimmer trat, hörte ich die Töne einer Mandoline u. eines Tamburo, die Hausfrau kam u. lud mich ein, dem Saltarello zuzusehen. Es waren zu ihren Töchtern 2 andere Mädchen eingeladen, die diesen Nationaltanz besonders schön u. feurig tanzten, besonders die Eine, die

---

[1]) Arnold Ruge, geb. 1803 in Bergen auf der Insel Rügen, mit Echtermeyer Begründer und Leiter der „Halle'schen Jahrbücher“, dann, 1840, der „Deutschen Jahrbücher“, gest. 1880 in Brighton.

[2]) S. oben, VI. Heft, S. 479, Anm. 1.

ich nicht genug bewundern konnte. Der orientalische, eintönige, berauschend anwachsende Lärm des Tamburo, das hastige, ängstliche u. wieder aufjauchzende Zittern der Mandoline beflügelte sie in heftigerem u. immer heftigerem Takte, den Tänzer fliehend u. wieder suchend, jetzt die Beine fantastisch kreuzend, jetzt wieder zu den gratiösesten Linien zurükkehrend. Ein Wahnsinn schien sie zu ergreifen, der indische Bacchus schien der rasenden Mänade zu folgen, die schwarzen Locken sausten wie geschwungene Glocken um den braunen Nacken, ich begriff plötzlich die antiken Reliefs, worauf tanzende Bacchantinnen dargestellt sind, der Geist dieses gewaltigen Sinnenlebens gieng mir auf. Was ist gegen dieses unser philisteriöser, in wechselloser gemeiner Gewissheit des Besitzes sich wiegender, fetter, dicker, plattsinnlicher, karpfenmässiger Walzer, das abgebrochene Stück eines ursprünglichen Nationaltanzes, von dem er nur Schluss sein sollte. Mariuccia hatte keinen Tänzer, dessen Stelle versah ein Mädchen, man verlangte von mir, ich sollte mittanzen, sie meinten es sei leicht, weil sie es können, ich lehnte es ab, u. sah ruhig zu, als Mariuccia plötzlich im Tanzen auf mich los stürzte u. in ihrem Wahnsinn mich so heftig aufriess, dass meine Cigarre, die ich eben rauchte, in unbekannte Weltgegenden hinausflog, vielleicht ans Eismeer, wo sie jetzt irgend ein Eisbär oder Seekalb raucht. Ich liess mich aber natürlich nicht bewegen, den schönen Tanz durch meine Ungeschicklichkeit zu verderben. Spät legte ich mich zu Bette, während die Gesellschaft noch blieb u. ich im halben Schlummer die betäubende Musik der fremdartigen Instrumente noch vernahm.

Es ist noch so manches Nationelle hier, so das bekannte Morraspiel, das schon die alten römischen Soldaten spielten, Volkstrachten von grosser Schönheit die aber in der Stadt mehr u. mehr verschwinden, um der seelenlosen modernen Tracht zu weichen.

Die Tracht der Geistlichen mit den langen stattlichen Falten gehört wie unser Kirchenrock unter das wenige Schöne, was man noch sieht. Antik ist auch die geschmackvolle Art, den Mantel zu tragen, den man hier bei jedem Bettler sehen kann, der wenn auch kein Hemd doch gewiss einen Mantel hat.

Vom Reinhardsfest habt ihr wohl in der allg. Zeitung gelesen; es war lustig, die Leute sprangen u. hüpften am Ende wie die Böckchen, damit man aber nicht vergesse, dass man in Italien sei, machten sich die Kellner auf u. stahlen, was ihnen unter die Hände kam, benützten den allgemeinen Taumel, Eine Flasche Wein um die andere abspazieren zu lassen, bis ein breitschultriger Oestreicher[1]) einen ergriff u. ihm den Kopf auf den Tisch stiess, dass ihm die Nase schier zerschellte und den andern die Treppe hinabwarf, was gut wirkte. — Schadow[2]) ist hier mit Familie, Overbeckianer (Nazarener sagen die Künstler hier) und Proselyt, sonst ein gebildeter Mann, ich besuche ihn bisweilen Abends.

---

[1]) Der Maler Karl Rahl, geb. 1812 in Wien, gest. 1865 ebendort.

[2]) Der Maler Wilh. Friedr. von Schadow, geb. 1789 in Berlin, gest. 1862 in Düsseldorf.

Religion.

Legende. Ein Soldat von der Schweizergarde betrank sich täglich u. erndtete dafür viele Prügel u. häufiges Gefängniss, begann daher, sich mit inständigem Flehen an die Maria in einer gewissen Kirche zu wenden. Der Sakristan, welcher solches bemerkte, stellte sich eines Tags hinter das Muttergottesbild u. wisperte, als käme es vom Jesuskinde, dem Betenden zu, es werde ihm geholfen sein, wenn er künftig nur eine Mezza foglietta (halbe Flasche) täglich trinke, der Schweizer aber sprach: sta zito, cacamerde, che sai tu? Jo parlo con tua madre. (Halts Maul, Hosensch . . . . ., was weisst Du, ich spreche mit deiner Mutter). Worauf ihm der Sakristan im Tone der Mutter eine ganze Foglietta täglich erlaubte, u. der Schweizer, wenig zufrieden nach Hause ging. Andere Legende: Zwei Lumpen wollten in den Himmel kommen, wandten sich daher an St. Joseph, welcher, dieweil er selbst nur durch seine Verwandtschaft hoffähig im Himmel ist, der Schutzpatron aller Lumpen u. Taugenichtse ist. S. Joseph versprach auch alles Mögliche für sie zu thun u. verwandte sich bei dem lieben Gott nach Kräften. Da aber der Herr unerbittlich war, drohte er den Himmel zu verlassen, worauf ihm erklärt wurde, er könne immer gehen, S. Joseph aber sprach: gut, aber ich nehme auch meine Frau Maria mit dem bambino Jesu mit (Jesuskind), ergriff solche auch sogleich bei der Hand, um sie fortzuführen. Worauf allgemeine Verlegenheit im Himmel entstand u. dem S. Joseph s. Verlangen gewährt ward. (Wurde einem Bekannten von mir im Tone der Ueberzeugung u. mit grosser Beredtsamkeit als Beweis für die Kraft der Schutzheiligen vorgetragen).

Am Samstag vor Weihnachten sah ich grosse Messe in der Sixtin. Capelle, wobei der Pabst gegenwärtig war u. die päbstliche Kapelle mit den Castraten sang. Man muss sagen, diese Ceremonien haben, wenn sie auch jetzt hohle Formen sind, immer Styl u. sind als Formen bedeutend. Wer diess recht einsehen will, der gehe zum protestantischen Gottesdienst auf das Kapitol u. sehe hier das unerquickliche Genäf u. Genörkel nach der preussischen Agende. Auch manche Predigten habe ich gehört, wovon unsre protestantischen Prediger lernen könnten, namentlich von einem Capuziner in dem Colosseum (das, weil einst Märtyrer daselbst starben, die Stationen u. jeden Freitag Predigt hat.) — Am Weihnachtsfest las der Pabst selbst Messe im St. Peter. Grosse glänzende Ceremonie, auf dem Altar die Insignien des Pabstes, die Schweizergarde (die auch sonst mit ihren Hellebarden u. mittelalterl. Uniformen gar malerisch erscheint) in Ritter-Rüstung, der Pabst wurde hereingetragen unter dem Baldachin &c. Seinen Thronstuhl bewachte ein gar schöner grosser Schweizer mit einem gewaltigen Flamberg. Die immensen Räume von langen Militär-Reihen, einer unendl. Zahl von Zuschauern, nicht halb ausgefüllt, viele glänzende Uniformen, vornehme Leute, D. Miguel, Herzog v. Bordeaux, die Königin von Sardinien u. Prof. Vischer aus Tübingen. Der Moment, wo der Pabst nach der Wandlung die Hostie dem Volke zeigte, war bedeutend. Die Musik fiel mit ernsten Tönen ein, alles Militär u. alles Volk ausser uns Ketzern

fiel auf die Kniee, u. ein Sonnenstrahl fiel durch einen vom Wind aufgewehten Vorhang aus der Höhe plötzlich gerade auf die Hostie. — Einige Tage darauf war ein Fest in der Kirche Ara Celi (auf dem Capitol, an ihrer Stelle stand einst der Tempel des Jupiter Capitolinus). Diese Kirche hat ein wunderthätiges Jesuskind das an diesem Tage im Triumphe herumgetragen wird, eine grosse Volksmenge war da. Das ganze Capitol bunt von Menschen; in dem feierlichen Moment, wo das Kind von einem Priester von seiner Stelle genommen wird, begann die Musik einen kreuzfidelen Walzer, unter welchem die Prozession nun an- u. fort-gieng. Das Jesuskind ist von Holz u. hat gar dicke rothe Backen, ein altes Weib hinter mir verliebte sich darein: ah, quantŏ è carino (lieb) che carŏ bambinŏ, quanto è buonŏ! und so gieng es fort.

Am Erscheinungsfest war in der Propaganda (Schule von Missionär-Zöglingen aus allen Welttheilen) eine grosse Production, es wurden nämlich kleine Reden u. Gedichte von den Zöglingen in etwa 40 Sprachen gehalten. Zwei Chinesen mit ihrem Gebimmel u. ein Araber mit seinen scharfen Kehltönen gaben besonders zu lachen. Man klatschte, schrie Bravo wie im Theater, es war eine wahre Gugelfuhr. Ein schüchternes Bürschchen aus Friedrichshafen trug ein lateinisches Epigramm vor, ich klatschte patriotisch.

In kurzem also nach Neapel, dann nach Palermo, wo neben den Reliefs von Selinunt mich besonders die maurisch-normannische Baukunst reizt, u. ungefähr Mitte März, wenn mich kein Wallfisch frühstückt, wandle ich, wo Pericles, wo Socrates, wo Sophocles wandelte, um euch Freunden allen ein bereichertes aber in alter Liebe treues Herz zurückzubringen.

Rom, den 25. Jan. 1840.

Federigo,
denn bald weiss ich meinen Namen nicht mehr, da kein Mensch im Hause mich anders als Sor (f. Signor) Federigo nennt. „Vischer“ geht weit über ihre Fassungskräfte.

Die Verlegung der Universität Tübingen nach Stuttgart.

Memoire von Friedrich Th. Vischer an den württembergischen Kultusminister L. von Golther.[1])

Mitgeteilt von Robert Vischer in Göttingen.

Im Jahre 1866, nach einem elfjährigen Aufenthalt in Zürich, folgte Fr. Vischer einer Rückberufung in die Heimat. Sie war ihm „der letzte sühnende Akt zu der Geschichte seiner Suspension". Hierüber findet man Auskunft in seinem „Lebensgang" (Altes u. Neues, Stuttg., Bonz, 1882, III, 316 ff., 327 ff., 336 ff.). Er hatte an der Limmat „nicht ausser der Welt, sondern in der Welt, in einer grossen, wohlhabenden, aufblühenden, von allen Nationen besuchten Stadt" gelebt und seine ganze Natur sträubte sich dagegen, wieder nach dem kleinen Tübingen überzusiedeln, „einem Mittelding zwischen Stadt und Dorf". — Zu der kurzen Schilderung, die er a. a. O. vom Charakter des dortigen Lebens gibt, fügt er noch die Worte: „Ich will mit dem Geständnis meiner Abneigung gegen Rückkehr in jene Zustände niemand wehe tun, der gern in Tübingen lebt, weil er ländliche Stille vorzieht; ich weiss, wie viele treffliche und ausgezeichnete Menschen dort wohnen, aber Wahrheit geht über Rücksicht." — Er zögerte lange, es war „kein kleiner Conflict". Jedoch nun wurde ihm angeboten, von Tübingen aus je in der zweiten Woche einige Vorträge in Stuttgart zu halten, und in dem Gedanken, dass er „in Tübingen eher würde leben können, wenn ihm (Tübingen) beständig die Hauptstadt über die Schulter sehe" konnte er sich entschliessen. Allein bald zeigte die Erfahrung, dass das Hin- und Herreisen ihm „alle Sammlung zerstückte, und eine veränderte Einrichtung, nach der er je ein Wintersemester am Polytechnikum, ein Sommersemester an der Universität lehrte, hielt ebenfalls nicht die Probe; ein der Wissenschaft gewidmetes Leben fordert Stetigkeit des Wohnsitzes. Es hiess also: Entweder, oder! Universität oder Polytechnikum! — Die Wahl ausserordentlich zu erschweren, kam nun ein Ruf an das Polytechnikum in München." Er verlebte ein Halbjahr „in einem furchtbar schweren innern Kampf", den er mit folgenden Worten ausspricht: „dort ungleich grössrer Wirkungskreis in einer Stadt, wo Hochschule und Polytechnikum sich vereinigt befinden, die reichen Kunstsammlungen, die Künstler, die Ateliers, kurz eine ungleich weitere, weltmässig offnere Existenz, hier die peinvolle Wahl, in der ich doch nicht lange schweben konnte, denn den Abend meines Lebens in der geschilderten Enge zuzubringen, war mir Unmöglichkeit, ich musste mich für Stuttgart, allein hiemit für eine Lehrthätigkeit entschliessen, welche zwar neben den Schülern der Anstalt auch Männer, die auf Universitäten studiert haben, aber nicht eine Jugend mit der Vorbildung des Studenten vor sich hat. Doch nun die andere Seite! Ich war bei meiner Rückkehr von so vielen mit einem Wohlwollen empfangen worden, das über jenes Mass hinausgeht, welches der einzelne als solcher jemals in Anspruch nehmen darf; es war der Sinn meiner Zurückberufung, dem dies galt, es war die Reparation eines alten Unrechts, welche in meiner Rückkehr begrüsst wurde. Man begreift, dass ich mich entschliessen musste, zu bleiben." — „Die Pietät als Pflicht musste durchschlagen

[1]) Dr. Ludwig von Golther, geb. 1823 in Ulm, gest. 1876 in Stuttgart. Er hat 1862, nachdem das Konkordat von der Kammer abgelehnt worden war, das Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche geordnet und hiermit, elf Jahre früher, als das in Preussen geschah, einen Wall gegen die Übergriffe der Hierarchie errichtet. S. darüber seine Schrift „Der Staat und die moderne Kirche" (Stuttgart 1872.) Aus seinem Nachlass hat Fr. Vischer die Studie „Der moderne Pessimismus" mit einem Vorwort herausgegeben (Leipzig, 1878).

und Entsagung gebieten. Ich habe es nie bereut, obwohl etwas Tragisches darin liegt, wenn ein Mann im letzten Stadium des Lebens sein Wirken verengen muss. Darin bin ich ein Opfer des ungeheuren Missstandes, dass unser Land seine höchsten Lehranstalten nicht an einem Ort konzentriert hat."

Die hier mitgeteilte Eingabe an das Ministerium knüpft nun an die Schilderung der überschweren Lage, in die er sich durch seine geteilten Pflichten versetzt sah, einen Gedanken von allgemeinem und jetzt wieder aktuellem Interesse, den Vorschlag nämlich, die Universität nach Stuttgart zu verlegen und mit dem dortigen Polytechnikum zu vereinen, wobei nach jeder Seite begründet wird, warum es für Württemberg und überhaupt erforderlich ist, dass diese beiden wissenschaftlichen Institute in möglichst engen Zusammenhang treten. In England, Frankreich und Italien besteht diese Verbindung schon längst; und auch in Amerika gibt es mehr als eine mit einer technischen Abteilung versehenen Universität. In Bayern steht zurzeit noch in Frage, wo das projektirte zweite Polytechnikum errichtet werden soll. Der Gruppe, die es in Nürnberg sehen will, stehen zwei andere gegenüber: die Würzburger und die Erlanger, beide wünschen, dass es ihrer Universität angegliedert werde. Für Frankfurt a. M. wurde und wird noch wie für Hamburg und Salzburg die Errichtung einer Universität erwartet, und hoffentlich kommt sie wenigstens an einem dieser Orte im wirklichen Sinne des Wortes *Universitas* endlich doch zustande, d. h. mit Einschluss eines Polytechnikums und einer Akademie der bildenden Künste. Der Segen würde nicht ausbleiben.

R. V.

Eurer Excellenz

habe ich im Laufe dieses Winters bei Gelegenheit gütiger Nachfrage, wie es mir im neuen Amt ergehe, die ergebenste Bitte vorgetragen, am Schlusse dieses Semesters das Resultat meiner Erfahrungen in der doppelten Berufsthätigkeit schriftlich vorlegen zu dürfen. Indem ich von Eurer Excellenz freundlicher Erlaubniss nunmehr Gebrauch mache, fasse ich die Ergebnisse zum voraus in zwei Sätze zusammen, die allerdings in schwer lösbarem Widerspruch mit einander stehen.

Meine beiden Lehrämter sind mir in der kurzen Zeit gleich lieb geworden; ich sehe durch eine Summe von Beweisen rührender Anerkennung meine Bemühungen so schön belohnt, dass ich den unbedingten Wert des Wirkens im Vaterlande in seinem ganzen Umfange erkenne und fühle. Die akademische und polytechnische Jugend kommt mir mit Liebe und Eifer entgegen und zu besonderer Genugtuung gereicht mir, dass meine Vorlesungen am Polytechnikum auch von einer bedeutenden Anzahl freiwilliger Zuhörer aus verschiedenen Ständen besucht werden; das Bewusstsein, über den nächsten Kreis hinaus auf weitere Kreise zu wirken, ist ein höchst wohlthuendes und eröffnet eine vielbedeutende Aussicht in die Tragweite höherer Lehranstalten, wenn sie sich in grösseren Städten befinden. Hiezu füge ich, dass die öftere Anwesenheit in unserer Hauptstadt ganz einem subjektiven Bedürfniss entspricht, in der Welt zu leben, das bewegte Bild des mannigfaltigen Menschenlebens um mich zu sehen.

Dieser Lichtseite meiner neuen Berufsthätigkeit stellen sich jedoch starke Schattenseiten gegenüber, die ich Eurer Excellenz in eingänglicher Darstellung aufzuzeigen mich verpflichtet fühle. Der erste Missstand, den ich hervorhebe, ist der grosse Zeitverlust, den die häufigen Reisen mit sich bringen. Bei der schleppenden Langsamkeit der Bahn-

züge kostet mich die Hin- und Herreise mit dem Ordnen der Manuscripte, Packen, Gehen zum und vom Bahnhof jedesmal wenigstens 10 Stunden. Die Rechnung beläuft sich ungleich höher, wenn ich die Zeit dazu in Anschlag setze, die es braucht, bis ich von der Reisezerstreuung mich wieder gesammelt habe. Ich hatte gemeint, unterwegs meditiren zu können, und es war mir gütig bewilligt, zu diesem Zwecke stets die erste Klasse zu nehmen und in meinem Auslagen-Anschlage zu verrechnen; dies ist im Winter nur bei ganz ungewöhnlich mildem Wetter thunlich, da in den Wagen erster Klasse nicht geheizt wird; so muss ich denn in dieser Jahreszeit meistens in der zweiten Klasse fahren, wo es selten möglich ist, Gespräche zu vermeiden, von der Umgebung so zu abstrahiren, dass ich eine zusammenhängende geistige Beschäftigung vornehmen kann.

Es steht ein Eilzug in Aussicht, aber in weiter, und man hat in meinem Alter, wo die Lebenskraft sich abwärts neigt, allen Grund, mit der Zeit zu geizen. Zudem weiss ich nicht, ob der Eilzug, auf den man hofft, in eine mir gelegene Stunde fallen wird. — Ob meine Gesundheit die häufigen Fahrten in die Länge aushält, zweifle ich; ich bin sehr zu Erkältungen disponirt; bis jetzt hat mich allerdings nur eine befallen, aber heftig und so, dass die nachbleibende Heiserkeit mich bei der öffentlichen Vorlesung im Königsbau empfindlich störte. — Höchst misslich ist nun ferner die stets wiederkehrende Unterbrechung meiner Vorlesungen.

Für das eine meiner hiesigen Collegien musste ich aus Rücksicht auf die Zuhörer die Tage so feststellen, dass alle 14 Tage eine Unterbrechung vom Montag der einen bis auf den Freitag der nächsten Woche eintrat; um nicht gar zu weit zurückzubleiben, habe ich neuerdings meiner anderen Vorlesung eine Stunde abbrechen und der stets so störend unterbrochenen zuwenden müssen. Wie empfindlich diese Unterbrechungen sind, fällt in die Augen; als schlagendes Beispiel führe ich nur an, dass ich öfters mitten in einer Scene eines Shakespeare'schen Dramas stehen blieb und erst 11 Tage später darin fortfahren konnte.[1]) Womöglich noch empfindlicher ist die Unterbrechung meiner Vorlesungen am Polytechnikum, da ich für die eine, wichtigere derselben ohnedies nur je 2 Stunden bei meinem Aufenthalt bestimmen kann. Der Faden muss meinen Zuhörern in der langen Zwischenzeit, bis ich ihn wieder aufnehmen kann, jedesmal entschwinden, das Bild erbleichen, die Wirkung verloren gehen, die in der Kraft des Zusammenhanges liegt.

So wird denn meine äussere wie meine innere Tätigkeit zerstückelt, der Lehrvortrag wie die geistige Sammlung zersplittert. Die Mussestunden in Stuttgart hoffte ich für meine Privatstudien zu benützen; dies ist mir aber bis jetzt so gut als unmöglich gewesen; Besuche und Gegenbesuche, Unterbrechungen und Abhaltungen jeder Art rauben mir die Zeit, weil sich alle gesellige Verpflichtungen auf wenige Tage con-

[1]) S. Vorträge von Fr. Th. Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von R. Vischer. Zweite Reihe: Shakespeare-Vorträge, Stuttgart, Cotta, 1899—1904.

centriren, während sich bei zusammenhängendem Aufenthalt diese Nebendinge ordnen, auf Nebenstunden vertheilen liessen. Ich bin den ganzen Winter fast zu keiner Privatarbeit gelangt; schon lange liegt mir die Nothwendigkeit, meine Aesthetik[1]) umzuarbeiten, schwer auf dem Gewissen; wie es mir möglich werden soll, dieser Verpflichtung gegen die weite Welt nachzukommen, sehe ich nicht ab, wenn sich nicht ein Ausgang aus dieser Zerstücklung meiner Zeit finden lässt. Ich befinde mich infolge dieser Erfahrungen in einem Zustande, den ich als den der Zerfahrenheit und Atemlosigkeit bezeichnen muss.

Besinne ich mich nun, worin der Ausweg bestehen, um welcherlei Abhilfe ich Eure Excellenz bitten könnte, so droht sich das Gefühl der Athemlosigkeit in das der Rathlosigkeit zu verwandeln. Ich dachte daran, die ergebenste Bitte vorzubringen, dass mir vergönnt würde, das Winterhalbjahr als Lehrer der polytechnischen Schule in Stuttgart, das Sommerhalbjahr als akademischer Lehrer in Tübingen zuzubringen. Allein ich erkenne, dass sich diesem Ausweg fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Meine Besoldung ist zum weitaus grösseren Teile aus dem Universitätsfonds geschöpft, mein Wirken an der Hochschule doch das an sich höhere, wesentlichere; zweimal in jedem Jahr müsste ich mit meiner ganzen Bibliothek und fast all meiner Habe einen Umzug vornehmen: eine Bemühung mit Äusserlichkeiten, die sich jeder, der vom Werthe der Zeit durchdrungen ist, so selten als immer möglich auflegt. Ich verberge mir nicht die Folge, die sich aus dieser Rathlosigkeit einfach zu ergeben scheint. Wenn 2 Dinge schlechthin unvereinbar sind, so muss auf eines von beiden verzichtet werden und für mich läge sonach die Pflicht vor, auf den Wirkungskreis am Polytechnikum zu verzichten. Wenn ich bekenne, dass ich diese Verzichtleistung nicht über mich bringe, so glaube ich mich dem Vertrauen hingeben zu dürfen, dass in den Augen Eurer Excellenz für dies offene Geständniss mich kein Vorwurf treffen werde, da ich dasselbe als die Consequenz meines früheren Verhaltens bezeichnen darf. Ich glaubte die ehrenvolle Anfrage, ob ich mich entschliessen könnte, einen Ruf an unsre Universität anzunehmen, nicht bejahen zu können, bis mir Eure Excellenz das entgegenkommende Anerbieten machte, auch am Polytechnikum eine Lehrfunction zu übernehmen.

Ich kannte die Stadt Tübingen aus vieljähriger Anschauung. Ich gestehe, als ich nach elfjähriger Abwesenheit im vorigen Sommer sie wieder betrat, um eine Wohnung zu suchen, an mir erfahren zu haben, dass uns nach einem unausweichlichen Gesetze der Phantasie die Ferne einen Gegenstand verschönert, mögen wir seine Wirklichkeit auch noch so lange vor Augen gehabt haben.

Der Eindruck war ein unendlich trauriger; ich bin es der Wahrheit schuldig, ihn in seiner ganzen Schwere zu schildern. Diese Schilderung aber führt mich unvermeidlich auf eine allgemeine Frage, die weit

---

[1]) Fr. Th. Vischer, Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen, Reutlingen und Leipzig, Mäcken, 1846–1858.

über mein persönliches Anliegen hinausgeht, wiewohl sie allerdings im Zusammenhang mit demselben steht. Denn in der geschilderten Rathlosigkeit, wie wäre es anders möglich, als dass die alte nie ruhende Frage über den Sitz unsrer Universität mich wie eine persönliche Lebensfrage ergriffe und im tiefsten Innersten beschäftigte, da der Beschluss einer Verlegung mich aus einem so peinlichen Dilemma befreien würde? Und doch darf ich betheuern, dass diese Verknüpfung keine egoistische ist. Es wäre zwar menschlich natürlich, aber doch höchst lächerlich und verwerflich zugleich, wenn ein einzelner meinte, dass ihm zulieb eine Frage von so ungemeiner Tragweite aufgenommen werden solle.

Ich darf sagen: es ist mir nicht bloss um mich, sondern auch, und weit mehr noch, um das Allgemeine zu tun, oder: um mich nur als einen Theil des Allgemeinen, des Ganzen.

Denke ich an meine Selbsterhaltung, strebe und ringe ich der Gefahr entgegen, in einer menschlich erquickungslosen und abstumpfenden Existenz früher zu altern, als das Naturgesetz es bedingt, so darf ich redlich hinzusetzen: ich will mich nicht bloss für mich erhalten.

Aber auch rein objectiv drängt sich mir mit der persönlichen Frage die allgemeine auf: ich kann nicht umhin, in meinem Falle etwas Symbolisches, allgemein Bedeutsames, etwas wie einen Wink des Schicksals zu finden: ich bin nur ein einzelner und weit entfernt, mich zu überheben, aber die Schwierigkeiten und Missstände meines Doppelamtes, die Unterbrechungen meiner Arbeit scheinen mir der Erwähnung werth als Bild und Ausdruck von etwas Allgemeinem, die mechanische Umständlichkeit dieser Ortsveränderungen der factische Beleg, dass hier organisch etwas fehle, indem 2 Anstalten noch räumlich getrennt sind, deren innere Zusammengehörigkeit sich als räumliche Verbindung darstellen sollte.

Es sei mir gestattet, ganz vom Individuellen auszugehen, um ein Bild von der Lage der Angestellten in hiesiger Stadt zu geben, und ich bedarf allerdings gleich zum Anfang ganz besonders langgeneigten Gehörs, weil ich auf die Beleuchtung nicht eintreten kann, ohne meine Privatverhältnisse, die rein persönlichen Gewohnheiten meines Einzellebens zu erwähnen. —

Meine Ansprüche an das Leben sind, ich darf es sagen, sehr bescheiden. Was man Ressourcen einer Stadt nennt, habe ich in Zürich, wo sie geboten sind, nur äusserst selten genossen. Es ist eigentlich nur das Bild einer Stadt, das Sehen eines rührigen und vielgestaltigen Lebens um mich her, was ich so sehr vermisse, dessen Vermissen mich stets zur Traurigkeit zu stimmen droht. Nach Tisch ein Spaziergang auch bei nassem Wetter, ein Besuch des Museums; abends von 9 Uhr, wo ich die Arbeit beiseite lege, eine Unterhaltung in einem öffentlichen Lokal mit guten Freunden oder interessanten Fremden: dies war in Zürich mein fast täglicher Lebenslauf. Fällt selbst diese bescheidene Anforderung aus meinem einfachen Leben weg, so entgeht ihm die Erfrischung, aus welcher die Arbeit ihre Kraft schöpft, und vorzeitiges Altern muss die Folge sein.

Nicht ganz, aber fast ganz fehlen mir hier diese schlichten Erholungen. Woche auf Woche kann es in Tübingen dauern, dass man vor Koth nirgends wandeln, nicht aus dem Haus treten kann, ohne sich über und über zu beschmutzen.

Sonst gewährt eine Stadt den Vortheil, dass man auch bei schlechtem Wetter sich die nöthige Bewegung verschaffen kann, ohne durch den tiefsten Morast waten zu müssen. Tübingen ist grösstentheils neu und gut gepflastert, aber die Bevölkerung, wie sie ist, schleppt mit ihren schmutzigen Fuhren — meist mit armen misshandelten Pferden unter wilden Hieben — von Morgen bis Abend die Ackererde in die Strassen der Stadt und verwandelt sie in ein Dorf; die Wege draussen sind grundlos; der botanische Garten liegt im Striche des Nordwinds und bietet nur ein dumpf langweilendes Circuliren. Der Winter mit den Regenzeiten des Herbstes und Frühlings dauert aber länger als der Sommer, und so ist dieser Zustand der vorherrschende. Da mag man denn aus Widerwillen nicht aus dem Hause und kommt so um die unentbehrliche Bewegung. Kann man hinaus, so erfrischt man sich nicht durch das erfreuliche Bild einer kräftig sich rührenden Menschenwelt; man begegnet wohl fünfzig schmutzigen und zerlumpten Gestalten aus dem, von tüchtiger Landbevölkerung so sehr verschiedenen, Pöbel der verkommenen Stadt, bis man einen Wohlgekleideten zu sehen bekommt.

Das Innere der Stadt bietet nicht nur im unteren Viertel einen höchst traurigen, niederschlagenden Anblick; auch in manchen Strassen der oberen Stadt ergiessen Kloaken und schlecht eingefasste Dungstätten ihren ekelhaften Inhalt in den Weg, stehen neue Baracken jahrzehntelang unverblendet, verfault Balken, Planke, Geländer, Zaun, verwittert Wand und Mauer unausgebessert; nichts repariren! scheint die allgemeine Losung zu sein und niemand zu ahnen, dass das Aussehen der Stadt sich zur Gemeinde verhält, wie das des Kleides zum einzelnen Menschen, dass jene sich eines schimpflichen Zustandes ihrer Häuser und Strassen ebenso zu schämen hat, wie dieser eines unsauberen, vernachlässigten Gewandes. Im Innern der Häuser, und keineswegs nur bei der armen Klasse, wiederholt der Vorplatz das Bild der Strassen, am Treppengeländer klebt die Hand, besuchte Kaufläden scheinen nie eine reinigende Hand gesehen zu haben. Sei mir der subjective Ausdruck für die Stimmung verziehen, mit der ich durch diese Stadt wandle: es überfällt mich jedesmal eine niederdrückende Scham in dem Gedanken, dass mich Bekannte aus Zürich besuchen, was mir in Aussicht gestellt ist, — eine Angst vor dem Achselzucken ihres Mitleids, wenn sie den Mann, der elf Jahre dort in der reinlichen, kraftvoll aufblühenden, von anständigen Menschen wimmelnden, lebte, in dieser Umgebung wiederfinden.

Ich erhebe gegen niemand Vorwürfe. Der Gemeinderath zeigt besseren Willen als in früherer Zeit, den Stadtschultheiss kenne ich als einen höchst wackern, für alles Gute eifrigen Mann; die Bemühungen der Behörden können im grossen nichts erzielen, weil sie den Charakter des Grundstocks der Bevölkerung nicht zu verändern vermögen, der

ihrem Wirken vor allem eine unverbesserliche Schmutzliebe entgegensetzt. —

Die schöne Naturumgebung bietet angenehme Spaziergänge; sie sind aber beständig fast einsam; es haben sich keine städtischen Gewohnheiten gebildet und können sich keine bilden, wo man den grösseren Teil des Jahres hindurch genötigt ist, sich in das Haus einzuspinnen; zu einem einsamen, lyrischen Spaziergang ist man aber nicht immer, am wenigsten in den müden Zwischenstunden der Arbeit aufgelegt. Man sieht also die schöne Umgebung der Stadt wie aus den Öffnungen eines Klosterkreuzgangs. Das Museum wird nicht bloss von mir nur mit innerem Widerstreben aufgesucht. Die Statuten dieser Anstalt, ihre pekuniären Existenzbedingungen bringen es mit sich, dass der Student dominirt; das Rauchen in den Lesezimmern hat man seit Jahrzehnten vergeblich bekämpft; Zimmer, Hausflur, Treppen schrecken durch das Bild des Schmutzes den Eintretenden ab.

Fast ebenso steht es mit dem schlichten Bedürfniss der Erfrischung durch eine gesellige Abendstunde. An den Abenden, wo keine bestimmte gesellige Zusammenkunft verabredet ist, oder man nicht ausnahmsweise eine Familie besuchen kann, weiss man nicht, wohin man sich wenden soll. Alles ist von Studenten oder Bürgern besetzt, unter die man sich nicht aufs Geratewohl mischen kann, weil nicht verschiedene Stände reichlich genug vertreten sind, dass man in der Weise freier Weltbildung von allem Stand absehen könnte. Es giebt allerdings ein Lokal, in das man eintreten kann, ohne vorher zu fragen, welche Gesellschaft man treffe, hier aber kann man in ermüdender Gründlichkeit erfahren, wohin es führt, wenn stets dieselben Menschen sich zusammenfinden, wenn kein Reiz des Neuen, Zufälligen, Fremden das monotone, stagnirende Leben bewegt und wenn die einzige Unterhaltung, nachdem man sich längst alles mitgetheilt hat, das Schweigen ist.

Es fehlte nur noch die politische Zerklüftung, um einen ohnedies so öden und armseligen Zustand des geselligen Lebens noch mehr zu veröden, zu versteinern. —

Dass ich Eure Excellenz mit diesen Einzelheiten ermüde, kann ich nicht besser entschuldigen, als indem ich die Bedeutung dieser scheinbar so untergeordneten Seiten des Lebens durch die Folgen belege, wie ich sie unmittelbar an mir erfahre: an gar manchem Abend, nachdem schon am Mittag der undurchdringliche Morast mir die nötige Erholung verboten, suchte ich vergebens eine Gesellschaft auf, bei der ich mich nach den Mühen des Tages durch Gespräch erholen könnte, musste nach Hause zurückkehren, zündete die Lampe wieder an, las, studierte, ging mit aufgeregten, statt erfrischten Nerven zu Bett, schlief schlecht, stand mit brennenden Augen und schwerem Kopf auf und ging nicht erquickt, sondern matt an die Arbeit des Tages.

Hiemit glaube ich belegen zu können, was ich oben von frühem, vorzeitigem Altern in einem solchen Zustande gesagt.

Die Pflicht der Resignation halte ich mir immer aufs neue vor und vergeblich. Jeden Morgen in der Stille des Studirzimmers ver-

söhnt sich das Gemüth mit dieser Existenz und jeden Mittag, wenn ich ausgehe, an jedem ungeselligen Abend kehrt Ekel, Widerwille und der sehnliche Wunsch, an solcher Stätte nicht abzusterben, zurück. Aber so oft ich mir Vorwürfe mache, dass ich nicht zur Resignation gelange, so oft muss ich mir doch wieder gestehen, dass, wenn ich mir eine Zeit vorstelle, wo ich mich wirklich und dauernd in diesen Zustand gefügt hätte, mir diese Vorstellung keine Beruhigung bringt, denn sie führt die andere mit sich, dass mein Drang, in der Welt zu sein, mich lebendig in einem weiten, menschlich geöffneten Zustande zu bewegen, Charaktere, Stände, Individuen in regem Wechsel kennen zu lernen, — ein Drang, der mir berechtigt, den zu nähren mir als Pflicht erscheint, — abgetödtet sei; das Bild der Resignation wird mir zum Bild einer halben Abstumpfung, eines Versauerns. Sehe ich mich unter meinen Collegen um, so finde ich unter denen, die nicht irgend ein specifisches Interesse oder individuelle Eigenthümlichkeit an die Enge dieses weltlosen Zustandes knüpft, keinen, der es weiter als bis zum halbbittern Humor einer halben Resignation, zu einer Mischung von Klagen und Lachen gebracht hätte, keinen, der sich nicht sehnte, seine wahre Erholung weitweg in der Welt zu suchen, sobald die Ferien beginnen; es ist aber ein entscheidender Urtheilsspruch über einen Aufenthalt, wenn kein weltlich unbefangener Mensch die Vorstellung in sich trägt, an dem Orte, wo er wohnt, sich erheitern, erholen zu können. Wer eine Familie hat, hält es immerhin etwas leichter hier aus, denn man lebt erträglicher ausser der Welt, wenn man ein Stück, ein Miniaturbild der Welt im Hause hat. Wer jünger ist, dem kommt ausserdem die Hoffnung zugute, sein Leben nicht in dieser Öde beschliessen zu müssen.

Ich darf die Frage der Resignation auch auf folgenden Gesichtspunkt stellen: Resignation setzt Erkenntniss, Anerkennung der Nothwendigkeit voraus. Ein Landgeistlicher, ein Beamter in einem kleinen Städtchen wäre ein Thor, wenn er nicht am ersten Tag resignirte. Kann er Woche um Woche nicht aus dem Hause, ohne durch Morast zu waten, hat er wenig Umgang oder nur den monotonen, mit einem engen, stets gleichen Kreise, kann er sich das lebendigere Bild der Gesellschaft, den Anblick von Kunstwerken, den Besuch des Theaters nur durch Reisen verschaffen: er muss sich ganz in das Unvermeidliche ergeben, denn er weiss: ich bin berufen, hier zu wirken, hier ist meine Gemeinde, hier das Gebiet meiner polizeilichen, richterlichen Thätigkeit. Wir aber haben zu der Gemeinde, die uns umgibt, keine Beziehung; der eigentliche Tübinger geht uns rein gar nichts an. Halten wir Vorträge für ein grösseres Publikum: unsere Zuhörer sind Fremdlinge in Tübingen wie wir, denn die gebildeten Familien, die halbwegs, weil schon ihre Ahnen sich hier niederliessen, als Eingeborene betrachtet werden können, sind in einer Minute gezählt. Wir sind hierher versetzt, um Studenten, flüchtige Gäste, zu belehren. Es fehlt also der überzeugende Grund, um die Resignation zu erleichtern. Was durch diese Zustände der Universität schon für Schaden erwachsen ist, möge hier sogleich angedeutet werden. Irre ich nicht, so war es Herder,

der auf eine Berufung nach Tübingen erwiderte, er könne nicht in einem Dorfe leben. Von Joh. v. Müller meine ich einer ähnlichen Äusserung mich zu erinnern.

Dies sind einzelne Fälle, wo das Motiv ausgesprochen wurde, wie manchen aber mag es, obwohl nicht mehr nachweisbar, abgehalten, wie manche tüchtige Kraft uns schon weggeführt haben! Ein Ort wie Tübingen ruft eine Stimmung hervor, als hielte man sich nur auf einer Zwischenstation, einem Warteposten auf.

Doch ich habe vom Zustand zu reden, wie er ist, von denjenigen, die da bleiben, und es sei mir erlaubt, etwas näher darauf einzugehen, warum ich auch dem Gelehrten so lebhaft wünsche, dass er nicht ausser der Welt leben müsse. Nicht, dass ich zuviel verlangte; ich habe Goethes Wort nicht vergessen: „es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt“; ich glaube aber, dass der Dichter unter Stille nur die Enthaltung von praktischem Eingreifen und zerstreuendem Geniessen, nicht die Entbehrung eines umgebenden Bildes der Welt versteht. Zu diesem Bilde bedarf es nicht einer Weltstadt, nicht einer Residenz; könnte man nach Tübingen zehntausend Menschen versetzen, ihm Industrie und Handel, Wohlstand, städtische Bewegung und Bildung verleihen — wie dies gewiss unmöglich, oder, wenn, erst in Jahrhunderten möglich ist —, so wäre die Frage der Verlegung zugunsten dieser Stadt verneint. Man wusste noch nicht, was eine Stadt heisst, als die Universität an dieser Stelle gegründet wurde; man wusste nicht, was Welt, Weltbildung, Weltverkehr ist; der Begriff der Humanität war unentwickelt, wurde nur auf das Wissen bezogen. Die Wissenschaft war trotz der aufblühenden klassischen Studien noch scholastisch; klosterartige Anstalten bildeten den Kern ihres Betriebs auf Hochschulen; man meinte, die Studirstube reiche hin, einen Menschen zu bilden, weil nicht erkannt war, was ein Mensch heisst im wahren Sinne des Worts. Ich nenne nur eines der bildenden Elemente: die Kunst; man ahnte nicht, wie unentbehrlich die Anschauung ihrer Werke sei, um das Alterthum lebendig zu erkennen und an diesem Bilde reiner Menschlichkeit einen Hebel zu gewinnen, um sich aus der Barbarei loszureisen. Welche Eigenheiten, Grillen, Einseitigkeiten, Kleinlichkeiten sich in dem Menschen festsetzen, dessen Horizont ein Studirzimmer, einige Facultäts- und Senatsfragen und Reibungen sind, wie schwer selbst die lebendigere Natur, wo es aller Nachhilfe der Umgebung fehlt, sich des Versauerns und Verdumpfens erwehrt, darüber gab es kein Bewusstsein. Es sei mir vergönnt, nicht verschweigen zu müssen, dass ich oft, wenn ich durch die schmutzigen Strassen gehe, mir sage: warum sollen so viele gute, nach echter Bildung strebende Menschen verurtheilt sein, unter dieser Erbschaft der Jahrhunderte für und für, ihr ganzes Leben hindurch zu leiden! Die Eisenbahn hat an dieser Stadt nichts verändert, ja verödet sie noch mehr. Dieses Verkehrsmittel führt einer Stadt Fremde zu, die Sehenswürdigkeiten oder Handel oder beides hat; wo beides fehlt, wird es nur solche Besuche bringen, die mit der Post auch gekommen wären,

gewiss aber von den Bewohnern benützt werden, um so viel als möglich fortzukommen. Unsere Eisenbahn führt nur weg, nicht her.

Ich verkenne nicht, dass Stille der Umgebung den Fleiss, die geistige Sammlung erleichtert, dass die Entfernung von den Verhältnissen einer Haupt- und Residenzstadt die Reinheit des wissenschaftlichen Strebens nach Wahrheit begünstigt, dass hier der Charakter sich leichter vor so mancher Lockung, so manchem Drucke bewahrt, den jene Atmosphäre auf die Schwächeren ausübt. Allein es stärkt sich auch der Wille im Widerstand gegen Versuchungen; Tausende arbeiten umrauscht von dem Lärm und den Freuden grosser Weltstädte so fleissig wie einst der Mönch in der stillen Zelle; es ist jedem heilsam, schwimmen zu lernen, und für den schwachen, verführbaren Charakter reichen die Fäden der seitabführenden Motive leicht über einen Raum von einigen Stunden.

Schwer allerdings fallen diese Gegengründe in das Gewicht bei der noch unentwickelten Willenskraft der Jugend. Es sind vorzüglich die Studirenden, in deren Interesse man der Hochschule wünscht, dass ihr der Charakter der Idylle bewahrt bleibe, und mancher blickt in späteren Lebensjahren mit schönen Gefühlen der Erinnerung auf die romantischen Tage seiner Studentenzeit zurück, wie sie nur in der kleinen Stadt möglich waren. Allein die Erinnerung verschönert auch und verhüllt leicht die grossen Gefahren, welchen eine akademische Jugend ausgesetzt ist, die in einem an edleren Genüssen äusserst armen Städtchen die dominierende Rolle spielt. Das Herrschen thut überhaupt der Jugend nicht gut, und droht ihr in einer grossen Stadt die Gefahr der Corruption, so ist ihr in einer kleinen die Schlinge der Verwilderung, der Roheit gelegt. Könnte man zählen, so zweifle ich, ob die Colonne grösser ausfiele, wo die Jünglinge aufzureihen wären, die in der grossen Stadt gewissen raffinirten Versuchungen erliegen, als diejenige, wo alle verzeichnet ständen, die in der Entbehrung feinerer Zerstreuung der Versuchung zum Trunk und Gemeinheit der Sitten erliegen. Schon die Rücksicht auf die Form, wie die grössere Stadt sie vorschreibt, hat ihren Werth und wirkt doch auch auf das Moralische hinüber. Nur in sehr beschränktem Grade kann die eigene Familie dem in die akademische Freiheit entlassenen Sohn die letzte Hand der Erziehung anlegen; gebildete Zustände, die ihn umgeben, können mit mehr Erfolg an ihre Stelle treten als öde und leere. Die Romantik des Burschenlebens hat längst begonnen, am Tageslichte der modernen Bildung zu erbleichen; es geht wenig verloren, wenn sie in grösserer Umgebung ihrer lächerlichen Seiten sich bewusst wird und auf ein Minimum zusammenschwindet. Das Verbindungswesen hat seinen Reiz, es ist aber auch ein Abbild im kleinen vom Hader der Parteien und Stämme, der Deutschland im grossen zerreisst. Der Student gewöhnt sich, das Spiel wie Ernst zu behandeln; Fragen, wie die, ob eine Verbindung die andere in Verruf zu thun, ob und wem man Satisfaction in Form des Duells zu geben habe, welcher Verbindung der Vortritt bei einem Feste zukomme, ventilirt er wie Weltfragen mit chinesischer

Pedanterie; und tritt er ins Mannesalter, so bringt er mit diesen Gewöhnungen den Geist der querelle d'Allemand mit hinüber.

Ich darf in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Wohle der Stadt nicht übergehen. Dass die Leichtigkeit des Erwerbs, den eine Universität einer kleinen Stadt sichert, deren Bürgerschaft immer demoralisirt, d. h. vor allem, dass sie kein Streben, keine Anstrengung, keinen Unternehmungsgeist bei ihr aufkommen lässt, dies ist eine allgemeine Erfahrung, die sich an Tübingen nur zu evident bewährt. Wäre nicht Schlaffheit der Charakter dieser Bevölkerung, so flösse nicht seit Jahrhunderten ungedämmt, daher für Industrie unbenützbar, der Neckar an ihr vorüber, der Wöhrd wäre entwässert und eine neue, aus dem Wohlstande, den die Industrie bringt, erwachsene Stadt stände in dem freundlichen Thale. Der Hopfenbau hat seit einiger Zeit durch seinen Ertrag die Vermögenszustände etwas verbessert; allein Vermehrung der Landwirtschaft — so hoch ihr Wert an sich zu schätzen ist — hebt nicht eine Stadt als Stadt; dieser Betrieb hat nur eine grössere Anzahl von Bürgern zu halben Bauern gemacht und es ist allgemeine Klage, dass in der Zeit der Hopfenernte kein Handwerker zu haben ist. Der kleine Kaufmann kann nicht aufkommen; er weiss, dass man doch einmal gewöhnt ist, eine Menge von Waren, namentlich Luxusartikeln, in der Hauptstadt zu kaufen; so kann er nicht ins Grössere gehen, nicht wagen, sein Geschäft zu erweitern. Die schöne Lage der Stadt wäre geeignet, Fremde zur Niederlassung anzuziehen, aber die Wohnungsnoth lässt es nicht zu; so entsteht ein Zirkel: die Stadt vermehrt sich nicht, weil Wohnungen fehlen, und sie fehlen, weil sie sich nicht vermehrt. Zum Mangel an Mitteln und Unternehmungsgeist kommt der Mangel an Baustellen, der wieder auf die Nichteindämmung des Flusses zurückführt als auf die Ursache, dass die Stadt sich nicht nach dem Neckarthal ausdehnen kann und dass die einzige moderne Häuserreihe, dass die Universitätsgebäude und der botanische Garten das lichtarme, kalte, traurige Ammerthal aufsuchen mussten. Um noch ein Wort vom Moralischen im engern Sinn zu sagen, sei der ungünstige Einfluss der Verhältnisse auf den Charakter der Bevölkerung erwähnt: gegen den Studenten servil, um ihn oder vielmehr seine Eltern desto sicherer auszusaugen, übermüthig, eingebildet auf den Rang einer Universitätsstadt, genusssüchtig und roh: dies ist — gewiss nicht mit wenigen, sehr ehrenwerthen Ausnahmen — das Sittengepräge, das unvermeidlich den Bewohnern einer kleinen Universitätsstadt sich aufdrückt. Wegnahme der Universität wäre aus diesen Gründen nach meiner innigsten Überzeugung nicht Untergang, sondern Rettung, nicht Lähmung, sondern Hebung dieser Stadt. Die Noth weckt die schlummernden Kräfte. Es wäre ein chirurgischer Schnitt, der weh täte, aber dem erschlafften Muskel Heilung und Leben brächte. Nach einer Zeit des Stillstands und der Klagen würde die gesunkene Stadt, die alles von aussen erwartete, begreifen, dass der Bürger sich selbst helfen muss. Es fehlt der Sporn, die Nothwendigkeit würde ihn einsetzen.

Wende ich mich zu den Unterrichtsanstalten, so sei mir zunächst

vergönnt, das Beispiel Bayerns anzuführen, wo so bedeutende Städte wie Nürnberg sich lebhaft um das Polytechnikum bemühten, die Regierung aber das Gewicht der Gründe, die für eine Wechselwirkung dieser Anstalt mit der Hochschule sprechen, als entscheidend erkannte und beide Anstalten in einer Stadt zu vereinigen beschloss. Wenn die Schweiz endlich eine eidgenössische Hochschule gründet, wird sie, ich bin es überzeugt, nach denselben Gründen handeln und der Stadt den Vorzug geben, wo der Sitz des Polytechnikums ist, wie immer Bern, Genf, Basel sich bemühen mögen, diese Anstalt in ihre Mauern zu bekommen. Ich stehe hier an einem Punkte, den ich nur des Zusammenhangs wegen nicht unbesprochen lassen darf, da es hier am meisten als anmassend erscheinen könnte, wenn ich Ansichten, die Eurer Excellenz geläufiger sind als mir, noch begründen wollte; daher hebe ich nur einzelne Punkte hervor, wodurch eine unbestrittene Wahrheit in volleres Licht gestellt wird. Die Lehrer der Philologie und Aesthetik tragen an unserer Universität die Kunstgeschichte vor, so gut sie es vermögen. Es ist ein Fach, das eigentlich die ganze Kraft eines Mannes erfordert. Für das Polytechnikum ist dieses Fach durch einen ausgezeichneten Lehrer besetzt, der Universität kommt diese Besetzung nicht zugute. Die Polytechniker sollten nach Lust Vorlesungen allgemein wissenschaftlichen und literarhistorischen Inhalts besuchen können, aber es überstiege die Mittel des Staats, wenn er dieser Anstalt eigene Lehrer für das umfassende Gebiet dieser Fächer geben wollte. Umgekehrt wieder: die Universität würde keine besondere Lehrer für Mathematik und Chemie bedürfen, wenn sie mit dem Polytechnikum örtlich vereinigt wäre. Es handelt sich aber nicht bloss von den Schülern, sondern auch von den Lehrern. Wie heilsam wäre es dem akademischen Lehrer, wenn er mit der lebendigen Welt, dem rascheren Puls jener Lehrthätigkeiten sich berührte, welche auf entschlossen praktische Anwendung des Abstracten gerichtet sind, und wie erwünscht dem polytechnischen, wenn er sich jederzeit in der freieren geistigen Luft erfrischen könnte, die in dem Gebiete herrscht, wo die Wissenschaft mehr als Selbstzweck, nur mit entfernterem Absehen auf das Praktische bebaut wird! — Ich darf auch die einzelnen Anstalten der Universität nicht übergehen, und so bringt es mein Interesse mit sich, Übelstände zu erwähnen, die oft hervorgehoben und von Eurer Excellenz klarer durchschaut werden als von mir. Der Staat musste gründen und muss unterhalten zwei mineralogische, physikalische, physiologisch-zoologische Kabinette, bedarf chemische Laboratorien, Kliniken in der Hauptstadt und auf der Universität. Die Bibliothek zähle ich nicht, da wohl allerdings auch in Stuttgart die Universität ihre eigene nicht entbehren könnte; doch könnten bei den theuersten Prachtwerken Ersparnisse eintreten, da es genügte, wenn nur eine Bibliothek sie anschaffte. Die wichtigsten der genannten Anstalten sind die Kliniken. Unsere hiesigen geburtshülflich-medizinisch, chirurgisch-klinischen Anstalten sind nicht imstand, einen Mediziner ganz auszubilden. Mehr als eine medizinische

Autorität hat mich versichert, dass auch die im Plan begriffene bedeutende Erweiterung des medizinischen Klinikums der Unzulänglichkeit nicht abhelfen wird, denn ein Klinikum, soll es zureichend sein, muss sich in einer grossen Stadt befinden; die kleine liefert ihm zu wenig Kranke, der Student lernt zu wenige, namentlich zu wenig akute Fälle kennen. Würde nur ein Theil der grossen Ausgaben, welche diese Institute kosten, mit dem Fonds des Stuttgarter Hospitals vereinigt, so würden wir eine Anstalt bekommen, welche an Grossartigkeit sich neben jene berühmten medizinischen und chirurgischen Schulen von Würzburg, Berlin, Wien stellen könnte, und während jetzt unsere Mediziner dorthin reisen, um ihre Studien zu vollenden, so würden künftig die fremden zu uns reisen. In diesem Zusammenhang erwähne ich noch den botanischen Garten; ein solcher fehlt meines Wissens noch in Stuttgart, der hiesige liegt im kalten Ammerthal; welche schöne Schöpfung könnte auch nach dieser Seite entstehen, wenn die Universitätsmittel in die Hauptstadt übergetragen würden! — Endlich die Kunstsammlungen. Das hiesige Antiquitätenkabinett, die wenigen Gipsfiguren und die Kupferwerke der Bibliothek können entfernt nicht genügen als Anschauungsmittel für die Vorträge über Kunstgeschichte, als Bildungsmittel für den Formsinn überhaupt. Unsere Studenten und Lehrer entbehren, was jeder Bewohner von Stuttgart geniesst, sie entbehren die permanente und die vorübergehenden Kunstausstellungen sowie den Besuch von Künstlerateliers. Das Theater habe ich oben nur beiläufig erwähnt; ich darf es hier noch ausdrücklich betonen; ich überschätze seine Bedeutung nicht, darf aber seine bildende Wirkung als anerkannt voraussetzen.

Dies sind Betrachtungen, die lediglich vom wissenschaftlichen und allgemeinen Culturinteresse ausgehen. Es mag meiner Liebe zum Vaterlande verziehen werden, wenn ich es schliesslich wage, auch den politischen noch hereinzuziehen. Ich kann das Streben derjenigen nicht theilen, welche dahin drängen, dass wir uns dem Nordbund an den Hals werfen sollen wie ein unwürdiges Weib, das ohne Vermögen ist, einem vermöglichen Manne. Mir will es scheinen, in dieser Zeit der Schwebe, worin unsere Staaten sich befinden, stehe als einzige klare Aufgabe fest, dass wir unser Vermögen mit doppelt angespannter Thätigkeit vermehren, um eine Mitgift zu sammeln, die uns in den Stand setzt, gesucht zu werden, nicht bedingungslos uns hinzugeben und in dem grossen Ganzen, das einst, wenn das Schicksal Deutschland wohl will, erwachsen wird, ein geehrtes und angesehenes Glied zu bilden, behandelt zu werden wie die Frau im Hause, die etwas mitgebracht hat. So scheint mir die Losung gegeben: beeilen wir uns, alle unsere Kräfte zu concentriren, um alles zu werden, was wir sein können. Unser Vermögen ist vor allem geistiges Vermögen. Längst ist Eure Excellenz thätig, dies Kapital mit einer Energie und Umsicht zu vermehren, welche vom ganzen Land mit aufrichtiger Hochachtung, mit reinen Gefühlen des Dankes erkannt wird. Ja, ich gestehe, dass in mir eine Stimme spricht: könnten wir der segensreich waltenden Hand auch noch dies danken, dass unsere geistigen Kräfte, die getrennt nur

die Hälfte dessen wirken, was sie wirken könnten, durch Concentrirung unserer obersten Unterrichtsanstalten zu einer neuen Welt von Wirkungen gerufen würden, von Wirkungen, die uns das ehrenvolle Prädikat ertrügen: Württemberg der geistige Culturmittelpunkt von Süddeutschland! — welcher Dank würde dieser Hand die Kämpfe lohnen, welche diese That kostete, und wie rasch würde er die Vorwürfe der Gegner ersticken! Den Boden hiefür finde ich im Denken aller Unbefangenen, wo immer die Sprache auf eine solche Veränderung kommt — und sie kommt ohne mein Zuthun, einfach aus Anlass der Nachfrage nach der Zuträglichkeit meiner Reisen, sehr oft darauf — überall geebnet. Man wünscht namentlich der Hauptstadt die Einflüsse der Universität und ich habe auf diese Seite noch einzugehen, nachdem ich mit der andern, dem Bedürfniss der Universität, von den Bildungsmitteln der Hauptstadt umgeben zu sein, mich beschäftigt habe. Noch ist Stuttgart nur halb und halb eine moderne, d. h. vom weltbürgerlichen Geiste der Gegenwart bewegte Stadt. Die Zeit, da unser Land eine vom grossen Völkerverkehr fast abgeschlossene Sackgasse war, geht uns noch nach. Ewas Enges, eine gewisse Beschränktheit des Horizonts, ein falsches Selbstgenügen, als gäbe es draussen in der Welt nicht auch Leute, hängt unsern Vorstellungen und Gewohnheiten noch an. Zur Belebung dieses halbstagnirenden Zustandes würde die Hochschule, in die Hauptstadt verlegt, gewiss als heilsames Salz mitwirken. Die Wissenschaft ist ja ihrem Wesen nach allgemein, eine Gegnerin des Engen, Isolirten, Kleinlichen. Das Interesse für sie fehlt wahrlich nicht, die Wirkungen werden sich einstellen, wenn sie in der Fülle, womit eine Universität sie bietet, da ist. Man würde, hoffe ich, mehr als einen Hörsaal finden, auf dessen Bänken alle Stände vertreten wären wie einst in Ritters, Schleiermachers, Hegels Auditorien. Ich darf den Satz als zugegeben ansehen, dass jeder Kraft im Gemeinleben so viele Wirkungen abgewonnen werden sollen, als immer möglich. Unsere Hochschule wirkt auf die Studenten durch Vorlesungen, auf die weite Welt durch Bücher, auf die Stadt, in der sie ihren Sitz noch hat, gar nicht. Ich kehre hier zu dem zurück, was ich an anderer Stelle über dies Verhältniss gesagt. Wir leben auf einer Insel und sehnen uns nach dem festen Land.

Von der Hauptstadt würden die Wirkungen eines solchen geistigen Quells in unberechenbarem, stetigem, stillem Gang auf das Land ausstrahlen. Hier sei mir erlaubt, der Bemerkung, die ich über das Gepräge der ersteren vorgebracht, eine erweiterte Ausdehnung zu geben. Die lange Abwesenheit, die Vergleichung hat mir das Auge für Licht und Dunkel in der Heimat geschärft. Jetzt erst sehe ich deutlich, welche Fülle von Talent, wie viel Verständigkeit, Phantasie, Humor, wie viel Organ für die Idee im Württemberger liegt; aber ich sehe auch, wie viel Trägheit, Schläfrigkeit, Kleinlichkeit, Neigung zum Dumpfen und Engen widerspruchsvollerweise mit dieser Beweglichkeit und Tiefe verkoppelt ist. Ich staune, dies seltsame Geschlecht zu sehen, an dessen Gehirn und Nerven Flügel schweben und Blei-

gewichte hängen, wie man es nirgends in der Welt wieder findet. Welche Welt geistiger Kräfte wartet, noch halb latent, hier auf den Zauberstab, der sie weckt und zur Bewegung in Reih und Glied hervorruft! Wir sind viel, aber wir sind nicht, was wir sein könnten! Und so kehre ich zurück zu meinem Worte: Württemberg hat das Zeug in sich, ein Culturmittelpunkt für Süddeutschland zu werden, dazu bedarf es, dass seine geistigen Hebel vereinigt wirken und darunter vor allem einer der grössten, stärksten, die Universität, nicht mehr isolirt, nur halb wirksam in der Öde thätig sei. Es ging das Gerücht um, Preussen gedenke eine Universität in Frankfurt zu errichten; neuerdings taucht es stärker wieder auf; geschieht es, so kann eine Anstalt von solcher Grossartigkeit entstehen, dass alle süddeutschen Universitäten so gut als lahm gelegt werden. Einer Stadt, die neben der Wissenschaft alle Bildungsmittel und Unterhaltungsformen modernen Lebens darbietet, wird alles zuströmen, was nicht durch die Kostspieligkeit eines solchen Aufenthalts abgehalten wird, — während übrigens doch auch in den kleinen Universitätsstädten die Preisse in raschem Fortschritt steigen und vielleicht bald der Unterschied fast nur noch darin bestehen wird, dass hier für das theure Geld nichts zu haben ist. Hat das Gerücht Grund, so ergibt sich auch hier, dass Gefahr im Verzug ist, dass Eile noththut, um uns nicht den Rang ablaufen zu lassen, sondern zu zeigen, dass wir da sind und zwar die alte Reichssturmfahne nicht mehr führen, aber die Fahne des Geistes hoch und weithin sichtbar emporhalten.

Diesen sämtlichen Gründen steht nun, wie mir wohl bewusst, gleich einer Mauer die finanzielle Schwierigkeit entgegen. Die ungemeinen Auslagen für so viele akademische Gebäude und Einrichtungen sind nun einmal gemacht; die neuen würden sich auf Millionen belaufen; das Land ist durch das Unglück des vorigen Sommers, durch eine Menge neuer Eisenbahnbauten schwer belastet und grössere Belastung steht durch die neue Wehrverfassung in Aussicht. Und doch sei mir gestattet, zu bekennen, dass ich in diesen grossen Schwierigkeiten keine Unmöglichkeit begründet finden könne. Ich erwähne zunächst, als weniger erheblich, dass nach vollzogener Verlegung die Zukunft doch auch Ersparnisse brächte, indem mehrere Anstalten, die bisher doppelt bestanden, von da an nur noch einfach zu bestreiten wären; dies ist nicht viel, aber doch nicht nichts, vielmehr etwas, das gegen die vorauszusehenden Einwendungen der Landesvertretung immerhin ein Gewicht in die Wagschale legte. Sodann aber scheint mir gerade das Moment, das besonders schwer in die andere Schale fällt, — die grossen Lasten, welche das neue Wehrgesetz dem Land auflegen wird, — umgekehrt ein Expediens zu enthalten, wodurch dieses Gewicht sehr abgeschwächt werden könnte. Die neue Organisation wird eine Menge von Gebäuden fordern: Kasernen, Ausrüstungsdepots, Reitschulen, im Kriegsfall Lazarethe, Invalidenhäuser, überdies wohl auch Kriegsschulgebäude. Es muss also viel, sehr viel gebaut werden; wenn aber dies einmal geschehen muss, wie nahe liegt es, die Kosten vielmehr zu Neu-

bauten für die Wissenschaft zu verwenden, und für die neue Wehrorganisation die alten Räume in Tübingen zu benützen, die sich für alle jene Zwecke wie von selbst darbieten! Nicht die ganze grosse Auslage, aber gewiss ein sehr beträchtlicher Teil derselben würde herdurch erspart. In dieser Erwägung habe ich mir denn einen Schritt zu thun erlaubt; ich habe diesen Gedanken Seiner Excellenz, dem Herrn Kriegsminister von Hardegg vorgelegt, den ich persönlich zu kennen die Ehre habe. Ich darf nicht verschweigen, dass er mir einwendete, er beabsichtige, die künftigen militärischen Körper mehr im Lande zu vertheilen; dennoch fasste er den Gedanken mit Interresse auf, sagte mir zu, ihn im Auge zu behalten, und war der Ansicht, dass die Benützung der Universitätsräume zwar keine so grossen Ersparnisse, als mir scheine, aber doch sehr bedeutende zur Folge haben würde.

Nebst den übrigen Gebäuden würden zu diesen Zwecken vorzüglich die beiden Seminarien sich eignen. Soviel mir bekannt, streiten die Stiftungsurkunden keineswegs gegen eine Verlegung der Stipendien, worauf diese Anstalten ruhen. Die Urkunden des evangelischen Seminars habe ich selbst einst nachgelesen, als ich den Antrag der philosophischen Facultät auszuarbeiten hatte, wonach künftig den Seminaristen freigestellt sein sollte, Philologie oder Theologie zu studieren; ich erinnere mich keiner Stelle, wodurch diese Anstalt an Tübingen gefesselt, ja wodurch nur das Zusammenwohnen der Zöglinge als Statut festgesetzt wäre. Die Benefizien bestanden ursprünglich in Naturalien, und als ein Kloster offen wurde, benützte man es, um den Stipendiaten auch freie Wohnung zu geben. Das Zusammenwohnen bringt eine Reihe unleugbarer Übelstände mit sich: Unreinlichkeit, übeln Einfluss ungeordneter, unsittlicher Subjecte auf die andern, Legalitätsvorschriften, die schädlich auf die Ausbildung des Charakters wirken; Unfreiheit der Bewegung drückt auf die Entwicklung des Willens, begünstigt die umgehende, auf Lügen, die als Witz gelten, sinnende Willkür, die Unwahrhaftigkeit. Ich darf mich darauf berufen, dass diese Missstände selbst in der theologischen Facultät anerkannt sind und dass mir ein Mitglied derselben mitgetheilt hat, es sei — ich weiss nicht, wie lange her es ist — im Schosse derselben ein Antrag gestellt worden, der Aufhebung des Zusammenwohnens wünschte, und dieser Antrag habe die Beistimmung sämtlicher Mitglieder gefunden. Das Product dieses Zusammenwohnens, der „Stiftler“ weiss sich um seiner Unfreiheit willen vom „Stadtburschen“ wie ein halber Mönch über die Achsel angesehen, er entschädigt sich dafür durch ein gesteigertes Bewusstsein seiner meist gründlicheren Studien und so bildet sich in ihm aus, was man ein Geschmäckchen nennt. Die Anzahl der Seminaristen ist gross genug, um der ganzen Universität etwas von diesem Geschmäckchen zu leihen; Tübingen ist die einzige Hochschule der Welt, welche von dem irrationalen Gegensatz zwischen Stiftler und Stadtbursch ihre absonderliche Farbe erhält, welche in ihrem Fleische den Dorn dieser Unterscheidung und Reibung trägt. Die Grösse der Benefizien zieht eine unverhältnissmässige Anzahl von Jünglingen zur Theologie, diese Wissenschaft herrscht vor und gibt der Universität ihr

spezifisches, halbscholastisches Gepräge. Das wahrhaft Gute der Seminarien liegt in dem Repetenten-Institute, der Leitung der Studien, den locis, den Aufsätzen. Könnten diese Wohltaten auch den andern Facultäten zuteil werden, so erfreuten wir uns eines grossen Vorzugs vor allen Hochschulen und wäre der Hauptschritt getan, der Bevorzugung der Theologie und hiemit dem Reste des Mittelalters an dieser Stätte der Wissenschaft ein Ende zu machen. Mit den obigen Andeutungen ist, wie ich mir wohl bewusst bin, die unendlich schwierige finanzielle Frage nur an der Oberfläche gestreift. Ich bescheide mich, irgendeine selbständige Einsicht in die Mittel ihrer wirklichen Lösung haben zu wollen, und führe nur berichtend an, dass Männer, denen ich Sachkenntniss zutrauen muss und die meinen Standpunkt theilen, mir die Frage nicht allzuschwer zu nehmen schienen, vielmehr die Meinung aussprechen, dass durch eine Anleihe bei der Bürgerschaft Stuttgarts die zur Verlegung der Universität nöthige Summe unter billigen Bedingungen zu erschwingen wäre. Ich bitte, Eurer Excellenz die Quellen, aus denen ich diese Äusserung habe, bei Gelegenheit mündlich nennen zu dürfen.

Dies sind die Bekenntnisse, welche ich ehrerbietigst in die Hand Eurer Excellenz lege mit angelegentlicher Wiederholung der Bitte, mir meine Kühnheit zu verzeihen. Der Inhalt, der Sinn dieser Blätter mag für mich zeugen, dass das Gefühl der Unbehaglichkeit, worunter ich in der gegenwärtigen Zersplitterung meiner Zeit und Kraft neben allem Schönen und Befriedigenden meines Wirkens leide, mir nur die Anknüpfung gegeben hat, um einen Gedanken auszusprechen, den ich längst hegte, der jetzt mit neuer Kraft erwacht ist und mich ganz erfüllt. Würde die grosse Massregel beschlossen, ich würde den Segen ihrer Ausführung nur kurz geniessen, denn ich erlebte die Vollendung nur bei sehr vorgerückten Jahren, doch schon die frohe Aussicht, das Bewusstsein, zu diesem Beschluss in schlichter Verborgenheit mitgewirkt zu haben, würde mir die Schwierigkeiten meines gegenwärtigen Amtes erleichtern. Im grossen aber geht mein Blick in eine Zukunft, wo andere die Früchte der rettenden That geniessen werden. Oft, wenn ich über die Seewiese gehe, sehe ich das Traumbild eines stattlichen Universitätsgebäudes vor mir, das mit dem Polytechnikum, der Baugewerksschule, den weiteren akademischen Bauten, zu welchen der schöne Raum noch Platz genug bietet, eine stolze Gruppe bildet und dem Beschauer zuruft: Hier hat Württemberg und mit ihm Süddeutschland seine geistigen Kräfte zu einem Mittelpunkt gesammelt, der in unberechenbaren Strahlen auf ganz Deutschland, in die weite Welt sein Licht ergiesst!

Mit ausgezeichneter Ehrerbietung
Eurer Excellenz
tiefergebener
Fr. Vischer.
Professor der Aesthetik und deutschen Literatur.

Tübingen, 14. März 1867.

Zwei Briefe Friedrich Th. Vischers an Weltrich.

Vorbemerkung.

Vischer, damals in Zürich, war auf Universität mein Hauptlehrer gewesen. Nach langer Zwischenzeit sah ich ihn wieder und hatte das Glück, seiner herzlichen Freundschaft gewürdigt zu werden. Über die Arbeiten, insbesondere die Dichtungen, der letzten 10 Jahre seines Lebens, (1877—1887) hat er sich wohl nirgends reichlicher und offener ausgesprochen als in den 80 Briefen, die ich von ihm besitze. Als Dokumente seines Denkens und Empfindens mögen zufolge Ersuchens der Redaktion zwei von ihnen in diesem Württemberger Heft veröffentlicht werden; war Vischer doch einer der besten Männer Schwabens und ein vorzüglicher Repräsentant seines Stammes. Den Gegenstand des ersten Briefes bildet die Kritik, die ich über seinen Roman „Auch Einer" in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 7., 8., 9. und 10. Januar 1879 veröffentlicht hatte. Ich war, als ich sie schrieb, der Redaktion der Allgem. Zeitung und der literarischen Welt überhaupt noch unbekannt, und meine Hoffnung, in der Allgem. Zeitung mit ihr Eingang zu finden, wollte in die Brüche gehen, als während der Abfassung meines Artikels in eben diesem Blatte eine Rezension aus der Feder Emil Feuerleins erschien. Da ich für meine Arbeit vorerst keine Verwendung wusste, schickte ich das Manuskript an Vischer, der der Redaktion der Allgem. Zeitung die Annahme empfahl. Dies zur Erklärung einer der Stellen des Briefes. Die Redaktion der Allgem. Zeitung machte zu ihrer Nr. 7 vom 7. Januar die Anmerkung: „Vgl. Beilage zur „Allg. Ztg." von 1878 Nr. 324. „Auch Einer". Eine zweite, eingehendere Besprechung, von anderer Seite, dürfte im Leserkreise der „Allg. Ztg." erwünscht sein gegenüber einer literarischen Erscheinung, welcher die Kritik nicht minder lebhafte als widerspruchsvolle Teilnahme bezeugt." Nr. 324 hatte den Artikel Feuerleins gebracht. — Der Brief ist, wie ich glaube, für Vischer in besonderem Masse charakteristisch. Er ist ein herrliches Zeugnis seiner Herzenswärme, seines Zartsinns und auch seines redlichen Willens, sich selbst unbefangen zu beurteilen. Dabei enthält er eine bemerkenswerte Äusserung über die Komposition des „Auch Einer" (A. E.). — Der zweite Brief dürfte hauptsächlich wegen der Stelle über Schiller interessant sein.

München. Richard Weltrich.

I.

Verehrter Herr Professor!

Am Papier können Sie auch sehen, warum so spät! Ich habe an unendlichen, unvermeidlich nöthigen Briefschreibereien alles vorräthige Postpapier verbraucht. Aber der Grund liegt freilich tiefer. Ihre Anzeige ist ein Kunstwerk über das (versuchte) Kunstwerk. Ein feines Gewebe aus einempfindender Seele, eigener Bildkraft, ganz durchschossen

mit Goldfäden des Denkens, Satz für Satz durchsättigt von mitlebendem Menschenleben. Der Freude, in diesem Tuch aus der Taufe, aus der Traufe des kritischen Regenwassers der blechernen Dachrinnen gehoben zu sein, — dieser Freude wiegt ganz gleich die Freude für Sie, dass Sie mit diesem ersten öffentlichen Auftreten als ein Künstler hervorsteigen. Nun aber gilt diess Kunstwerk mir u. wenn ich es rühme, so ist es, als rühmte ich mich selbst. Daher auch folgende Verwirrung in mir —: Ich sollte, ja es ist ein querer Reiz in mir, auch zu tadeln. Ich alter Classificator, Rubrikenmacher, Kategorieen-Eintheiler meinte, es sollten die Beurtheilungsmassstäbe markirt herausgestellt sein, scharfe Zangen nebeneinander gereiht, wie vor einer Amputation, die einzelnen Seiten nun damit anzufassen und zu schneiden, z. B. Grad des Gelungen- oder Misslungenseins der Ablösung vom Ich, Grad der Erfindungskraft, der Zeichnungsfähigkeit, Bewegungsfähigkeit, — Composition. Unter diesen Standpunkten hätte es ohne schärfere Kritik nicht ablaufen können. Ich komme mir dann bei dieser Ausstellung in Momenten wie ein rechter Cato gegen mich selbst vor, jedoch nur, um alsbald über mich selbst zu lachen u. mir zu sagen: gesteh dir nur, es ist dir ganz recht, dass der W. es ganz anders angefangen hat, etwas geschrieben, was nicht eine Kritik ist, wenn man unter Kritik ein Operiren mit Messern, ein Tranchiren versteht, wohl aber eine Kritik dann, wenn man unter ihr versteht ein Einleben, Mitleben, Reproduciren, wobei die Schneide des strengen Urtheils nur mitgeht wie ein Messer, von weicher, seelischer Hand geführt, das an etlichen anbrüchigen Stellen gelind, kaum fühlbar einschneidet, —: die bejahende, die positive, die affirmative Kritik. Kommt ein persönliches Verhältniss hinzu wie zwischen dem alten Lehrer und einstigen näher befreundeten Schüler, so wird wohl der erstere dabei auch zu gelinde angefasst werden. Ich darf das sagen, beim Himmel! ohne Sie im Geringsten zu verletzen, nur ein boshafter Dritter könnte daraus Ihnen einen Vorwurf machen, Ihr Act der Liebe ist nicht auf Urtheils-Eingriff verzichtende Weichheit, ist K r a f t, ist intensiv eingehende Seele u. Geist des Mannes. Auf dem Wege, den Sie gehen, kommt Alles, was zur Sprache zu bringen war, organisch, an den Stellen, wo es hingehört, an die Reihe, mit breiterem Strahl oder kurzem, aber vollem und warmem Schlaglicht beleuchtet, so zur Genüge, dass die Leser eine Fülle bekommen, wie sie auf dem Sectionswege sie nimmermehr bekommen hätten.

Lassen Sie mich heute auf nichts Einzelnes eingehen, ich möchte den Brief heut Mittag auf die Post bringen. Ungern verzichte ich — will für heute nur nicht unterlassen, zu sagen, wie tief und fein Sie gezeigt haben, dass mein A. E. nicht dumpf verwickelt, sondern frei aus sich heraus ist, — beides — ein schwebendes Spiel — — Kurz: da ist ein Ebenbürtiger gekommen. Spezielle Satisfaction ist mir, dass Sie den Brief, den ich an die Redaction geschrieben, so glänzend gerechtfertigt haben. Er enthielt: die Arbeit, wie ich sie nun gelesen, sei so fein u. werthvoll, dass ich den Eindruck habe, die Redaction werde sich sagen: es wäre a n s i c h schade, wenn sie den Artikel sich

entgehen liesse; irre ich darin, so bleibe nur die kleine Bemühung, Ihnen das Mscr. zurückzuschicken. Das hat nun den Redacteur genöthigt, es recht zu lesen, u. so ist Ihnen Ihr, uns unser Recht geworden. Diess verbundene Schicksal verbindet uns schon Verbundene noch ganz anders, als unser Stück Zusammenleben, das Gemeinschaftliche unserer Bildung u. Weltauffassung uns verband. Und für Sie also noch einmal: Glückauf zum Eintritt in die Literatur, zur maiden speech im Parlament der Geister!

Die Auslassungen ohne Erlaubniss etwas impertinent, doch für diessmal nachzusehen und zu verschmerzen.

— —[1])

Von Herzen Ihr

dankbarer

Stuttg. 13. Jan. 1879. Fr. Vischer.

II.

Verehrter Herr Professor!

Lang bin ich Ihr Schuldner. Sie haben mich beschämt, indem Sie, im gleichen, ja stärkeren Hetzezustand wie ich, doch geschrieben haben. Zuerst meinen Dank für den Allg. Zeitung-Artikel.[2]) Er wirkt sehr wohlthuend. Es geht so ein mildkräftiger ethischer Hauch u. Zug durch. Dieser Zug allein schon verbürgt den Erfolg Ihrer Schillerbiographie. Ich kann mir denken, was das Arbeit gibt, speziell, wie Sie schreiben, der oft schon erzählte rein biograph. Stoff. Zum Provinziellen möchte ich bemerken: eigenthümlich nicht schwäbisch an Schiller ist seine glänzende, Antithesen liebende Rhetorik. Das Vorgehen in rhetor. Antithesen ist insbesondere in den ästh. Abhandlungen, doch auch Dramen — Fiesko (z. B. Monolog auf dem Balkon), durchgehend in Kabale und Liebe, namtl. Luise spricht in antithetischen Pointen. Dieser Zug gemahnt romanisch-französisch, spanisch. Aber ächt schwäbisch ist Schiller, wo er naiv ist, — Wallensteins Lager, Vieles im Wallst. — Isolani, der betrunkene Illo, etc. Also im best Poetischen schwäbisch! Naiv: d. h. objectiv Naives könnend, weil selbst, subjectiv, diesem Naturelement treu, und doch darin frei genug, um es eben objectiv herauszustellen. Freilich eo ipso hoch über sich als Schwaben.

Als Rezensionsexemplar haben Sie mein Heft[3]) nur erhalten, weil es so nicht als eines meiner Freiexemplare zählte. Ich dürfte gar nicht zulassen, dass Sie das anzeigen, Ihre Zeit ist viel zu theuer u. knapp. — Mein Gedächtniss? Das Lob verdien' ich nicht; ohne Göttlings Beschreibung hätte ich den Othrysritt nimmermehr fertig gebracht. Hab

---

[1]) Die hier noch folgenden 4 Zeilen des Briefes beziehen sich auf Anderes und im engeren Sinne Persönliches.

[2]) Meine Anzeige des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" v. 11. u. 12. Dez. 1880.

[3]) Altes und Neues, Heft 1. Der Othrysritt ebenda S. 38 ff. erzählt.

elend daran geseufzt mit meinem mageren Tagbuch, Göttlings Aufsatz u. der Landkarte. — Volkelts Anzeige hat namtl. am Schluss eine gute Bemerkung; ja, das hab' ich oft gedacht: ich bin zu spät geboren nach meiner einen, breiteren Seite: ich hätte mit den Hutten u. Fischart zusammengehört. Ungeschickt ist, dass er m. ungewohnten Sprachfreiheiten „gesucht“ nennt. Ich greife in den Naturschatz, der noch im Dialekt ungehoben liegt.

Ödipus [1]) bald fertig. Ich werde immer wieder lästig unterbrochen, weggerissen. Jetzt auch wieder Correcturen am zweiten Heft! [2]) Die Shakespeare-Vorlesung, die nimmt mir wieder jede Stunde einen Tag, die (angeblich) Tiecksche Übersetzung des Macbeth u. Othello ist zum Zähneausbrechen, ich muss wieder Alles, was ich vorlese, selbst übersetzen, d. h. meine frühere Übersetzung genügt mir auch nicht mehr. [3])

Ihr Gedicht [4]) hat den ächt traumhaften Stimmungston, dieser aber scheint mir durch den Schluss etwas geschädigt, durchbrochen, ich meine, das „Du warst es o Muse!“ sei zu deutlich. Könnte man nicht etwa, dämmerhaft bleibend, sagen etwas wie: ich meinte zu sehen, dass sie zu einem Berg entschwebe, wo sie Schwestern fand, singende, leyerspielende — So etwas?

Weil ich wohlweis werde, sehen Sie mir noch die Bemerkung nach: in Ihrer Prosa, fein perlend wie sie ist, meine ich, sollte doch öfter ein durchschlagend kurzer Satz die längeren Satzbildungen unterbrechen. Der Leser will von Zeit zu Zeit einen Klaps.

Ihre Gesundheit macht mir Sorge. Erzwingen Sie sich Motion mit Gewalt. Ich verlufte mich nach Tisch um jeden Preis jeden Tag bei jedem Wetter. Ich gehe jeden Abend 9 Uhr um jeden Preis in die Kneipe, mich auszuspannen. Sonst könnte man mich schon lang mit Besen zusammenkehren.

Dank auch für die Allotria. Ich bin noch immer unschlüssig u. schicke Ihnen hier, es noch einmal zu lesen, mein Poem mit Bitte um gefällige Rücksendung. [5]) Ich lege den Brief Robert bei, dem ich ein Paket zu schicken habe.

Mit herzlichem Wunsch besserer Gesundheit u. gedeihlichen Arbeitsfortgangs

Ihr

Stuttgart, 30. Jan. 1881. Fr. Vischer.

---

[1]) Das zweiteilige Gedicht „Ödipus“, das nachher in Vischers „Lyrischen Gängen“ erschien.

[2]) Von „Altes und Neues“.

[3]) S. Vorträge von Fr. Th. Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. Zweite Reihe, Shakespeare Vorträge 2. u. 3. Band, Stuttgart, Cotta 1900 u. 1901. (A. d. R.)

[4]) Ein Gedicht mit dem Titel „Schiffbruch“, das ich Vischer in der Handschrift zuschickte. Veröffentlicht habe ich es im Cotta'schen Musenalmanach auf das Jahr 1898; den ursprünglichen Schluss liess ich unverändert. Das Gedicht ist symbolisch.

[5]) V. schwankte lange, welchen Titel er der Sammlung seiner Gedichte, die ihn damals beschäftigte, geben sollte. Er wollte sie ursprünglich „Allotria“ nennen,

Aphorismen.

Von Isolde Kurz in Florenz.

*

Aufgabe der verfeinerten Selbstsucht: so viel Schmerz wie möglich aus der Welt schaffen, alles Lebende in seinen Egoismus einschließen. Wer Glück zerstört, wer die Last des Jammers auf der Erde vermehrt, der darf nicht hoffen, daß der Luftdruck über seinem eigenen Haupt geringer werde.

*

Wahrhaft großes Empfinden zeigt sich nicht darin, daß man sich ausschließlich mit großen Dingen beschäftigt, sondern daß man auch das kleinste dem großen anzugliedern weiß.

*

Das Gros der Menschen ist nur in der Jugend genießbar, nach fünfundzwanzig Jahren hört bei den meisten die Entwicklung auf, und sie beginnen zu schrumpfen. Deshalb sehen sie auf ihre Jugend zurück als auf eine Zeit höherer Fähigkeiten, ein geschwundenes Paradies. Bei den begabten Menschen steht der Fluß des Werdens niemals stille, und er empfindet sein Ich nicht anders als in der Jugend, daher ihm der Flug der Zeit nicht zum Bewußtsein kommt.

*

Die meisten Menschen sind wie schlecht konstruierte Lampen, jene billige Fabrikware, die gleich trübe brennen, sobald das Öl ein wenig gesunken ist. Dagegen gibt es einige wenige vom Schöpfer so vortrefflich ausgearbeitete Mechanismen, daß sie durch nichts verdorben werden können und das gleiche Licht verbreiten bis der letzte Tropfen Öl verzehrt, ja bis die letzte Feuchtigkeit aus dem Dochte gesogen ist. Solche Menschen sind Gottes Handarbeit.

*

Das Individuum will sich einmal manifestieren, ehe es in den Schoß der Allgemeinheit zurückkehrt. Bleibt ihm gar kein Mittel sich auszuzeichnen, so schreibt der Alltagsmensch wenigstens seinen Namen mit einer geschmacklosen

---

und ein Einleitungsgedicht des gleichen Titels sollte diese Bezeichnung erklären; es ist das nämliche, das er mir, wie der Brief bemerkt, zu einer zweiten Einsichtnahme schickte. Ungelegenerweise war in München ein, ich erinnere mich nicht mehr von wem herausgegebenes, Sammelheft von Gedichten unter dem Titel „Allotria“ erschienen, und dieses hatte ich V. zugeschickt; hierauf bezieht sich sein „Dank“. Später entschloss sich V., seine Sammlung „Lyrische Gänge“ zu nennen, das Manuskript des neuen Einleitungsgedichtes hiezu („Lyrische Gänge? Willst du dir schaden?“ usw.) schickte er mir im August 1881. Das zuvor verfasste, ein reizendes, liebenswürdiges Gedicht, erschien erst an der Spitze der Sammlung von Poesien, die unter dem Titel „Allotria“ Robert Vischer aus dem Nachlass seines Vaters 1892 herausgab.

Bemerkung ins Fremdenbuch, damit die Nachfolgenden wissen, daß er auch dagewesen.

*

Geistlose Menschen können nicht freudig sein, die Materie lastet mit zu schwerem Druck auf ihnen.

*

Auf törichte Wünsche wartet zuweilen eine grausame Strafe: ihre Erfüllung.

*

Der gefährlichste Sturz ist der von einem Luftschloß herunter. Stark ist, wer sich davon wieder erholen kann. Die meisten kriechen mit zerschmetterten Gliedern noch eine Strecke weiter, bis sie elend liegen bleiben.

*

Das Leben ist ein fortgesetzter, unfreiwilliger Tauschhandel. Wir glauben unser liebstes Gut auf immer festzuhalten, und schon landet, von uns unbeachtet, das Schiff, das es uns entführen wird. Und während wir ihm hoffnungslos nachstarren, taucht am fernen Horizont ein Segel auf, das den Ersatz bringt.

*

Es kommt ein Augenblick, wo auch der Glücklichste vollkommen allein ist, denn das letzte Wort auf Erden hat jeder mit dem eigenen Körper zu reden.

*

Nichts charakterisiert den Menschen mehr als das, wofür er niemals Zeit findet.

Das Tübinger Stift und die württembergische Kultur.

Von Rudolf Krauss in Stuttgart.

In den kritischen Kulturbildern, die der geistreich boshafte schwäbische Aufklärungs-Journalist Ludwig Wekhrlin im Jahre 1778 unter dem Titel „Des Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland“ anonym auf den Markt geworfen hat, sagt er von seinem Heimatlande: „Wirtemberg ist das Reich der Magister und der Schreiber“. Der Ausspruch, den sich in der Folge viele Schriftsteller zu eigen gemacht

und in den verschiedensten Tonarten wiederholt haben, so dass er allmählich zum geflügelten Worte geworden ist, hat für den bis zum napoleonischen Zeitalter reichenden altwürttembergischen Staat seine volle Berechtigung. Auf der einen Seite ein beispielloser Einfluss des Theologenstandes, den Wekhrlin nach der von seinen Vertretern zu erwerbenden Magisterwürde bezeichnet, nicht bloss auf die gesamte Geisteskultur, sondern auch auf die Staatsgeschäfte durch Vermittlung der Landschaft, auf der andern Seite ein in seiner Gesamtheit gleichfalls mächtiges Heer von aufgeblasenen Schreibern ohne höhere Bildung, mit Wirkungskreisen betraut, die man nirgends sonst Subalternen zu überlassen pflegte — das waren die beiden Faktoren, die das Räderwerk der württembergischen Staatsmaschine seit der Reformation bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts hauptsächlich in Gang erhielten. Die Verbindung dieser beiden an sich völlig verschieden gearteten Elemente zu gemeinsamer Ausübung der Macht war durchaus kein Zufall: Altwürttemberg musste vielmehr, weil es das Reich der Magister war, zugleich das Reich der Schreiber werden. Neben der überwiegenden Begünstigung der Theologie auf der Landeshochschule traten die übrigen Fakultäten in den Hindergrund, neben der Bevorzugung des geistlichen Standes blieb für Juristen verhältnismässig wenig Spielraum, und so kam es, dass wichtige Posten notdürftig durch niedere Beamte ausgefüllt wurden. Einen für die Staatsverwaltung belangreichen erbeingesessenen Adel, wie anderwärts, gab es in Württemberg ohnehin nicht, weil sich im Laufe des 16. Jahrhunderts die grundbesitzenden Herren hier von der Landeshoheit losgemacht und der freien Reichsritterschaft angegliedert hatten; erst allmählich entstand durch Zuwanderung und Nobilitierung ein Hofadel, der jedoch den Landadel nicht zu ersetzen vermochte.

Die auffällige Machtstellung der Theologie im altwürttembergischen Staate war das zwingende Ergebnis einer eigenartigen historischen Entwicklung. Die Einführung der Reformation durch den aus der Verbannung heimgekehrten Herzog Ulrich entschied die Zukunft des Landes auf Jahrhunderte hinaus. Damit sonderte sich Württemberg bestimmter als vorher vom übrigen Schwabentum ab. Mitten im überwiegend katholisch gebliebenen Süden Deutschlands eine protestantische Insel, musste es sich, um seinen Glauben gegen die Einflüsse der Nachbarschaft zu schützen, ganz auf sich selbst stellen, sich völlig abschliessen und absperren. Und da die letzte Ursache dieses Isolierungssystems die Religion war, so konnte es nicht ausbleiben, dass eben die berufenen Vertreter dieser um so grössere Bedeutung für das Land gewannen.

Unter solchen Umständen wurde natürlich die Ausbildung der Theologen zu einer Frage von ausserordentlicher Wichtigkeit. Der Staat fühlte sich verpflichtet, die Fürsorge dafür selbst in die Hand zu nehmen. Die Besitzergreifung des katholischen Kirchenguts lieferte die nötigen Mittel dazu, und es erschien überdies als ein Akt der Gerechtigkeit, die kirchlichen Stiftungen auch fernerhin zu religiösen Zwecken zu verwenden, wiewohl, bei genauerer Betrachtung, diese Art von religiösen Zwecken, denen das eingezogene Kirchengut fürderhin zu dienen hatte,

dem Sinne der ursprünglichen katholischen Stifter noch weniger genehm sein musste, als irgendeine weltliche Verwendung. Aber die Reformierung des Landes vollzog sich eben ganz sachte, und man ging bei der Neugestaltung der Dinge möglichst schonend vor. So verzichtete Herzog Ulrich auch auf Aufhebung der Klöster, die er nur im protestantischen Geiste umwandelte. Erst unter seinem Sohn und Nachfolger Christoph wurden durch die Neuordnungen von 1556 und 1559 die württembergischen Klöster zu wissenschaftlichen Vorbereitungsanstalten für die zum theologischen Berufe bestimmten Jünglinge eingerichtet. Und zwar waren es anfangs dreizehn solcher Klosterschulen, die zu Ende des 16. Jahrhunderts aus Verwaltungsgründen in vier zusammengezogen wurden. In derselben Anzahl bestehen diese Bildungsstätten bis auf den heutigen Tag, gemeinhin als niedere Seminare im Gegensatz zum höhern Tübinger bezeichnet.

Die dürftigen Anfänge des Tübinger Stipendiums für evangelische Theologen reichen in das Jahr 1536 zurück. Aber der eigentliche Begründer dieses weltberühmt gewordenen „Stifts" war widerum nicht Herzog Ulrich, sondern Herzog Christoph, der durch ein später in die Grosse Kirchenordnung von 1559 fast wörtlich aufgenommenes Reskript vom 15. Mai 1557 die Grundzüge und Grundsätze der im ehemaligen Augustinerkloster untergebrachten Anstalt für alle Zeiten festgelegt hat. Noch im 20. Jahrhundert verleugnet sie ihren klösterlichen Ursprung nicht ganz, obgleich die fortschreitende Zeit immer neue Änderungen und Milderungen stufenweise den zähen Vertretern des konservativen Prinzips abgetrotzt hat. Man sorgte von Anbeginn, dass sich die Jünglinge gewiss in christlicher Demut übten. Ganz unverblümt brachte man diese Absicht zum Ausdruck. „Die Stipendiaten", hiess es in den ältesten Statuten, „sollen sich bewusst sein, dass sie von Almosen leben. Sie sollen sich den auferlegten Dienstleistungen nicht entziehen." Holz- und Wassertragen, Tellerspülen und ähnliche entwürdigende Verrichtungen, wie damals, werden heutzutage freilich den „Stiftlern" nicht mehr zugemutet: aber noch immer wird ihnen durch hunderterlei Kleinigkeiten tagtäglich zu Gemüt geführt, dass sie auf Staatskosten ausgebildet werden.

Es ist auffallend, wie hartnäckig sich die mönchischen Einrichtungen im Stift fast noch das ganze 18. Jahrhundert behauptet haben. Die noch durch die neuen Statuten von 1793 beibehaltene uniforme Tracht, der schwarze Mantel mit weissen Überschlägen, in den sich die Kutte zu Anfang jenes Jahrhunderts umgewandelt hatte, erregte das mitleidige Staunen aller Fremden, und noch mehr wunderte man sich über den Zopf, dass während den Mahlzeiten Predigten geplappert wurden, auf die kein Mensch achtete. „Man predigt beim Frühestück, beim Mittagessen, beim Souper, und der Abend wird mit Kritiken über die Predigten, die den Tag über gehalten wurden, zugebracht" — so spottet Wekhrlin in einem Pamphlet auf das Institut, das sich in seinem „Grauen Ungeheur" vom Jahre 1784 findet. In den niederen Seminaren hatte die strenge Zucht ihre Berechtigung, weil diese auf der Stufe von Obergymnasien, also von Schulen standen: für die Insassen des Stifts, die nach Alter,

Studium und Bildung Studenten waren, mussten dagegen die klösterliche Klausur und die klösterliche Disziplin ganz unerträglich sein. Sie führten denn auch Krieg, unaufhörlichen Krieg gegen das verhasste System, und gerade die fähigsten Zöglinge setzten einen Stolz darin, durch Vagieren, Verstösse gegen die vorgeschriebene Tracht, Versäumnisse von Predigten und Lektionen und sonstige Verletzungen der drakonischen Hausgesetze ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen, die darauf gesetzten Disziplinarstrafen herauszufordern und stoisch über sich ergehen zu lassen. Schon frühzeitig ist es erkannt und oft genug ausgesprochen worden, dass die Stiftserziehung nicht auf Moralität, nur auf Legalität hinarbeite. Der Druck, der auf den bis in die kleinsten Einzelheiten bevormundeten Stiftlern lastete, gab ihnen zu sittlichen Verdiensten, die doch nur in der Freiheit erworben werden können, fast gar keine Gelegenheit.

Wie schwer in allen Epochen einzelne den klösterlichen Zwang empfunden haben mögen, so trat doch keine allgemeine Unzufriedenheit an die Oberfläche, so lange die lutherische Orthodoxie im Lande, auf der Universität, im Stifte eine schrankenlose Herrschaft ausübte. Aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in die chinesische Mauer, durch die sich das württembergische Herzogtum abgesperrt hatte, Bresche gelegt, und trotz allem Widerstreben der geistlichen Machthaber drang der frische Luftstrom einer neuen Ära auch in die dumpfen Klosterräume, empfänglicher Jugend die Brust füllend und weitend. Moderne Poesie und Philosophie, Rationalismus, Aufklärung und Empfindsamkeit brachen sich siegreich Bahn, und zuletzt steigerte die französische Revolution den aufgerüttelten Freiheitsgeist ins Schrankenlose. Jetzt begannen sich die Seminaristen ihrer rückständigen, schläfrigen Existenz deutlich bewusst zu werden, und Widerspruch, ja Widerstand rang sich aus dem Innern der Gemüter an die Öffentlichkeit empor. Das Stift, das bisher, wie eine ehrbare Bürgersfrau, keinen Gesprächsstoff geliefert und dadurch am sichersten seine Tugendhaftigkeit bewiesen hatte, wurde mit einem Mal in den Mittelpunkt erregter Debatten, scharfer Angriffe, bitterböser Satire gerückt.

Mit Schrecken gewahrten die Stiftsvorgesetzten als Repräsentanten der guten, alten Zeit eine Bewegung der jungen Geister, der sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Machtmitteln nicht mehr Herr zu werden vermochten. Zunächst drang die neue Dichtkunst durch alle Ritzen der Klosterwände. Es half nichts, dass man verbot und drohte, die Bücher konfiszierte und die ketzerischen Stiftsstudenten, die selbst Lieder, sogar Liebeslieder zu dichten und drucken zu lassen gewagt hatten, ins Karzer steckte. Man hörte darum nicht auf zu dichten und für die Lieblinge der deutschen Muse zu schwärmen. Bald schritt man von dem seraphischen Klopstock zu dem Weltkind Goethe fort, und es kam die Zeit, da sogar schon die Schüler der niederen Seminare die verpönten Leiden des jungen Werther auswendig wussten. Der böse Heide blieb noch weit ins 19. Jahrhundert hinein auf dem schwarzen Index. Im Jahre 1821 ging die aufsehenerregende Kunde durch das

Land, einem Stiftler sei die Lektüre der Goetheschen Werke verboten worden, und so viel Wahres war immerhin an dem Gerücht, dass man dem betreffenden den Rat erteilt hatte, sich als Theologe in dem unbedingten Lobe Goethes zu beschränken, insofern es die Sittlichkeit anbelange.

Der erste, der sich öffentlich über das Stift eingehender vernehmen liess, war der einflussreiche Karlsschulprofessor, Schriftsteller und gekrönte Dichter Balthasar Haug, der im Jahrgange 1781 seiner Zeitschrift „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“, getreu den lokalpatriotischen Tendenzen seiner gesamten literarischen Tätigkeit, viel zum Lobe der Anstalt zu sagen wusste, ohne jedoch allerhand Wünsche nach Verbesserungen zu unterdrücken. Aus einer ganz anderen Tonart ging die schon erwähnte satirische Charakteristik, die Wekhrlin in seinem Grauen Ungeheur 1784 entwarf: trotz vieler Unrichtigkeiten und Übertreibungen traf sie doch ins Schwarze. Noch merkwürdiger als um ihrer selbst willen ist sie wegen einer Entgegnung, die sie hervorrief. Der Aufsatz stand anonym in Armbrusters Schwäbischem Museum. Sein Verfasser war ein junger Pfarrvikar, der vor kurzem erst das Stift verlassen hatte: Karl Friedrich Reinhard, den ein abenteuerliches, eben durch jenen Artikel beeinflusstes Lebensschicksal zum französischen Staatsmann und Pair emporgetragen hat. Indem Reinhard sich den Anschein gibt, Wekhrlin berichtigen zu wollen, übt er noch schärfere Kritik als dieser, und seine geistvollen Ausführungen machen um so tieferen Eindruck, als man ihnen anfühlt, dass sie nicht aus der Feder eines oberflächlichen Journalisten geflossen, vielmehr von streng sachkundiger Seite ausgegangen sind. Am meisten gelesen wurden Nicolais Bemerkungen über das Stift, die der berühmte Berliner in dem 1796 erschienenen elften Bande seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“ niedergelegt hat. Wie in seinen Augen das ganze vielgepriesene altwürttembergische Schulwesen nichts als ein alter Zopf, ein unselbständiges Anhängsel der Kirche ist, so giesst er insbesondere über die Krönung des Gebäudes, das Tübinger Stipendium, die volle Schale seines bitterbösen Spottes aus. Mag man auch geneigt sein, auf das persönliche Urteil des einseitigen Aufklärungsmannes kein allzu grosses Gewicht zu legen, so darf man doch nicht übersehen, dass er bei seinem Besuche in Württemberg mit vielen angesehenen Männern vertrauten Umgang gepflogen und mit solchen späterhin korrespondiert hat, so dass in seinem Buche zum guten Teil die Ansichten der fortschrittlichen Kreise des Württemberger Landes wiedergegeben sind.

Es ist wahr: eine Anzahl bedeutenderer Stiftsstudenten haben in älteren Jahren mit freundlicher Rührung der Anstalt gedacht, der sie ihre Erziehung verdankten, und sich ihrer pietätvoll angenommen. Indessen darf man auf derartige nachträgliche Urteile nicht allzuviel geben. In der Rückerinnerung pflegt sich manches zu mildern und zu verschönern, das Angenehme hebt sich stärker hervor, und das Widrige tritt zurück, wie man etwa die Schwächen von Toten schonend vergisst

oder doch unberührt lässt, um desto mehr Aufhebens von ihren Vorzügen zu machen. Je stärker mit zunehmenden Alter der Drang wird, sich die Jugendzeit in möglichst rosigem Lichte vorzustellen, um so mehr entschwinden, auf unsern Fall angewandt, die Gedanken an überwundene Not und Pein, Druck und Knebelung, bleiben nur noch die angenehmen Bilder reizvollen Zusammenlebens mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden, übermütiger Jugendstreiche, humoristischer Episoden. Da fällt denn doch das Urteil der Stiftler, welche noch der Anstalt angehören oder sie nicht allzulange verlassen haben, anders ins Gewicht, wenngleich allerlei leidenschaftliche Übertreibungen unmittelbar Betroffener davon abzuziehen sind. Und die Verurteilung, je nach den Charakteranlagen mehr oder minder laut, mehr oder minder scharf, ist von dieser Seite seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart fast allgemein gewesen.

Fein organisierte und eigenartig veranlagte Naturen haben sich von jeher in solchen Massenanstalten besonders unglücklich gefühlt. Darum sind auch die vielen schwäbischen Dichter, die im Stift ihre Ausbildung erhalten haben, dort am allerwenigsten am richtigen Platz gewesen. Fast alle erscheinen sie mit einem langen Verzeichnis von Disziplinarstrafen stark belastet, und mehr als einen hat das Geschick der Ausweisung ereilt. So Wilhelm Waiblinger, Hermann Kurz, und sogar der nachher zum Pietistenhaupt gewordene Albert Knapp ist demselben Lose nur mit knapper Not entgangen. Schon früher hatte der hochbegabte Klopstockjünger Gottlob David Hartmann seine moralphilosophische Schrift „Sophron oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben", die er 1773 als Stiftszögling erscheinen liess, zu einem heftigen Ausfall gegen das heimische Schulwesen benutzt, und es wäre wohl zwischen ihm und der Anstalt zum Bruche gekommen, wenn er nicht gerade zur rechten Zeit einen Ruf als Professor der Philosophie an das akademische Gymnasium in Mitau erhalten hätte. Selbst ein so geschmeidiger und korrekter Mensch wie Gustav Schwab konnte sich mit der Ordnung und dem Geiste des Stifts niemals ganz befreunden. Wilhelm Hauff betrachtete es als einen besonderen Glücksfall, dass er „in diesem Klosterpferch" nicht moralisch zugrunde gegangen sei. Was an dem zartbesaiteten Seeleninstrument Mörikes durch die Herdenerziehung gesündigt worden ist, lässt sich vollends nicht abschätzen.

Der Durchschnitt mag ja von diesem inneren Unbehagen höher Veranlagter nicht allzuviel verspüren. In einem anderen Punkte sind aber sicher alle Stiftsstudenten gleichmässig beeinträchtigt. Friedrich Vischer, ein doppelt klassischer Eideshelfer, weil er aus eigener Erfahrung redet und — schon als Ästhetiker — in solchen Dingen mitzusprechen besonders berufen erscheint, bezeugt, dass aus der Zusammensperrung „Verwilderung wenigstens im Formellen, Verschüchterung und Verdumpfung" entspringen. Und weiter sagt er: „Man kennt den Seminaristen leicht am blöden und unfreien Zuge, der ihm bleibt. Seine innere Bildung steht in einem grossen Missverhältnisse zu seiner

äusseren, im Gefühle dieses Mangels zieht er sich auf den Wert seiner geistigen Bildung zurück, und hieraus entsteht nun ein ganz eigenes Geschmäckchen gegenüber den Studierenden in der Stadt.“ Man ist gewohnt, Schwerfälligkeit im äusseren Gebaren und Missachtung der Form als etwas dem schwäbischen Stamme unbedingt Anhaftendes und Unvermeidliches, den Stiftston aber als konzentrierten und einseitigen Ausdruck dieser Veranlagung zu betrachten. Sobald man sich jedoch von einer solchen höchst zweifelhaften Voraussetzung befreit hat, wird man finden, dass vielmehr umgekehrt die Klosterkultur diese unangenehmen schwäbischen Eigenschaften wenn nicht gezeugt, so doch verewigt hat. Man bedenke den ungeheuren Einfluss der Anstalt auf die ganze Gesittung des Württemberger Lands! Man erwäge, dass das Stift früher nicht bloss, wie heutzutage, einen stattlichen Prozentsatz, sondern die Mehrheit der Talente an sich riss, dass es einen wichtigen Bestandteil der leitenden Kreise lieferte, vor allem Bildner des Volkes und der Jugend, die Seelenhirten und humanistischen Lehrer fast ausschliesslich grosszog und so die herrschende Geistesrichtung im Lande bestimmte! Man wird danach ermessen können, wie das „eigene Geschmäckchen“ der Stiftler, von dem Vischer redet, sich im ganzen Ländchen verbreiten, sich auf die Kreise, in welchen jene massgebend waren, ausdehnen musste, auf die Jugend vor allem, wie sich so unter dem Einfluss des Stifts die Unsicherheit, Ungewandtheit, Unbeholfenheit im Auftreten, in der Haltung, selbst in der Konversation von Geschlecht zu Geschlecht fortschleppten — Schwächen, die darum nicht erträglicher werden, dass viele absichtlich an ihnen festhalten und sie beliebäugeln. Denn diese Mängel haben schon oftmals Schwaben für den innern Wert nach tief unter ihnen stehende Fremde zum Gespötte gemacht, schon manche gehindert, ihre geistigen Vorzüge im rechten Augenblick entschieden zur Geltung zu bringen.

Als um die Mitte des 18. Jahrhunderts Württemberg aus seiner Isolierung heraustrat, begann sich diese Art schwäbischer Originalität wenigstens einigermassen zu verflüchtigen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach der Umwandlung des altwürttembergischen Staats zum neuwürttembergischen kam die wohltätige Übung auf, dass Tübinger Studenten, namentlich auch Theologen und Stiftler, nach Abschluss ihrer Studien längere Bildungsreisen durch Deutschland unternahmen, die zur Abschleifung ihrer Sitten beitrugen. Aber erst der Gründung des Deutschen Reiches verdankt man die engere Fühlung zwischen süddeutschem und norddeutschem Wesen. Seitdem ist der Beweis erbracht worden, dass auch der Schwabe, sofern er sich nur nicht darauf steift, seine Derbheit geflissentlich zur Schau zu tragen, sehr wohl befähigt ist, sich zu seinem Vorteil und besseren Fortkommen gewandteres Benehmen und feinere Umgangsformen anzueignen, ohne dafür seine Kernhaftigkeit aufopfern zu müssen. Vielleicht darf man diesen Fortschritt mit der Verminderung des Stiftseinflusses auf die württembergische Kultur in Zusammenhang bringen.

Wenn also von den verschiedensten Gesichtspunkten aus ein unbe-

fangenes Urteil über das Stift als Erziehungsanstalt sehr ungünstig ausfallen muss, so können seine wissenschaftlichen Leistungen im allgemeinen weit höher veranschlagt werden. Natürlich war das gelehrte Niveau zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes; die Epoche des Dreissigjährigen Krieges bedeutete, wie in allen Kulturzweigen, auch für das Tübinger Theologenstipendium den grössten Tiefstand. Herzog Ludwig, der Nachfolger Christophs, dem das Institut auch für die heilsame Einsetzung des Repetentenkollegiums Dank schuldete, hatte die Bestimmung getroffen, dass dem dreijährigen theologischen Kurs ein zweijähriger, den philosophischen Fächern gewidmeter vorausgehen solle. So konnten sich die Zöglinge unter sorgfältiger Anleitung tüchtiger Vorgesetzter und Lehrer und doch bei ziemlich weitgehender, eine eigentliche Geistesdressur vermeidender Freiheit des Studiengangs jene aussergewöhnliche Universalität des Wissens aneignen, die nicht nur dem Lande einen hervorragend gebildeten Pfarrersstand verschafft, sondern auch die einzelnen befähigt hat, sich in den mannigfaltigsten Berufsarten zurechtzufinden. Uhland stellte — bei einer unten zu erwähnenden Gelegenheit — noch im Jahre 1831 dem Stift das Zeugnis aus, dass es „als Pflanzstätte der allgemeinen Wissenschaften, welche sonst neben den Brotstudien nur allzusehr gekürzt sind, dem Vaterlande Bedeutendes und Eigentümliches geleistet" habe. Gleichzeitig bedauerte er aber auch aufs lebhafteste, dass die bis 1822 und wiederum von 1826 bis 1829 fünfjährige Studienzeit neuerdings in eine vierjährige umgewandelt worden sei, weil er davon nicht ohne Grund eine Verkürzung der allgemein bildenden Fächer, also eine Beeinträchtigung der bisherigen Hauptvorzüge des Seminars befürchtete.

Nicht bloss Leuchten der Gelehrtenwelt — man denke an Schelling und Hegel! — sind aus dem Stift hervorgegangen: auch die Anstalt als solche hat zeitweise in der deutschen Wissenschaft Epoche gemacht. Ursprünglich war sie eine Schule für streng lutherische Orthodoxie, der sie als vorgeschobener Posten im deutschen Süden ausgezeichnete Dienste getan hat; damals hatte die Philosophie lediglich die Aufgabe, der Theologie Vorspann zu leisten. Um so mehr blühten die humanistischen Studien. Die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum wurde erst etwas in den Hintergrund geschoben, als die Philosophie zu selbständiger Bedeutung gelangte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann, wie schon bemerkt, die Bewegung, die mit dem Siege der Aufklärung über den strengen Kirchenglauben, der kritischen Theologie über das konservative Prinzip endigte. Mehr und mehr schloss sich die geistig hervorragende Jugend der neuen Richtung an, und die ehedem allmächtige Orthodoxie sah sich zu einer Sekte herabgedrückt. Das Stift bildete seitdem einen Tummelplatz für die religiösen Kämpfe des Zeitalters. Vor allem hatte hier der Kritizismus der jüngeren Tübinger Theologenschule, durch Ferdinand Baur und dessen Schüler vertreten, sein Hauptquartier, bis zuletzt einer von den letzteren, ein Stiftler, ein Stiftsrepetent, Friedrich Strauss, die scharfe Axt an die Grundpfeiler des alten Kirchenglaubens legte.

Eben durch jene Universalität der geistigen Bildung, die das Stift seinen Zöglingen mit auf den Lebensweg gab, sicherte es diesen am besten ihren Einfluss auf die schwäbische Geisteskultur. Nicht nur das höhere Unterrichtswesen lag in ihren Händen, sondern die evangelischen Geistlichen beherrschten fast die gesamte allgemein bildende Literatur. Die Kehrseite ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit ist allerdings auch vorhanden: es blieb daneben kein Raum mehr für Spezialstudien, und die Theologen, die sich aller Wissenszweige bemächtigten, konnten schliesslich, da sie diese Dinge nur im Nebenamte betrieben, einen gewissen Dilettantismus doch nicht völlig abstreifen. So hat Württemberg beispielsweise bei aller Gründlichkeit der humanistischen Bildung im Bereiche der klassischen Philologie doch nur wenige wissenschaftliche Leistungen von durchgreifender Bedeutung aufzuweisen, oder bei aller pietätvollen Vorliebe für Landesgeschichte und Landeskunde ertragen doch auch auf diesem Gebiet nur die wenigsten von den zahllosen literarischen Kundgebungen einen streng wissenschaftlichen Massstab.

Der oft zitierte Satz, dass aus einem württembergischen Magister alles werden könne, wird durch eine lange Reihe berühmter Namen von Stiftlern illustriert, die entweder über die Theologie allmählich und sachte hinausgewachsen sind oder mit ihr rasch und gewaltsam gebrochen haben. Aber dabei bleibt die Frage offen, ob sie vermöge ihrer Ausbildung oder nicht umgekehrt trotz dieser ihren Weg gemacht haben, ob sie einen Triumph der Anstalt oder nicht vielmehr einen Triumph des schwäbischen Geistesreichtums bedeuten. Die Gegner des Tübinger Seminars haben stets die Ansicht vertreten, dass es die Grösse der in seinen Mauern aufgewachsenen Männer nicht verschuldet habe. Und in der Tat spricht viel für diese Auffassung. Zwar nicht mehr im neuwürttembergischen, wohl aber im altwürttembergischen Staate empfanden es die angesehensten Familien bei überwiegender, häufig mit Kinderreichtum verbundener Unbemitteltheit als Erleichterung, dass der Staat ihnen einen Teil ihrer Erziehungssorgen abnahm; ja, auch von solchen wirtschaftlichen Rücksichten abgesehen, betrachteten es die ersten bürgerlichen Geschlechter vielfach als Ehrensache, ihre Söhne zum Dienste Gottes dem gemeinen Wesen darzubieten. Waren doch sogar Kinder von Handwerkern und Bauern gesetzlich von der Wohltat des Stipendiums ausgeschlossen. Aus den besten Elementen konnten also die Talentvollsten ausgesucht werden, und dass unter dieser Elite eines geistig glücklich veranlagten Volksstammes eine stattliche Anzahl von Jünglingen sein musste, die sich, ohne Rücksicht auf die Erziehungsbedingungen, zu bedeutenden Männern entwickelten, versteht sich eigentlich von selbst. Vollends misstrauisch gegen den beanspruchten Ruhmestitel des Stifts macht uns ein Vergleich mit der Karlsschule, die nicht einmal mit einem durch eine rigorose Konkurrenzprüfung gesiebten Menschenmaterial arbeitete und doch mindestens ebenso glänzende Ergebnisse als das Stift erzielte, ja sich auf eine im Verhältnis zur kurzen Zeit ihres Bestandes noch grössere Anzahl in ihren Lehrsälen gezüchteter Berühmtheiten berufen konnte. Diese Erfahrung legt den Schluss nahe, dass in

beiden Fällen die ausserordentliche Triebkraft des schwäbischen Geistes den Instituten zu leichten Siegen verholfen hat.

Es ist aber auch viel weniger die Aufgabe einer solchen Bildungsstätte, einzelne Koryphäen grosszuziehen als einen tüchtig geschulten Durchschnitt zu liefern. Und in dieser Hinsicht ist schon betont worden, dass das Stift dem Lande durch Jahrhunderte einen hochgebildeten Theologenstand geschenkt hat, um den Württemberg oftmals von Auswärtigen beneidet worden ist. Nur hat dafür von ungezählten Einzelpersönlichkeiten der Preis gar teuer bezahlt werden müssen. Knaben vor dem 14. Jahre, also in einem Alter, da sie für die Berufswahl noch nicht mündig sind, selbst wofern man sie überhaupt darüber befragt, dem geistlichen Stande zu verpflichten, erscheint denn doch als eine an die Gepflogenheiten der katholischen Kirche stark erinnernde Übung. Und vorher harrt der Unglücklichen das Fegefeuer des sogenannten Landexamens und der dadurch bedingten mehrjährigen Vorbereitungen. Was das heissen wollte, hat uns Reinhard drastisch genug auseinandergesetzt. „Um Magister zu werden," schreibt er, „ist man verdammt, vom sechsten Jahr an von einem lateinischen Präzeptor durch die doppelte Portion von Schimpfnamen, Maulschellen, Stockstreichen und Rutenhieben sich das Latein nebst einem bisschen Hebräisch, Griechisch, dem hebräischen Alphabet, die arabische Definitionen aus der Logik und Rhetorik nicht zu vergessen, einprägen zu lassen, während ein andrer mit der einfachen davonkommt." Das Züchtigungsrecht der Präzeptoren ist zwar inzwischen eingeschränkt worden, im übrigen hat aber diese Examensdressur von ihrer Barbarei bis auf den heutigen Tag noch nichts eingebüsst. Nach wie vor ist das Landexamen die enge Pforte, durch die wenige Auserwählte in das noch immer begehrte Eldorado der kostenlosen Seminarerziehung eingehen. Noch immer ist der Andrang im Verhältnis zur Anzahl der zu vergebenden Plätze sehr gross, und da die Auswahl lediglich nach dem Prüfungsergebnis getroffen wird, so kann man sich vorstellen, mit welcher Energie von Lehrern und Schülern im Einverständnis mit den Eltern der letztern auf das Ziel los gearbeitet werden muss. Es gibt eine Anzahl Landlateinschulen, deren Spezialität die Landexamensdressur ist, eine Reihe Lehrer, die den merkwürdigen Ruhm geniessen, besonders tüchtige Einpauker zu sein und einen besonders hohen Prozentsatz ihrer Schüler „durchzubringen". Mit welchen Mitteln! Wahrhaft bemitleidenswert ist aber die frische Jugend, die das Opfer einer derart ungesunden Treibhauskultur wird.

Wenn also das Examen geglückt ist, wird der vierzehnjährige Knabe in eine Klosterschule aufgenommen. Hier pflegt er sich über seine theologische Bestimmung, die in weiter Ferne liegt, noch keine schweren Gedanken zu machen. Ganz anders im Stift, auf der Universität. Der mittlerweile zum Selbstbewusstsein erwachte Jüngling von 18 Jahren muss sich darüber klar werden, ob ihn innere Neigung den Beruf auf die Dauer wert machen kann, in den ihn fremde Autorität hineingezwungen hat. Seelenkämpfe, Gewissenszweifel bleiben nur wenigen erspart, und den höher Veranlagten am allerwenigsten. Viele

ringen sich wenigstens zu einem Mass von christlicher Gläubigkeit glücklich durch, die zur Ausübung des Seelsorgerberufes ausreicht, und finden sich mit ihren Pflichten, die ihnen durch Gewohnheit immer erträglicher werden, leidlich ab. Viele, aber entfernt nicht alle. Was aber dann, wenn die Erkenntnis, nicht zum Geistlichen zu taugen, unwiderruflich bleibt? Das Mass der sittlichen Energie, über die der einzelne gebietet, muss entscheiden. Es hat von jeher Seminaristen gegeben, die ihre Fesseln rücksichtslos gebrochen haben. Andre schleppen daran lebenslänglich und kommen nicht dazu, sich aus einer innerlich unwahren Existenz, deren sie sich doch voll bewusst sind, zu befreien. Beharrungsvermögen, Trägheit, wohl auch Rücksicht auf die Angehörigen lassen sie den rechten Augenblick verpassen. Vor allem aber die leidige Geldfrage. Denn nicht nur erfordert der Übergang in einen andern Beruf finanzielle Mittel, sondern der Staat hat auch das Recht, den abtrünnigen Theologen zum Kostenersatz anzuhalten. Die Seminaristen haben beim Eintritt in die Stipendien die gerichtlich zu bestätigende Verpflichtung auszustellen, „ohne höchste Erlaubnis aus dem übernommenen Stande und Verhältnissen nicht auszutreten und ohne höchste Bewilligung in keine fremden Dienste sich einzulassen, auch im Falle der schuldhaften Nichterfüllnng dieser Verbindlichkeiten die auf sie verwendeten Kosten dem evangelischen Kirchengut zu ersetzen". Wenn man auch die Behauptung, dass die württembergische Landeskirche ganz dem Mammonismus verfallen sei, die E. G. Christaller in seinem vor wenigen Jahren erschienenen Tendenzroman „Prostitution des Geistes" aufstellt, als satirische Übertreibung betrachten darf, so erscheint es doch als ein höchst bedenklicher Grundsatz, durch materielle Zwangsmittel junge Leute im geistlichen Berufe, von dem sie sich innerlich abgekehrt haben, festzuhalten, obgleich zuzugeben ist, dass es in der Praxis mit der Ersatzpflicht nicht allzustreng genommen wird. Als man zu Ende von Herzog Karls Regierungszeit über „Massregeln zur Wiederherstellung des Flors der Universität" beriet, da wurde unter den „besonderen Quellen und Anstalten" des Rückganges der Landeshochschule auch „die Abneigung vor dem geistlichen Stand und die von den Eltern und Verwandten erzwungene Ergreifung dieses Berufs" geltend gemacht, wozu der Herzog im Gutachten eigenhändig anmerkte: „Ein gezwungener Theolog ist gewiss ein dem Staate schädlicher Mann." Die Konsequenzen dieser Erkenntnis sind weder von diesem aufgeklärten Fürsten noch von sonst jemand, der seine Meinung geteilt hat, bisher gezogen worden.

Die Erörterungen, ob die Seminare beizubehalten oder aufzuheben seien, dauerten das ganze 19. Jahrhundert über fort, selbstverständlich mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen. Es ging damit wie mit allen öffentlichen Fragen, die der Lösung harren: eine Zeitlang ruhen sie, bis wieder irgendein Anlass sie in Fluss bringt und neue Debatten heraufbeschwört. Im Jahre 1826 dachte man entschieden an Auflösung der Anstalt, und drei Jahre darauf wurden wirklich Bestimmungen getroffen, die der Anfang vom Ende zu sein schienen. Insbesondere wurde die Möglichkeit geboten, an Stelle des Aufenthalts im Stift ein Stipen-

dium zu beziehen, das keinerlei Beschränkung in der Lebensführung auferlegte. Aber schon ein Erlass vom Jahre 1830 machte diese liberale Massregel in der Hauptsache rückgängig, und durch Zusätze zu den Statuten im Jahre 1837 wurde wieder völlig der alte Zustand hergestellt. Auch in Ludwig Uhlands berühmtem Stilistikum wurde im Sommersemester 1831 die Frage, ob das Stift fortbestehen und, bejahendenfalls, ob und wie es zeitgemäss reformiert werden solle, erörtert. Der verlorengegangene Aufsatz des betreffenden Theologiestudenten muss dem allgemeinen Missvergnügen der Stipendiaten sehr deutlichen Ausdruck gegeben haben; Uhland selbst bemühte sich in seiner noch erhaltenen Kritik jener Arbeit, Licht- und Schattenseiten unparteiisch abzuwägen, kam aber doch zu dem Ergebnis, dass das Stift ein fruchtbarer Baum sei, den man nicht abhauen dürfe. Auf dem ersten Landtage des Jahres 1833 wurde vom Abgeordneten der Stadt Ulm ein Antrag auf gründliche Reorganisation des gelehrten Schulwesens, wodurch die Seminare aufgeopfert werden sollten, eingebracht, aber in der Kommission begraben. 1841 erschien eine anonyme, „Über eine zeitgemässe Reform des evangelisch-theologischen Seminars in Tübingen" betitelte Broschüre (ihr Verfasser hiess Theodor Christoph Rümelin), die aus dem Stift eine Pflanzstätte für alle Fakultäten machen und die klösterliche Disziplin durch eine vernünftige Hausordnung ersetzt wissen wollte. Sie hatte ebensowenig praktischen Erfolg wie eine Gegenschrift, die sie hervorrief. Übrigens gab es auch auf strenggläubiger Seite Männer, die die Aufhebung des Stifts wünschten, seitdem es in ihren Augen eine Schule des Unglaubens geworden war, und sie hatten von ihrem Standpunkt aus ganz recht, wenn sie in dem kirchlichen Zweck der Anstalt und der Fütterung ihrer Zöglinge mit moderner Wissenschaft einen Widerspruch erblickten. Der allgemeine Revolutionsdrang des Jahres 1848 teilte sich auch den Stiftlern mit, die in einer an das Inspektorat übergebenen Bittschrift ihre Wünsche formulierten. Der Schritt hatte jedoch keine weiteren Folgen, und die Welt hatte damals Wichtigeres zu tun, als sich um das Schicksal eines Theologenstipendiums zu kümmern. Und so ist bis auf den heutigen Tag nichts Belangreiches geschehen. Man hat sich daran genügen lassen, an dem morschen Gebäude da und dort herumzubästeln, um es zu stützen und seinen Einsturz zu verhüten.

Unterdessen musste das Stift ganz von selbst im Laufe des 19. Jahrhunderts, als die Verhältnisse des württembergischen Landes und Staates weiter und grösser wurden, von seiner Bedeutung einbüssen, und sein Einfluss auf den allgemeinen Kulturstand sank allmählich auf ein bescheideneres Mass herab. Ein Ausgleich trat schon dadurch ein, das die Zahl der Freistellen in den Seminaren sich gleichblieb, während die Bevölkerung sich verdoppelte, verdreifachte. Man kann heutzutage gewiss nicht mehr mit Grund behaupten, dass die Mehrzahl der Talente durch die Klosterschulen geht, wenn auch noch viele begabte Schwaben diese Laufbahn durchmachen. Seitdem sich der Wohlstand im Lande mehr und mehr gehoben hat, bleiben die Stipendien mehr den einfacheren Familien vorbehalten, und jedenfalls erregt es schon ein ge-

wisses Missvergnügen, wenn Söhne aus begüterten Häusern dabei konkurrieren. Das ist auch ganz in der Ordnung. Inbesondere findet sich aber auch unter den übrigen Tübinger Studenten mehr erfolgreiches Streben, allgemeine Bildung zu erwerben. So hat sich das Verhältnis zwischen den Stiftlern und den Stadtstudenten zu Ungunsten der ersteren verschoben. Denn sie haben das „Stiftsgeschmäckchen" beibehalten, können aber ein unbedingtes geistiges Übergewicht nicht mehr in die Wagschale werfen. Das stört sie aber nicht in ihrer Gewohnheit, mitleidig auf alle herabzusehen, welche ihren Wissensdurst nicht aus demselben Weisheitsborne wie sie schöpfen, während umgekehrt der schulmässige Zwang, dem die Seminaristen noch immer unterliegen, ein Hindernis bildet, dass sie von seiten ihrer Kommilitonen, namentlich soweit diese vornehmeren Fakultäten und Verbindungen angehören, als vollbürtig, ja überhaupt als richtige Studenten angesehen werden. Von gegenseitiger Befruchtung, die sich unter anderen Verhältnissen wohl denken liesse, kann so keine Rede sein.

Zugestanden, dass das Stift eine Kulturmission zu erfüllen gehabt hat, so ist diese doch längst erfüllt, und nur aus Pietät und Dankbarkeit für Verdienste, die der Vergangenheit angehören, in einer Zeit, die ganz andere Aufgaben stellt, eine Anstalt zu konservieren, hat doch keinen Sinn. Unter dem Stiftstore prangte dereinst in goldenen Lettern die Inschrift: *„Claustrum hoc cum patria statque caditque sua"*. Das Wort trifft zu, wenn man es so auffasst, dass das Stift nur in seiner württembergischen Heimat die Berechtigung, die Möglichkeit der Existenz gehabt habe. Indessen darf man den Satz nicht umdrehen und dahin deuten wollen, dass der württembergische Staat mit dem Stift zugleich stehe und falle. Im Gegenteil! Die Aufhebung der Anstalt könnte nur die Folge haben, dass die Entwicklung der württembergischen Kultur in den Bahnen des Fortschritts, die sie ohnehin eingeschlagen hat und nicht mehr verlassen kann, beschleunigt würde — eine Entwicklung, die, ohne platt nivellierende Tendenzen und Verzicht auf stammheitlich-landschaftliche Eigenart, doch im Zusammenhang mit der allgemein deutschen Kultur vor sich gehen muss. Dass der edelste Zweck des Tübinger Theologenstipendiums, talentvollen und würdigen Jünglingen aus unbemittelten Familien das akademische Studium zu ermöglichen und ihre Kräfte für gelehrte Berufsarten nutzbar zu machen, auch künftig nicht verfehlt werden darf, versteht sich ganz von selbst. Aber das kann auch erreicht werden ohne eine Herdenerziehung im Internat, die den modernen Begriffen von der sittlichen Freiheit des Individuums wie dem auf deutschen Hochschulen allgemein üblichen Mass von Selbstständigkeit der Studierenden gleichermassen widerspricht. Man benutze die vorhandenen Gelder dazu, den Auserwählten Stipendien in möglichst reichlichen Portionen zu gewähren, mit deren Hilfe sie als Vollstudenten ihre eigenen Wege wandeln können! Man bereite den niederen Seminaren, deren wissenschaftliche Vorzüge den Mangel jeglichen Familienlebens nimmermehr wettzumachen vermögen, dasselbe Schicksal wie dem Tübinger Stift und schaffe aus den dadurch freigewordenen Mitteln Freistellen an Gymnasien! Man

unterziehe die Bewerber nicht mehr einem rigorosen Examen, dessen heisser Wettbewerb eine mehrjährige, Leib und Seele gefährdende Dressur verlangt, und dessen Ergebnisse dazu noch vielfach von Zufälligkeiten abhängen, sondern suche nach Zeugnissen von Lehrern und Behörden und nach Familienverhältnissen die Bedürftigsten und Würdigsten aus!

Die ursprüngliche Absicht bei Einrichtung des Stifts wie der niederen Seminare war allerdings die, auf solche Weise die nötige Anzahl brauchbarer Theologen zu gewinnen. Inzwischen ist man jedoch auf den Standpunkt gelangt, dass tüchtige Juristen, Verwaltungsbeamte, Mediziner für den Staat ein ebenso dringendes Bedürfnis sind als tüchtige Pfarrer und Schulmänner. Und dem modernen Sittlichkeitsbewusstsein ist es ein unerträglicher Gedanke, dass junge Leute durch Wohltaten, die sie vom Staat empfangen, gerade auf einen einzigen Beruf verpflichtet werden sollen, zu dem sie in vielen Fällen weder innere Neigung noch rechte Eignung besitzen. Wenn es möglich wäre, ausschliesslich idealen Gesichtspunkten zu folgen, müsste man also den Stipendiaten die Wahl des Studiums künftig unbedingt freistellen, wozu ja immerhin ein kleiner Anfang damit gemacht ist, dass den Stiftlern — ein von vielen gern ergriffener Ausweg — der Zutritt zur altklassischen Philologie, auch seitdem diese sich von der Theologie losgelöst und selbständig gemacht hat, offen steht. Nur führen praktische Erwägungen zu einem anderen Ergebnis. Es lässt sich nicht verkennen, dass gegenwärtig der Andrang zu den übrigen Fakultäten ohnehin gross genug ist, um den Bedarf reichlich zu decken, während es doch als recht fraglich erscheint, ob sich nach Aufhebung der Seminare und Verabreichung der dadurch freigewordenen Stipendien an Studierende aller Berufsarten noch genug freiwillige Theologen finden würden, um die vielen, die allzu vielen Pfarreien im Lande zu versorgen. Da muss natürlich der Staat vorbauen. Und um dieser Rücksicht willen könnte er erst, wenn sich die Befürchtung, dass durch die neugeschaffenen Zustände ein Mangel an Theologen eintritt, als irrig erweist, damit beginnen, Angehörige anderer Fakultäten in den Genuss der Stipendien einzusetzen. Und wenn diese auch dauernd den Theologen vorbehalten werden müssten, so wäre doch durch die Auflösung der Seminare neben allen anderen Vorteilen insbesondere der erreicht, dass künftig nicht mehr unmündige Knaben dem geistlichen Stande geweiht würden, sondern achtzehnjährige Jünglinge selbst über die Gestaltung ihres Lebens zu entscheiden hätten. Denn die Freistellen an Gymnasien, welche die niederen Seminare ersetzen sollen, müssten natürlich ohne jede beschränkende Wirkung auf das spätere akademische Studium gewährt werden. Übrigens kann man sich ganz gut vorstellen, dass gerade durch die Aufhebung des Stifts das Ansehen des theologischen Studiums auf der Landeshochschule sich heben und ein grösserer Zuzug von Freiwilligen zu diesem stattfinden könnte.

Es ist keine Frage, dass die Durchführung der geforderten einschneidenden Massregeln mit ausserordentlichen Schwierigkeiten verknüpft wäre und nicht ohne heftige Kämpfe abginge. Der konservative

Geist ist im Lande noch mächtig und rührig genug, zumal wenn er, wie in diesem Falle, an der Sentimentalität eine Bundesgenossin fände. Man würde sich voraussichtlich gebärden, als ob dem Lande sein Palladium entwendet, als ob die Axt an die Wurzeln seiner Existenz gelegt werden sollte. Es ist etwas Schönes um die Tradition, aber sie kann wie für einzelne so für Gemeinwesen zum Verhängnis werden, wenn sie um ihrer selbst willen aufrechterhalten wird. Niemals darf die Gegenwart so völlig von der Vergangenheit abhängen, dass sie unter dieser wie unter einem drückenden Joche seufzen muss. Die rechtliche Seite der Angelegenheit ist allerdings ziemlich verwickelt, und Zweifel erheben sich, ob überhaupt die auf ganz bestimmte Zwecke festgelegten Stipendien in anderer Weise verwendet werden dürfen. Ein ernsthaftes Hindernis, das nicht aus dem Wege zu räumen wäre, kann darin aber nicht mehr erblickt werden, sobald sich einmal die verschiedenen gesetzgeberischen Faktoren über die Notwendigkeit des Schrittes geeinigt haben. Jedenfalls darf die unleugbare Schwierigkeit der vermögensrechtlichen Auseinandersetzungen, mag sie den damit Beauftragten noch so grosse Mühe und Arbeit verursachen, wo es sich um Höheres handelt, nicht abschrecken. Und gerade in unserer Zeit, die den kleineren deutschen Bundesstaaten keine grossen politischen Pflichten mehr auferlegt, muss es für solche eine doppelt reizvolle Aufgabe sein, ihre Kräfte an der Lösung bedeutsamer Kulturprobleme zu erproben.

Offener Brief an Herrn Generalmusikdirektor Felix Mottl.

(In Sachen des Barbier von Bagdad.)

Von Carl Maria Cornelius in Freiburg i. B.

Motto:

Der Kalif: Ergreift den Alten und verwahrt ihn wohl!
Der Barbier: Herr, übe Gnade! Gnädig sind die Sterne.
Der Kalif: Sei ohne Furcht, sie bringen dich zu mir,
Dass deine Künste du vor mir erprobest
Und deines Lebens Märchen mir erzählest.

Hochverehrter Herr Generalmusikdirektor!

In Bagdad erbarmt sich der Beherrscher aller Gläubigen des Abul Hassan Ali Ebn Bekar; schlicht und schlecht ist er ihm recht, so wie ihn Allah erschaffen hat. Sie aber kennen kein Erbarmen mit dem

Barbier von Bagdad, wie er nun einmal ist. Ihre praktische Vernunft ist stärker als Ihr liebendes Herz. Ohne ihn in Weimar angehört zu haben, machen Sie kurzen Prozess mit dem armen guten Alten und verurteilen ihn endgültig. Er soll weiter gefangen bleiben, während ein glänzend aufgeputzter Ersatzmann, ihm ähnlich, aber nicht gleich, seine Maske tragen und seine Streiche spielen soll. Und zwar einzig aus dem Grunde, weil der echte Barbier für diese moderne Welt — vielleicht zu unscheinbar, zu ungeschickt sei.

Ich bin kein Musiker und masse mir in keiner Weise das Recht an, in musikalischen Einzelfragen der Anwalt der Originalpartitur zu sein. Ich möchte nur ganz unmassgebliche und rein subjektive Betrachtungen anstellen über diesen merkwürdigen Prozess, dessen Akten mir nach Ihren und meinen Ausführungen noch lange nicht geschlossen scheinen.

Ihr Aufsatz im Augustheft der Süddeutschen Monatshefte kam mir nicht überraschend, hatten Sie ja doch die Freundlichkeit, mir in einem Briefe vom 13. Mai Ihr Endurteil in aller Kürze mitzuteilen. Ich hätte Ihnen schon früher darauf geantwortet, doch wollte ich erst in Weimar meine Erfahrungen und zu Hause meine Erinnerungen sammeln. Inzwischen ist unsere Angelegenheit zu einer so öffentlichen geworden, dass ich genötigt bin, sie auch in einem offenen Briefe zu behandeln, wozu mir die Redaktion dieser aufblühenden Zeitschrift erwünschte Gelegenheit gibt. Es spielte in jenem Prozess so vieles hinter den Kulissen, dass man jetzt, wo es sich um eine Revision der Akten handelt, mit allem in das Licht der Rampe rücken muss.

Erlauben Sie mir, dass ich weit aushole. Ich träume mich als Kind zurück. Vier Jahre nach unsres Vaters Tode waren wir (ich und meine Schwester) mit der Mutter aus der Münchener Heimat fortgezogen und des Klimas halber nach Wiesbaden übergesiedelt. In der damals unkünstlerischen Atmosphäre dieser Stadt fühlte sich meine Mutter geistig recht vereinsamt: Standen ihr in München treue Freunde ihres Mannes nahe — ich nenne vor allen Heinrich Porges, Karl Hoffbauer, Ludwig Schneegans — die an ihren Herzensinteressen teilnahmen, so war in Wiesbaden niemand, der etwas wusste von Peter Cornelius. Da war es denn Ihre herrliche Liebe für den Toten, die wie ein Morgenstern an dem Horizonte aufging und in das Dasein meiner vielgeprüften Mutter goldene Strahlen wob. Ich denke mit Dankbarkeit und Rührung daran, wie selig ihre Züge sich erhellten, wenn einer Ihrer Briefe eintraf. Leuchtete doch aus allen eine solche Liebe für meinen Vater, wie sie nur seine besten Freunde haben konnten. Sie aber übertrafen noch alle. Denn Sie sehnten sich und sorgten, dass der Verkannte auch zur öffentlichen Anerkennung käme. Tätige Liebe: das ist das Leitmotiv in allen diesen Briefen, die zu unseren besten Schätzen zählen. Lassen Sie mich an der Hand dieser schönen Dokumente Ihr Eintreten für Peter Cornelius noch einmal nacherleben, lassen Sie mich daraus erzählen, allen zur Freude, Ihnen zur Ehre.

Der erste Brief datiert zurück in das Jahr 1877. Sie waren damals schon mit dem Barbier vertraut, den Sie im Hause unsres unver-

gesslichen Freundes Standhartner in Wien kennen gelernt, und standen im Begriffe, eine längere Besprechung der „reizenden Oper" für das Musikalische Wochenblatt auszuarbeiten, weshalb Sie sich an meine Mutter wandten mit der Bitte um einige Notizen über die Entstehung und Aufführung des Werkes in Weimar. Die prächtigen Worte in der genannten Zeitschrift waren die Vorboten Ihrer Taten. Kaum haben Sie den Kontrakt in der Tasche, der Sie zum ersten Kapellmeister an der wiedereröffneten Komischen Oper in Wien macht, ist Ihr erster Gedanke, den Barbier von Bagdad als Eröffnungsoper zu geben. Allzeit treubesorgt, die pekuniären Rechte meiner Mntter zu wahren, bitten Sie nur, die Forderungen nicht zu hoch zu stellen, weil Ihnen sonst „die Lieblingsidee, dieses Meisterwerk zum ersten Male in Wien aufgeführt zu haben, zu Wasser werden könnte". Sie fragen unter andern, ob man die Orchesterstimmen, etwa durch Liszts Vermittlung, leihweise aus Weimar beziehen könne. Als Darsteller des Abul nehmen Sie den damals in Wiesbaden tätigen Bassisten G. Siehr in Aussicht. Vorübergehend haben Sie die superbe Idee, den Münchner Kindermann dafür zu engagieren. Sie sind Feuer und Flamme, es prickelt in Ihren Briefen. „Gestrichen wird nichts" lautet die herzhafte Parole. Gegenüber eines Vorschlags meiner Mutter, die Oper in einen Akt zusammenzuziehen, wie es mein Vater selbst auf Liszts Wunsch geplant hatte, beharren Sie auf Ihrer Ansicht: „Gekürzt wird gar nichts — einige ganz unbedeutende Kleinigkeiten vielleicht ausgenommen!" Besorgt, das Personal könnte bei der Eröffnung noch nicht genug eingespielt sein, setzen Sie den Barbier etwas später an und erhoffen so eine Aufführung „wie sie jedem höheren Hörer Freude machen muss." Vor Dezember (1878) könne die Oper nicht in Szene gehen, da der Direktor erst — auf Ihre Interpellation hin, alle Kräfte ins Feuer geführt haben wolle, ehe er etwa eine, wenn auch kleine Rolle (Cadi, Bostana, Caliph) ungenügend besetzt habe. Alles soll geschehen zum Ruhme des geschiedenen Meisters, von dem Sie ein Bild und einen Autographen sich erbitten. Rührend ist Ihr Dank und Ihre Liebe für alles. Goldig blinkt Ihr Humor: „Aus der Originalpartitur kann man ganz gut dirigieren, NB. wenn man die Partitur im Kopf und nicht den Kopf in der Partitur hat".

Die Dinge gehen langsamer als Sie wünschen. Siehr stellt zu hohe Forderungen etc. Doch bringen Sie unterdessen Cornelius im Konzertsaal zu Ehren. Im Wagnerverein lassen Sie zwei Chöre (das Beethovenlied und zu Ehren der Anwesenheit Liszts die Vätergruft) singen und führen das Vorspiel zum zweiten Akt des Barbier sowie die Liebesszene zwischen Nureddin und Margiana auf und zwar, wie Sie schreiben, mit sehr schönem Erfolge. Die Hoffnung auf eine szenische Aufführung wird schliesslich gänzlich vernichtet: Das Theater brennt ab. Am 17. Februar 1880 berichten Sie, dass die Stimmen wieder nach Weimar abgeführt seien; Sie selbst reisen dorthin zur Aufführung einer eignen Oper und versprechen an der alten Stätte den Barbier wieder in Erinnerung zu bringen.

Im Jahre 1882 beginnt die ruhmreiche Periode Ihres Lebens. Sie werden zum Hofkapellmeister in Karlsruhe ernannt. Nun denken Sie gleich wieder an Ihr „Schmerzenskind". „Meine unaussprechliche Liebe für den Barbier von Bagdad hat seither nicht abgenommen und ich möchte im nächsten Jahre, nachdem ich mit Meister Liszt über einige Abkürzungen und Änderungen in der Instrumentation mich geeinigt habe, mit Ihrer Zustimmung das Werk aufführen," so schreiben Sie am 16. Mai 1882 an meine Mutter.

Jetzt sind Sie Ihrer Sache sicher. Gleich noch in den bevorstehenden Ferien wollen Sie die Original-Partitur selbst abschreiben. „Da könnte manches in der Partitur Mangelnde leicht abgeändert werden und durch kleine unbedeutende Zusätze hier und dort neue Lichter an verschiednen Stellen aufgesetzt werden." Zu Kürzungen verstehen Sie sich jetzt leichter als früher. Besonders erscheint Ihnen die Zusammenziehung des Werkes in einen Akt eine Notwendigkeit.[1]) Ausschlaggebend dafür ist Liszts Wunsch, „der schon einmal mit Cornelius darüber gesprochen haben will". Auch der Regisseur sagt Ihnen, „dass mit dem Finale des ersten Aktes auf dem Theater nichts zu holen sei." Ihre Bearbeitung dehnt sich nun auch auf die Ouvertüre aus, während Ihnen früher die von Liszt instrumentierte genehm war, haben Sie jetzt die Ouvertüre selbst instrumentiert, da Sie, wie Sie schreiben, in dieser Frage mit Liszt nicht übereinstimmten. Bei sehr angestrengter Tätigkeit können Sie jedoch dem Werke nicht so viel Zeit widmen als Sie wünschen und so verzögert sich Ihre Arbeit der „Abschrift mit mehreren Abänderungen in der Instrumentation, Bezeichnung etc." und die Einstudierung bis zum Spätherbst 1883.

Neben Ihrer Liebe, die Sie für das Werk haben, rührt mich fast noch mehr Ihre Pietät. Folgende Stelle aus einem Brief vom 27. Mai 1882 legt davon ein schönes Zeugnis ab: „. . . Zweitens: möchte ich aus der Ouvertüre die kleine Stelle ($^9/_8$ Takt) wo das schnelle, lebhafte Tempo durch das Andante wieder unterbrochen wird, entfernt sehen. Die Stelle hält den lustigen Fluss des ganzen Stückes auf. Liszt hat da ebenfalls geändert. Erlauben Sie mir eine ganz kleine Änderung? Bitte auch darüber um eine freundliche Antwortzeile!"

Unterm 14. August 1883 melden Sie, dass Ihre Instrumentation und Abkürzung des Barbier vollkommen fertig sei. „Im Laufe des Winters wird sich der Barbier in seinem neuen Gewande beim Karlsruher Publikum vorstellen und dann hoffentlich auf recht vielen deutschen Bühnen Eingang finden." Eine herzliche Einladung zur Aufführung zu kommen begleitet diese Zeilen. Selbst über die abgehaltnen Klavierproben und „die gute Stimmung der Sänger" berichten Sie getreulich und am 18. Januar sind Sie „in der glücklichen Lage", uns zur Premiere am 1. Februar einzuladen. „Auf Wiedersehen bei einer schönen und

---

[1]) Gegen diese Zusammenziehung äussert sich H. v. Bülow in einem Brief an meine Mutter (Hamburg, den 7. Dezember 1886): „Ums Himmelswillen, gnädige Frau, befürworten Sie nicht, dulden Sie nicht eine Zusammenziehung des Werks in Einen Aufzug! Nach meiner ‚geringen' Theatererfahrung wäre das ein — Mord."

freudigen Aufführung unsres geliebten Barbier!" Die Aufführung des in einen Akt zusammengezognen Werkes war brillant! Es ist mir unvergesslich, mit welcher Wonne Sie dirigierten. Sie waren wie ein Schwimmer anzusehen, der sich wohlig in seinem Elemente wiegt, und aus Ihren Gebärden jauchzte Übermut. Bei vielen Lieblingsstellen Ihres Lieblingswerkes blitzten Sie mit den Augen zu meiner Mutter hin. Sie war so glücklich über Ihr Glück, in dem etwas Dionysisches lag. Sie gaben Ihr Bestes, das Orchester brillierte, die Regie (Harlacher) war meisterhaft, der Barbier (Speigler) launig, die übrigen höchst animiert. Nicht animiert war nur das Publikum — doch wir machten uns nichts draus, gab es doch auch Begeisterte darunter, und im Grunde betrachteten wir es als eine Separatvorstellung, in der ein Vergessner seine heimliche Auferstehung feierte.

Im Anfang war die Tat und auf den Anfang kam es Ihnen an. Diese Tatlust eignet Ihnen wie allen Genialen. Das Kennzeichen des Genies, sagt der grösste lebende Kunsthistoriker, Carl Justi, das Kennzeichen des Genies ist die Initiative. (Verzeihen Sie dieses Lob: es kommt aus einem reinen Herzen voll Liebe und Dankbarkeit.)

Die Aufführung in Karlsruhe hatte wenigstens den einen Erfolg, dass ein andrer zu gleichen Taten Lust bekam. Dieser andre war Hermann Levi. Zögernd lässt er sich herbei, einen Blick in — Ihre Partitur zu werfen. Sie schreiben darüber aus Karlsruhe 5. Januar 1885: „Schon im Sommer in Bayreuth erzählte ich Levi meine innigste Begeisterung für den Barbier. Er war damals sehr ungläubig. Ich vermochte ihn dazu, mir zu versprechen, unsre Partitur genauer anzusehen. Dies geschah und Levi ist jetzt gewonnen. Er schreibt mir: ‚Barbier denke ich im Herbst herauszubringen . . . Er gefällt mir ausserordenlich. Gura muss den Barbier singen.' — Meine Freude können Sie sich denken! Seien Sie ganz ruhig, gnädige Frau! Einmal muss er ja doch einschlagen, unser geliebter Barbier!"

Und er schlug ein! Es war am 15. Oktober 1885. Wir wohnten längst wieder in München und hatten alle Proben mitgemacht. Levi's zartfühlende Liebe für alle Feinheiten des Werkes machte uns so froh, aber an ein Wunder wagten wir nicht zu glauben, und doch wurde es zum Ereignis: Die erste und besonders die zweite Aufführung, der Liszt anwohnte, waren Triumphe von Cornelius und — Mottl. Sie waren leider nicht anwesend, konnten nicht abkommen, sprachen nur schriftlich Ihre Herzensfreude aus . . . „Glauben Sie mir, verehrte Frau, ich beanspruche, dass Sie mir Recht geben, wenn ich sage, ich liebte dieses Werk ebenso von ganzem Herzen wie Sie es lieben! Und nun die Freude und Genugtuung! — Levi schreibt mir wegen Herausgabe der Partitur. Aber im Augenblick finde ich nun nicht die Zeit, die fehlenden Stellen alle einzufügen und dann schliesslich die Revision zu übernehmen . . . Dass die Partitur nur in der Originalform und ohne jeden Strich gedruckt werden muss, ist ja ganz selbstverständlich! Die Striche waren ja nur Zugeständnisse an das Publikum! Doch das fällt alles weg! Das Eis ist gebrochen, wir haben

Recht behalten und stimmen vor den Münchner kunstsinnigen Zuhörern ein herzlichstes Salamaleikum an!"

Hier enden Ihre Briefe, soweit sie den Barbier von Bagdad betreffen. Was aus ihnen hervorgeht, ist ein hocherfreuliches Resultat: Dass Sie nämlich nur halb so schlimm sind, wie mein Freund Max Hasse Sie gemacht hat. Sie tragen gar keine Schuld an der da und dort verkürzten Form des vokalen Teiles der Oper, wie sie heute vorliegt. Sie wollten ja die Partitur „selbstverständlich" — „nur in der Originalform und ohne jeden Strich gedruckt haben." Was den instrumentalen Teil betrifft, so wollten Sie auch hierin, wie ich weiss, alle die vielen Stellen wiederhergestellt sehen, wo Sie übertriebene Konzessionen an das Publikum gemacht und, wie Sie selbst sagen, der Sache zuliebe zu weit gegangen sind. Levi handelte in Ihrem besonderen Auftrage und hatte das Amt, das nach seinen eignen Worten darin bestand „Mottls Übertriebenheiten zu mildern". Leider ging er bei diesen Milderungen nicht einheitlich und konsequent genug zu Werke. War er schöpferisch nicht so begabt wie Sie oder behandelte er die Sache, weil sie drängte, zu flüchtig — jedenfalls war die Drucklegung der bloss da und dort revidierten Karlsruher Bearbeitung ohne eingehendere Rücksichtnahme auf das Original ein schreiendes Unrecht gegen Peter Cornelius. Sie empfanden das so gut wie ich und erschraken sehr, als Sie hörten, dass die provisorische Bearbeitung als definitive Partitur gedruckt sei. Leider war es zu spät. Meine Mutter trifft kein Vorwurf. Sie legte das Werk vertrauensvoll in die Hände zweier Männer, von denen sie wusste, dass sie es gut mit ihm meinten. Ich selber war noch ein halber Knabe und durfte nicht wagen, gegen Levis Autorität aufzutreten oder ihn in Dingen zu kontrollieren, von denen ich nichts verstand.

Eins verstehe ich freilich heute noch nicht, wie man ein Werk unter dem Namen Peter Cornelius in die Welt schicken konnte, ohne ein Wort der Erklärung, dass es von zwei andern bearbeitet sei. Als dies später bekannt wurde, sagte man sich: Peter Cornelius hat überhaupt nicht instrumentieren können, eine Legende, die erst jetzt in Weimar Lügen gestraft wurde. Sie sagen: „Wir liebten das Werk". Nun, Sie sehen, wieviel Unrecht irrende Liebe zur Folge haben kann. Den grössten Teil der Schuld trifft freilich den verantwortlichen Herausgeber der neuen Partitur. Es tut mir weh genug, dass ich gegen unsern herzlich verehrten Hausfreund Hermann Levi diese Vorwürfe erheben muss, aber wo es sich um die Wahrheit handelt, haben persönliche Rücksichten zu schweigen.

Hochverehrter Generalmusikdirektor! Immer von neuem muss ich es Ihnen zum Danke anrechnen, dass Sie unser Schmerzenskind, den Barbier von Bagdad, ungekürzt erscheinen zu sehen wünschten. Denn nicht minder schmerzlich als die Neuinstrumentation, die mir, wie ich später sagen will, stilistisch unangemessen erscheint, empfinde ich die mannigfachen Striche. Handelt es sich auch meistens nur um Kleinigkeiten, sie erscheinen meinem — unmassgeblichen Empfinden dennoch von Bedeutung. Ich will nur zwei Hauptbeispiele herausgreifen.

Eine meiner Lieblingsstellen ist der Monolog Nureddins, nachdem ihm Bostana die gute Botschaft gebracht und das Stelldichein verabredet. Nach einem jubelnden Aufschwung der Violinen besinnt sich das Orchester gleichsam und demgemäss versinkt unser Held in Betrachtung und singt:

Ach, das Leid hab' ich getragen,
Wie ertrag' ich nun mein Glück?
Liebe! nimm dein Wort zurück,
Sieh mich beben, sieh mich zagen!
Lass mir all die sel'ge Trauer,
All den tödlich süssen Schmerz,
Der Erfüllung Wonneschauer
Überwältigt mir das Herz!

Die Karlsruher Bearbeitung lässt hier Abul Hassan eintreten. Sie meint bühnenpraktisch zu denken, sie findet, es sei genug der Lyrik und lässt die weiteren Träumereien des Liebenden verloren gehen. Sie sind aber meiner Empfindung nach vom poetisch-musikalischen Standpunkt sehr schön und hätten eine Verewigung verdient. Nureddin erhebt sich nämlich aus der Anwandlung des Zagens und singt in herrlicher Steigerung der Stimmung:

Doch dies ist ja nur ein Träumen,
Schon der Welt bin ich entfloh'n,
Pflücke ird'schen Leidens Lohn,
Dort in Paradieses Räumen.
Tragen muss ich Himmelswonnen
Wie der Erde Leid und Schmerz,
Leuchtet hell, ihr Glückessonnen,
Überwältigt mir das Herz!

Und jetzt erst tritt nach der Originalfassung der Barbier ein, klopft dem in Entzückung stehenden Nureddin auf die Schulter und mahnt, den Verliebten aus seinen Himmeln reissend, an die Erde und ihre Geschäfte. Abgesehen davon, dass die Verbreiterung des lyrischen Momentes auf diesem Höhepunkt poetisch notwendig ist, ist auch der Kontrast zwischen Nureddin und Abul nach jeder Seite hin wirksamer.

Mein Vater hat es jedenfalls so gewollt! Warum hat man ihm seinen Willen nicht gelassen?! So könnte ich noch öfters fragen. Er wird immer als ein sehr unvollkommner Dramatiker gescholten, und vom strengen Standpunkt besehen ist er es auch, ohne Zweifel, ich leugne es keineswegs. Um so heftiger muss ich es tadeln, dass ihm solche Stellen, wo er die Aufgabe des Dramatikers erfüllt, einfach gestrichen werden. Nur ein Beispiel: Es ist nicht unbedeutsam für die dramatische Exposition, wenn der Eintritt der Bostana vorbereitet wird. Der Dichter lässt den Nureddin aussagen, dass er die Botin erwartet, mit den folgenden Worten:

Bostana kennet meinen Schmerz.
Sie sprach: Noch blüht vielleicht dein Glück.
Erforschen will ich bald ihr Herz
Und Kunde bring' ich dir zurück.
Erscheinen will sie heute hier:
Tod oder Leben bringt sie mir!

Ich sehe in diesen Worten einen, wenn auch vielleicht nur geringfügigen, Zug künstlerischer Weisheit. Wenn er dem Bearbeiter trotzdem als verwerflich erschien, so hätte man ja hier, wie an anderen Stellen in der Partitur die bei der Aufführung „nötigen" Striche angeben können. Aber diese Stellen einfach ungedruckt zu lassen, ist ein Frevel! Gekürzt wird ja in den Theatern so wie so genug. Warum verkürzt man schon die Partitur? Ich frage! Ich klage! Habe ich recht? „Selbstverständlich" lautet Ihre Antwort, sie ist dokumentiert in jenem Briefe. Also darin sind wir einig.

Nun müssen Sie notwendig die Treue gegen sich selbst noch weiter üben: Sie dürfen sich nämlich überhaupt nicht mit der von Levi revidierten Ausgabe des Barbiers identifizieren und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie Ihren Intentionen gar nicht entspricht. Denn erstens hat Levi Ihre Parole: „Alles muss wiederhergestellt werden" gar nicht befolgt; und zweitens hat er die Teile, die er wiederherzustellen beliebte (wie vor allem das ganze Finale des ersten Aktes) ganz selbständig und ohne Ihre Mitarbeiterschaft neu instrumentiert.[1]) Dadurch wurde die Einheitlichkeit, die Hauptbedingung einer jeden Bearbeitung, gänzlich zerstört.

Ich komme nun überhaupt zur Frage nach der Notwendigkeit der Neuinstrumentierung, die — man weiss nicht wieviel — von Ihnen und von Levi stammt. Auch hier habe ich die unmassgebliche Ansicht, dass mein Vater wiederum das Recht gehabt hätte, in seiner eigenen Sprache öffentlich gehört zu werden, ehe man ihn ganz verdammt. Gegen die Zumutung, der Instrumentation des Ur-Barbiers auf der Bühne jemals Gehör zu verschaffen, haben Sie sich gut salviert: Meinen Vater selbst zitieren Sie als Zeugen gegen seine eigne Instrumentation. Er soll in einem Gespräch mit Tausig zu dessen Absicht, den Barbier neu zu instrumentieren, seine uneingeschränkte Zustimmung ausgesprochen haben. Unser gemeinsamer Freund Gustav Schönaich in Wien will sich dieser Szene genau erinnern. Ich bin weit davon entfernt, ihn zu desavouieren, nur möchte ich davor warnen, diese Zeugenaussagen allzu wörtlich zu nehmen. Mir ist das alles längst bekannt. Tausig hat in der Tat ein Stück Barbier instrumentiert. Welches, weiss ich nicht; es tauchte vor Jahren einmal in einem Berliner Antiquariat auf, ich konnte es nicht erstehen. Das Ganze war, wie es meine Mutter von meinem Vater wusste, lediglich ein Scherz. Die „uneingeschränkte Zustimmung", die Cornelius seinem Freunde Tausig gab, ist aus meines Vaters grundgutmütiger Natur zu verstehen und zu berichtigen. Es machte ihm einen Mordsspass, dass sein lieber „Carlo" den Barbier, um den sich damals keine Seele kümmerte, mit seinen Orchesterkünsten verherrlichen wollte. Damit ist noch lange nicht gesagt, dass er es als eine Notwendigkeit empfand, sein Werk von einem Orchester-Routinier von Grund aus neu

---

[1]) Tatsächlich nimmt Levi in einem Briefe an Kahnt (abgedruckt „Neue Zeitschrift f. Musik" vom 29. Juni 1904) einen grossen Teil des Verdienstes um die neue Partitur für sich in Anspruch.

instrumentieren zu lassen. In seinen Briefen, die ich im Herbst erscheinen lasse, ist so und so oft von Umänderungen die Rede, die er seinen Opern angedeihen lassen wollte. Nie kommt ein Wort von einer Neuinstrumentierung des Barbier vor.

Und hier komme ich auf eine wichtige Frage. Warum, frage ich, hat Liszt meinen Vater niemals an eine solche Neuinstrumentierung gemahnt? In den Briefen von Liszt an Cornelius finden wir eine ganze Reihe von Ratschlägen zu Verbesserungen und stets sehen wir wie strikt Cornelius den leisesten Winken seines geliebten Meisters folgt. Liszt wünscht eine neue Ouvertüre zum Barbier: Cornelius ist darauf bedacht. Liszt wünscht da und dort eine Note anders: Cornelius ist sofort bereit. Ja, ganze Lieder komponiert er neu, um Liszt zu genügen. Dieser kannte also seine Schmiegsamkeit. Wäre es nicht ein Leichtes gewesen ihn zu Verbesserungen in der Instrumentation anzuhalten?

Interessant ist eine Äusserung Liszts aus der Zeit, als der Barbier unter seiner Oberleitung in Hannover gegeben wurde. Ich entnehme sie einem Briefe des Herrn Baron von Bronsart an meine Mutter vom 27. Mai 1877: „Nun hat sich Lassen erboten, nachdem Liszt im Verein mit mir die Grundzüge der Umarbeitung entworfen, die technische Ausführung — dazu eine Revision des teilweise zu schwierigen Chorapparates und der zu dicken Instrumentation — zu übernehmen." Also Liszt fand die Instrumentation zu dick, während sie doch sonst allgemein als zu dünn beurteilt wird.

Ich will das hier nur registrieren; im übrigen bin ich weit entfernt, die Ansicht Liszts etwa anzuzweifeln oder bekritteln zu wollen. Ich glaube es gern, wenn er sagt: „Cornelius war kein Mann des Orchesters ... seine Farben sind grau und unwirksam." Hätte man meinem Vater Gelegenheit gegeben, sein Werk öfters zu hören, er hätte gewiss da und dort geändert, niemals aber im Sinne der Liszt, Tausig, Mottl und Levi. Kolorist im modernen Sinn war er nun einmal nicht. Die Farbe ist ihm nie Selbstzweck, sondern Ausdruck der Seele. Wie seine Seele etwas Marktscheues hatte, so ist auch seine Farbengebung spröde und herb, und vielleicht — um mit Liszt und Genossen zu reden — auch grau und unwirksam. Man kann ihn darum tadeln, aber man kann ihn auch loben — und wer es mit deutscher Art und Kunst ernst meint, wird es tun — dass er im Gegensatz zu andern eins gewahrt hat: Die Keuschheit der Empfindung.

„Le style c'est l'homme" sagt der Franzose. Und wir Deutsche sollten das, was Stil bedeutet, etwas mehr beherzigen. Wenn moderne Komponisten die harmlosen duftigen Kindergestalten des deutschen Märchens mit einem Stahlpanzer der Orchestration umkleiden, wie es nur für Heroen passt, so ist das im Sinne des Begriffes Stil ein bedenklicher Fehler. Doch ist es ihre Sache. Wenn aber ein Peter Cornelius zu dem kindlichen — oder wie manche meinen: kindischen — Märchen aus 1001 Nacht eine diskrete, durchsichtige, kurzum angemessene Orchesterbegleitung schreibt, so hat niemand das Recht, dieses reine, feine, wenn auch vielleicht etwas blasse Bild durch auf-

dringliche Farbeneffekte zu entstellen. Wer würde es wagen, die Bilder eines Moritz Schwind durch Farbenauftrag à la Böcklin „wirksamer" machen zu wollen. Und wenn er uns sagte, es geschähe ja „aus Liebe", wir würden ihn für wahnsinnig halten.

Aber ich höre murren: Bühnenwirksamkeit sei doch ein andres Ding. Nun, wir haben uns in Weimar überzeugt, dass die Bühnenwirksamkeit bei der diskreten Orchestration eine noch viel grössere ist. Dabei trifft die Originalinstrumentation vorzüglich den schlichten Ton harmloser Heiterkeit, wie er dem Gegenstande ansteht. Hanslick — verzeihen Sie, wenn ich vor Ihnen diesen Namen nenne — hatte nicht unrecht, wenn er beim Anhören Ihrer Partitur sagte: Der Barbier käme nicht mit dem Messer, sondern mit der Guillotine daher. Der Eindruck des Aufdringlichen, den ich früher nie los wurde, war in Weimar ganz beschwichtigt: Die Einheit zwischen Stoff und Form war völlig hergestellt, wie sie im Gemüt des Dichterkomponisten lag.

Ich stehe mit dieser Empfindung nicht allein. Die gesamte Kritik — mit der einzigen Ausnahme der Münchner Neuesten Nachrichten und auch dieses Blatt plaidiert im Grunde nur für Retuschen — hat sich zugunsten der Originalpartitur ausgesprochen. Besonders erfreulich war mir das entschiedene und einmütige Eintreten der Fachpresse für den Urbarbier. Es gibt also doch noch Sinn für Stil in Deutschland!

Hochverehrter Herr Generalmusikdirektor! Sie berühren am Ende Ihres Aufsatzes die Frage, welche von den beiden Partituren die bessere sei. Ich bitte Sie! Kein Mensch bezweifelt, dass Sie besser, geschickter, wirksamer instrumentieren können als Peter Cornelius. Aber darum handelt es sich hier gar nicht, sondern die Frage lautet: Welches ist die stilgemässere Partitur? Und da ist die Antwort nicht zweifelhaft. Lassen wir doch die Toten ruhen und fragen wir lieber nach der Pflicht der Lebenden. Eine Pflicht der Pietät scheint es mir zu sein, dass man einen Künstler in seiner eignen Sprache zu der Nachwelt reden lässt, auch selbst dann, wenn seine Fehler dabei zum Vorschein kommen. Vollkommen ist keiner, auch die Grössten waren es nicht. Mein Vater gehörte nicht zu ihnen; er ist ein Kleinmeister und als solcher hat er noch dazu gewiss manche Mängel, aber eins kann ihm niemand ableugnen: Stil. Der Stil des Barbier wird aber durch die neue Instrumentation, so glänzend und wirksam sie auch in ihrer Gesamtheit an und für sich sein mag, getrübt. Sie wollen davon nichts wissen, Sie sagen: Meine Bearbeitung ist vorteilhafter für das Werk. Ich bestreite das. Wohl war der Erfolg bisher auf Ihrer Seite und gab Ihnen scheinbar recht. Sie haben das grosse Verdienst, dem Barbier durch ein glänzendes Gewand zum Sieg verholfen zu haben. Viele lernten ihn lieben und nun, da sie ihn liebgewonnen, dächte ich, müssten sie ihn auch im einfacheren Gewande lieb behalten. Glauben Sie mir, es geht durch diese laute Zeit ein heimliches Verlangen nach Beruhigung, Vereinfachung, Verinnerlichung. Berückend ist die Technik der Modernen. Aber seien Sie in der übertriebnen Wertschätzung des Technischen nicht ungerecht, dulden Sie auch einen schlichteren Geist.

Der Genius unsres Volkes wird Ihnen dankbar sein und der Erfolg wird Ihnen auch hier nicht fehlen. In Weimar hat die alte Partitur Erfolg gehabt. Und der Enthusiasmus war nicht gemacht, nicht bestellt. Unter den Zuhörern waren Skeptiker genug, die Ihre Bearbeitung kannten und liebten, und doch bekehrten sich auch diese mit voller Freudigkeit zu Cornelius und nahmen gern ein paar — zugegeben — schlechtere Takte mit in Kauf.

Ich weiss, Sie meinen es so gut mit dem Werke. Sie möchten ihm immer grössere Kreise gewinnen und deshalb so recht „der Menge behagen". „O sprich mir nicht von jener bunten Menge!" erwidre ich mit den Worten des Dichters und im Sinne meines Vaters. Er wusste nur zu gut, dass dieses Werk nicht für die Allzuvielen sei; er war zufrieden, wenn es die Freunde erfreute, und er tat wenig dafür, es der grossen Menge zugänglich zu machen. Und — täuschen wir uns nicht und seien wir nicht blind in unserer Liebe! — der grossen Menge wird es nie zugänglich werden. Wer sich mit Behagen vom Trompeter von Säkkingen — um mit Hans von Bülow zu reden — Dreck in die Ohren blasen lässt, der ist nicht imstande, die Finessen des Barbier von Bagdad zu verstehen. Dies Werk ist und bleibt ein Leckerbissen für Feinschmecker, ein Liebesmahl für Freunde im weiteren Sinne, ein Fest- und Lustspiel für Ritter vom Geiste. Die Kunst ist nicht für alle, sagt Arnold Böcklin, und nicht jedes Kunstwerk ist für jeden. Künstlerisch angelegt, ja ein wenig — kongenial muss einer sein, um eine Genialität zu verstehen. L'art pour l'art, das ist ein hochmütiges Wort und wird von unseren Demokraten angeschrien. Aber zu Recht besteht es doch. Nein, zur Volkskunst im niedrigen Sinne gehört der Urbarbier nicht. Dazu ist er nicht robust genug. Auch eignet er sich mehr für eine kleine Bühne. Miniaturbilder hängt man nicht in eine grosse Halle. In München wäre das Residenztheater der einzig richtige Ort, wie die Münchener selbst — erfahrungsgemäss — das einzig richtige Publikum für diese — Spieloper sind. Dazu Sie als liebevoller Interpret der Originalpartitur: das wäre zum Entzücken gar!

Ob ich's je erleben werde? Ach, ich wage nicht zu hoffen. Liszt hat gesprochen, da hat Cornelius zu schweigen: das werden Sie immer geltend machen. Und was die Bühnen betrifft, so werden sie über fromme Wünsche zur Tagesordnung übergehen. Und diese lautet: Wagner ist Trumpf. Und so wird auch nur ein verwagnerter Barbier in Ihrem und Levis Sinne recht behalten.

Jede Zeit hat ein Recht, die Kunst zu bevorzugen, die ihrem Empfinden adäquat ist. Deshalb ist sie aber lange noch nicht berechtigt, anders geartete Werke umzumodeln. Wie ich höre, besteht in hohen Kunstkreisen die Absicht, sogar den Riesen Gluck zu modernisieren. Welch ein Vergehen wäre das! Man vergreife sich nicht an dem Grossen und vergewaltige nicht den Kleinen. Wenn man einen Meister ehren will, so lasse man ihn wie er ist. Sit, ut est, aut non sit. Genügt er dem Zeitgeschmack nicht, so lasse man ihn in Ruhe. Beneficia non obtructuntur! Jedenfalls veranstalte man keinen Wettbewerb, wie der

Kunstwart wohlmeinend rät und lasse nicht das Volk entscheiden, welcher von beiden wirksamer ist, Cornelius oder Mottl. Soviel wird ein Sohn zugunsten seines Vaters wünschen dürfen, wenn er auch machtlos ist und unmassgeblich. Ich appelliere nicht an Sie noch an die anderen Machtfaktoren dieser Zeit, ich gebe dieses Dokument zu Handen derer, die noch für das Einfache der Anmut und Schönheit Verständnis haben. Mögen sie mit mir fühlen.

Zum Schlusse möchte ich noch sagen, wie ich in einer Hinsicht glücklich bin: dass nämlich meine gute Mutter diesem ganzen Streit mit seiner hässlichen Parole: „Mottl contra Cornelius" entrückt ist. Wie sehr hätte es sie geschmerzt, dass der treueste Vorkämpfer für Cornelius der Weimarer Gedenkfeier ganz und gar verneinend gegenübersteht. Sie war von einer bei Frauen seltenen Objektivität in Sachen ihres Gatten und verkannte seine künstlerischen Schwächen keineswegs. Soviel Pietät jedoch hätte sie verlangt, dass man seine Originalwerke höre und zu Gehör kommen lasse, ehe man sie richtet.

Und nun, hochverehrter Herr Generalmusikdirektor, verzeihen Sie, dass ich Sie solange in eigner Sache behelligt habe. Erlittnes Unrecht macht beredt. Es ist ja traurig genug, dass man um so einfache Dinge so viele Worte machen muss, dass sich das Selbstverständliche so wenig von selbst versteht. Ich weiss, dass Sie meinen Freimut zu würdigen wissen. Gehen unsere Meinungen auch in bezug auf die Bewertung Ihrer und Levis Partitur auseinander, unsere Herzen eint ja doch die Liebe zu dem Schöpfer des Barbier von Bagdad.

In unwandelbarer Verehrung und Dankbarkeit

Carl Maria Cornelius.

Edgar Kurz.

Ein Lebensbild von Isolde Kurz in Florenz.

Mag wider mich sich Unheil türmen,
Ich weiche nicht, ich denke still:
Zwei Worte trotzen allen Stürmen,
Es siegt mein Wahlspruch doch: ich will.

(Aus den Jugendgedichten von Edgar Kurz.)

Als ich vor wenigen Monden die Lebensgeschichte meines längst dahingegangenen Vaters für diese Blätter zu schreiben anhob, da ahnte ich nicht, daß es mir bestimmt sein würde, die meines Bruders Edgar, der auf der Höhe des Lebens stand, noch voranzuschicken. Vielmehr hoffte ich, daß in der Stille der Sommerferien der rastlos Tätige einmal Zeit finden würde, sich mit mir in die gemeinsame Vergangenheit zu versenken und meinen unvollkommenen Erinnerungen mit seinem eigenen vortrefflichen Gedächtnis nachzuhelfen. Es hat nicht sein sollen. Mitten aus Kampf und Arbeit wurde er herausgerissen, ein Opfer nie ermattender Berufstreue. Darum eile ich sein Bild festzuhalten, ehe es die Asche der Zeit verschleiert, denn eine so seltene und vorbildliche Gestalt gehört der Allgemeinheit an. Zwar nahm er in der Welt eine weithin sichtbare Stellung ein, und sein Wirken war der Öffentlichkeit in Deutschland wie in Italien wohlbekannt. Allein seinen ganzen inneren Reichtum machte erst der Tod offenbar: der Schweigsame hatte den besten Teil seines geistigen Ichs lebenslang für sich behalten. Als Mann der Wissenschaft und als Mann der Tat war er von den Freunden geehrt, von den Feinden gescheut. Man wußte auch, daß er mit seiner Person die höchste Kultur vertrat, und man spürte wohl, wie er trotz der strengsten Wissenschaftlichkeit die Welt mit dichterischen Augen ansah, ein Zeichen, wie nahe in einer genialen Natur die Wissenschaft der Kunst stehen kann. Allein seine poetischen Produktionen hielt er fast ganz geheim. Selbst in der Familie kannte man ihn fast nur als witzigen Gelegenheitsdichter, als feinen Übersetzer und Sprachkünstler, von dem freischaffenden Poeten in ihm wußte man so gut wie nichts. Nun hat sein Nachlaß einen reichen Schatz zutage gefördert: viele Hefte mit Gedichten, gewissermaßen ein poetisches Tagebuch, das er vom siebzehnten Jahre an geführt hat. Sie bilden den Schlüssel zu seinem tief verborgenen, für die Umgebung oft so rätselvollen Wesen und zeigen ihn zum Teil als einen Nochniegekannten, so daß die Freude an dem Neugefundenen mitunter fast die Trauer um den Verlorenen zurücktreten läßt. Eine Auswahl der poetisch wertvollsten unter diesen Gedichten hoffe ich bald in einem Sammelbande der Öffentlichkeit übergeben zu können. Vor allem aber liegt mir ob, sein Leben zu erzählen, und mit Absicht lasse ich es zu dem des Vaters treten, weil das eine wie eine Vergütung des andern erscheinen kann. Was Hermann Kurz einst einem neugebornen Neffen als Wunsch in die Wiege gelegt, daß vor ihm der alte Unstern des Hauses weichen und das Glück ihm gewähren möge,

was es den Vorfahren umsonst verheißen hatte, das ist an seinem eigenen Sohne in Erfüllung gegangen. Zwar ein Glücklicher ist auch Edgar Kurz nicht gewesen — dazu fehlte ihm lebenslang die innere Ruhe — aber ein vom Schicksal ebenso wie von der Natur Begünstigter. Sein war, woran es dem Leben des Vaters so ganz gebrach, das äußere Gelingen. Viele Mächte vereinigten sich ihm das zu sichern: die glückliche Mischung des väterlichen Bluts mit dem der Mutter, die Gunst der Zeiten, die äußeren Verhältnisse, die schwierig genug waren, ihn zur Entfaltung seiner ganzen Energie zu spornen, aber doch nicht so schwierig, daß sie ihm wie dereinst dem Vater jeden Weg versperrten, vor allem aber sein Wahlspruch von Jugend an, die zwei Worte: „Ich will", die ich als Motto über sein Leben setzen darf.

Edgar Konrad Kurz, Sohn des Dichters Hermann Kurz und der gleichfalls dichterisch begabten Freiin Marie von Brunnow, kam am 16. Januar 1853 in Stuttgart zur Welt als Erstling einer aus tiefer Neigung geschlossenen Ehe. Im ersten Lebensjahr befiel ihn eine Hirnentzündung, die ihn dem Tode nahe brachte und von der ihm während seiner ganzen Kindheit eine äußerst reizbare Konstitution zurückblieb, daher die zärtliche Mutter ihn überängstlich hütete. Als ein auffallend schönes, fürstlich feines Kind wurde er auch gerne von ihr mit kostbaren Stoffen und andern altvererbten Herrlichkeiten phantastisch aufgeputzt und überhaupt immer ein wenig anders behandelt als der jüngere kräftigere Nachwuchs. Das schöne vergeistigte Gesicht, der überstarke Glanz der Augen, die blendende Weiße der Haut, von der ein kleines blaues Äderchen zwischen den Augenbrauen, im Volksaberglauben „Kirchhofblümchen" genannt, sich auffallend abhob, ließen die Sorge um ihn nicht zur Ruhe kommen.

Allein wie die Begabung so trat auch der Wille frühzeitig an dem Knaben hervor. Sobald das Bewußtsein in ihm erwachte, lehnte er sich gegen das mütterliche Verweichlichungssystem auf, und es entspann sich ein viele Jahre dauernder, täglich erneuter Kampf um wollene Tücher, Schals und Mäntel, der jedesmal damit endete, daß das verhaßte Wollenzeug zu Boden flog und der Knabe mit bloßem Hals ins Freie lief. So früh begann er seinen von Natur zarten Körper zu stählen und zu jener zähen Widerstandskraft zu erziehen, die ihn in späteren Jahren als gegen jeden schädlichen Einfluß gefeit, als körperlich unangreifbar erscheinen ließ.

Nicht lange blieb er allein. In den letzten Tagen desselben Jahres 1853 war ich gekommen den Platz mit ihm zu teilen als ein lachender kleiner Brocken Gesundheit; wir saßen einander im Kinderwägelchen gegenüber und teilten uns zuweilen unter Schreien und Strampeln, noch öfter aber in Eintracht und Freudigkeit die ersten Eindrücke vom Leben mit. Wir liebten uns zärtlich, erzählten uns unaufhörliche Geschichten und besaßen eine Welt ganz für uns, zu der die Großen keine Türe hatten.

Als das Lernen begann, da war es nur ein lustiger Wettlauf zu zweien unter den Augen der Mutter, zuerst nach dem Abc, dann nach Schillerschen und Uhlandschen Balladen oder lateinischen Deklinationen. Wir lebten damals wie Zwillinge, denn wir hatten nicht nur die gleichen Neigungen und Instinkte, sondern fast auch die gleichen Gedanken und dieses

Tête-à-tête dauerte noch längere Zeit fort, als schon die jüngeren Geschwister sich kräftig mit ihren Eigentümlichkeiten nachdrängten.

Noch schöner wurde das Leben, als im Frühjahr die Familie nach Ober-Eßlingen bei Eßlingen übersiedelte. Dort verbrachten wir die Tage im Freien und badeten des Abends im offenen Neckar. Die Mutter machte uns mit den Gesängen der Ilias bekannt, und diese füllten nun für lange Zeit unsre Vorstellungswelt aus. Mit hölzernen Lanzen und goldschimmernden Helmen und Schilden aus Pappe bewehrt, Sandalen an den Füßen und Panzerhemden aus Leinewand auf dem Leib, so rasten wir unter Schall und Widerhall in dem großen Garten und auf der Wiese umher, indem wir die Kämpfe um Troja aufführten. Edgar stellte die Heldengestalt des Achilleus vor, ich stand ihm als Athene mit dem Gorgonenschild zur Seite, die andern Rollen wurden je nach Bedarf unter die jüngeren Familienglieder verteilt. Wir bewegten uns ganz und gar in der Homerischen Gedankenwelt und der Homerischen Ausdrucksweise und glaubten fest an das, was wir vorstellten. Dieses Spiel, das von uns mit heiligem Ernst betrieben wurde, verwickelte uns in eine fortgesetzte, nicht ganz ungefährliche Feindschaft mit der ob so ungewöhnlichen Auftretens und Gebarens befremdeten Dorfjugend, und wir Geschwister — wir waren allmählich unser fünfe geworden, obwohl der Jüngste eigentlich noch nicht mitzählte — fochten Seite an Seite manchen wackeren Strauß für unser vermeintliches Griechentum aus, bis der Umzug nach Kirchheim u. Teck, wo eine Stadtwohnung gemietet werden mußte, der schönen Zeit ein Ende machte. Aber diese Art, die größte Dichtung aller Zeiten, nicht zu lesen, sondern selbst zu erleben, ganz so wie sie vor zweitausend Jahren die noch glücklicheren Griechenkinder erlebt haben mögen, blieb lebenslang für unsere ganze geistige Richtung entscheidend.

In Kirchheim wurde Edgar nach kurzem Privatunterricht in die Lateinschule geschickt, was ihn nun allmählich von der Schwester entfernte; doch wirkte sein Lernen noch insofern auf mich zurück, als die Mutter seine Lektionen für sich nachstudierte und sie mir dann auf ihre Weise eintrichterte, wobei freilich bei der Unregelmäßigkeit dieses Unterrichts und meiner geringen Aufmerksamkeit zunächst nicht viel hängen blieb. In der Schule unter den Kameraden stach nun die starke Begabung und die Frühreife des Knaben erst recht hervor, er war fast immer der Erste in seiner Klasse und setzte Lehrer und Mitschüler durch seine Fassungskraft in Erstaunen. Das Schöne aber war, daß er gar kein eigentlicher Lernkopf und auch durchaus nicht besonders fleißig war, sondern indem er rasch auffaßte und leicht kombinierte, entstanden durch eine glückliche Mischung von Phantasie und Verstand die Dinge in ihm von selbst. Sein feuriger und doch so stetiger Wille, seine innere Intensität trieben ihn immer vorwärts. Neben der Freude an den klassischen Sprachen und der Poesie lag ihm der Sinn für die Naturwissenschaften im Blut. Er beobachtete mit leidenschaftlichem Eifer das Tierleben, und wo er tote Vögel, Katzen und dergleichen fand, nahm er sie mit nach Hause und sezierte sie. Doch das heftige und gefährliche Temperament ließ ihn des Lebens nicht froh werden und hielt auch seine Umgebung beständig in Atem. Mit dem zweiten Bruder Alfred schlug er immer erneute, grimmige Schlachten und versöhnte sich nur mit ihm,

wenn es galt, gemeinsam gegen einen äußeren Feind vorzugehen. Die lange Fehde der beiden feindlichen Brüder ließ die geängstete Mutter oft für die Zukunft das Schlimmste fürchten, aber kaum, daß beide herangewachsen waren, so schloß gemeinsame Berufswahl und herzliche Neigung gerade diese beiden aufs engste zusammen, und sie wurden sich gegenseitig für das ganze Leben die allertreusten Freunde.

In Tübingen, wohin der Vater mittlerweile an die Universitätsbibliothek berufen war, absolvierte Edgar schon im Frühjahr 1870 das Gymnasium, was nur dadurch möglich war, daß er in Kirchheim zweimal eine Klasse übersprungen hatte, und trat nun in die Hochschule ein, als siebzehnjähriger Student von zarter mädchenhafter Schönheit. Er war damals klein von Wuchs und blieb es — zu seinem großen Leidwesen — noch mehrere Jahre, da er erst nach dem zwanzigsten mit einem plötzlichen Schuß zu der erwünschten Höhe aufwachsen sollte. Seinen philologischen Neigungen folgend, in denen er auf dem Gymnasium von seinem trefflichen, durch die Sophoklesübersetzungen in weiten Kreisen bekannten Lehrer, Prof. Th. Kayser bestärkt worden war, ließ er sich zunächst in der philosophischen Fakultät immatrikulieren, aber schon im zweiten Semester wurde ihm der philologische Kleinkram zuwider, der alte Hang zu den Naturwissenschaften brach durch, und mit raschem Entschluß wandte er sich dem Studium der Medizin zu. Ein glücklicher Genius hatte diese Wahl geleitet, denn hier war der rechte Boden für seine aktive Natur, für die Eigentümlichkeit seines Geistes, der sich so glücklich aus durchdringendem messerscharfen Verstand und reicher lebendiger Intuitionskraft mischte, wie auch für seinen starken Unabhängigkeitstrieb. Zunächst freilich war ihm das Studium nicht das Wichtigste, er wollte vor allem leben, erleben, sich ausleben, und dazu gab die studentische Freiheit allen Spielraum. Von dem Verbindungstreiben hielt er sich zwar fern, denn er haßte sein Leben lang alles Schablonenhafte, Uniformierende, aber er schuf sich einen nahen Kreis von Freunden, wie er es schon am Gymnasium getan hatte, wie er es später in Florenz wieder tat, denen er seine Interessen und Liebhabereien mitteilte und die er sich völlig unterwarf, denn das zwingendste Bedürfnis seiner Natur war zu herrschen, in allem der Erste zu sein. Unter Tollen der Tollste, zu jedem Streiche aufgelegt (wenn es nur kein plumper war), Gefahren herausfordernd, den Jünglingsfreundschaften mit Leidenschaft zugetan und der zuverlässigste Kamerad, aber doch immer von seiner Umgebung unbefriedigt, immer suchend, sich selbst verzehrend, so steht er mir aus jenen Jahren im Gedächtnis. Sein Wesen war wie ein immer gespannter Bogen. Schon in jener Zeit begann er die aufreibende Lebenseinteilung, an der er bis zu seinem Ende festhielt: Tagsüber angestrengte gewissenhafte Tätigkeit, des Abends, ja die halbe Nacht hindurch, Geselligkeit und Lebensgenuß, den in späteren Jahren die mitternächtliche Studierlampe ablöste. Kam er spät bei Nacht aus der Studentenkneipe, wo er getollt, gezecht, gesungen und Verse improvisiert hatte, nach Hause und wurde von der Mutter mit ängstlichen Vorstellungen empfangen, so machte er spornstreichs kehrt und streifte bis zum Morgen im Freien umher oder er nahm wohl gar sein Waldhorn vom Nagel, um sich mit einem frischen Lied den Unmut von der Seele zu blasen, denn leiden-

schaftlich in seine Subjektivität versponnen, dachte er in solchen Fällen gar nicht an den Schrecken der Schläfer, die er aus den Träumen riß. Ganz anders gestaltete sich die Begegnung, wenn er bei so später Heimkehr statt auf die Mutter auf den Vater traf. Dieser nahm ihn ganz still mit sich hinauf in seine Mansarde, teilte mit ihm sein letztes Restchen Wein aus der Flasche und ließ sich seine Studentenstreiche erzählen, dabei vergnügt der eigenen Jugend gedenkend.

Noch immer übten wir beide gegenseitig eine starke Wirkung auf einander, sowohl durch die Gegensätze als durch die Ähnlichkeit. Aber wir standen uns in den Jahren zu nahe, denn das Mädchen entwickelt sich ja naturgemäß wenigstens bis zu einer gewissen Periode immer noch rascher als selbst der begabteste Knabe. Der Umstand, daß er herrschen mußte und ich nicht zu beherrschen war, weil ich beim besten Willen so wenig wie er von meiner Persönlichkeit aufgeben konnte, beeinflußte die beiderseitige Entwicklung: wir wurden beide innerlich einsam. Dazu kam noch von beiden Seiten der Jugendehrgeiz, keine Empfindung zu äußern. Diese Scheu vor dem Wort als etwas Zudringlichem, Unedlem, blieb ihm lebenslang eigen, es war ein Zug, der vom Vater stammte, während sonst seine geistige Physiognomie vielfach das Gepräge von der Mutter hatte. Der Hang zum Aparten, ja Bizarren, den Adolf Hildebrand in seinem vortrefflichen Nekrolog[1]) sehr richtig hervorhebt, war damals schon stark ausgesprochen, bei Antipathien ging er mitunter bis zur Idiosynkrasie und duldete keinen Widerspruch. So begann während seiner Gymnasialzeit bei größter gegenseitiger Liebe zwischen uns ein leises Auseinanderrücken, das beiden innerlich schwer zu schaffen machte, das aber vielleicht notwendig war, wenn beide sich frei auswachsen sollten. Wir suchten beide, suchten aneinander vorüber den verstehenden Gefährten. Nur daß er als der viel Illusionsfähigere auf Schritt und Tritt die blaue Blume der Freundschaft oder der Liebe gefunden zu haben glaubte und so von Enttäuschung zu Enttäuschung schmerzlich gerissen wurde, während ich von vornherein in meinem Phantasieland wie hinter einer Waberlohe eingeschlossen blieb. Doch in all den leisen unausgesprochenen Dingen, die sich von selber mitteilen, wie den heimlichen Untergründen der Sprache, den leisen Nebenschwingungen eines Worts, der magischen Tonwirkung eines Verses, der Lust an Sage und Volkslied fanden wir uns immer augenblicklich wieder, ja wenn er mitunter in mir den Hang der Phantasie zum Geheimnisvollen etwas schroff bekämpfte, so war es nur, weil er ihn im eigenen Blute fühlte und ihn der exakten Wissenschaft zuliebe unterdrücken mußte. Das zeigt sich an den vielen von ihm gedichteten Gespensterballaden, worin sich eine burleske Komik oft mit echtem Grausen mischt.

In seine heimlichen poetischen Versuche ließ er mich so wenig blicken, wie ich ihn in die meinigen. Wohl aber überraschte er seine Angehörigen dann und wann durch höchst gelungene Gelegenheitsgedichte mit witzigen Pointen und Anspielungen oder es drang wohl auch aus seinem Freundeskreis mitunter ein solches kommersbuchartiges Produkt von ihm in die

---

[1]) Beilage der Allg. Ztg. vom 4. Mai.

Familie. Immer fiel dabei sein erstaunliches Form- und Reimtalent, der kecke und virtuose Tanzschritt und -sprung seiner Sprache auf, aber er schien diese Gabe nur für den momentanen schlagenden Kneipenwitz oder sonst für den Anlaß des Augenblicks zu benützen. So trat er jedesmal bei des Vaters Geburtstag mit einem Glückwunschgedicht hervor, das er dem jüngsten Bruder Garibald in den Mund legte und worin dessen Ruf- und Kosenamen Balde zu den lustigsten Reimkombinationen verwendet war. (Das Namenreimen blieb immer seine besondere Stärke.) Seine ernsteren Eingebungen aber verheimlichte er auch vor den Eltern aufs strengste. Es war eine Überraschung, als einmal bei gelegentlichem Ausräumen der Zimmer ein ganz mit Versen vollgeschriebenes Heft in die Hände der Mutter fiel. — Merkwürdig war es dabei, daß er gerade die größte Sicherheit und Freiheit in solchen künstlichen Formen zeigte, die er eigentlich nicht leiden konnte. Er haßte z. B. das Ghasel, die Makame (und wenn er haßte, so war sein Haß gründlich!), aber er wetteiferte mit Rückert in der hinreißenden Handhabung dieser Formen. Mit glücklichem Takt gebrauchte er sie jedoch fast bloß zur Satyre, zur Travestie, und so schien alles immer nur auf einen guten Witz hinauszulaufen. Er konnte sich gegen seine Mutter, die die orientalischen Formen wegen ihrer technischen Schwierigkeiten bewunderte, heftig ereifern, wie er überhaupt in Geschmacksfragen eine Abweichung sehr ungern duldete; die armen Ghaselen wurden dann sein Stichblatt, das er gar nicht mehr losließ, und um ihre rechte Nichtswürdigkeit zu erweisen, fabrizierte er sie sogleich zu Dutzenden — aber ganz vortrefflich! Selten ließ er eigentlich nur die ganz schlichten und naiven volksliedartigen Weisen, in denen es ihm selber damals noch nicht gelang originell zu sein, vielleicht, weil sie eine größere Vertiefung und Erweiterung des Persönlichen zum Allgemeinen erfordern, als es sein starkes Augenblicks- und Ichgefühl ihn zu jener Zeit erschwingen ließ; wogegen er dann später gerade im Volksliederton sein Allerbestes geben sollte.

Wir junges Geschlecht hatten in Tübingen keine leichte Stellung. Es ging in unserm Hause so ganz anders zu als anderwärts. Denn die Mutter, die mit den Traditionen eines alten Adelsgeschlechtes gebrochen hatte, war nicht geneigt, sich dafür den bürgerlichen Vorurteilen zu beugen, und die Frage, wie ihr Erziehungssystem den lieben Nachbarn gefalle, war ihre geringste Sorge. Die Universitätsstadt aber war außerhalb der akademischen Kreise (und auch innerhalb derselben, so weit es das weibliche Geschlecht betraf) noch etwas rückständiger als die übrigen Landesteile. Unser ganzes Sein und Treiben konnte also nur die tiefste Mißbilligung erwecken. Diese Mißbilligung warf sich aber nicht auf den Vater, der allen eine schweigende Ehrfurcht einflößte, auch nicht auf die Mutter, die man einfach nahm wie sie war, sondern ausschließlich auf die Kinder, die in einer so ungewöhnlich scheinenden Weise erzogen wurden. Den Brüdern schuf das im ganzen wenig Not. Wurden sie bedrängt, so schlugen sie drein, bis sie sich Frieden erzwangen. Daher kühlte das Philisterium sein Mütchen noch lieber an der Schwester, der ihr Geschlecht verwehrte, sich solche Erleichterung zu schaffen. In solchen Fällen trat die latente Zusammengehörigkeit, besonders der zwei ältesten Geschwister hell zutage: der Bruder fühlte deutlich, daß er in der

Schwester seine eigene Welt zu verteidigen hatte. Als ich nun gar die Reitschule der Universität zu besuchen begann und dieses frevlerische Unterfangen die Empörung der Philisterwelt zu solchem Grade steigerte, daß mir der Aufenthalt fast unmöglich gemacht wurde, da fand ich in dem ritterlichen Bruder meinen besten Kämpen. Er war schon immer gerne geritten, obwohl eine zweimal gebrochene und schlecht verheilte Kniescheibe ihm bei allen körperlichen Ubungen Schwierigkeiten machte, jetzt nahm er gleichfalls sorgfältigen Reitunterricht, und wir ritten nun zusammen aus, ohne nach dem Grimm Krähwinkels zu fragen. Unvergeßlich bleibt mir ein solcher Ritt, bei dem wir die ganze Nacht im Sattel verbrachten. Wir ritten in früher Abendstunde zu dreien — denn ein anderer lustiger Gesell hatte sich angeschlossen — von Hause weg, durchstreiften unter allerlei heiteren Zwischenfällen die nahen Ausläufer des Schwarzwalds bis zum Bade Immnau, wo uns Tanzmusik empfing; dort führten wir die Pferde in den Stall ohne abzusatteln, tanzten selbst wie wir gingen und standen, die Herrn mit Sporen, ich im langen Reitkleid, ein paar Quadrillen mit, stiegen dann wieder zu Pferd, und heimwärts ging es durch die stillen mondbeschienenen Täler und Bergwälder, längs der murmelnden Schwarzwaldbäche hin, an schlafenden Dörfern vorüber, wo der Hufschlag unserer Pferde die Hunde aufweckte, bis wir kurz vor Sonnenaufgang die Stadt erreichten, trunken von Naturpoesie, Jugendkraft und einer köstlichen, alle Nerven ausspannenden, taumelerregenden Ermüdung. Und auch das unerfreuliche Nachspiel, das der schönen Nacht folgte, löste sich durch Edgars Eingreifen in Heiterkeit auf. Das schwächere Damenpferd hatte nämlich, so anhaltender Leistung ungewohnt, einen Satteldruck davongetragen, der Pferdeverleiher war wütend und drohte mit einem Prozeß. Da übernahm der junge Mediziner selbst die Behandlung des Tieres und schon wenige Tage später konnte er mir nach München, wohin ich unterdessen gereist war, in einem, ich weiß nicht aus welcher Laune lateinisch geschriebenen witzigen Brief die gelungene Kur des Pferdes und den glimpflichen Ausgleich mit dem Bereiter mitteilen. Erst kürzlich geriet mir dieser Brief unter alten Papieren wieder in die Hände und hat mir die halbvergessene Episode aufs neue lebendig gemacht; sie fiel übrigens schon in die Zeit nach unsres Vaters Tode.

Die Fachstudien, die häufigen Freundschafts- und Liebesbande, das ganze ziellose Jugendschwärmen vermochten aber dieses heiße Herz nicht zu befriedigen. Er brauchte noch ein größeres Ideal, für das er sich einsetzen konnte und so begann er in sehr früher Jugend auf Anregung eines französischen Freundes, der bald danach im Kommuneaufstand eine Rolle spielen sollte, sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen. In den auf den siebziger Krieg folgenden Jahren führten ihn sein Idealismus, seine ritterliche Teilnahme für die unterdrückten Klassen, vor allem der Abscheu gegen das allmählich sich breitmachende Geldprotzentum in die Reihen der sozialistischen Partei. Doch blieb er bei allem Demokratismus ganz wie der Vater immer von Herzen Aristokrat und war im Grunde mit seiner innern Selbständigkeit und seinem verletzlichen Feingefühl so wenig wie dieser für das Parteileben geschaffen. Er zog sich auch mit der Zeit wieder auf sich selbst zurück in der Erkenntnis, daß seine Aufgabe anderswo lag, aber nicht ohne daß ihm

bureaukratischerseits die damals noch stark verpönten sozialistischen Tendenzen heimlich ins Wachs gedrückt worden wären, was er zwar in stolzer Unbekümmertheit mißachtete, was ihm aber doch eine Reihe von Schikanen zuzog, die auch in sein späteres Leben noch dann und wann herübergriffen.

Seine innere Unruhe und die absolute Subjektivität seiner Auffassung in den persönlichen Verhältnissen machten ihn für die nächste Umgebung oft außerordentlich schwierig. Denn die Stärke des Lebensgefühls steigerte sich bei ihm zum Schmerz, zur Qual, oft wurde die Spannung so groß, daß er aus Überfülle des Lebens die Ruhe der Toten beneiden mußte. In einem Jugendgedicht schildert er einen nächtlichen Besuch auf dem Friedhof. Er sieht dort „die kleine Lust, das große Weh zu End", aber kein Friede weht ihn an:

„Kein Todesschauer dämpft den Lebensmut,
Noch heißer über Gräbern kocht mein Blut.
Wer fühlt die mich verzehrt die wilde Glut?
Wie glücklich sind die Toten!

Schon die Vielseitigkeit seiner Anlagen brachte ein beständiges Ringen und Wühlen in seinem Innern hervor: Welten die sich bekämpften. In einem andern Jugendgedicht schildert er, wie er in solchen Momenten zur Schenke muß, die Kämpfenden mit Wein begießen, damit sie untereinander Frieden halten. Noch lieber aber sucht er sich einen äußeren Feind, und indem er gegen diesen alle seine Kräfte einsetzt, wird er ein in sich selber einiger, genießt er für einen Augenblick die Wohltat der Harmonie:

Denn der Kampf das ist mein Leben
Und im Kampfe find ich Ruh.

Immer wieder in unzähligen Variationen kehrt in den Gedichten aus jener Periode der Wunsch wieder, dieses kochende Blut im Kampf, im Pulverdampf für eine heilige Sache zu verspritzen, vorher aber noch alle Reize, alle Wonnen des Daseins auszukosten. Und er hat sie gekostet wie wenige. Wie eine Flamme zuckte er durch das Leben, rastlos und unstet, die Gegenstände seiner Leidenschaft mit raschem Feuerschein beleuchtend, nicht erhellend, denn dies glühend erfaßte Leben in seinen Armen verwandelt es sich fort und fort in Phantasmagorie, in Traumbild, in ein heilig-ernst genommenes Spiel. Die Frauen, die er rasch geliebt und rasch besungen hat, er konnte sie wohl selber im Lauf der Jahre nicht mehr zählen, aber immer sind es dieselben Züge, ein Phantasiebild, dem er rastlos nachjagt, die eine ideale Geliebte, die er in hundert Verkleidungen zu finden glaubt. Denn im Gefühlsleben, im Genuß will er ganz Dichter, nichts als Dichter sein. Derselbe Geist aber verwandelt sich merkwürdig, sobald er einen Augenblick stille hält, um eine Sache zu ruhiger Untersuchung vorzunehmen: welche Schärfe des Blickes dann, welche genaue Beobachtung, welche intuitive, durch keine Zweifel beirrte Sicherheit des Urteils. Das Problem gewährt ihm die innigste Lust, denn er weiß, es muß seinem Verstande weichen.

Auch die Freude an der Mechanik, der er zeitlebens nachging, gehört zu seinem geistigen Bilde. Schon als Knabe war er an keiner Maschine

vorbeizubringen, bevor er ihre Konstruktion sich klar gemacht hatte. Und so blieb er. Mehr als über die gelungenste Kur konnte er sich auch in reifen Mannesjahren freuen, wenn er irgend einen komplizierten Apparat repariert hatte, mit dem die florentinischen Mechaniker nicht zuwege kamen; und zu sochen Gefälligkeiten gab er sich für jedermann her. Die elektrische Leitung in seinem Hause legte er selbst, und wenn er von einer neuen Erfindung hörte, verbiß und verbohrte er sich darein und ließ nicht ab, bis er die Sache ergründet hatte. Daher er sich über solche Dinge ärgerte, die immer noch ein Fragezeichen zurücklassen, wie die metaphysischen Gebiete, die er nie betrat; alles, wo er nicht hoffen konnte, ganz auf den Grund zu kommen, ließ er mißmutig abseits liegen. Dafür hielt sich die unterdrückte Phantasie gern in seinen Träumen schadlos und ließ ihn da oft genug die seltsamsten Dinge aus den von ihm so heftig bekämpften übersinnlichen Reichen erleben. Einen solchen Traum, der in seine letzten Lebensjahre fällt, kann ich mir nicht versagen, hier einzuschalten, da er sein ganzes Wesen mit allen Schattierungen so deutlich darstellt:

Ihm träumte, er befand sich am hellen Nachmittag in Florenz auf seinem Sprechzimmer, als ein sehr unerwarteter Besuch ins Zimmer trat: ein auf Urlaub befindlicher preußischer Offizier, der vor kurzem an einer Duellverwundung gestorben, dann von ihm obduciert und zu Grabe geleitet worden war. Der Verstorbene, der seine Kopfnaht unter einem schwarzseidenen Mützchen verbarg, trat mit der chevaleresken Art, die ihm im Leben eigen war, auf seinen Arzt zu und bat, einen ihm gehörigen Gegenstand an sich nehmen zu dürfen. Es war dies sein Herz, das in Spiritus auf einem Schränkchen stand. Der Arzt, noch viel mehr beleidigt als entsetzt über diesen Bruch der Naturordnung, suchte dem Gespenste aufs energischste klar zu machen, daß es gar keine Möglichkeit und somit auch kein Recht habe, hier zu sein, weil ja, abgesehen von dem zuvor schon eingetretenen Tode, die bloße Abwesenheit dieses Muskels ihm alle und jede Verrichtung, somit auch das Wiederkommen und das Einfordern desselben verbiete. Der Revenant aber lächelte überlegen und sagte mit spöttischem Nachdruck: „Ja lieber Doktor — Eigenschwingung der Gewebe!!" — Von diesem niegehörten Wort, das ganz neue Gesichtskreise zu eröffnen schien, blieb der Arzt einen Augenblick erschüttert und gelähmt. Der Tote wollte schnell den Moment ersehen, sein Eigentum an sich zu bringen, da warf jener sich dazwischen, sie wurden handgemein, in der Erbitterung riß Edgar seinen Degen von der Wand, das Gespenst, jetzt mit einem Male auch bewaffnet, parierte, und ein fürchtlicher Kampf entspann sich, wobei der Tote eine klaffende Schädelwunde erhielt, aus der aber kein Blut floß und die ihn auch nicht im geringsten zu belästigen schien. Er sagte nur kalt: „Das wäre mir im Leben auch nicht passiert", und drang noch heftiger auf seinen Arzt ein, der gerade am Erliegen war, als der Eintritt einer jungen Dame, die in jener Zeit täglich zur Sprechstunde kam, dem entsetzlichen Ringen ein Ende machte. Voll Verwunderung rief sie: „Ach Herr Leutnant, es heißt ja in der Stadt, Sie seien gestorben." — Dieser hatte sich gleich mit der Hand an der Mütze in Positur geworfen, wobei er zugleich die Defekte seines Schädels verdeckte. „Das war ein Irrtum, gnädiges Fräulein, beunruhigen

Sie sich nicht," sagte er höflich und verschwand mit einer tiefen Verbeugung, der Schläfer aber erwachte an den Strahlen der Morgensonne.

* * *

Frühzeitig sollte sich auch für Edgar der Jugendhimmel trüben. Erst begann das lange Leiden des jüngsten Bruders, bei dem sich aus wiederholten Anfällen von schwerem Gelenkrheumatismus allmählich ein Herzfehler entwickelt hatte. Der junge Mediziner teilte sich mit dem Hausarzt in die ärztliche Überwachung des Kranken. Die Gefahr, die täglich über dem lieben jungen Haupte hing, der Anblick der geängsteten Mutter, die sich in sorgender Pflege aufzehrte, ließ auch ihn, den von Natur und Schicksal Begünstigten, schon in jungen Jahren den Ernst des Lebens spüren. Dann, am 10. Oktober 1873 entriß uns ein jäher Tod den Vater. Was damals in des Sohnes Seele vorging, hat sein Tagebuch jetzt verraten: „Ich blieb die halbe Nacht bei dem Toten", schreibt er am 11. Oktober, „ich redete immerfort mit ihm, es war wie ein wirrer Traum. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm versprochen habe, aber was ich halten werde, das weiß ich."

Dieses Versprechen, wie es auch geklungen haben mag, er hat es in Ehren gelöst. Gleich zu Anfang des neuen Jahres trat er die Prüfungen an, die vom Januar bis zum Juli dauerten und mit dem schönsten Erfolg bestanden wurden, ging dann noch ein paar Monate zur weiteren Ausbildung nach Prag und Wien, erhielt im September desselben Jahres sein Doktordiplom und übernahm nach seiner Rückkehr die Assistenzarztstelle an der geburtshilflichen Klinik Professor Säringers, wo der einundzwanzigjährige Dozent größtenteils Schüler hatte, die viel älter waren als er selbst; auch sein jüngerer Bruder Alfred saß dort unter seinen Zuhörern. So rasch diese Karriere war, in der er trotz des Semesters Philologie alle Mitstrebenden überholt hatte, sie fiel eigentlich in der Familie niemand auf: man hatte es gar nicht anders erwartet.

Immer ruhelos und hastig, dabei nie sein Ziel verfehlend, so schien der Jüngling ganz nach außen zu leben. In seinem geheimen Innern aber war er ein völlig anderer. Da lebten ganz in die Tiefe zurückgedrängt das starke Liebesbedürfnis, die Zärtlichkeit, die nie auf seine Lippen trat. Aus dem ersten Jahr nach des Vaters Tode stammt das schöne auf dessen Geburtstag verfaßte Gedicht.

Andreastag.

1874.

An diesem Tage pflegt ich sonst vor Jahren
Ein kleines Lied dem Bruder zu diktieren,
Das er gutmütig ohne alle Ahnung
Des Spottes, der darin ihn neckend zauste,
Mit kindischer Hand für unsern Vater schrieb.
Wie freute ihn der Reime lustig Klingeln,
Und ach, wie herzlich lacht' er ob dem Tanz,
Zu dem ich zwang des kleinen Bruders Namen.

Jetzt schweigt der heitern Reime klingend Spiel,
Jetzt schweigt das liebe Lachen, das so oft
Mit freudiger Rührung meine Brust erfüllte,
Und alles ist so anders, traurig anders.
Nur schmerzliche Erinnerung bleibt zurück
An jene Zeit, die niemals wiederkehrt.
Vergangenheit verdeckt sie und ein Grab.
Tot ist der Vater und der Bruder krank.
Ich selbst, ich wandle schweigend wie im Traum,
Ich weiß nicht, ob ich krank bin oder tot.

Aus besonderer Vergünstigung konnte er seine Stellung an der Säringerschen Klinik dem Brauch entgegen zwei Jahre hindurch bekleiden. Wäre es nach seinen Wünschen gegangen, so hätte er sich nun als Dozent habilitiert, aber die pekuniären Verhältnisse gestatteten es nicht. Und da die Gründung einer Praxis etwa in Stuttgart oder sonst einer größern Stadt des Schwabenlandes, wo die Konkurrenz stark war, gleichfalls Mittel erforderte, die er nicht besaß, so war er vor die Wahl gestellt, entweder als Bauerndoktor aufs Land zu gehen oder in der Fremde sein Heil zu versuchen. Gerade war in einem kleinen württembergischen Neste, ich glaube, Plieningen heißt es, die Stelle des Arztes freigeworden. Edgar begab sich also dorthin und stellte sich dem Schultheißen vor, um das Terrain zu rekognoszieren. Dieser betrachtete den schmächtigen Jüngling, der sich ganz nach eigener Laune trug, und meinte dann kopfschüttelnd zu seinen Bauern: „Die Haar' sind zu lang und das Röckle zu kurz.“ Als dieser Ausspruch dem Bewerber zu Ohren kam, da war der Würfel gefallen. Er wollte sich kein zweites Mal von einem schwäbischen Schulzen beaugenscheinigen lassen und radikal, wie er in allem war, schüttelte er ohne weiteres den Staub der Heimat von den Füßen. Statt Plieningen hieß es nun Florenz! Gesegnet seist du, biederer Schulz von Plieningen, blindes Werkzeug einer gütigen Vorsehung!

Um jene Zeit wohnte ich bereits mit dem Bruder Erwin, dem Akademiker, in München. Das Krähwinklertum hatte richtig den Sieg behalten und mich zur Heimat hinausgedrängt. In München lebte ich nun mit dem jüngern Bruder wie neugeboren. Dort besuchte uns Edgar im Frühjahr 1877 auf der Durchreise nach Italien, und ließ sich mit unserm Freundeskreise bekannt machen. Zum Bleiben war er aber nicht zu bereden, er sah schon mit Klarheit den Stern, der ihm auf außerdeutschem Boden winkte. Zwar wäre er am liebsten nach Konstantinopel oder einem noch ferneren Stück Orient gegangen, aber seine Zukunft war an den schwerleidenden jüngsten Bruder gebunden, für den ein geeigneter Aufenthalt gesucht werden mußte, weil er keinen Winter in Deutschland mehr ertragen hätte. So fiel die Wahl auf die milde und zugleich europäisch zivilisierte Arnostadt.

Ein glücklicher Stern hatte ihn hierher geführt. Gleich an das erste Auftreten des Vierundzwanzigjährigen knüpfte sich der Erfolg in einer fast wunderbaren Weise. In der russischen Kolonie war ein wenige Monate altes Kind, das die Nahrung nicht behalten konnte und bereits von den ersten medizinischen Notabilitäten für verloren erklärt war. Der junge deutsche Arzt wurde zugezogen. Er ließ sich durch den Umstand, daß fast

alle kleinen Kinder Milch erbrechen, nicht von einer genauen Untersuchung der ausgeworfenen Flüssigkeit abhalten, und da er die erbrochene Milch mehrere Stunden, nachdem sie getrunken war, völlig frisch und süß fand, schloß er mit Sicherheit, daß diese Milch den Magen überhaupt nicht erreicht haben konnte, sondern unterwegs aufgehalten worden sein mußte. Daher stellte er durch Ausmessung der Speiseröhre das Vorhandensein einer sackartigen Erweiterung derselben fest, die den größten Teil der Nahrung zurückhielt, bevor er in den Magen gelangen konnte. Es verfing ihm nichts, daß bei der Konsultation zwei namhafte Professoren von der chirurgischen Klinik sich über den jungen deutschen Kollegen, der das Gras wachsen hören wollte, lustig machten und die Diagnose dieses äußerst seltenen, kaum je am Lebenden nachgewiesenen Phänomens ablehnten, sondern bestimmte auch die Lage des Anhängsels beim Eingang des Magens und fertigte eine genaue Zeichnung davon an. Seine Klarheit und Festigkeit gewannen ihm das unbedingte Vertrauen der Familie, und der Fall wurde ihm allein übergeben. Wie nun für jede geniale Leistung die Mitwirkung des Charakters nötig ist, so trat auch bei ihm die unendliche Gewissenhaftigkeit dem Scharfblick zur Seite. Lange Zeit hindurch entleerte er regelmäßig mit der Sonde aufs sorgfältigste die aufgefangene Nahrung aus dem Sack, bis dieser sich allmählich von selbst verkleinerte. Das russische Kind, das damals von den Ärzten aufgegeben war, ist heute eine glückliche, blühende Frau, der ihre Abnormität nicht mehr viel zu schaffen macht. Jene Erweiterung der Speiseröhre wurde aber noch im Jahre 1895 in Heidelberg durch die Röntgenstrahlen bestätigt, und Prof. Czerny fertigte eine Zeichnung davon an, die völlig mit den von Edgar Kurz im Jahre 1877 gemachten Angaben übereinstimmt.

Es war dies das erste Beispiel jener raschen Kombination und unbeirrbaren logischen Konsequenz, womit er bei der Diagnose verfuhr, sowie der durchgreifenden Energie, die er sich auf dem fremden Boden bewahrte, ohne je mit dem damals landesüblichen Schlendrian in medizinischen Dingen zu transigieren. Der erste Fall wurde auch gleich für seine ganze Stellung entscheidend. Denn es versteht sich, daß die sehr begeisterungsfähige russische Damenwelt den genialen jungen Arzt mit glühender Bewunderung umgab, die sich auch der deutschen Kolonie mitteilte. Seine natürliche Zurückhaltung und daß er über die Fälle seiner Praxis so wenig Worte machte wie über seine eigene Person, das erhöhte noch den wohltuenden Eindruck, der von ihm ausging.

Schnell verbreitete sich sein Ruf. Der damalige deutsche Konsul Schmitz, eine angesehene Persönlichkeit, wollte den jungen Arzt für die ersten Sommerwochen auf seiner berühmten Rosenvilla bei Careggi haben, von wo er ihn täglich in seinem Wagen nach der Stadt führte. Das gab ihm gleich auch äußerlich eine autoritative Stellung. Freilich, die Fremden in den Gasthöfen machten große Augen, wenn im Krankheitsfalle ein schlankgebauter Jüngling mit feinem, noch ganz bartlosem Gesicht und zarten Wangen, auf denen das Blut mädchenhaft kam und ging, ins Zimmer trat, denn so jung er war, er sah noch jünger aus, und besonders wo es sich um weibliche Patienten handelte, mußte ihn zuweilen die Wirtin begleiten, um seine Identität zu bezeugen, denn die Kranken meinten, man habe ihnen einen Studenten in

den ersten Semestern geschickt. Aber sobald man ihn am Werke sah, verstummte jeder Zweifel, seine unwiderstehliche, geräuschlose Sicherheit teilte sich den Kranken mit, die sich bei ihm geborgen fühlten.

Sobald er festen Fuß gefaßt hatte, kehrte er nach Tübingen zurück, um Mutter und Bruder abzuholen. Ich schloß mich an, vom Zauber des Südens gelockt, auch unsere alte Josephine begleitete uns, die Getreue, in deren Armen der Vater verschieden war, eine edle Gestalt von heroischer Treue wie die chorführenden Dienerinnen aus der griechischen Tragödie, die ihr Geschick nicht von dem der Gebieter trennen. Schon siebzigjährig folgte sie dem Jüngling, den sie als Kind gepflegt, dessen Mutter sie schon auf den Armen getragen hatte, nach dem fremden Lande, wo sie die Sprache nicht verstand, mit der Gewißheit ihre Heimat und die eignen Familienangehörigen nicht wieder zu sehen. In der ersten Septemberwoche kamen wir nach Florenz. Die Hitze war — wenigstens für unsre damalige Empfindung — beängstigend, die Stadt, in die wir des Abends bei Laternenschein einfuhren, schien uns wie ein Dampfkessel zu qualmen, aber über all den neuen, so ganz südlichen Eindrücken des höchst originellen nächtlichen Stadtbildes, den beleuchteten Ständen der Wassermelonenverkäufer, den Schwärmen der Mandolinenspieler, den vermummten Brüdern der „Misericordia", denen wir gleich begegneten, dem überwältigend starken Duft der blühenden Orangengärten, der schwer und fast greifbar Straßen aus und ein wallte, vergaßen wir alle schnell das Ungemach. Edgar spürte es nicht einmal, er war schon völlig akklimatisiert, denn er hatte sich durch frühzeitige Abhärtung gegen klimatische Einflüsse ganz unempfindlich gemacht. Auch in den heißesten Mittagsstunden, wo die Häuser hinter geschlossenen Jalousien träumen und, wie der Florentiner sagt, nur cani e Inglesi über die Lungarni gehen, war er unermüdlich unterwegs, teils um die Stadt zu besichtigen, teils um nach seinen Kranken zu sehen. Er gehörte sehr bald zu den bekannten Figuren von Florenz. Die ersten Jahre seines florentinischen Aufenthalts waren die freudigsten, siegreichsten seines Lebens. Die Fremdenklientel fiel ihm unbedingt zu. In seiner dreifachen Stellung als innerer Arzt, Chirurg und Gynäkolog war er jedem noch so komplizierten Fall gewachsen. Sein größtes Verdienst in jener Zeit war die von ihm erfundene und eingeführte Behandlung des Puerperalfiebers durch Desinfektion, womit er Tausenden von Wöchnerinnen im Lauf der Jahre das Leben rettete. Vergöttert wurde er von denen, die ihn am Bette der Schwerkranken, oder als Chirurgen, als Gynäkologen kannten; dagegen die eingebildeten Kranken oder solche, die, mit leichten Übeln behaftet, sie gerne schwer genommen sehen, selten mit ihm zufrieden waren. Seine eigene eiserne Energie im Gesundseinwollen machte ihn gegen solche kleine Leiden gleichgültig, fast unduldsam — die Unpäßlichkeiten, die ihn selbst befielen, wurden ja immer stehend und gehend abgemacht. Das professionelle seines Berufs war seiner feinen Natur überhaupt zuwider. Seine Krankenbesuche beschränkte er auf das notwendigste, um die kostbare Zeit nicht zu verschwenden, aber wo der Fall es erforderte, gab er sich ganz hin, opferte Zeit und Kraft ohne alle Nebenrücksicht, auch für die Ärmsten. Je schwieriger und gefährlicher der Fall, desto mehr schärfte sich sein Blick, spannte seine Energie sich an und durchdrang sich die ganze

Seele mit genialer Liebesfülle. Er verlangte alsdann völlig freie Hand, die Verantwortung wollte er mit niemand teilen. Nie sprach er eine ungünstige Prognose aus und er verübelte es andern, wenn sie einen schlechten Ausgang prophezeiten; es war ihm, als müßte die Siegesgewißheit den Tod selbst bezwingen, und immer kämpfte er fort bis zum alleräußersten. War die Rettung unmöglich, so blieb er wenigstens zugegen und kürzte furchtlos die letzte Pein ab, daher es manchem hoffnungslos Leidenden zum letzten Wunsche wurde, unter diesen stillen Händen leicht und schmerzlos zu verscheiden. Die unzähligen Nächte, die er an Krankenbetten durchwachte — denn bei schweren Fällen hielt er Tag und Nacht aus — haben sein Haar vor der Zeit weiß gemacht. Es gab alsdann weder Hunger noch Durst noch Schlafbedürfnis, der Körper hatte keine Rechte mehr über ihn, in den kurzen, raschen Bewegungen seiner feinen höchst originellen Hände, in dem gespannten, aber immer leuchtenden Blick war sein ganzes Ich konzentriert. Was er in solchen Nächten durchlebte, erfuhr man niemals von ihm selbst, nur an einem freudigen Zucken seines Mundes erkannte man, daß ein Menschenleben gerettet war, und an der Zerrüttung seiner Züge, daß er einem Toten die Augen zugedrückt hatte. Denn niemals stumpfte er gegen den Anblick menschlichen Leides ab, wie es sonst den Ärzten geschieht; ja in späteren Jahren nahm sogar die Empfindsamkeit seiner Seele noch zu, wie sehr er sich auch hütete, sie zu zeigen. Als Böcklin starb, den er solange gefristet hatte, traf ihn dieses Leid gerade auf seinen Geburtstag. Als ich am Morgen zu ihm kam um eine kleine Gabe zu bringen, fand ich ihn mit einem ganz zerfallenen Gesicht, als ob er in Böcklins Sterbenacht um zehn Jahre älter geworden wäre, aber des Vorgefallenen durfte mit keinem Wort gedacht werden; man sprach jenes Tages nur von Literatur. Überhaupt erzählte er nie von den Vorgängen seiner Praxis, am wenigsten von denen, die ihn gerade beschäftigten. Nichts verargte er den Freunden mehr, als wenn sie im geselligen Verkehr etwas Medizinisches aufs Tapet brachten; er wollte in solchen Stunden die Profession vergessen, sich in künstlerischen Interessen reinbaden.

Expansiv war er überhaupt niemals. Wenn er von Reisen kam, auch in jungen Jahren, ging er sofort wieder an seine Geschäfte und es war nicht möglich, ihm ein Wort über das Gesehene zu entlocken. Was man von ihm wissen wollte, mußte man wie mit Zangen herausholen. Aber unter der Zurückhaltung vibrierte es beständig. Wenn zufällig ein Wort fiel, das ihn anregte, dann sprudelte die innere Lebendigkeit aus ihm hervor, als ob ein Brunnen angebohrt wäre, und aus den Augen schlugen plötzliche Flammen. Diese Augen, die auf viele hypnotisierend wirkten, waren überhaupt das Merkwürdigste an seiner Erscheinung; sie waren tiefblau, wurden aber in der Erregung schwarz; die Pupille, die sehr groß war, hatte die Eigenheit, sich ohne Lichteinwirkung, durch bloße seelische Vorgänge zu erweitern oder zusammenzuziehen; ein vom Vater ererbtes Phänomen, das auch sonst in der Familie vorkommt.

Vom Herbst 1877—1883 wohnte er mit der Familie zusammen am Viale Margherita, man wurde seiner aber eigentlich nur zur Sprechstunde und bei den Mahlzeiten ansichtig, so ganz absorbierten ihn der Beruf, die Ge-

selligkeit, die medizinischen Vereinigungen, die Fehden, die seine wissenschaftliche Stellung und sein unbeugsames Auftreten ihm zuzogen, alle die tausend Verwicklungen seines sturmbewegten Lebens. Mehr als je wurde er von den Frauen gesucht und ausgezeichnet; sein aristokratisches Wesen, seine Jugend und Ritterlichkeit mit jenem Zug ins heroisch Abenteuerliche, der aus den soldatischen Traditionen der mütterlichen Vorfahren stammen mochte, verbunden mit seiner Zartheit am Krankenbett, erwarben ihm glühende Neigungen, wie sie in solcher Zahl nur selten einem Sterblichen zuteil werden, besäten aber auch seinen Lebensweg mit Unruhen aller Art. Doch obwohl er sich keinen Rausch versagte, bewahrte er den Frauen gegenüber den reinsten Idealismus und alle Illusionen des Jünglings. In seiner Nähe konnte keine Frivolität aufkommen; jede Roheit in Beziehung auf das andere Geschlecht verletzte ihn aufs tiefste, trotz seinem Beruf und allen seinen Erfahrungen blieb ihm lebenslang eine zarte Scheu eigen, eine ewige Jungfräulichkeit der Seele: das Wort mag seltsam klingen, aber die den Menschen gekannt haben, werden es richtig finden. Auch ernste, dauernde Männerfreundschaften wurden angeknüpft, fast immer in Ausübung des Berufs. Neben der für ihn wichtigsten eines ungefähr gleichaltrigen italienischen Kollegen erwarb er sich die auf feste Achtung gegründete Sympathie der bedeutendsten Persönlichkeiten der Kolonie wie Arnold Böcklin, Karl Hillebrand, Theodor Heyse, Adolf Hildebrand. In dem damals neugegründeten Hildebrandschen Hause verlebte auch ich zusammen mit dem Bruder meine schönsten Tage; im übrigen behielt er, seiner verschlossenen Weise folgend, seinen geselligen Verkehr größtenteils für sich allein.

Doch wo es not tat, fehlte er den Seinen nie. So oft den jüngsten Bruder eine neue Verschlimmerung seines unerbittlichen Leidens niederwarf, opferte er ihm mit größter Hingebung seine Nächte und saß neben der Mutter, die in jener Zeit gar keinen Schlaf mehr kannte, als aufmerksamer Pfleger am Krankenbett. Er war ihm am Ende wie ein eigener Sohn geworden, dieser ihm an Charakterstärke so ähnliche Bruder, der nie von seinen schweren Leiden sprach und mit einer halb kindlichen, halb heroischen Heiterkeit dem sicheren Tode entgegenging. Und als in der Nacht des 7. Februars 1882 endlich die letzte Stunde für den jungen Dulder herannahte, ließ die brüderliche Liebe ihm das Leben leicht und sanft wie einen Traum zerrinnen.

Das nachfolgende Jahr erlöste auch die alte Josephine, der das Schicksal ein Leben voll Aufopferung und Entsagung mit einem langen Siechtum gelohnt hatte. Sie erlebte gerade noch den Einzug in das neue Haus in der Via delle Porte Nuove, das Edgar kaufte, um nun als reifer Mann auf eigenem Grund und Boden zu stehen; denn ihn konnte nur der sichtbare Besitz wirklich erfreuen.

Noch immer gingen die Wogen seines Lebens hoch und stürmisch, doch schlich sich jetzt eine leise Friedenssehnsucht, der Wunsch nach einem stillen Hafen, ein. Das nachstehende Gedicht hatte er schon im Frühling 1882 auf einer Eisenbahnfahrt vor Wien (er dichtete fast immer unterwegs) in sein Notizbuch eingeschrieben:

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Du möchtest auf des Lebensweges Mitte
Dir gerne gönnen eine kurze Rast,
Rückwärts bemessen die getanen Schritte
Und vorwärts, die du noch zu machen hast.

Du hast manch schönes wahres Glück genossen,
Mit Rosen war dir oft der Weg bestreut.
In der Erinn'rung Nebelbild zerflossen
Ist jetzo alles, was dich einst erfreut.

Du hast gelitten unter herben Wunden
Und machtest auch bei diesen gerne Halt,
Mag sein, daß dir in nächtlich stillen Stunden
Ein ängstlich Graun die Brust zusammenkrallt;

Doch kommt der Tag. Du darfst, du kannst nicht rasten.
Dein liebstes Leid, wie liegt dirs ach schon weit.
Dich drängt zu ruhlos blindem Vorwärtshasten
Die unerbittlich rücksichtslose Zeit.

Sie treibt dich eilig durch das wirre Leben,
Sie gibt dir neue Freude, neuen Schmerz,
Und macht im selben Schlage dir erbeben
Von neuem stets das rätselvolle Herz.

Das kleine Ding! es pocht in dunkler Truhe
Solange, bis es unter Schmerzen bricht.
Dann kommt, was du ersehntest, Fried und Ruhe,
Doch fühlst du, Armer, diese Ruhe nicht.

Diese Stimmung als Niederschlag des fortgesetzten Spieles von Illusionen und Enttäuschungen, in dem sein Leben auf und nieder ging, trat in den folgenden Jahren noch deutlicher auf, wurde aber nur seiner tief verschwiegenen Muse anvertraut.

Stille.

Einst in der Jugend goldnen Tagen,
Als hoch mein Herz im Busen schlug,
Da durft' ich alles hoffen, wagen,
Nichts hemmte meiner Seele Flug.

Und stets bereit, mich hinzugeben
Der Liebe, wie des Hasses Glut,
Weiht' ich der Liebsten froh mein Leben,
Bot ich dem Feinde keck mein Blut.

Ich blieb allein mit meinem Trachten,
Sah, daß kein Herz es ernst gemeint,
So lernt' ich nach uud nach verachten
Und dann vergessen Freund und Feind.

Nun herrscht die Ruh im öden Raume,
Kein Feind ist mehr des Kampfes wert.
Und manchmal nur in dunklem Traume
Greif ich noch tastend nach dem Schwert.

So geh ich von dem Gott verlassen,
Der ehmals mir die Brust geschwellt,
Zu kühl zum Lieben wie zum Hassen,
Gar still und einsam durch die Welt.

Dieses Gedicht, es ist das letzte seiner leidenschaftlichen Selbstbekenntnisse, ist im Jahre 1885 geschrieben. Doch nicht lange sollte er einsam gehen. Schon das folgende Jahr fand ihn im Besitze des eigenen Herdes, den er sich gewünscht hatte, und es ist für seine Empfindungsweise bezeichnend, daß es nun doch eine Landsmännin aus der engeren Heimat war, die er in sein Haus führte. Ein Kind, ein einziges! kam, das fertige Gebäude seines Lebens zu krönen. Ein kleines Mädchen, elfenhaft zart, mit großen Augen, in denen er die eigene Jugendwelt wiederfand. Und nun machte er alle Bedenken der Zweifler zu nichte, die sich gefragt hatten, ob ein Mensch von so heftiger Subjektivität überhaupt zum Familienleben geschaffen sei: er nahm die geliebten Wesen einfach in seine Person auf, sein starkes Ichgefühl auf sie ausdehnend. Er wurde der rücksichtsvollste, fürsorgendste Gatte, der zärtlichste Vater. Das schäumende Leben floß allmählich in ebenerem Bette. Er begann an die Zukunft zu denken und schränkte seine persönlichen Bedürfnisse, denen er bis dahin freien Raum verstattet hatte, ängstlich ein. Auch seinen nach eigener Laune gebauten Wagen, ein Unicum in Florenz, schaffte er wieder ab — ohnehin hatte ihm ein junger, wilder Hengst, den er eigensinnig vorspannen ließ, eines Tages das Gefährt zertrümmert, als Frau und Kind darin saßen — und es entsprach ganz seinem unabhängigen Charakter, daß er, der angesehenste Fremdenarzt, nicht den geringsten Anstand nahm, nun wieder allenthalben zu Fuße gesehen zu werden, bis später das Fahrrad, an dem er leidenschaftliches Gefallen fand, ihm das Pferd ersetzte. Dies mochte die Außenstehenden wundernehmen; wer Einblick in die Verhältnisse hatte, der wußte, daß der Vielbeschäftigte bei weitem nicht so viel einnahm, wie man glaubte, weil er einen großen Teil seiner Besuche jahraus jahrein unentgeltlich machte.

Noch blieb eine Seite seiner Natur, eine große, wichtige unausgefüllt. Seine Privatpraxis, die überdies dem italienischen Gesetz zufolge auf die Ausländer beschränkt war, lieferte ihm nicht das genügende Material für seine wissenschaftlichen Interessen. Nur die Arbeit an einer Klinik, wie er sie in früher Jugend ausgeübt hatte, konnte seinen ungeheuren Tätigkeitstrieb und sein wissenschaftliches Bedürfnis befriedigen. So entstand in ihm die Idee seiner chirurgischen Poliambulanz, die er im Jahre 1889 begründete, nachdem eine zuvor eingerichtete Privatklinik sich aus administrativen Gründen nicht hatte halten können. Auch die Poliambulanz hatte schwere wirtschaftliche Kämpfe zu bestehen, aber es gelang ihr sich fest zu behaupten, und sie nahm in dem historischen Palast der Buondelmonti ihren dauernden Sitz. Die Direktion dieser Anstalt teilte mit ihm sein italienischer Freund und Kollege Dr. Carlo Vanzetti, der, meinem Bruder schon seit dem Jahre 1881 in engster Freundschaft verbunden, gewissermaßen die Fortsetzung seiner Person, seinen Übergang ins italienische Element bildete, zu dem der Fremde sonst bei aller Artigkeit und scheinbarem Entgegenkommen der Nation so schwer den Zugang zu finden pflegt. Schon seit den frühesten Tagen ihrer Freund-

schaft hatten sie gemeinsam jene kühnen, damals noch so seltenen Operationen ausgeführt, die meines Bruders Namen in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht haben, wie die Eröffnung von Lungenkavernen, Magen- und Leberoperationen und ähnliches. Denn furchtlos übernahm Edgar jederzeit die ungeheure Verantwortung, in der Privatpraxis das auszuführen, was sonst nur in den großen Kliniken geschieht. Seine außerordentliche Sorgfalt und peinliche Gewissenhaftigkeit gaben ihm vor sich selbst das Recht alles zu wagen, und der Erfolg war ihm so günstig, daß Todesfälle nach Operationen niemals als Überraschung, sondern nur in schmerzlichen Ausnahmefällen als wohl vorausgesehene, aber dennoch riskierte Folge eintraten. Die Poliambulanz, die einem dringenden Bedürfnis der niederen Klassen entsprach, erlaubte ihm, diese segensreiche Tätigkeit auf tausende und tausende von Fällen auszudehnen, und wenn ihm die Behörde auch keinen Vorschub leistete, so machte sie ihm doch andrerseits auch bei der Behandlung der Landeskinder keine Schwierigkeit. Die Anstalt errang sich schnell eine öffentliche Stellung, so daß aus Florenz und Umgebung die Kranken sich wie in den städtischen Spitälern mit Armutszeugnissen zur unentgeltlichen Behandlung einfanden.

Auf diesem Boden ergänzten sich nun die beiden Freunde aufs wünschenswerteste: in dem einen die strenge Sachlichkeit und das rücksichtslose, nur den idealen Zweck im Auge haltende Durchgreifen, im andern die Weltklugheit, die sich mit den Schwierigkeiten abzufinden weiß. Vanzetti war der rechte Mann, dem vielfach angefeindeten Ausländer seine Fehden auskämpfen zu helfen und auch, wo es not tat, Brücken zu bauen. Auch er eine Kämpfernatur, aber mit lateinisch leichtem Blut und unerschöpflichem Frohsinn, durch seinen vieljährigen Krieg gegen die Mißstände der großen städtischen Spitäler mit Gott und der Welt verfeindet, aber vom niederen Volk vergöttert, so war er eine Macht, die es dem Freund ermöglichte, auf dem spiegelglatten konventionellen Boden Italiens seine originelle und unbeugsame Persönlichkeit durchzusetzen. In den dreiundzwanzig Jahren ihres Zusammenwirkens wurden die Unzertrennlichen kaum jemals in der Öffentlichkeit anders als zu zweien gesehen.

Die Poliambulanz wurde jetzt das Schoßkind der beiden vielbeschäftigten Ärzte. Sie opferten ihr nicht nur ihre Zeit und Kraft, sondern bestritten auch die Kosten größtenteils aus eigener Tasche, ohne von der italienischen Regierung die geringste Unterstützung zu genießen, obwohl sie der Kommune sowie der Provinz Florenz durch die unentgeltliche Behandlung der Armen jährlich ungeheure Summen ersparten. Und wie viele Kranke kamen noch aus den großen Hospitälern ungeheilt nach der Poliambulanz, wo neben der Chirurgie und allgemeinen Medizin auch die Behandlung der Hals- und der Augenkrankheiten sowie der gynäkologischen Fälle als Spezialität getrieben wurde. Erst im verflossenen Winter begann das Ministerium des Innern dem unermüdlich tätigen Institut seine Beachtung zuzuwenden, aber gerade zur Zeit, wo von dem Präfekten von Florenz der ehrenvollste Bericht über die humanitäre Wirksamkeit der Anstalt in Rom eintraf, der ihrem Stifter die wohlverdiente Auszeichnung erwerben sollte, lag dieser schon auf dem Sterbebett und konnte die späte Ehrenbezeugung nicht mehr in Empfang nehmen.

Dagegen wurden ihm durch den Beifall und die Anerkennung der deutschen wissenschaftlichen Welt höhere Ehren zuteil, als ein Ministerium sie zu spenden vermag. Mit den ersten Männern der medizinischen Wissenschaft unterhielt er dauernden Verkehr, so mit Billroth, der selbst Mitglied der Poliambulanz wurde und dort an den Operationen teilnahm. Schon bei seinem ersten Besuch, als er die beiden Ärzte Operationen ausführen sah, die sonst nur in Kliniken vorgenommen werden, sagte der berühmte Chirurg beifällig: „Das ist die wahre Chirurgie, die Chirurgie, die man auch auf Schlachtfeldern ausüben kann.“ — Edgar hielt stets darauf, den Apparat bei aller Sorgfalt für den Patienten aufs notwendigste zu beschränken, denn er sah die Zukunft der Chirurgie darin, daß ihre Ausübung jedem praktischen Arzt immer und überall möglich sein müsse. Ihm selbst war es gleich, wo er operierte, in Privathäusern, im Freien oder in den Spelunken der Armen; er nahm sogar des Winters in ungeheizter Stube, während es draußen schneite, eine Eröffnung der Bauchhöhle vor. Und seine schöpferische Natur verließ ihn nie. Wie oft wurde er am Operationstisch vor eine plötzliche Entscheidung gestellt, die einen Fortschritt der chirurgischen Kunst, eine wissenschaftliche Bereicherung zur Folge hatte.

Die Poliambulanz, die ganz ohne bureaukratischen Verwaltungsapparat arbeitete, verfolgte also vor allem den Zweck, die Chirurgie der Privatpraxis dienstbar zu machen, und stellte so vielleicht das erste Modell für künftige Einrichtungen dar. Oft genug gingen die Operierten, wenn es sich um Arme, Hals, Brust usw. handelte, zu Fuß nach Hause, sogar bis in entlegene Ortschaften, und stellten sich erst viele Tage später mit einem Dauerverband wieder ein. Solche Kranke hätten sonst vielleicht viele Monate in den Spitälern gelegen, fern von der Familie und von der Wohltat des Sonnenscheins, zu schwerer Belastung des Gemeindebudgets und zum Ruin des eigenen Haushalts. Erst in den letzten Jahren konnte Edgar der Poliambulanz noch eine kleine, von den „Englischen Schwestern“ geführte Privatklinik beigeben; vorher hatte man auch nach schweren Operationen die Kranken zum Staunen der Leute einfach im Wagen oder auf einer Trage nach Haus geführt, wo dann freilich die Nachbehandlung die Ärzte unendliche Zeitopfer kostete. Unzähligen hat er so Leben und Gebrauch der Glieder erhalten, kinderlosen Frauen das Glück der Mutterschaft gegeben (die „Kinder der Poliambulanz“, d. h. solche, die infolge glücklicher gynäkologischer Kuren das Licht erblickten, waren ein Gegenstand besonderen Stolzes). Daher ihn der Gruß der Armen auf Schritt und Tritt begleitete.

Nirgends war er so heiter, wie in der Poliambulanz. Dort führte er den Besucher, wenn er Zeit hatte, strahlenden Gesichts vor seinen großen Instrumentenschrank, worin das blanke Handwerkszeug lag, von dem er so manches Stück selber erfunden und in den chirurgischen Gebrauch eingeführt hatte. Man sah ihm dort an, daß er sich in seinem Element fühlte. Schien er doch schon durch seine kleinen, feinen, fast fleischlosen Hände, die selber chirurgischen Bestecken glichen, für diesen Beruf prädestiniert zu sein. Diese Hände mit ihrem vergeistigten Aussehen und den eigentümlichen raschen, fast zangenhaften Bewegungen wird niemand vergessen, der sie am Werke gesehen hat. Für ihre feine schonende Berührung waren die Patienten immer ganz be-

sonders dankbar. Die linke war die geschicktere, mit ihr führte er das Operationsmesser, mit der rechten schrieb er.

Ein besonderes Glück war es, daß bei der Gründung der Poliambulanz noch eine Dame aus der russischen Gesellschaft, die Baronesse von Weiß, Nichte des zu seiner Zeit vielgenannten alten Barons Liphart, den beiden Ärzten mit gleichem Opfermut zur Seite trat. Auch sie stellte Zeit und Kraft und Mittel der Anstalt zur Verfügung, nahm als Assistentin an sämtlichen Operationen und Behandlungen teil und besorgte zugleich die Buchführung, sowie alles Geschäftliche. Auch ein dort herangebildeter, jüngerer italienischer Arzt half den wenigen Schultern die große Last tragen, und so bildete die Poliambulanz eine kleine Familie, die heute gemeinsam um ihren Stifter trauert.

Auch sonnige Erinnerungen knüpfen sich an die Poliambulanz, die oft genug ihre Operationen mit einer lustigen Landpartie verband. Denn da durch das kollegiale Verhältnis zu den Landärzten ihre Hilfe oft von weit her in Anspruch genommen wurde, mußte das Personal immer bereit sein, mit dem Instrumentenkasten auf der Stelle abzufahren, und manches Mal schloß sich noch irgend eine deutsche medizinische Zelebrität, die sich gerade in Florenz aufhielt, der fliegenden Schar an. Dann ging es mit der Eisenbahn oder im Wagen hinaus in die lachende toskanische Berg- und Hügellandschaft wie zu einem Studentenausflug. Der Anblick der heiteren Gesichter erhellte auch die Gemüter der Kranken und ihrer Angehörigen, und unausweichlich schloß sich an die Operation ein festliches Pranzo im Grünen an, wobei der Toskanerwein nicht gespart wurde und die deutschen Studentenlieder aus italienischen Kehlen ertönten. Dieser studentischen Ader der beiden Direktoren entsprach es auch, daß sie ihr ernstes Lokal unbedenklich für den Austrag von Ehrenhändeln zur Verfügung stellten. Siebzehn Duelle wurden im Lauf der Jahre in der Poliambulanz ausgefochten, darunter verschiedene von Deputierten (auch eins von Gabriele d'Annunzio). Mischte sich die Obrigkeit ein, so war es Vanzettis Sache, den Sturm zu beschwören. Dafür flossen dann Spenden in die Armenkasse der Poliambulanz, aus der unbemittelte Operierte während der Rekonvaleszenz unterstützt wurden. So wußten sie auch die menschliche Torheit dem guten Zwecke dienstbar zu machen.

Etwas sehr liebenswürdiges war das Freundschaftsverhältnis zwischen dem ganz auf dem Boden der Naturwissenschaft stehenden Arzt und den frommen Franziskanermönchen von Quaracchi. Die gelehrten Patres, die ihr Leben mit der Kommentierung der Werke des hl. Bonaventura verbringen, liebten ebenso seinen persönlichen Verkehr wie sie seiner ärztlichen Kunst vertrauten. Er pokulierte gerne mit ihnen in den stillen Klosterräumen; sie nannten ihn scherzweise Pater Edgar, wogegen es Freund Vanzetti nur bis zum Frà Carlo brachte. In früheren Jahren kamen sie auch zuweilen ins Haus, führten eine gelehrte Unterhaltung und schenkten dem Kinde Spielzeug, das sie in den Ärmeln ihrer Kutten mitbrachten. Die beiden Doktoren hatten auch einen Erzbischof, der im Kloster wohnte, behandelt, wofür die Patres in der von ihnen verfaßten Lebensgeschichte dieses Kirchenfürsten dankbar Zeugnis ablegten. Bei einer Rheinreise, die Edgar mit dem

italienischen Kollegen machte, auf dem Weg zur Naturforscherversammlung von Heidelberg, wurden sie infolge dieser Freundschaft von den Franziskanern auf dem Apollinarisberg zwei Tage lang aufs gastlichste beherbergt, mit den köstlichsten Rheinweinen bewirtet und in jeder Weise gefeiert.

Edgar war von je die richtige Pioniersnatur gewesen. Wie er in der Jugend nach Italien vorausgegangen war und allmählich die ganze Familie nachgezogen hatte — denn der zweite Bruder ließ sich in Venedig nieder, der dritte verbrachte die entscheidendsten Jahre seines Lebens gleichfalls in Florenz — so gründete er nun auf der Höhe seines Lebens die schöne Sommerkolonie von Forte de' Marmi am Tyrrhenischen Meer. Auf beinahe ödem Strand, am Fuß der wunderbaren Marmoralpen, baute der Unternehmende sich ein Sommerhaus, eine Reihe von Freunden, darunter als erster sein italienischer Kollege, folgten seinem Beispiel, und in wenigen Jahren bedeckte sich der Strand mit einer Reihe kleinerer und größerer Villen, dem Sommerparadies eines eng befreundeten Kreises. Forte de' Marmi selbst, der vorher wenig gekannte Ort, der sonst nur zum Depôt für die zum überseeischen Transport bestimmten Marmorladungen diente, wechselte seine Physiognomie und wurde ein von den Fremden stark besuchter Badeort. Ein großer Teil der deutschen Klientel, der die ärztliche Überwachung nicht entbehren mochte, zog seinem ärztlichen Berater in die Sommerferien nach. Dieser hielt aber strenge Auswahl und wachte eifersüchtig darüber, daß kein störendes Element sich eindränge. Denn die herrliche Freiheit, die wir dort alle genossen (auch ich hatte mir am Strand ein Häuschen aufgerichtet), war nur auf der Basis einer hohen Kultur möglich. Und wiederum konnte nur ein so starker Unabhängigkeitssinn wie der seinige, mit einem so verletzlichen Feingefühl wie dem seinen gepaart, diese Verwirklichung unseres Jugendtraumes von den Inseln der Seligen schaffen, wo jede Seele bei Sonne, Luft und Meer sich ihrer ursprünglichen Zugehörigkeit zur Natur bewußt wurde und den Zwang einer schiefgewachsenen und schiefmachenden Zivilisation vergessen konnte. Wie freudig stimmten auch die vorsichtigeren Geister in diesen Ton ein, nachdem nur einer den Mut gehabt hatte, ihn anzugeben. Bei Edgar verstand sich dieser Mut von selbst. Und er blieb immer der eigentliche Repräsentant der kleinen Kolonie, welch hervorragende Persönlichkeiten sich ihr auch späterhin anschlossen; sein Forte de' Marmi war seine Schöpfung, und diese Schöpfung trug sein Gepräge. — Die Sommer an der See waren seine glücklichsten Zeiten. Hier spülte er den Druck seines Berufs von der Seele. Je heißer es wurde, desto wohler fühlte er sich. Eine Siesta kannte er nicht. Auch in den Mittagsstunden lief er am Strande umher, er selbst eine lebendige Flamme, oder er sonnte sich ausgestreckt im glühenden Sand. Unter vier langen Bädern im Tage ging es niemals bei ihm ab. Und doch war das Baden ihm nur Nebensache, sein ganzes Sinnen und Trachten ging auf sein Schiffchen. Ein leichtes Segelboot, schlank und elegant, doch nach dem Gutachten der Sachverständigen, das er freilich nicht gelten ließ, kaum dem Kampf mit dem Meere gewachsen — es war die letzte große Liebe seines Lebens. Wie die alten nordischen Seekönige, sah er in dem schnellhinschießenden Ding, das seiner Hand gehorchte, gewissermaßen ein beseeltes Wesen. Hemdärmelig,

den roten Filzhut auf dem Kopf, saß er halbe Tage lang allein hinter seinem geblähten Segel, die Hand am Steuer, und kreuzte auf dem Wasser, von Möven umflogen, eine ganz eigene scharfe Silhouette auf dem unendlichen Hintergrund, die man nie vergessen kann. Auf seine Fahrten mitgenommen zu werden, war eine große, nicht immer erwünschte Vergünstigung. Er hatte dann einen Ausdruck siegreicher Zufriedenheit wie sonst nie im Leben. Er sah ja nun seinen Jugendwunsch nach einem freien Seemannsdasein spät noch erfüllt — immer hatte es ihm geschmeichelt, wenn Fremde ihn nach dem durchdringenden, aber wie in große Weiten gerichteten Blick seiner blauen Augen für einen Seemann hielten. Unzählige Male litt das Schiffchen Havarie, und er selbst bestand bei jedem Wetter die bedenklichsten Abenteuer darauf. Das war ihm gerade recht, sein Jünglingsnaturell, das die Jahre nicht zähmten, brauchte noch immer solche Aufregungen. Kam er zurück, so war die Sache noch lange nicht zu Ende. Nun wurde das Schiff behandelt, als ob es etwas Lebendiges wäre, das der Pflege bedarf. Bis an die Brust stand er dann im Wasser, täglich, viele Stunden lang, den weißen Kopf über den Schiffsrand gebeugt, in der unbequemsten Stellung, die er aber nicht spürte, mit den hundert Stricken und Schnüren beschäftigt, deren Handhabung nur er selbst verstand. Denn als der Erzbastler, der er von je gewesen, dachte er fort und fort neue Veränderungen und Verbesserungen an der Takelage aus. Wenn in der Nacht ein Sturm aufzog und das Meer zu grollen begann, so riß ihn die Sorge um sein Schiffchen aus dem tiefsten Schlaf, es war, wie wenn eine Mutter ihr Kind schreien hört. Blitzschnell war er mit Windlicht am Strand und rang allein mit dem Element um sein Boot, das ihm die Wellen mehr als einmal hinwegführten. — Der Abend gehörte dann der Geselligkeit und ein großer Teil der Nacht der Lektüre. Er war glücklich, sich wieder den poetischen Interessen hingeben zu können. In solchen Zeiten, wo er sich nicht gehetzt fühlte, war es ein Genuß, sich mit ihm über Gegenstände der alten Literatur zu unterhalten, die er wie z. B. seinen Plutarch jedes Jahr wieder las. Am wohlsten fühlte er sich aber in der Welt der Romantiker, die für ihn nie veralteten: im Duft der „mondbeglänzten Zaubernacht“ erholte er sich am liebsten von den Trivialitäten, womit der Arzt auf Schritt und Tritt in Berührung kommt. Als Beispiel, wie er stets mit ganzer Seele dabei war, wenn die Rede auf Literatur kam, lasse ich die nachstehenden Verse folgen, die er mir einmal im Anschluß an einen solchen Austausch zuschickte; sie zeigen seine ganze Empfänglichkeit und bis zur Idiosynkrasie gehende Empfindlichkeit fürs Ästhetische; solche, die ihn gekannt haben, werden darin auch seine Sprechweise wiedererkennen:

Bekenntnis.

Ich liebe wohl manchen Schreiber und Dichter,
Den einen mehr und den andern minder,
Am meisten das hohe Göttergelichter,
Doch sehr auch die niedrigern Menschenkinder.

Ich freu mich an manchem der gilt für zotig,
Ertrag' auch wohl manchen Gottfried Knotig.

Wie viele hab ich besucht und versucht,
Und was sie mir boten, das nahm ich so mit,
Bald mit, bald ohne Appetit,
Jedoch vor Zweien ergriff ich die Flucht.

Ich floh und ich fliehe vor einem Dichter,
Der nennt sich Jean Paul Friedrich Richter.[1])
Ich floh und ich fliehe noch viel weuter
Vor einem Schreiber, der heißt Fritz Reuter.

Ebenso scharf wachte er über Reinheit und Adel der Sprache. Wer sich sprachlicher Unfeinheiten, besonders gewisser banausischer Neubildungen schuldig machte, hatte von ihm keine Nachsicht zu erwarten. Als ich ihn im vergangenen Jahr bei einem seiner seltenen Besuche in meiner Stadtwohnung mit den Wustmannschen „Sprachdummheiten" bekannt machte, da freute er sich herzlich, daß ein solches Buch endlich geschrieben sei, und ganz besonders tat ihm die Streitbarkeit des Verfassers wohl. Zu dem Kapitel frug oder fragte? schickte er mir nachher folgende lustige Sprachprobe zu:

Als heut ich wieder meine Liebste frug,
Ob sie mich liebe, seufzte sie: ich fragte
Dich früher nicht, ob mir dein Herze schlug.
Du weißt ja wohl, daß ich zuerst es wagte
Und daß ich gerne die Beschämung trug,
Daß ich zuerst dir meine Liebe klagte.

Verzeih mir, Liebste, daß ich frug und fragte.
Du weißt ja, wie mich stets der Zweifel plug,
Und wie vor Eifersucht das Herz mir schlagte,
Wenn einer nur dich anzublicken wug.
Daß ich nur dich in meiner Seele tragte,
Du wußtest's, ehe mir dein Mund von Liebe sug.

Mit glücklicher Blindheit hoffte man für ihn auf einen reichen, friedlichen Lebensabend, während doch sein ganzer stürmischer Lauf ein frühes und stürmisches Ende voraussagte. Er selbst freute sich oft auf die Zeit, wo die Verhältnisse ihm gestatten würden, die Praxis niederzulegen und sich nur noch literarisch zu beschäftigen. Ein großes, seit seiner Jugend gesammeltes wissenschaftliches Material harrte der Bearbeitung, denn die achtzig und mehr Monographien, die er im Lauf der Jahre in medizinischen Zeitschriften veröffentlichte, Arbeiten, die seinen Namen in der Welt der Wissenschaft weit verbreiteten, sah er nur als Abschlagszahlungen an. Auch die Poesie wollte er wieder pflegen, ja seine glücklichste, originellste Dicherader strömte ihm erst jetzt. Und wie freute er sich darauf, mit seiner heranwachsenden, reichbegabten Tochter dieselben Studien wieder zu treiben, an denen wir beide uns in frühen Tagen begeistert hatten. Das Griechische! Den Homer! All der nie begrabene Jugendidealismus, die Jugendpoesie flammten wieder auf. Er war ja ein so trefflicher Philologe geblieben,

[1]) Diese Abneigung teilte er, vielleicht ohne es zu wissen, mit seinem Vater, wie ich mich seitdem aus dessen Jugendbriefen überzeugen konnte.

und das Lehren machte ihm Vergnügen — nicht nur dem Kinde, sondern auch seiner hochbetagten Mutter, die mit fünfundsiebzig noch das Studium des Griechischen begann, korrigierte er in den Mußestunden ihre griechischen Hefte.

Aber schon lauerten die Dämonen, die alle schönen Hoffnungen vernichten sollten. Im Frühjahr 1903 erkrankte ihm das einzige Kind unter schweren typhusähnlichen Erscheinungen. Die Krankheit, die sich schnell komplizierte, nahm die erschreckendsten und zugleich rätselhaftesten Formen an. Entsetzliche Tage begannen für den Arzt und Vater, den nicht sein Scharfblick, wohl aber seine kühne Siegesgewißheit verließ. Während dreiunddreißig Tagen ging er nicht aus dem Haus, legte sich nie zu Bette, nahm kaum mehr Nahrung zu sich, setzte sich nicht einmal auf einen Stuhl. Er schien eine übermenschliche Widerstandskraft bekommen zu haben. Immer stehend, von Viertelstunde zu Viertelstunde das Fieber messend, alle Symptome überwachend, verzeichnend, verbrachte er Tag um Tag, Nacht um Nacht. Oft dachte ich in den langen qualvollen Nächten an das Märchen vom Gevatter Tod. Da stand er jetzt, der Arzt, der Retter, und konnte seinem Geliebtesten nicht helfen. Es war das schlimmste was ihm jemals widerfuhr. Denn dieses Kind war sein Höchstes, die feinste Sublimierung seines eigenen Ichs. Sie zu verlieren, hätte er nicht ertragen. Alle wußten es und alle zitterten für ihn. Mehr als zwei Monate dauerte die entsetzliche Krankheit mit scheinbaren Besserungen und jähen, die augenblickliche Gefahr bergenden Rückfällen, bis endlich das Kind aus den Händen des Todes gerissen war. Erst später sah man, daß in jenen Tagen und Nächten der Vater sein eigenes Leben zum Tausch für das ihrige gesetzt hatte.

Vorerst schien seine ungeheure Elastizität die Folgen am eigenen Leibe rasch zu überwinden. Zwar seine Haare, die zuvor schon völlig weiß gewesen, bekamen jetzt einen noch weißeren Schein. Seine Hände erschreckten mich oft durch ihre eisige Kälte. Aber die frische Gesichtsfarbe, die ihm rasch zurückkehrte, der Glanz der Augen, der sich niemals trübte, täuschten uns, als ob er noch ganz der Alte wäre. Daß an ihn etwas Menschliches heran könne, hatte man ja nie geglaubt. Zwei Jahre zuvor hatte er eine langwierige infektiöse Krankheit in ununterbrochener Tätigkeit überwunden. Ihn nach seiner Gesundheit zu fragen, empfand er ja fast als eine Beleidigung.

Es kamen auch noch schöne Tage für ihn in Forte bei seinem Schiffchen, die er noch einmal aus voller Seele genoß. Und noch immer hatte er den raschen Puls der Jugend, das dunkle Aufflammen des Auges, wenn etwas Schönes oder Großes seine innere Begeisterung weckte, der er so selten Worte gab. Aber die Anforderungen des Winters trafen ihn nicht mehr bei der alten Frische und Widerstandskraft. Und seltsam! gerade jetzt, wo die Katastrophe sich vorbereitete, begann er sein Wohlsein zu rühmen, wie er sonst nicht pflegte. Es war der verhängnisvolle Wendepunkt, wo der Rastlose dem Augenblick sein: Verweile doch! zurief

Eine letzte tiefe Befriedigung war ihm noch vergönnt in der Herausgabe seiner Volkslieder aus der Toskana, die er das Jahr zuvor übersetzt hatte. In einem der glücklichsten Augenblicke seines Lebens war ihm der Gedanke an diese

Übertragungen aufgegangen, denn hier war ein Feld, wie er es für die Eigentümlichkeit seines Talents nicht besser wünschen konnte. Sein feiner Humor, seine schlagende Kürze, seine Freude am volkstümlich Naiven und Lustigen, seine im fortgesetzten Verkehr erworbene Kenntnis des toskanischen Naturells und aller seiner Menschlichkeiten, ebenso wie der stark ausgeprägte Sinn für das Volksmäßige in der deutschen Sprache haben aus dieser Nachdichtung die liebenswürdigste Vermählung des italienischen mit dem deutschen Volksgeist gemacht. Denn es handelte sich ihm nicht darum, die zarten südlichen Blüten nur wohlverpackt mit ihrem Glanz und Duft auf deutschen Boden zu bringen, er wollte sie vielmehr dort einpflanzen, wind- und wetterfest machen. Und dies zu tun, hatte er wirklich das Zeug. Er hat den toskanischen Volksliedern, ohne ihnen von der tändelnden Grazie das mindeste zu nehmen, einen festeren Rückgrat gegeben. Er hat ihre metrische Monotonie, die freilich im Italienischen selbstverständlich ist und nicht als solche empfunden wird, durch häufige Abwechslung im Versmaß aufgehoben, wodurch das Mutwillige, Frische noch besser herauskommt, leblose Stellen, die oft nur als Füllsel stehen, zu lebendigen Gliedern gemacht. Daß er in das Bändchen unbemerkt auch Eigenes einschmuggeln konnte, zeigt, wie gut er den Ton zu treffen wußte. Die Laupp'sche Buchdruckerei in Tübingen übernahm den Verlag. Sie wird es, glaube ich, nicht zu bereuen haben. Die öffentliche, warme Anerkennung, die sich jetzt in den Tagesblättern zu regen beginnt, sollte der Autor nicht mehr erleben. Aber er freute sich noch an der schönen, würdigen Ausstattung des Büchleins, das er noch selbst an seine Freunde verteilen konnte, er erlebte noch den — ich darf sagen — jubelnden Beifall, den das köstlich-frische, ganz von Erdgeruch durchströmte Werklein im engeren Kreise fand, und mit diesem Widerhall seiner Lieder im Ohr ist er entschlafen.

Das Frühjahr hatte, wie alljährlich, eine ungeheure Fremdenüberschwemmung nach Florenz gebracht und Krankheiten in Masse. Auch die Einheimischen schienen mit dem Krankwerden nur auf die Zeit gewartet zu haben, wo es am meisten zu tun gab. Der vielgesuchte Arzt kam Tag und Nacht nicht zur Ruhe. Er aß nur noch stehend, wenn er spät in der Nacht von seinen Gängen nach Haus gekommen war, so wurde er nach wenigen Stunden Schlafs wieder herausgeschellt. Immer wieder peitschte er die versagenden Kräfte auf und fehlte nirgends. Bei der Einbalsamierung einer an Lungenentzündung verstorbenen Fremden und Überführung der Leiche in rauher Sturmnacht, was alles er mit gewohntem Opfermut auf sich nahm, scheint er den Krankheitskeim geholt zu haben. Es war als ob er das nahe Ende fühlte. Eine ungekannte Wehmut lag über ihm, wenn er in seinem Frühlingsgarten stand. „Die schönen Rosen," sagte er zu seiner Frau, „so herrlich haben sie noch nie geblüht." Er schien zu fühlen, daß er sie zum letztenmal blühen sah. Bald sollten sie alle, vom Stengel geschnitten, auf seinem toten Leibe verwelken.

Noch fuhr er auf seinem Rad unermüdlich von einem Patienten zum andern, als ihm der Tod schon in der Brust saß. Niemand ahnte die Gefahr, als das feinfühlige Mutterherz, doch blieben wie gewöhnlich ihre Vorstellungen vergeblich. Endlich mußte er nachgeben. Aber die Sorge um

seine Schwerkranken, die auf ihn harrten, litt ihn nicht zu Bette, er stand wieder auf, stieg noch einmal aufs Rad trotz der Schmerzen und machte seine Besuche. An den Krankenbetten sah man, daß er sich heimlich selbst den Puls fühlte und daß ihm die Augen fast zufielen. Auch in die Poliambulanz schleppte er sich noch und trug dort wie sonst in seine Fiebertabellen ein. Endlich aber legte er sich, um nicht mehr aufzustehen. Und nun ging es mit Riesenschritten. Mit der sicheren Klarheit des Arztes erkannte und verfolgte er seinen Zustand, als ob es ein fremder Fall wäre, und noch in den allerletzten Tagen, so oft er aus Delirien und Betäubung auf einen Augenblick zu sich kam, machte er seine Messungen und Aufzeichnungen, aber mit den Angehörigen sprach er immer nur in scherzendem Ton. Sein Töchterchen wollte er noch einmal singen hören und seiner alten Mutter las er mit versagender Stimme eine Horazübersetzung vor, die er auf dem Krankenbette gemacht hatte. Seine Weltfreudigkeit verließ ihn nie. Man mußte ihm noch von den Taten der japanischen Flotte berichten, und als ich ihm wenige Tage vor dem Ende eine kurz zuvor gelesene Episode aus der Schlacht von Lissa erzählte, da sah ich zum letztenmal sein Auge aufflammen in jener raschen Sympathie des Starken mit allem was stark ist.

Diese unerhörte Lebensenergie erhielt die Hoffnung der Angehörigen bis zuletzt. Aber fruchtlos war die aufopfernde Pflege des Bruders und der anderen nahestehenden Ärzte, die ihn nie verließen, sowie der Gattin, die sie noch übertraf. Am Morgen des 27. April zerrannen die letzten Illusionen. Vorübergehend kam der Kranke noch zu sich und stimmte sogar, seiner Natur getreu, um den Bann zu brechen, ein Lied an. Es war das letzte Aufflackern. Am Nachmittag um fünf Uhr hatte er seine starke Seele ausgehaucht.

Nie hatten die Seinigen ganz gewußt, was der Schweigsame, Spröde seinen Mitmenschen gewesen war. Man erfuhr es erst an der fassungslosen Bestürzung, die sich bei seinem Tode verbreitete, an dem tiefen Schmerz in allen Kreisen, an der langanhaltenden Trauer um den Unersetzlichen. Aus nah und fern meldeten sich unzählige, denen er ein Helfer und Retter in der Gefahr und eine Stütze in der Bedrängnis gewesen war, doch den ganzen Umfang seiner humanitären Tätigkeit wird man wohl nie kennen lernen.

Und dieser rastlos-ungestüme Mensch hinterließ eine Ordnung, wie ich sie nie gesehen habe. Neben seinen fortlaufenden poetischen Selbstbekenntnissen führte er noch von frühester Jugend auf ein Tagebuch, worin er sich von der Verwendung seiner Zeit und seinem ganzen Tun und Treiben Tag für Tag Rechenschaft gab. Auch hatte er, der nichts in der hergebrachten Weise tat, sich eine eigene Form der Buchhaltung erfunden, ein System von Zeichen, wonach, als erst der Schlüssel dazu gefunden war, die ganze Vermögenslage sich in der denkbar einfachsten Weise überblicken und ordnen ließ. Reichtümer hat er in seiner zerreibenden Tätigkeit keine gesammelt, wie ein anderer mehr aufs Lukrative bedachter Arzt an seiner Stelle getan hätte, aber er durfte, als er schied, zu seiner innigen Befriedigung die Zukunft von Frau und Kind als gesichert betrachten. Er war ja ein so vor-

trefflicher Haushalter, daß er sich und den Seinigen alles gestatten und dennoch für die Zukunft sorgen konnte.

Strahlender Frühlingsglanz lag am Morgen des 29. April über Trespiano und gab den umliegenden Höhen allen jene verklärte körperlose Schönheit, die nur der Süden kennt, als der Entschlafene zu seinem letzten Feste herauffuhr. Er hatte in guten Tagen zuweilen in einer Anwandlung seiner alten Wikingerstimmung den Wunsch geäußert, daß man ihn, wenn er einmal tot sei, in sein Segelboot lege, ganz von Brennstoff umhüllt, ihn so hinausführe aufs hohe Meer und bei angezündetem Schiff den Flammen und den Wellen überlasse. Dieser Wunsch konnte nur erfüllt werden, soweit er die Verbrennung betraf. Befreundete Hände hatten pietätvoll Sorge getragen, daß alles beseitigt wurde, was sonst in Italien die Feuerbestattung so peinlich und verletzend für die Überlebenden macht. Der ganze Feuertempel war mit schweren Lorbeer- und Fruchtguirlanden behängt, aus denen die goldenen Bälle leuchteten wie ein Triumph des Lebens. Am Sarg, den die beiden Brüder und die beiden Ärzte der Poliambulanz trugen, sprachen zwei italienische Freunde, darunter Vanzetti, der dem brüderlichen Gefährten das letzte Lebewohl nachrief. Darauf setzte die Musik mit einer Bachschen Fuge ein, zwei Lieder folgten, das Lasciatemi morir eines altitalienischen Meisters und das schöne von Silcher komponierte Lied unseres Vaters „Alle Lust hat Leid", das den Entschlafenen immer so tief ergriffen hatte. Dann löste sich die Hülle dieses Feuergeistes in den Flammen.

Florenz, 7. Juni 1904.

Deutsche Lyrik. VI.

Nachgelassene Gedichte von Wilhelm Hertz.[1])

Ein altes Büchlein.

Ein altes Büchlein fällt mir in die Hand,
Bestaubt, vergilbt und jahrelang vergessen:
Horazens Lieder sind's, darob ich einst
In Schul und Haus so manche Stunde saß.
Und da ich lächelnd hin und wider blättre,
Viel Sprüchlein schau ich, an den Rand geschrieben,

[1]) Die hier mitgeteilten vier Gedichte sind in die Gesammelten Dichtungen von Wilhelm Hertz (2. Auflage, Stuttgart und Berlin, 1904) nicht aufgenommen.

Wie sie zur Kurzweil ein verdroßner Schüler
Am Sommernachmittag zu malen pflegt.
Neugierig les ich, wunderbar bewegt,
Sehnsücht'ge Worte meiner jungen Liebe;
Der holden Namen find ich allerwärts
In saubern Zügen griechisch und latein
Und zwischen Seufzern heißer Ungeduld
Erinnrungszeichen mancher sel'gen Stunde.
Du Zauberbuch, aus deinen Blättern weht
Ein Märchenduft von langverblühten Lenzen,
Und durch die Ruhe meiner Seele bebt
Ein träumerischer Klang verschollner Tage.

Denkst du, mein Büchlein, jener trauten Zeit,
Wo in mein Heimathaus am Winterabend
Zum Pfänderspiel das stille Mädchen kam,
Wo im Tumult der jugendlichen Schar
Wir schweigend saßen, Blick in Blick verloren,
Die Pfänder tauschten und die Herzen mit?
Denkst du, wie ich beim Heimgang sie geleitet
Säumigen Schrittes durch die dunkle Stadt,
Wie vor dem Schneewind der Dezembernacht
Sich Arm an Arm mit festrem Druck geschmiegt:
Orion ging am Himmel strahlend auf;
Wir flüsterten von niegehörten Dingen.

Der Winter ging; mein schönster Frühling kam,
In lichten Wonnen lag die grüne Welt.
Wir liefen Morgens tief im Tannenwald
Wie junge Rehe durch der Veilchen Tau
Und haschten uns um Küsse, bis wir ruhend
Am Felsbach saßen unterm Holderstrauch,
Wo Vöglein badeten im Sonnenschein.
In meinem Schoß umfangen hielt ich sie,
Auf meinem Arm ihr rückgebognes Haupt;
Von Küssen blüht' ihr Mund; in meine Locken
War kosend ihre weiche Hand versenkt,
Und ich, — verklärt von ihren lichten Augen, —
Sprach ihr die Jugendlieder meines Glücks,
Indessen durch den sonntagstillen Wald
Fernher vom Tal die Morgenglocken klangen.
Halt ein, du Träumer! Fühlst du nicht dein Herz
Vom heißen Weh im Innersten bedrängt?
Dein lächelnd Auge schwimmt in bitterm Tau:
Was blieb dir nur vom Schatten jener Tage?

Siehst du, mein Büchlein, was du mir getan?
Wie anders ward's, wieviel hab ich verloren,

Seit ich zuletzt in diese Blätter sah!
Fern liegt die Jugend, ferne liegt die Heimat;
Ich habe viel erlebt; auch sagt man wohl,
Ich sei gelehrt und Meister mancher Kunst; —
Doch eines, was mir vordem wohlbekannt,
Das hab ich lang verlernt und fast vergessen:
Es ist das Glück. Die Menschen nennen es
Mit tausend Namen, und ich nannt es Liebe.
Es schied und starb, ich hab's verschmerzt; doch nun
Acht ich das Leben kaum des Atmens wert.

Dein kühler Gleichmut, alter Freund Horaz,
Der vielgepriesne, ward mir nicht verliehn.
Und dennoch freut mich jetzt, daß ich dich fand,
Dich, den Vertrauten meiner Jugendzeit;
Du mahnst mich recht, Vergessen wäre Raub.
Mir ziemt es besser, frei von Wunsch und Weh
Am alten Glück betrachtend mich zu sonnen;
Es war so schön, drum starb es auch so früh.

So komm, mein altes Büchlein, denn hervor
Aus Staub und Dunkelheit ans goldne Licht!
Ein heimlich liebes Plätzchen weiß ich dir,
Wo Blumen stehn am Sims und durch den Vorhang
Am Sommerabend rot die Sonne scheint.
Vor all den andern Büchern ehr ich dich!
Traun, ihre Weisheit ist nur Tand und Bürde
Vor deiner tröstlich holden Wissenschaft.
Denn eine Kunde wahrest du für mich,
Die meine Seele labt wie Frühlingsluft:
Die Kunde, daß einst eine Zeit gewesen,
In der auch ich auf Erden glücklich war.

München, 1862.

(Abgedruckt im Deutschen Künstleralbum, Düsseldorf 1867.)

*

Tu non già pienz' a me.

Könnt ich es je vergessen,
Der Sehnsucht rührend Klagelied,
Womit in holder Stunde
Sich einst dein Herz verriet?
Du sangst es mir im Scherze
Und sahst doch traurig drein:
Ach, dein so viel gedenk ich,
Und nimmer denkst du mein!

Längst hin ist jene Stunde
Längst hin der lieben Stimme Klang!
Doch mich umtönt noch immer
Klagend der holde Sang.
Du liegst in ew'gem Schweigen,
In tiefer Nacht allein:
Ach, dein so viel gedenk ich,
Und nimmer denkst du mein!

München, 1866.

*

Wie einstmals.

Wie einstmals wandern meine Träume,
Mooreinsam Haus, zu dir noch heut.
Doch kahl stehn deines Gartens Bäume,
Die einst mit Blüten mich bestreut.

Wie warst du laut und lichterhelle!
Jetzt nachtet Fenster und Gemach.
Oft ruf ich harrend vor der Schwelle:
Nur öde Gänge hallen's nach.

Im Walde regt sich's wie Gewimmer,
Tief hängt der Himmel übers Moor,
Aus Nebeln steigt in bleichem Schimmer
Des Heidekirchleins Turm empor.

Dort drüben, wo mit dumpfem Grollen
Der Schneewind um die Gräber stießt,
Dort liegt begraben und verschollen
Ein süßes Kind, das mich geliebt.

München, 1866.

*

Altdeutsches Tanzlied.

(Nach Neidhart von Neuental.)

Wohlauf, der kühle Winter ist vergangen;
Die Nacht wird kurz, der Tag beginnt zu langen.
Es naht die wonigliche Zeit,
Die Freuden aller Welt verleiht.
Die Vöglein singen helle, neu grünt des Waldes Kleid,
Die Mägdlein rufen sich zur lichten Heide:
Gespielin, komm zu holder Augenweide!
Der Liebste wartet auf der Au;
Der Anger blitzt von Morgentau.

Da bricht er uns zum Kranze die Blumen rot und blau.
Die Mutter schilt auf Tänzer und Genossen:
Du bleibst zu Haus! Dein Kleid halt ich verschlossen. —
Ei Mutter, das Gewand ist mein!
Spann ich nicht selbst den weißen Lein? —
Da zieht sie Rock und Gürtel mit Lachen aus dem Schrein.
Im Lindenschatten tanzt die Schar der Jungen;
Die stolze Maid kommt lustig angesprungen.
Weit klingt ins Tal der Widerhall;
Von Lachen, Lärm und Liederschall;
Sie wirft mit ihrem Liebsten den farbenbunten Ball.

München, 1884.

(Abgedruckt: Gartenlaube 1884 Nr. 19 in etwas abweichender Fassung, hier die spätere Überarbeitung.)

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil i. V. und für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Staat und Kirche.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es ist eine böse Sache mit der Religion in der Politik. Wenn man sagt: das Christentum ist die Religion der Brüderlichkeit, dann heisst es gleich: Religion und Politik haben gar nichts miteinander zu tun! Wenn man aber sagt: das Christentum lehrt die Autorität verehren, ja dann ist es etwas anderes, dann sind Thron und Altar verwandte Einrichtungen und der Herr Jesus wird selbst im höchsten Reichsrat für eine sehr heilige Persönlichkeit angesehen. In diesen Sachen ist auch zwischen Katholischen und Evangelischen kein grosser Unterschied. Auf beiden Seiten gibt es eine Religion, die den Herrschenden gefällt, und eine andere, die ihnen missfällt.

Diese andere Religion, die den Herrschenden nicht gefällt, ist sehr alt. Es scheint, dass sie schon auf Golgatha gekreuzigt, aber nicht getötet worden ist. Die Hohenpriester brachten einen geschleppt, weil er das Volk aufregte. Er brachte den Seelen eine Botschaft, die sich mit dem Glauben, den man dem Volke wünschte, nicht recht vertrug. Deshalb sagte Kaiphas: es ist besser, ein Mensch sterbe, als dass das ganze Volk verderbe! Dieser Kaiphas hatte eine Religion, die selbst ein Pilatus vertragen konnte, denn sie war etwas Berechenbares. Das aber, was Jesus brachte, war völlig unberechenbar, war, wie man heute sagen würde, uferlos.

Je festere Begriffe die Religion hat, desto leichter können sich die Herrschenden mit ihr abfinden. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass auch diese Begriffe ihnen manchmal unbequem werden können, und die lange Geschichte der Kämpfe zwischen Staat und Kirche beweist, welche Nöte aus Glaubensformeln den Regierenden erwachsen können, aber immerhin das eigentlich Gefährliche ist die Religion im Zustand glühender Formlosigkeit, das Urchristentum, das Albigensertum, der Geist der Taufgesinnten und Independenten, der Glaube der Laien, die sich selber ihren Himmelsweg suchen. Deshalb ist der Staat für die Theologie, weil sie den Enthusiasmus durch Begriffe diszipliniert. Er will kein

wildes Franziskanertum und keine Quäker. Das ist im Grunde die Religion, von der man sagt, dass sie mit Politik nichts zu tun hat.

Aber ist gerade das nicht die Religion in ihrer naturwüchsigsten Gestalt? Alle Religionen schreiben sich auf enthusiastische Bewegungen zurück. Was steht denn in den vier Evangelien? Etwa Theologie, Kirche, Ordnung, Satzung und Regel? Was für Leute waren denn viele der Heiligen, die jetzt so ruhig an den Säulen stehen? Sie trugen ihre Haut zu Markte, weil sie vulkanische Seelen hatten. Und noch heute ist in allen Konfessionen eine heimliche Sehnsucht nach der gefährlichen und seligen Zeit, wo das Wasser des Lebens wie ein Bergwasser toste und Hunderte von Seelen in seinen gewaltigen Strudel hineinriss, eine Sehnsucht nach dem, was man die revolutionäre Religion nennen könnte. Diese Sehnsucht kann einmal irgendwo wieder herausbrechen. Darum haben die Vertreter der Religion des Kaiphas eine beständige Neigung, sich mit Pilatus nicht völlig zu überwerfen.

Man empfindet aber, wenn man diesen Gedanken weiter nachgeht, wo der Grund liegt, warum es so schwer ist, über Religion und Politik etwas Verständiges zu sagen. Der Grund liegt in der Vielgestaltigkeit der Religion. Es gibt politische und unpolitische Religion und beide sind oft unentwirrbar miteinander verflochten.

* * *

Es war eines Tages in Süddeutschland, als mir ein Mann, der England und Deutschland kannte, sagte: wir Deutschen haben keinen Liberalismus, weil wir keine religiösen Sekten haben! Er selbst würde nie zu einer Sekte gehören, aber er sieht sie als politischen Faktor an, und sucht bei ihnen die Quelle der Energie für den politischen Unabhängigkeitsgeist. Dieser Tag ist mir wichtig geworden, denn er veranlasste mich das Buch: Die Revolutionskirchen Englands von H. Weingärtner (Leipzig 1868) zu lesen. In diesem Buch kann man die zweite Religion kennen lernen, von der wir oben gesprochen haben, eine teilweis wunderliche, wilde, stürmische Religion, von der die Heilsarmee nur ein letzter lärmender Nachklang ist. Eine solche Religion wurde in Deutschland ausgelöscht, als man die Hussiten, Bauern und Wiedertäufer tötete. Auch in England hat sie ihre alte Glut verloren, aber sie hinterliess dort Spuren in den Seelen, die sich auf Kind und Kindeskind vererben, und schuf den Untergrund zu den liberalen Staatsrechten der Nordamerikaner. Was aber diese amerikanischen Staatsrechte für den Liberalismus der grossen französischen Revolution und damit für den Liberalismus auch der Deutschen bedeutet haben, wird dem Geschichtsbetrachter immer klarer.

Und wer sagt uns, ob nicht ein Liberalismus, der irgendeinmal den weiten Osten Europas erfassen wird, auch mit starken religiösen Zuckungen kommt? Wir haben in Deutschland den Grafen Tolstoi als Einzelerscheinung gefasst. Es kann aber sein, dass er nur frühzeitiger

Ausdruck einer weit allgemeineren Bewegung ist. Wie soll ein Volk, das noch keine Politik gelernt hat, sich zur Volkspolitik erheben, wenn nicht durch Religion? Seit Jahrhunderten ist es religiös erzogen. Kann es tiefer ergriffen werden als durch Gedanken, die ihm die Religion als persönliche Angelegenheit zeigen? Religion treibt in den Rechtskampf hinein, wenn sie der Gebundenheit durch die Kirche sich entledigt.

Wir Deutsche haben diese Erziehung des Volkes zur Politik durch stürmische religiöse Bewegungen nicht gehabt, so viel auch gerade auf unserem Boden um Religion gekämpft worden ist, denn unsere Religionskämpfe waren nicht Kämpfe um die Religion der Laien, sondern Streite um Staatskonfessionen. Die Laienreligion kam bei uns ohne Gewaltsamkeiten in beiden Konfessionen als „Aufklärung". Auch in dieser Form hat sie Grosses gewirkt, denn der moderne Staat ist ohne diesen Einfluss undenkbar und alle oppositionellen Bewegungen bis hin zur Sozialdemokratie haben von den Resten des Enthusiasmus gezehrt, der im Aufklärungsglauben liegt, aber trotzdem fehlt uns etwas, was die angelsächsische Rasse gehabt hat, eine Periode Cromwells.

* * *

Der Satz, dass Religion und Politik nichts miteinander zu tun haben, ist ein ungeschichtlicher Satz und doch ist er für uns Deutsche jetzt nötig. Er ist ungeschichtlich, denn überall auf der ganzen Erde sind religiöse und politische Dinge verflochten. Warum gehen die Engländer nach Lhasa in Tibet? Warum nennen die Araber in Algier noch heute den Kalifen von Konstantinopel ihren Herren? Was hält Finnen und Ostseedeutsche in ihrem Gegensatz gegen das Russentum aufrecht, was erhält die Sachsen in Siebenbürgen? Warum werden die Polen in Preussen nicht zu Deutschen? Überall wirkt Religion. Und wir, die wir im Reich und in Bayern unter dem Zentrum leben, wir sollten leugnen wollen, dass Religion und Politik viel, sehr viel, zu viel miteinander zu tun haben? Wir sollten blind sein gegen den Kulturkampf in Frankreich, gegen den Streit um den Klerikalismus in Belgien, gegen die Grösse der Religionsfragen in den österreichisch-ungarischen Konflikten? Wir sollen uns einbilden, dass seit gestern oder vorgestern eine neue Weltzeit angebrochen sei, in der mit einem Male die Religion politisch tot gemacht sei? Nein, wer nur etwas historischen Sinn hat, glaubt nicht an den theoretischen Satz von der religionslosen Politik! Er wird vielmehr geneigt sein, selbst in politischen Bewegungen, die sich selbst religionslos nennen, die Nachwirkungen religiöser Ideen und Erziehung zu finden. Trotzdem aber kann und wird er bei uns, unter unseren gegenwärtigen deutschen Verhältnissen mit uns rufen können: trennt Religion und Politik!

Bei uns liegt es nämlich so, dass die religiöse Politik zur Last für die nationale Politik geworden ist, da sie zur konfessionellen Politik wurde. Wir haben keine deutsche Religion. Wie das gekommen ist,

wissen wir alle. Die alten germanischen Religionen starben beim Eintritt in die weströmische Kultur, unser Volk nahm lateinisch gewordenes Evangelium aus Palästina an, weil dieses die internationale siegreiche Religion des europäischen Westens war. Diese Religion spaltete sich im Reformationszeitalter in eine römische und eine nichtrömische Form und der Kampf dieser beiden Formen brachte uns an den Rand des Grabes. Aus Ermattung wurde schliesslich dieser Kampf eingestellt und die Ermattung von Osnabrück und Münster wurde ein Erfahrungsbestand des deutschen Volkes. Von da an glaubt keine der beiden Religionsformen mehr an ihren einfachen Sieg. Die Religion ist zur Konfession geworden. Wir müssen uns damit abfinden, dass unser Volk, solange es lebt, konfessionell gespalten sein wird. Wie klein sind die Verschiebungen der relativen Besitzstände der Konfessionen in Jahrhunderten gewesen! Wie gering, wie fabelhaft gering ist die gegenseitige Bekehrungskraft! Es ist nichts als leere Träumerei, sich noch eine geistige Bewegung zu denken, die stark genug wäre, das Ermattungsergebnis von 1648 zu ändern. Wenn selbst die grosse Welle der Aufklärungszeit am Konfessionsbestande nichts geändert hat, wie sollte eine Flut kommen, die noch geschichtsloser und konfessionsloser wäre als diese?

Es bleibt also dem Staat nichts anderes übrig, als sich für interkonfessionell zu erklären und seine Leistungskraft hängt geradezu davon ab, mit welcher Energie er diese Erklärung durchsetzt. Er muss eine Staatsgesinnung pflegen, die ebenso der Katholik wie der Protestant haben kann. Von der Existenz dieser Staatsgesinnung lebt der Staat. Sobald die Konfessionsgesinnung stärker wird als die Staatsgesinnung ist die deutsche Reichseinheit und auch die Staatseinheit der konfessionell gemischten Einzelstaaten gefährdet, denn sobald die Bevölkerung anfangen würde, den Sieg ihrer Konfession für wichtiger zu halten als den Staatsbestand, zerfallen alle unsere politischen Körper in ihre Teile. Der Staat muss darum aus Selbsterhaltungstrieb verkündigen, dass er mit Konfession nichts zu tun habe. Da aber die Religion in Konfessionen geteilt ist, so ist es eine deutsche Notwendigkeit, den ungeschichtlichen Grundsatz, dass Religion und Politik nichts mit einander zu tun haben, möglichst zum Glauben des Volkes zu machen. Es ist dieser Satz dann kein Lehrsatz über das, was gewesen ist, sondern ein Programm für die Zukunft, eines jener Programme, die mehr fordern, als in der Gegenwart geleistet werden kann.

* * *

Die Lage ist diese: eine starke Laienreligion im Sinne der englischen Sekten haben wir nicht. Deshalb hat der politische Radikalismus bei uns wenig Veranlassung sich religiös zu gestalten und die Sozialdemokratie verliert nichts an Triebkraft, wenn sie beschliesst „Religion ist Privatsache“. Auf Mitwirkung der kirchlich organisierten Religion

würde die proletarische Bewegung doch nicht zu rechnen haben, solange sie im Gegensatz zu den herrschenden Gewalten steht. Auf der politischen Linken ist also die Sachlage ganz klar.

Ebenso klar ist sie theoretisch bei den Vertretern der Staatsmacht, dem Kaiser, den Bundesfürsten und ihren Beamtenkörpern. Auch diese müssten um der Doppelkonfessionalität willen Religion als Privatsache erklären. In gewissem Masse tun sie es auch, aber ihre Stellung ist doch etwas doppeldeutig, denn einmal sind die Fürsten selbst Glieder und teilweis sehr massgebende Glieder ihrer Konfessionen und dann hängen die Regierungen von konfessionellen Parteien ab. Man kann den heutigen Zustand etwa so beschreiben: ein theoretisch konfessionsloser Staat ist praktisch von konfessionellen Majoritäten abhängig. Die Folge ist: Der konfessionslose Staat baut Konfessionsschulen, zahlt für Konfessionskirchen usw.

Es zeigt sich also, dass es für die Reinheit des Staatsgedankens sehr vorteilhaft sein würde, wenn er sich mit der konfessionslosen Linken verbinden könnte. Die Gründe, weshalb das jetzt nicht geschieht, liegen auf ganz anderen Gebieten als auf dem der Religion. In Religionssachen gibt es eine natürliche Verwandtschaft zwischen Beamtentum und Demokratie, die nur deshalb den Beteiligten nicht recht zum Bewusstsein kommt, weil sie sonst soviel gegenseitigen Hader haben. Der Staat als Staat muss wünschen, dass eine Mehrheit entsteht, die ihm das sozialdemokratische Religionsprogramm fordernd vorhält, und er würde aufatmen, wenn er es mit dieser Mehrheit durchführen könnte. Welche unendliche Wohltat, wenn einmal Konfessionsfragen keinen Landtag und kein Ministerium mehr zu beschäftigen brauchten, ein „Endziel“, das zu den schönsten Träumen derer gehört, die nur dem Staate, nur der politischen Organisation dienen.

In der Formel „Demokratie und Kaisertum“ liegt neben vielem anderen auch die Entkonfessionalisierung des Staates. Praktisch würde sich diese Entkonfessionalisierung darin zeigen, dass erstens alle Staatsgelder für Kirchenzwecke gestrichen werden und dass zweitens der Schulzwang in bezug auf Religions- oder vielmehr Konfessionsunterricht aufgehoben wird. Ist in diesen beiden Punkten Klarheit, dann werden weitere Streitfragen sich leichter lösen lassen. In ihnen vertritt die Demokratie die Logik der Staatsidee, und dass es möglich ist, so zu handeln, zeigt Nordamerika.

* * *

Es ist etwas Grosses, sich den Staat als eigenen Rechtes zu denken. Der alte Römerstaat ist es in gewisser Weise gewesen. Aber freilich, es kam der Tag, wo er sich vor der zentralisierten neuen Religion beugen musste, wo aus der erlaubten Religion die herrschende Religion wurde. Alle Kulturkämpfe sind Versuche, die Idee des alten Römerstaates zu erneuern, aber hinter ihnen steht auch stets die Gefahr, dass

sie nach einer Periode der Befreiung desto mehr den Priestern dienstbar werden. Man kann den jetzigen Kampf in Frankreich nicht ohne die Sorge ansehen, dass hinter ihm eine doppelt starke Klerikalisierung der Politik auftaucht. Man kann deshalb auch an die zukünftige deutsche Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, die mit dem Aufsteigen einer Majorität des Industrievolkes heranrückt, nicht ohne gewisse Sorgen denken. Das, was alle solche Kämpfe so gefährlich macht, ist die fast unvermeidliche Nebenwirkung, dass der Staat als Religionsfeind erscheint und dass er damit die zweite Religionsart, den ungeregelten Enthusiasmus, weckt und in die Arme der ersten, kirchlichen, Religionsart treibt. Das hat der Römerstaat getan als er Christen verfolgte, das taten bis jetzt die meisten Staaten, wenn sie sich frei machen wollten. Auch der Bismarckische Kulturkampf litt an diesem Schaden und die Folgen dieser Übertreibungen sind es, die wir in ganz Deutschland jetzt zu tragen haben.

Wer darum an eine zukünftige deutsche Periode denkt, die das Verhältnis von Staat und Kirche regelt, der muss wünschen, dass diese Regelung sich ohne alle und jede antireligiöse Leidenschaft vollzieht. Das ist das fast Unmögliche am religiös-politischen Problem. Es lässt sich ohne Majorität kein Schritt vorwärts tun und diese Majorität, die ihrer Natur nach nicht aus politisch und geschichtlich erzogenen Leuten bestehen kann, soll leidenschaftslos eine der schwersten innerpolitischen Aktionen vollziehen. Tut sie es mit Leidenschaft, dann ruiniert sie sich selber den Erfolg und schafft sich Gegenwirkungen, denen sie erliegt. Wie aber ist es denkbar, dass eine Trennung des Staates von der Konfessionalität ohne Religionsverletzung vor sich geht?

* * *

Die Religion selbst müsste es fordern, dass der Staat sie unter amerikanisches Recht stellte! Das würde der sicherste Weg sein, um der Trennung von Staat und Konfession ihre Härte zu nehmen. Mit anderen Worten: die Religionsgemeinschaften selbst müssten die Streichung der Staatsgelder für Kirchenzwecke und die Aufhebung des Staatszwanges für Religionsunterricht fordern. Das ist an sich kein unmöglicher Gedanke, denn Katholiken und Protestanten sind darin einig, dass sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht über Christenverfolgung zu klagen haben. Es ist nur leider sehr unwahrscheinlich, dass sich die Kirchen beider Konfessionen in Deutschland auf diesen Standpunkt stellen werden. Das, was auf dem Spiel dabei steht, ist keineswegs die Existenz der Religion. Die Religionsgemeinschaften können es sehr gut aushalten, keine Subventionen aus der Steuerleistung der Staatsbürger aller Konfessionen zu bekommen, und können sehr gut ihren Religionsunterricht für sich regeln. Es würde darin sogar ein grosser Zuwachs an kirchlicher Selbständigkeit liegen und dort, wo die eine oder die andere Konfession in der Minderheit ist, findet man sie oft gar nicht abgeneigt, sich solchen Erwägungen zu öffnen. Dort

aber, wo sie die Führung haben, sind die Konfessionen viel zu sehr daran gewöhnt, politisch zu wirken, um auf die Trennung einzugehen. Man würde mit solcher Trennung die Kirchen zu rein religiösen Körpern machen, und das ist es, was sie nicht wollen. Am ehesten würden es noch die protestantischen Kirchen wollen, da sie politisch doch die schwächeren sind, aber gerade ihre Schwäche in der Organisation lässt sie mit doppelter Scheu an den Gedanken der Selbständigkeit herangehen. Sie getrauen sich nicht, ohne den Staat zu existieren, eine Furcht, die nach unserer Überzeugung unnötig ist, mit der aber trotzdem sehr gerechnet werden muss. Diese Furcht hat der Katholizismus nicht, denn er ist organisatorisch von tadelloser Zähigkeit, er aber will gar nicht bloss religiös wirken, sondern seine Leitung war stets gleichzeitig politische Leitung, wie wir früher einmal sagten: Antipolitik. Die kirchlichen Leitungen werden darum voraussichtlich der Befreiung des Staates vom Konfessionalismus zu allen Zeiten in Deutschland Widerstand entgegensetzen. Es würde aber schon viel gewonnen sein, wenn in den Laienkreisen beider Konfessionen sich die Überzeugung verbreitete, dass es religiös richtig sein kann, gegen Staatskonfessionalität einzutreten.

Aufgaben der Gemeindepolitik.

Von Paul Oertmann in Erlangen.

Aus kleinen Anfängen herausgewachsen ist Adolf Damaschkes Schrift über die Aufgaben der Gemeindepolitik in ihrer fünften Auflage zu einem stattlichen Bande von 288 Seiten geworden; zu den 12000 bereits abgesetzten Exemplaren hat der Verleger 8000 weitere gefügt, von denen wiederum, wie ich glaube und hoffe, kaum eins zur Rolle eines Ladenhüters verdammt sein wird.

Auf das Buch auch die Leser der Süddeutschen Monatshefte aufmerksam zu machen, scheint mir Pflicht. In einer Zeit, wo sich in unserem Bayerlande Regierung wie Parteien anschicken, die Probleme der Grundwertabgaben und Zuwachssteuern ernsthaft in Angriff zu nehmen, muss eine zusammenfassende, in bestem Sinne volkstümlich gehaltene Gesamtdarstellung der mancherlei Aufgaben willkommen sein, die das soziale Gewissen der Gegenwart von unseren Gemeinden erfüllt sehen möchte. Frei von aller konfessionellen und parteipolitischen Einseitig-

keit, weist uns der, persönlich zu den Getreuen unseres Friedrich Naumann zählende, Verfasser ein weites Gebiet, auf dem der Liberale mit dem Zentrumsmann, dem Sozialisten vereint kämpfen kann im Interesse des sozialen und damit auch des sittlichen Fortschritts. So hebt das Studium des Buches uns, die wir im Hader des Parteiwesens nur zu oft allein auf das schauen, was uns trennt, empor zum versöhnenden Verständnis dessen, was uns allen gemeinsam ist oder doch gemeinsam sein sollte.

Kaum eine Seite kommunaler Betätigung übergeht Damaschkes gewandte Feder. Er führt uns zunächst die mancherlei Aufgaben der Gemeinden auf den Gebieten des Bildungswesens, der „Arbeiterfrage", der „Mittelstandsfragen" vor. Was er für dieses vielumstrittene Gebiet kommunalpolitischer Betätigung bietet, kann allerdings auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben: eine entschiedenere, ausgiebige Stellungnahme zu den Problemen der Warenhaussteuer, der Konsumvereine hätte ich wenigstens selbst auf die Gefahr hin gewünscht, dass der Verfasser es dabei mit seinen Vorschlägen nur einem Teile der Leser recht zu machen verstände. Desto ausgiebiger und wertvoller sind die Kapitel über die Zuwachsrente, das kommunale Grundeigentum, das Erbbaurecht, kurz alle die Punkte, die dem Führer der deutschen Bodenreformer als solchem besonders am Herzen lagen und deren ungeheurer Wichtigkeit die sozialpolitisch interessierten Kreise in der jüngsten Zeit eine ständig erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen beginnen. Zwar seine grundsätzlichen und geschichtlichen Erörterungen über die Bodenreform hat Damaschke in einer andern, gleichfalls schon weitverbreiteten Schrift zusammengefasst; aber die praktischen Einzelaufgaben, die der Bodenreformer der Gemeinde zunächst zuweist, findet man in einleuchtender Weise in unserer Arbeit vorgetragen. Wohl wenig Leser wird es geben, die sie aus der Hand legen, ohne von der Notwendigkeit einer „Zurückgewinnung der Zuwachsrente" für die Gesamtheit, die sie ja ihrerseits geschaffen hat, grundsätzlich überzeugt zu sein. Über die uns Bodenreformern häufig entgegengehaltene Frage, ob denn die Gesamtheit nicht auch umgekehrt gehalten sein müsse, den Grundeigentümer für den unverschuldeten Minderwert wenigstens dann entsprechend schadlos zu halten, wenn er durch Einrichtungen im Interesse des Gemeinwohls herbeigeführt wurde, verhält sich Damaschke allerdings allzu schweigsam (S. 113); möge er in einer etwaigen Neuauflage den Widersachern diese Waffe zu entwinden trachten!

Trefflich und durch reiche Belege aus der Praxis gestützt sind die Ausführungen über die (städtische) Grundsteuer nach dem gemeinen Wert, statt nach dem Ertrag; sie gehören zu den besten Partien des Buches und werden manchen einsichtigen Kommunalpolitiker zu der immer siegreicher durchdringenden Überzeugung hinführen, dass eine solche Steuerreform gleichmässig vom finanz- wie vom sozialpolitischen Standpunkt aus zu begrüssen sei. Daneben verdienen die Bemerkungen zur Wohnungsfrage wegen ihrer Wichtigkeit und überzeugenden Kraft besondere Beachtung. Dass die Arbeiterwohnungsreform weniger auf

dem Wege des Einzel- und Eigenhauses, als auf demjenigen genossenschaftlich oder gemeindlich errichteter Miethäuser in Angriff genommen werden müsse, das hat der Verfasser, wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, nach meinem Dafürhalten voll bewiesen.

So ist die Schrift ein wertvolles Rüstzeug, ein brauchbares Vademekum zur Beurteilung vieler der dringlichsten Kern- und Streitfragen unserer Zeit. Sie gehört nicht in die Reihe der bei aller Abgeschmacktheit noch immer nicht endenden Versuche, in den Augen einiger gläubiger Adepten „die soziale Frage“ kurzerhand zu lösen. Dafür kann uns Damaschke, Realpolitiker im besten Sinne, im Vorwort versichern, es werde „im ganzen Buche keine Forderung erhoben, die nicht an irgendeiner Stelle schon in deutscher Praxis durchgeführt ist“.

Das buddhistische Kunstwerk.

Von Karl Eugen Neumann in Wien.

II. Ökonomie.

Eine grosse Bescheidenheit ist es, die den Buddhismus in seinem Werke auszeichnet: die Beschränkung des Künstlers. Gotamo will nicht alles aufdecken, alles darstellen, alles geben. Es genügt ihm sicher deutbare Typen in weiser Auswahl zu behandeln. Er gibt keine vielwissende Wissenschaft zum besten, wenn er auch viel gedacht hat. Auch vom begeisterten Journalismus alter oder neuer Propheten ist bei ihm keine Spur zu finden. Es sind ihm die schleichenden Plattfüsse und durchfurchten Stirnen der Gelehrten ebenso wie die hüpfenden Sprünge und Grimassen phantastischer Tausendkünstler fremd geblieben. Der Löwentatze vergleicht er sein Wirken, die, was sie da trifft, gründlich trifft. Man merkt, denke ich, welche Bescheidenheit uns hier anspricht.

Typen also sind es, die Gotamo darstellt. Sehen wir uns einmal einen solchen Typus näher an, in der Gestalt des Menschen, als Weib, als Jugend, als Schönheit. „Was ist Labsal des Körperlichen?“ fragt der Meister seine Jünger, und er gibt ihnen die Antwort: „Zum Beispiel eine Königstochter oder eine priesterliche Jungfrau oder ein Bürgermädchen in der Blüte des fünfzehnten oder sechzehnten Jahres, nicht zu gross, nicht zu klein, nicht zu schlank, nicht zu voll, nicht zu dunkel, nicht zu hell: erscheint nicht eine solche schimmernde Schönheit um diese Zeit am prächtigsten?“ — Die Jünger bejahen die Frage, und der

Meister fährt fort: „Was da Wohl und Erwünschtes schimmernder Schönheit gemäss geht, ist Labsal des Körperlichen.“ Und nun führt Gotamo ebendiesen Typus menschlicher Erscheinung weiter aus: „Was ist nun Elend des Körperlichen? Da sehe man nur diese Schwester zu anderer Zeit, im achtzigsten oder neunzigsten oder hundertsten Lebensjahre, gebrochen, giebelförmig geknickt, abgezehrt, auf Krücken gestützt, schlotternd dahinschleichen, siech, welk, zahnlos, mit gebleichten Strähnen, kahlem, wackelndem Kopfe, verrunzelt, die Haut voller Flecken; was meint ihr wohl: ist, was einst schimmernde Schönheit war, verschwunden und Elend ruchbar worden?“

Man sieht: das ist keine Predigt, das ist keine Grübelei und ist auch kein absonderliches Kunststück, was uns dargeboten wird; es ist ein Bild mit wenigen Strichen, mit tiefen, satten, rembrandtischen Farben entworfen, ohne Pathos, als schlichter Typus aufgestellt. Das genügt dem Meister. Man merkt die Löwentatze.

Treten wir nun vor ein anderes Bild. Betrachten wir uns da den Elefanten, wie er von Gotamo geschildert wird, so vertraulich genau, dass wir fast des Gleichnisses, das er darstellt, vergessen und das Gemälde an sich liebgewinnen. „Gleichwie etwa,“ heisst es, „wenn der König, der Herrscher, dessen Scheitel gesalbt ist, den Elefantensteller zu sich beruft: ‚Wohlan denn, bester Elefantensteller, besteige den Königselefanten, reite in den Elefantenwald, erspähe einen wilden Elefanten und halt' ihn mit der Fessel am Halse des Königselefanten fest.‘ ‚Wohl, o König!‘ sagt da der Elefantensteller, dem Herrscher gehorchend; und er besteigt den Königselefanten, reitet in den Elefantenwald, erspäht einen wilden Elefanten und hält ihn mit der Fessel am Halse des Königselefanten fest. So nun zieht ihn der Königselefant in eine Lichtung hinaus. Bis dahin aber ist der wilde Elefant in die Lichtung gekommen. Da verlangen sich denn wilde Elefanten nach ihrem Walde zurück. Und der Elefantensteller erstattet dem Herrscher Meldung über ihn: ‚In die Lichtung gebracht hab' ich dir, o König, den wilden Elefanten.‘ Den übergibt nun der Herrscher dem Elefantenbändiger: ‚Geh' hin, bester Elefantenbändiger, und bändige den wilden Elefanten, um ihm sein waldgewohntes Betragen eben auszutreiben, um ihm seine waldgewohnte Sehnsucht eben auszutreiben, um ihm seine waldgewohnte Widerspenstigkeit, Verstocktheit, Heftigkeit eben auszutreiben; lass' ihn in der Umgebung des Dorfes heimisch werden, Sitten annehmen, wie sie bei Menschen beliebt sind.‘ ‚Wohl, o König!‘ sagt da der Elefantenbändiger, dem Herrscher gehorchend; und er gräbt einen grossen Pfahl in die Erde ein und fesselt den wilden Elefanten mit dem Halse daran, um ihm sein waldgewohntes Betragen eben auszutreiben, um ihm seine waldgewohnte Sehnsucht eben auszutreiben, um ihm seine waldgewohnte Widerspenstigkeit, Verstocktheit, Heftigkeit eben auszutreiben; er lässt ihn in der Umgebung des Dorfes heimisch werden, Sitten annehmen, wie sie bei Menschen beliebt sind. Nun gebraucht der Elefantenbändiger Worte, die sanft sind, wohlklingend, liebevoll, herzlich, höflich, wie sie dem Volke zusagen, dem Volke be-

hagen: mit solchen Worten behandelt er ihn. Sobald nun der wilde Elefant bei solcher Behandlung aufhorcht, Gehör gibt, sein Herz dem Verständnisse zukehrt, dann lässt ihm der Elefantenbändiger Heu und Wasser vorsetzen. Und wenn nun der wilde Elefant Heu und Wasser annimmt, so weiss der Elefantenbändiger: ‚Am Leben bleiben wird jetzt der wilde Elefant.' Nun lässt ihn der Elefantenbändiger fernerhin Übungen ausführen, als Aufladen und Abladen. Sobald nun der wilde Elefant dem Befehle aufzuladen und abzuladen nachkommt, der Forderung Genüge leistet, dann lässt ihn der Elefantenbändiger fernerhin Übungen ausführen, als Hinschreiten und Herschreiten. Sobald nun der wilde Elefant dem Befehle hinzuschreiten und herzuschreiten nachkommt, der Forderung Genüge leistet, dann lässt ihn der Elefantenbändiger weitere Übungen ausführen, als Niederknien und Aufstehn. Sobald nun der wilde Elefant dem Befehle niederzuknien und aufzustehn nachkommt, der Forderung Genüge leistet, dann lässt ihn der Elefantenbändiger weiterhin die ‚Unverstörung' genannte Übung durchmachen. Ein grosser Schild wird ihm vor den Rüssel gebunden, ein Mann mit einer Lanze bewaffnet nimmt oben auf dem Nacken Platz, allenthalben sind Männer mit Lanzen in der Hand im Umkreise aufgestellt, und der Elefantenbändiger hat einen langen Speer genommen und steht voran. Während ihm nun unverstörte Übung angewöhnt wird, darf er weder die Vorderfüsse bewegen noch die Hinterfüsse, darf er weder den Vorderleib bewegen noch den Hinterleib, darf er nicht das Haupt bewegen, nicht die Ohren bewegen, nicht die Hauer bewegen, nicht Schwanz und nicht Rüssel bewegen. So wird er ein Königselefant und erträgt geduldig stechende Spitzen, schneidende Schwerter, reissende Pfeile, feindlichen Ansturm, Trommelwirbel und Paukenschlag, Trompeten- und Fanfarenstösse, ist gänzlich von Tücke und Untugend entledigt, entwöhnt worden von Unart: königswürdig, königstauglich wird er eben als ‚Königsgut' bezeichnet: — Ebenso nun auch erscheint da der Vollendete in der Welt, der Heilige, vollkommen Erwachte, der Wissens- und Wandelsbewährte, der Willkommene, der Welt Kenner, der unvergleichliche Leiter der Männerherde, der Meister der Götter und Menschen, der Erwachte, der Erhabene. Er zeigt diese Welt mit ihren Göttern, ihren bösen und heiligen Geistern, mit ihrer Schar von Priestern und Büssern, Göttern und Menschen, nachdem er sie selbst verstanden und durchdrungen hat. Er verkündet die Lehre, deren Anfang beseligt, deren Mitte beseligt, deren Ende beseligt, die sinn- und wortgetreue, er legt das vollkommen geläuterte, geklärte Asketentum dar. Diese Lehre hört ein Hausvater, oder der Sohn eines Hausvaters, oder einer, der in anderem Stande neugeboren ward. Nachdem er diese Lehre gehört hat, fasst er Vertrauen zum Vollendeten. Von diesem Vertrauen erfüllt denkt und überlegt er also: ‚Ein Gefängnis ist die Häuslichkeit, ein Schmutzwinkel; der freie Himmelsraum die Pilgerschaft. Nicht wohl geht es, wenn man im Hause bleibt, das völlig geläuterte, völlig geklärte Asketentum Punkt für Punkt zu erfüllen. Wie, wenn ich nun, mit geschorenem Haar und Barte, mit fahlem Gewande bekleidet, aus dem Hause in die

Hauslosigkeit hinauszöge?‘ Und nach einiger Zeit verlässt er einen kleinen Besitz oder er verlässt einen grossen Besitz, verlässt er einen kleinen Verwandtenkreis oder er verlässt einen grossen Verwandtenkreis, schert sich Haar und Bart, legt die fahlen Gewänder an und zieht aus dem Hause in die Hauslosigkeit hinaus. Bis dahin ist der heilige Jünger in die Lichtung gekommen.“

Das Gleichnis geht nun weiter, indem es ausführt wie aus dem Jünger allmählich der Meister, aus dem wilden Elefanten allmählich der Königselefant erwächst. So haben wir hier eine typische Darstellung der Tierbändigung, und im höheren Sinne der Menschenkraft: wiederum ganz ohne Pathos, aber vielleicht eben darum so wirksam veranschaulicht.

Ebenso bescheiden sind die Mittel, durch welche uns Gotamo die fernere Natur, etwa den Anblick einer reichen Landschaft erschliesst. „Was meinst du wohl, Priester,“ fragt Gotamo, im Gespräch mit einem Brahmanen, um diesen deutlich zu verständigen, „es käme da ein Mann herbei, der nach Rājagaham gehn wollte, und er träte zu dir heran und spräche also: ‚Ich möchte, o Herr, nach Rājagaham gehn, bezeichne mir doch den Weg dahin.‘ Und du würdest ihm sagen: ‚Komm, lieber Mann, das ist der Weg nach Rājagaham. Da geh’ eine Weile weiter, und bist du da eine Weile weitergegangen, so wirst du ein gewisses Dorf sehn. Da geh’ eine Weile weiter, und bist du da eine Weile weitergegangen, so wirst du eine gewisse Burg sehn. Da geh’ eine Weile weiter, und bist du da eine Weile weitergegangen, so wirst du einen schönen Garten, einen freundlichen Hain, eine heitere Landschaft, einen lichten Weiher vor Rājagaham erblicken.‘ Und er schlüge, von dir also belehrt, also gewiesen, einen Seitenweg ein und schritte umgekehrt weiter. Aber ein anderer Mann käme herbei, der nach Rājagaham gehn wollte, und er träte zu dir heran und spräche also: ‚Ich möchte, o Herr, nach Rājagaham gehn, bezeichne mir doch den Weg dahin.‘ Und du würdest ihm sagen: ‚Komm, lieber Mann, das ist der Weg nach Rājagaham. Da geh’ eine Weile weiter, und bist du da eine Weile weitergegangen, so wirst du ein gewisses Dorf sehn. Da geh’ eine Weile weiter, und bist du da eine Weile weitergegangen, so wirst du eine gewisse Burg sehn. Da geh’ eine Weile weiter, und bist du da eine Weile weitergegangen, so wirst du einen schönen Garten, einen freundlichen Hain, eine heitere Landschaft, einen lichten Weiher vor Rājagaham erblicken.‘ Und er langte, von dir also belehrt, also gewiesen, unversehrt in Rājagaham an. Was ist nun, Priester, der Grund, was ist die Ursach, dass, wo es doch ein Rājagaham gibt, wo ein Weg dahin führt, wo du als Lenker da bist, gleichwohl der eine Mann, von dir also belehrt, also gewiesen, einen Seitenweg einschlagen und umgekehrt weiterschreiten mochte, und der andere unversehrt nach Rājagaham gelangen?“

„Das kann ich, o Gotamo, hierbei tun: Wegweiser bin ich, o Gotamo!“

„Ebenso nun auch, Priester, gibt es zwar eine Wahnerlöschung, führt ein Weg dahin, bin ich als Lenker da, und doch können einige freilich meiner Jünger, von mir also belehrt, also gewiesen, die unbezweifelbar

sichere Wahnerlöschung gewinnen, und können andere es nicht. Das kann ich, Priester, hierbei tun: Wegweiser ist, Priester, der Vollendete."

Es fehlt auch nicht an Gemälden, wo scharfe Schlaglichter, an der richtigen Stelle aufgesetzt, die glücklichste Wirkung hervorbringen. „Wenn der Tor", heisst es z. B. einmal, „auf einem Stuhle Platz genommen oder auf ein Lager sich hingelegt hat oder auf der Erde ausruht, so sind es die bösen Taten, die er früher getan, schlechte Handlungen in Werken, in Worten, in Gedanken, die um diese Zeit über ihn kommen, über ihn niedersinken, über ihn herabziehn. Gleichwie etwa die Schatten der Gipfel hoher Gebirge um Sonnenuntergang über die Ebene kommen, über sie niedersinken, über sie herabziehn: ebenso nun auch sind es, wenn der Tor auf einem Stuhle Platz genommen oder auf ein Lager sich hingelegt hat oder auf der Erde ausruht, die bösen Taten, die er früher getan, schlechte Handlungen in Werken, in Worten, in Gedanken, die um diese Zeit über ihn kommen, über ihn niedersinken, über ihn herabziehn. Da wird dem Toren also zumute: ‚Nicht hab' ich doch günstig gewirkt, habe nicht heilsam gewirkt, habe keinerlei Scheu gekannt: Böses hab' ich getan, grausam bin ich gewesen, Frevel hab' ich verübt; wo da ungünstig wirken, unheilsam wirken, keinerlei Scheu kennen, Böses tun, grausam sein, Frevel verüben hingelangen lässt, dahin werd' ich nach dem Tode gelangen.' So wird er bekümmert, beklommen, er jammert, schlägt sich stöhnend die Brust, gerät in Verzweiflung." Die schwere düstere Abendstimmung, die hier vom Mikrokosmos ausgeht und auf den Makrokosmos übertragen beide Welten wie mit einem mächtigen D-moll-Klang erfüllt, erinnert wirklich an manche verwandte Szene, die uns ebenso tief gesehen und in gleicher Kürze des Ausdrucks ein paar Jahrtausende später von Shakespeare vorgeführt worden, so im Lear, Macbeth, Julius Cäsar.

Zu einer anderen Art gehören die Bilder, wo die Erde im allgemeinen das Modell abgibt. So vielfach gewendet und betrachtet dieses Gleichnis auch wiederkehrt, es ist wie die anderen immer durch vollkommene Anschaulichkeit ausgezeichnet. Der Erde gleich soll man Übung üben: denn übt man der Erde gleich Übung, so kann das Gemüt, angenehm oder unangenehm berührt, nicht erregt werden. „Gleichwie man da auf die Erde Reines hinwirft und Unreines hinwirft, Kotiges hinwirft und Harniges hinwirft, Schleimiges hinwirft und Eiteriges hinwirft und Blutiges hinwirft, aber die Erde sich davor nicht entsetzt, empört oder sträubt: ebenso nun auch soll man der Erde gleich Übung üben; denn übt man der Erde gleich Übung, so kann das Gemüt, angenehm oder unangenehm berührt, nicht erregt werden." Oder an einer anderen Stelle: „Gleichwie etwa eine Stierhaut mit dem Falzeisen wohl abgeschabt, von den Falten geglättet wird: ebenso nun auch hat der Mönch was es auf dieser Erde an Erhebungen und Vertiefungen, an Flussläufen, an wüstem und waldigem Gebiet, an Bergen und Tälern gibt, das alles aus seinem Geiste entlassen; den Gedanken ‚Erde' nimmt er auf als einzigen Gegenstand. Im Gedanken ‚Erde' erhebt sich ihm das Herz, erheitert sich, beschwichtigt sich, beruhigt sich." Oder der Meister

wendet sich also an die Jünger: „Gleichwie etwa, ihr Mönche, wenn da ein Mann herkäme, mit Spaten und Korb versehn, und spräche: ‚Ich werde den Erdball erdlos machen', und er grübe da und dort, würfe da auf und dort auf, lockerte da auf und dort auf, löste da ab und dort ab, ‚Erdlos sollst du werden, erdlos sollst du werden'; was meint ihr nun, Mönche: könnte wohl dieser Mann den Erdball erdlos machen?" — „Gewiss nicht, o Herr!" — „Und warum nicht?" — „Der Erdball, o Herr, ist ja tief, unermesslich, den kann man nicht wohl erdlos machen, so viel Mühe und Plage auch immer jener Mann haben mag." — „Ebenso nun auch, ihr Mönche, gibt es da fünferlei Redeweisen, deren die Leute sich euch gegenüber bedienen können: rechtzeitiger oder unzeitiger, sinniger oder unsinniger, höflicher oder grober, zweckmässiger oder unzweckmässiger, liebevoller oder heimtückischer Rede. Da habt ihr euch nun, ihr Mönche, wohl zu üben: ‚Nicht soll unser Gemüt verstört werden, kein böser Laut unserem Munde entfahren, freundlich und mitleidig wollen wir bleiben, liebevollen Gemütes, ohne heimliche Tücke; und jene Person werden wir mit liebevollem Gemüte durchstrahlen: von ihr ausgehend werden wir dann die ganze Welt mit erdballgleichem Gemüte, mit weitem, tiefem, unbeschränktem, von Grimm und Groll geklärtem, durchstrahlen'; also habt ihr euch, Mönche, wohl zu üben." Bei einem so hohen Ergebnisse doch immer auf dem Boden der wirklichen Anschauung zu bleiben, scheint hier kaum weniger meisterhaft erreicht, als wie etwa, wenn zu Beginn der letzten Szene des Faust unter den heiligen Anachoreten der Bergschluchten aus der Region des Pater profundus der gewaltige Ton empordringt und Gestalt annimmt:

So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

Freilich aber ist hier von einem Schwelgen in Gefühlen nichts zu verspüren. Es ist eine ruhige, abgeklärte Anschauung, deren Auge alle Dinge rein überblickt: nicht um alles zu sagen, aber wohl um alles zu verstehn. „Gleichwie etwa," heisst es darum, „wenn da am Ufer eines Alpensees von klarem, durchsichtigem, ungetrübtem Wasser ein scharfsehender Mann stände und hinblickte auf die Muscheln und Schnecken, auf den Kies und Sand und die Fische, wie sie dahingleiten und stillestehn; da käme ihm der Gedanke: ‚Klar ist dieser Alpensee, durchsichtig, ungetrübt; ich sehe die Muscheln und Schnecken, den Kies und Sand und die Fische, die dahingleiten oder ruhn': ebenso nun auch, ihr Mönche, hab' ich den Jüngern die Pfade gewiesen, auf deren Stegen meine Jünger den Wahn versiegen und die wahnlose Gemüterlösung, Weisheiterlösung noch bei Lebzeiten sich offenbar machen, verwirklichen und erringen. Da haben denn meine Jünger der Erkenntnis letzte Vollendung reichlich erreicht."

Wie die Gleichnisse von der Erde mannigfach an uns vorüberziehn, so sehn wir auch die Bilder vom Meere und von den Flüssen, von Flut und Ebbe, von See und Wolke, von Sumpf und Moor usw., immer wechselnd, ein jedes bedeutend in seiner Art, vor unserem Auge ent-

stehn. Und so die ganze indische Natur, mit Löwe, Nashorn, Haifisch, mit Palme, Feigenbaum, Liane, und was da sonst noch lebt und webt. Aber wir haben schon gesehn: es ist nicht immer Freilichtmalerei, es kann auch dunkle Schatten geben. Alter und Tod, Krankheit und Elend, Not und Jammer, Krieg und Kampf, so leuchtend tapfer dargestellt, wie es noch heute die buddhistisch erzogenen Japaner wieder in der Wirklichkeit uns zeigen, auch die furchtbaren Dinge, an denen man gern vorübergehn möchte, auch die schrecklichen Verhältnisse dieser krausen Welt werden im Bilde festgehalten. Zuweilen sind es Schilderungen, die das Herz aufwühlen und bei deren Anblick das Haar vor Entsetzen sich sträuben will. „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil" ist ein Satz, den Gotamo vor Goethe geprägt und als Stempel manchem seiner Gemälde aufgedrückt hat: und so lässt er den Beschauer ergriffen tief das Ungeheure fühlen. Aus diesen Darstellungen sei nun noch eine oder die andere Stelle als Probe vorgeführt, z. B. das Gleichnis vom Aussätzigen; welches, nebenbei gesagt, auch von Sokrates im Gorgias, freilich ungleich milder, gegeben ist. Hier spricht uns unverschnürte und unbeschönigte Wirklichkeit an. „Gleichwie etwa wenn ein Aussätziger, dessen Glieder mit Geschwüren bedeckt, faulig geworden, von Würmern zerfressen, von den Nägeln wund aufgekratzt sind, Fetzen davon herabreissend an einer Grube voll glühender Kohlen den Leib ausdörren lässt; je mehr und mehr nun jener Aussätzige den Leib da ausdörren lässt, desto mehr und mehr füllen sich ihm seine offenen Wunden eben nur weiter mit Schmutz, Gestank und Eiter an, und doch empfindet er ein gewisses Behagen, einen gewissen Genuss, indem er die offenen Wunden abreibt: ebenso nun auch fröhnen die Wesen, dem Begehren hingegeben, von begehrendem Dürsten verzehrt, von begehrendem Fieber entzündet, den Begierden; und je mehr und mehr nun die Wesen, dem Begehren hingegeben, von begehrendem Dürsten verzehrt, von begehrendem Fieber entzündet, den Begierden fröhnen, desto mehr und mehr nur wächst in ihnen die begehrende Lust, werden sie von begehrendem Fieber entzündet, und doch empfinden sie ein gewisses Behagen, einen gewissen Genuss, indem sie den fünf Begehrungen nachgehn." Gotamo führt nun Zug um Zug aus, wie das Leben, auch das beste, tüchtigste Leben und was als das höchste Gut angesehn wird, die Gesundheit, falsch und faul sei: und zwar ganz in dem Sinne wie unser herrlicher Walther es erkannt hat:

Diu werlt ist ûzen schoene wîz, grüen' unde rôt,
und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt.

Das Sprichwort „Gesundheit ist das höchste Gut", sagt Gotamo, wird freilich seit alters vom Volke nach aussenhin verstanden. „Aber dieser Leib da ist ein sieches Ding, ein bresthaftes Ding, ein schmerzhaftes Ding, ein übles Ding, ein gebrechliches Ding; und von diesem Leibe, der ein sieches Ding, ein bresthaftes Ding, ein schmerzhaftes Ding, ein übles Ding, ein gebrechliches Ding ist, sagt man: ‚Das was Gesundheit bedeutet, das bedeutet Seligkeit.' Da fehlt eben das heilige

Auge: mit diesem begabt wüsste man was Gesundheit, was Seligkeit sei." Und nun wird ein anderes Bild entworfen, als Ergänzung des ersten. „Gleichwie etwa wenn da ein Blindgeborener wäre: der sähe keine schwarzen und keine weissen Gegenstände, keine blauen und keine gelben, keine roten und keine grünen, er sähe nicht was gleich und was ungleich ist, sähe keine Sterne und nicht Mond und nicht Sonne. Und er hörte das Wort eines Sehenden: ‚Schicklich, fürwahr, lieber Mann, ist ein weisses Kleid, gar fein, ohne Flecken und sauber.' Und er suchte sich ein solches zu verschaffen. Und es täuschte ihn ein anderer Mann mit einem ölrussgeschwärzten Schinderhemde: ‚Da hast du, lieber Mann, ein weisses Kleid, gar fein, ohne Flecken und sauber.' Und er nähm' es entgegen und bekleidete sich damit. Und seine Freunde und Genossen, Verwandte und Vettern bestellten ihm einen heilkundigen Arzt, und dieser heilkundige Arzt gäbe ihm ein Heilmittel, liess' ihn nach oben und nach unten sich ausleeren, Salbe, Balsam und Niesspulver gebrauchen. Und er unterzöge sich dieser Behandlung, und die Augen lösten sich ihm, läuterten sich: und wie er zu sehn begänne verginge ihm die Lust und Freude an dem ölrussgeschwärzten Schinderhemde; und er hielte jenen Mann für seinen Feind, hielt' ihn für seinen Widersacher und dächte wohl gar daran, dass er ihm nach dem Leben trachtete: ‚Lange Zeit hindurch, wahrlich, bin ich von jenem Manne betrogen, getäuscht, hintergangen worden mit dem ölrussgeschwärzten Schinderhemde: ‚Da hast du, lieber Mann, ein weisses Kleid, gar fein, ohne Flecken und sauber': Ebenso nun auch mag ich da wohl die Satzung darlegen, was Gesundheit, was Seligkeit ist, und man möchte wohl die Gesundheit wahrnehmen, die Seligkeit sehn: und es würde einem wie man zu sehn begänne die Lust und die Freude an den fünf Stücken des Anhangens vergehn und man würde denken: ‚Lange Zeit hindurch, wahrlich, bin ich von diesem Herzen betrogen, getäuscht, hintergangen worden! Denn ich war der Form eben anhänglich angehangen, dem Gefühl eben anhänglich angehangen, der Wahrnehmung eben anhänglich angehangen, den Unterscheidungen eben anhänglich angehangen, dem Bewusstsein eben anhänglich angehangen. So entsteht mir aus Anhangen Werden, aus Werden Geburt, aus Geburt Altern und Sterben, Wehe, Jammer, Leiden, Gram und Verzweiflung: also kommt die Entwicklung dieser ganzen Leidensverkettung zustande."

Bei all dieser Schärfe der Darstellung ist aber Gotamo weit davon entfernt seine Anschauung anderen aufdrängen zu wollen. Wer die Bilder, die er entrollt, betrachten mag, mag sie betrachten; wer keine Zeit und Musse dazu hat — und es hat auch in Indien viele solcher gegeben — zu dem sagt er unverbrüchlich mit freundlicher Miene: „Wie es dir nun belieben mag." Was er selbst gesehn und anderen gezeigt hat, muss es darum auch schon ein jeder sehn? Nicht jeder Blindgeborene findet so leicht das Augenlicht, die Behandlung durch den heilkundigen Arzt ist gar schwierig, und das Gleichnis hat eine Fortsetzung. „Gleichwie etwa wenn da ein Blindgeborener wäre: der sähe keine schwarzen und keine weissen Gegenstände, keine blauen und keine gelben,

keine roten und keine grünen, er sähe nicht was gleich und was ungleich ist, sähe keine Sterne und nicht Mond und nicht Sonne. Und er spräche also: ‚Es gibt nichts Schwarzes und Weisses, es gibt keinen, der Schwarzes und Weisses sähe; es gibt nichts Blaues und Gelbes, es gibt keinen, der Blaues und Gelbes sähe; es gibt nichts Rotes und Grünes, es gibt keinen, der Rotes und Grünes sähe; es gibt nichts Gleiches und Ungleiches, es gibt keinen, der Gleiches und Ungleiches sähe; es gibt keine Sterne, es gibt keinen, der Sterne sähe; es gibt weder Mond noch Sonne, es gibt keinen, der Mond und Sonne sähe. Ich selber weiss nichts davon, ich selber seh' nichts davon: darum ist es nicht." Wohl denn: auch das ist ein Standpunkt. Der wahnerlöste Mönch lässt, der Weisung des Meisters gemäss, auch diesen Mann gelten, „spricht keinem zu, spricht keinem ab, und was in der Welt geredet wird, lässt er unberührt". Vor seinem Geiste erscheint ein Bild, das ihm einst der Meister gezeigt hat, schlicht und bescheiden und doch vielsagend, wie es eben so die Art des Meisters ist, „der da zur rechten Zeit spricht, den Tatsachen gemäss, auf den Sinn bedacht, der Lehre und Ordnung getreu, eine Rede reich an Inhalt, gelegentlich mit Gleichnissen geschmückt, klar und bestimmt, ihrem Gegenstande angemessen": und

Kein Hangen zieht ihn hin zu Herdes Häuslichkeit,
Wie Vollmond heiter haftlos durch die Strasse strahlt.

Maeterlinck.

(Zugleich „Deutsches Theater II".)

Von Josef Hofmiller in München.

Gegenwärtig, da ich diese Zeilen schreibe, reist in ganz Deutschland eine Berliner Theatergesellschaft, deren Repertoire sich aus folgenden Stücken zusammensetzt: Elektra, von Hofmannsthal; Eine Frau ohne Bedeutung, von Wilde; Nachtasyl, von Gorki; Schwester Beatrix, von Maeterlinck; Pastors Rieke, von Schlaikjer; Minna von Barnhelm, von Lessing; Pelleas und Melisande, von Maeterlinck. Die „Monna Vanna" allein hat dem Dichter wie dem Übersetzer ein kleines Vermögen eingetragen. Maeterlinck ist der einzige in französischer Sprache schreibende Autor unserer Tage, dessen Werke in einer deutschen Gesamtausgabe übersetzt sind. Prachtvoll auf herrliches Papier gedruckt, kostet diese Ausgabe weit über das Doppelte des Originals. Die letzten Monate haben

zwei deutsche Monographien über Maeterlinck gebracht, in neuentstehenden Sammlungen von Dichterbiographien werden abermals Schriften über ihn angekündigt. Muss ich es wirklich erst noch rechtfertigen, wenn ich, mein „Deutsches Theater" fortsetzend, von Maurice Maeterlinck spreche?

Vielleicht lassen die ausgezeichneten Monographien, die wir über ihn besitzen, doch noch einige Fragen unbeantwortet, so dass ein anspruchsloser Sucher in aller Stille seine kleine Nachlese halten kann. Vielleicht gibt es, auch unter den Bewunderern Maeterlincks, noch manchen, der — die „Monna Vanna" natürlich immer ausgenommen — kein einziges Stück von ihm wirklich kennt. Vielleicht interessiert es doch den einen oder andern Leser, ohne kritische Zwischenbemerkungen die bisherigen Werke des Dichters sich ganz einfach und kunstlos erzählen zu lassen. Vielleicht ist es eine nicht ganz undankbare Aufgabe, sich einige kleine Fragen zu beantworten: Welchen Zustand des Geistes setzen diese Dramen voraus beim Verfasser? Welchen beim Publikum? Für welches Publikum sind sie geschrieben? Welches Publikum sieht sie sich an? Wie wirken sie? Auf was wirken sie?

* * *

Im August des Jahres 1890 erregte ein Artikel des Figaro einiges Aufsehen. Octave Mirbeau pries darin das erste Drama eines gänzlich unbekannten Verfassers; es stehe über jedem, gleichviel welchem, von Shakespeares unsterblichen Werken *(„supérieur à n'importe lequel des immortels ouvrages de Shakespeare")*.

Der junge Dichter, der auf diese Weise gleich als belgischer Shakespeare in die Weltliteratur eingeführt wurde, hiess Maurice Maeterlinck, und sein Drama nannte sich *La Princesse Maleine.*

I.

Allein schon die Zusammenstellung der Schauplätze seiner fünf Aufzüge vermag eine unbestimmte Vorstellung von der Eigenart dieses Dramas zu erwecken. 1. Schlossgarten; Gemach im Schlosse; Wald; gewölbtes Turmgemach. 2. Wald; Saal im Schlosse; Dorfstrasse; Gemach im Schlosse; Gang im Schlosse; Gehölz im Park. 3. Gemach im Schlosse; Prunksaal; vor dem Schlosse; Zimmer im Hause des Arztes; Schlosshof. 4. Garten; Schlossküche; Maleines Gemach; Gang im Schlosse; Maleines Gemach. 5. Friedhof vor dem Schlosse; Saal vor der Schlosskapelle; Gang im Schlosse; Maleines Gemach. Ein leiser Schauder weht aus diesem Szenarium, kühl wie aus alten Gewölben, und bange, wie aus alten Märchen.

Ein germanisches Märchen ist es denn auch, das uns die herzbewegende Sage von der Königstochter Maleen berichtet. Ihr Vater liess die Unfolgsame in einen Turm einmauern, den nie ein Strahl von Sonne oder Mond durchdrang. Im drittletzten der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (No. 198) steht wundertreuherzig beschrieben, wie

die Jungfer Maleen mit dem schwachen Brotmesser die Mauer durchbricht und durch das enge Loch mit dem lieben Sonnenlichte zugleich ein traurig verwüstetes Reich schaut; wie sie beim geliebten Prinzen als Aschenbrödel dient; wie sie die Stelle der hässlichen Prinzessin beim Gang zur Hochzeit vertritt; wie endlich alles froh sich wendet: „und sie küssten einander und waren glücklich für ihr Lebtag. Der falschen Braut ward zur Vergeltung der Kopf abgeschlagen.“ Denn das Märchen ist, im Gegensatze zum Mythus und zum Drama, unverbesserlich optimistisch, wenigstens in der Regel: die blonde Prinzessin bekommt ihren Herzallerliebsten und ihr Krönlein, und die falschen Hexen rumpeln und rollen im Fass voller Schlangen und spitzer Nägel ins tiefe Meer.

Andere Vorstellungen sind es, die durch das Personenverzeichnis bei Maeterlinck wachgerufen werden: Hjalmar und Marcellus, holländische Könige; Angus, Freund des jungen Hjalmar; Stephano und Vanox, Offiziere des Marcellus; Godelive, des Marcellus Gattin; Uglyana, Tochter der Königin von Jütland; ein Arzt; ein Narr; drei Arme; ein Hirte; ein Krüppel ohne Beine; Pilger, Bauern, Bettler, Landstreicher; Maleinens Amme; sieben Beghinen; ein grosser schwarzer Hund . . . Das alles erinnert leise an Hamlet. Der Eindruck wird verstärkt, wenn in der ersten nächtlichen Gartenszene Vanox und Stephano die Wache beziehen und in beklemmend dunkeln Reden vom alten Könige Marcellus berichten, von der bleichen Maleine, die dem jungen Hjalmar vermählt werden soll, und vom alten König Hjalmar, der trotz seiner siebenzig Jahre noch die unheimliche verbannte Königin Anna von Jütland sündhaft liebt. Ein Komet steigt auf über dem Schlosse; Sternschnuppen schneien funkelnd hernieder; der Himmel wird ganz schwarz; wunderlich rot und traurig glüht der Mond. Da plötzlich klirren Fenster, wirres Schreien gellt in die Nacht, mit aufgelöst flatternden Haaren stürzt die weinende Maleine vorüber, König Hjalmar verlässt unter wilden Verwünschungen und Drohungen das Schloss. Die Handlung schreitet sehr rasch fort. In der zweiten Szene trotzt Maleine ihrem Vater Marcellus, der ihr die Liebe zu dem jungen Hjalmar ausreden will; in der dritten sprechen Prinz Hjalmar und sein Vertrauter schon von dem niedergeäscherten Schlosse, vom Tode des Marcellus und all seiner Anhänger, und von der Unauffindbarkeit Maleinens; daneben äussert Hjalmar ein unerklärliches Grauen vor der schlimmen, schönen Jütländerin und ihrer Tochter Uglyane. In der vierten Szene arbeiten Maleine und ihre Amme, die im Turme eingemauert sind, den ersten Stein heraus und ahnen die Verwüstung. Hier treten zum ersten Male gewisse Manieren des Dialoges schärfer hervor:

Maleine. Il n'y a plus de maisons le long des routes!
Nourrice. Il n'y a plus de maisons le long des routes?
Maleine. Il n'y a plus de clochers dans la campagne!
Nourrice. Il n'y a plus de clochers dans la campagne?
Maleine. Il n'y a plus de moulins dans les prairies!
Nourrice. Plus de moulins dans les prairies? . . . Tout a brûlé! tout a brûlé! tout a brûlé!
Maleine. Tout a . . .?
Nourrice. Tout a brûlé, Maleine! tout a brûlé! —

Im Walde, beim Kreuzweg zu den vier Judassen, treffen Maleine und die Amme auf drei Bettler, die ihnen den Weg ins Dorf weisen. Im Schlosse oben umarmt die falsche Anna den alten König und wärmt gleich darauf die eisig kühlen Hände des jungen Hjalmar, der ob der Berührung erschaudert. Im Dorfe schlagen und stechen sich die Bauern im Blauen Löwen wegen des fremden Mädchens. — Maleine ist als Magd bei Prinzessin Uglyane eingetreten; sie geht anstatt Uglyanen zum Stelldichein mit Hjalmar. Er küsst sie. Da sagt sie ihm, wer sie ist:

Hjalmar: A quoi songez-vous? Maleine: Je suis triste. H.: Vous êtes triste? à quoi songez-vous, Uglyane? M.: Je songe à la princesse Maleine. H.: Vous dites? M.: Je songe à la princesse Maleine. H.: Vous connaissez la princesse Maleine? M.: Je suis la princesse Maleine. H.: Quoi? M.: Je suis la princesse Maleine. H.: Vous n'êtes pas Uglyane? M.: Je suis la princesse Maleine. H.: Vous êtes la princesse Maleine! Vous êtes la princesse Maleine! Mais elle est morte! M.: Je suis la Princesse Maleine.

Im selben Augenblick gluckst der Springbrunnen sonderbar auf und versiegt.

Hjalmar eilt zu seinem Vater und verkündet ihm, er habe seine liebe, echte Braut wiedergefunden; nie werde er sich mit Uglyane vermählen. Zitternd bittet ihn der Alte, doch vorerst der schlimmen Jütländerin nichts zu sagen. — Im Tanzsaale sind Anna, die Jütin und ihre Tochter Uglyane, und die beiden Hjalmar; der Alte murmelt voll Ahnung entsetzlicher Zukunft in sich hinein; der Junge ergeht sich in spitzen Reden und Preziositäten wie Hamlet gegenüber Ophelien. Da spricht der Alte sehr laut: *Je crois que la mort commence à frapper à ma porte.* Alle zittern. Die Musik hört mitten im Stück auf. Im selben Augenblick klopft es, und herein tritt Prinzess Maleine. Unter allgemeiner Aufregung fällt der König ohnmächtig zu Boden. — Vor dem Schlosse beraten der alte König und die Jütin, wie man sich Maleinens in aller Stille entledigen könnte. Da kommt sie selbst, blass und müde, neben dem jungen Hjalmar. Ein Irrsinniger tritt auf, deutet grinsend auf sie und bekreuzigt sich unter blödem Stammeln. Vom Friedhof her durch den Nebel schreiten langsam die sieben Beghinen. Dazu läutet bang die Abendglocke, Raben kreisen krächzend um die Liebenden und Irrlichter tanzen gespenstig über die Sumpfwiese in den Friedhof hinein.

Königin Anna wird ungeduldig: das schleichende Gift tötet Maleinen viel zu langsam. Der greise Ehebrecher verblödet mehr und mehr; er lallt nur noch Worte des Schreckens, sieht Symbole des Todes um sich und spricht alles nach, was er von den andern hört. In der Schlossküche hockt das Gesinde in dumpfer Gewitterfurcht; Aufträge kommen: die Amme dürfe Maleinens Zimmer nicht betreten, sie wolle schlafen; man solle das Mahl um eine Stunde früher anrichten; man brauche heute nacht nicht auf die Königin zu warten; man solle alle Lampen in ihrem Gemach anzünden; man solle noch mehr Wasser auf ihr Zimmer bringen.

In ihrem Schlafzimmerchen liegt fiebernd die arme, kleine Maleine. Ein grosser, schwarzer Hund kauert in einem Winkel und zittert. Den ganzen Tag ist niemand zu Maleine gekommen, und sie fürchtet sich, dass

ihr das Herz zerspringen möchte. Da fängt der Hund an angstvoll zu winseln: vor dem Zimmer flüstern der alte König und Anna und tasten nach dem Schlüsselloch. Die sieben Beghinen ziehen vorüber und murmeln die letzten Responsorien der Allerheiligenlitanei. Der König und Anna ringen um den Schlüssel, den der vom Gewissen gefolterte Alte nicht herausgeben will. Aber Anna entreisst ihn ihm: sie treten ein, der Hund entflieht, Maleine liegt wie gelähmt vor Angst auf ihrem Bett und horcht, horcht, horcht. Der Sturm heult. Ihr Herz klopft wie rasend. Sie kann nicht mehr sprechen vor Angst. Sie zittert so, dass das leichte Holz des Bettes mitzittert. Es wirft sie vor tobender Angst. Heuchlerisch redet ihr die Königin zu, sanft legt sie ihr die dünne Schnur um den Hals. Da springt Maleine aus dem Bett:

Maleine. Ah! qu'est- ce que vous m'avez mis autour du cou?
Anne. Rien! rien! ce n'est rien! ne criez pas!
Maleine. Ah! ah!
Anne. Arrêtez-la! Arrêtez-la!
Le Roi. Quoi? Quoi?
Anne. Elle va crier! elle va crier!
Le Roi. Je ne peux pas!
Maleine. Vous allez me...! oh! vous allez me...!
Anne (saisissant Maleine). Non, non!
Maleine. Maman! Maman! Nourrice! Nourrice! Hjalmar! Hjalmar!...
Attendez! Attendez un peu! Anne! Madame! roi! roi! roi! Hjalmar!
Pas aujourd'hui! Non! non! Pas maintenant!

Da zieht die Königin die Schlinge zu — Maleine röchelt. Der König sinkt auf einen Stuhl. Anna befiehlt ihm, Maleine fest zu packen, denn die Arme zappelt im Todeskampfe mit den Füssen. Wütender Hagel prasselt an die Scheiben; Maleinens Augen brechen. Ein Fenster fliegt klirrend auf und reisst eine Lilie in einer Vase auf den Boden; der Irrsinnige grinst ins Gemach, der König schlägt ihn mit dem Schwerte nieder. An der Türe scharrt und heult der Hund. — Man muss ähnliche Szenen auf der Bühne gesehen haben, um zu ermessen, mit welchem Raffinement hier Situation, Wort, Vorgang, Dekoration und Elementarmaschinerie zusammenwirken, um den Eindruck des ungeheuersten Grauens zu erzeugen. Das Grauen, das von dieser Szene ausgeht, kann nicht leicht mehr übertroffen werden. Darum wirkt auch der letzte Akt matter, trotz der Weltuntergangsstimmung der ersten Auftritte, trotz der Hamletartigen Lösung durch Mord und Selbstmord, trotz der schauerlichen allgemeinen Verwüstung des Schlusses, der einem entsetzlichen Traume gleicht.

II.

„*L'Intruse*“ (1891), „*Les Aveugles*“ (1891), „*Intérieur*“ (1894) und „*La Mort de Tintagiles*“ (1894) scheinen mir eine besondere Gruppe für sich zu bilden. Gemeinsam ist ihnen die methodische, überlegte Langsamkeit, mit der das Schreckliche vorrückt, Zoll um Zoll, wie jener bewegliche Betthimmel englischer Schauernovellen, der langsam sich senkte und

das schlummernde Opfer mit der infamen Sicherheit eines Mechanismus zerquetschte.

„Der Eindringling“: Um einen Tisch herum sitzen der alte blinde Grossvater, der Vater, der Onkel, die drei Töchter und reden von der Wöchnerin, die nunmehr ausser Gefahr ist. Was sie sprechen, ist alltäglich, die Bemerkungen des Onkels sogar von ziemlicher Gereiztheit, besonders wenn er sich gegen den Blinden wendet. Man erwartet eine Schwester der Kranken, die nachts noch eintreffen soll. Mond liegt auf den weissen Gartenwegen. Da erhebt sich ein schwaches Säuseln im Laub: es ist, als ob die Bäume zitterten. Die Nachtigallen singen nicht mehr: ist vielleicht jemand in den Garten gekommen? Aber man hört nichts. Was haben denn die Schwäne im Teich, dass sie so erschreckt auseinanderfahren? Und alle Fische tauchen in die Tiefe! Es wird wohl die Schwester sein, die von der Reise gekommen ist. Warum nur bellt kein Hund? Es streicht kühl ins Zimmer. Sonderbar, wie schwer heute die Flügeltür sich schliesst; gerade, als ob etwas dazwischen wäre. Wer wetzt denn um diese Zeit noch eine Sense? Es wird wohl der Gärtner sein, der morgen, am Sonntag, nicht mähen will; man kann ihn nicht recht sehen, es ist so dunkel. Auch im Zimmer ist es dunkel; die Lampe brennt düster, obwohl man sie erst heute aufgefüllt hat. Horch — Schritte! Das wird die Schwester sein! Man ruft die Magd; man hört ihren Schritt, zugleich noch einen zweiten Schritt: kein Zweifel, es ist die Schwester! Wie, es ist nur die Magd? Aber es ist doch jemand gekommen? Wir haben ja doch das Geräusch am Haus deutlich gehört! Die Magd sagt, sie habe eben das Tor geschlossen. Ja, war es denn offen? Ganz bestimmt, es war offen; es wird noch jemand hereingegangen sein. Was hat denn die dumme Magd, dass sie so gegen die Türe drückt? Aber sie drückt ja gar nicht! Sie ist drei Schritte von der Tür entfernt! Der Blinde wird unausstehlich unruhig: er bildet sich ein, am Tische sitze ein Fremder, den man ihm verheimlichen wolle. Warum alle auf einmal mit ganz anderer Stimme sprächen? Was es in der Ecke zu flüstern gäbe? Was flackert denn die Lampe? Wie, sie erlischt? Es schlägt zwölf: wer ist denn gerade aufgestanden vom Tische? Da fängt im Nebenzimmer der Säugling an, ängstlich zu weinen. Man hört schwere, eilige Schritte, dann Stille: die Zimmertür geht auf, die barmherzige Schwester tritt aus dem Gemach der Wöchnerin, sehr ernst, und weist die Sehenden mit leiser Gebärde ins Sterbezimmer. Jammernd und hilflos bleibt der Blinde zurück. — — —

„Die Blinden“: In nächtlichem Walde, unter funkelnden Sternen kauern zwölf Blinde: blind Geborene, blind Gewordene, Greise, Junge, eine närrische Blinde, die ihr Kind an der Brust hält. Schweigsam sitzen sie da, ohne heftige Gebärden, ohne jäh den Kopf zu wenden. Sie bergen das Antlitz in bleichen Händen und stützen die Arme auf müde Knie. Eiben und Trauerweiden stehen regungslos in der Runde; starr recken die Zypressen sich in die Höhe; auf bleichen Asphodelosbüscheln schimmert mattes Mondlicht. In der Mitte der Blinden sitzt

der priesterliche Greis, ihr Führer, der einzige, der sieht. Der einzige, der sah. Denn er ist soeben lautlos verschieden. Aber die Blinden wissen es nicht. Sie glauben, er habe sich nur ein wenig entfernt. Sie sprechen von ihm, anhänglich, freundlich die einen, mit schmähender Spitalbissigkeit die andern. Nachtvögel kreisen im Gezweig. Drüben, überm Deiche, rauscht das Wasser. Die blind Gewordenen erzählen sich von der Zeit, da sie noch sahen, die Sterne, die Sonne sahen, vor urlanger Zeit, wie sie noch Kinder waren. Jetzt hören sie Sonne und Sterne. Mit ungläubigem Hohn vernehmen die Blindgeborenen das alles. In der Ferne schlägt es Mitternacht. Oder ist es Mittag? Die Blinden wissen es nicht. Zugvögel kreischen vorüber; am Deiche frisst und brüllt die Woge. Es schneit in grossen Flocken. Da entdecken sie, dass der Führer tot ist. Es dünkt ihnen, ein Fremder sei unter ihnen. Wer ist in ihre Mitte getreten? Keine Antwort. Nur das Kind schluchzt und, in drohender Nähe, donnert das Meer gegen den allzuschwachen Deich. — — —

„Drinnen“: Ein nächtlicher Garten, in dem ein Haus steht. Die Fenster des Erdgeschosses sind hell erleuchtet. Friedlich sitzt die Familie um den runden Tisch: zunächst dem behaglichen Feuer der Vater; nachdenklich blickt die Mutter ins Weite; an ihren Arm geschmiegt schlummert ein Kind; die Schwestern sticken, lächeln sich an und träumen. Der Greis und der Fremde treten in den Garten, behutsam und ängstlich: sie wollen nicht gesehen werden. Denn sie bringen böse Botschaft: die Schwester von den zwei lächelnden Stickerinnen da drinnen ist tot. Wem soll man es zuerst sagen? Dem Vater? Aber er ist alt und kränklich. Die Mutter auch. Und die Schwestern sind zu jung. Ah, wie ist diese Tote geliebt worden! Gab es je ein glücklicheres Heim? Wie soll man es ihnen nur beibringen? Schonend? mit einleitenden, vorbereitenden Worten? Aber sie werden den Greis sogleich fragen, warum er so durchnässt sei, und den Fremden, woher der Schlamm komme an seinem Gewande. Gestern, um diese Zeit, sass sie noch mit am Tische und lächelte auch, stickte auch, träumte auch. War es überhaupt freiwillig, dass sie ins Wasser ging? Wie friedlich das Kleine atmet und schlummert! Da sitzen sie drinnen, die Ahnungslosen: alle Türen haben sie wohl verschlossen, alle Fenster klug vergittert, alle Riegel sorglich vorgeschoben; draussen aber lauert das Schreckliche und kommt immer näher. Bald werden sie die Leiche bringen: schon sind sie an den letzten Hügeln; das ganze Dorf kommt mit, sie tragen Lichter und Fackeln. Der Greis darf nicht mehr zögern, er geht hinein ins Haus. Man sieht, wie er sich setzt, sich den Angstschweiss von der Stirne wischt, wie die Mutter zittert und ahnt, wie alle im Zimmer plötzlich aufstehen, eine Frage auf den totenblassen Lippen, wie der Greis traurig bejahend nickt. — — —

„Der Tod des Tintagiles“: Zwischen den Bergen, unter morschen Bäumen, steht das schwarze Schloss. Ygraine und Bellangère wohnen darin, die Schwestern. Das Schloss verfällt, die Mauern klaffen, trotzig

und dräuend steht nur der dicke Turm, in dem die alte Königin haust. Niemand sieht sie, niemand weiss, was sie tut; selbst ihre Mägde gehen nachts nur aus. Argwöhnisch ist sie und eifersüchtig, herrschgierig, halb wahnsinnig. Ihre Befehle werden ausgeführt, ohne dass ein Mensch ahnt, wie. Nun hat sie den kleinen Tintagiles kommen lassen. Aber die Schwestern werden ihn treulich vor ihr behüten; nur darf er sich nie von ihnen oder vom alten Aglovale entfernen. Schon sind die Schwestern ängstlich; Bellangère hat sich bis zum Turme gewagt; sie sah unheimlich gewundene Gänge, niedrige Galerien ohne Ausgang; sie hörte die Mägde der Königin von einem Kinde und einer goldenen Krone sprechen; wie böse sie dazu lachten! Soll vielleicht der kleine Tintagiles auch so spurlos verschwinden, wie seine älteren Brüder? Machtlos ist man gegen die Königin; sie vergiftet das Schloss mit ihrem Schreckensatem; ihre Gegenwart lähmt, zermalmt, erwürgt; es gibt keinen Widerstand gegen ihre Bosheit. Drei Türen führen zu den Korridoren der Königin. Die Schwestern und der Alte halten Wache davor. Warum klopft das Herz des kleinen Prinzen so? Man hört schlürfende Tritte, Flüstern, Schleichen. Ein Schlüssel knarrt im rostigen Schlosse. Der Alte fährt mit dem Schwert in die Toröffnung neben dem Rahmen, wo er die Feindinnen vermutet; wie Glas zersplittert das Schwert, langsam öffnet sich das Tor, man sieht niemanden, man hört nichts, dann schliesst es sich dröhnend. — Es ist Abend. In müder Umarmung schützen die Schwestern den kleinen Prinzen. Leise gleitet das Tor auf: die vermummten Mägde der Königin holen Prinz Tintagiles aus den Armen seiner schlafenden Schwestern. — Vor der eisernen Tür des unterirdischen Gewölbes steht Ygraine und schlägt sich die Hände blutig daran; hinter der Tür klopft Tintagiles mit dünnem Fingerchen und ruft schwach: „Öffne, Schwesterchen, öffne, schnell, schnell, sie ist da, ich muss sterben, wenn du nicht aufmachst, ich bin ihr entlaufen, hörst du denn nicht? Sie kommt, sie kommt! Um Gottes willen, mach auf! . . . Jetzt packt sie mich an der Kehle!" Da ist es plötzlich still. Ygraine schreit ihren Jammer der eisernen Tür zu; sie bittet und fleht. Demütig kniet sie sich nieder, um das alte Scheusal zu erweichen; sie fleht mit aufgehobenen Händen: „Er ist so klein, so klein! Tut ihm nichts! Mit mir tut, was ihr wollt! Nur ihn schont! Nur ihn lasst leben!" — Grauenvolles, unerbittliches Schweigen. Da sinkt sie gebrochen zu Boden und schluchzt, und das helle Blut rinnt von ihren kraftlosen Händen. — — —

III.

Der „Tod des Tintagiles" leitet über zu den Märchenspielen, zu denen er nach seinem äusserlich dekorativen Apparat zu reihen wäre, wenn ihn nicht die schauerliche Grausamkeit des Stoffes als verspäteten Nachkömmling der Maleinestimmung, die überlegte Technik der Nervenfolter als Seitenstück zu den drei Alltagsdramen erscheinen liesse.

„Les Sept Princesses“ (1891): Das Dekorative erinnert an „Intérieur“; hier wie dort eine stumme Gruppe in einem Gemache, draussen vor den Fenstern die sprechenden Personen; drinnen unheimliche Ruhe, draussen ebenso unheimliche Geschäftigkeit. Ein grosser Marmorsaal, in dem Lorbeerbäume stehen, Lavendel duftet und Lilien in feinen Gefässen welken. Auf den sieben Stufen der Marmortreppe schlummern die sieben Prinzessinnen. Weiss ist der Marmor, weiss die Gewänder der Mädchen, weiss die schlanken Arme, die auf blassen Seidenkissen ruhen, weiss und blass das Licht, das aus der silbernen Ampel schimmert. Durch die Fenster, die bis zu den kühlen Fliesen reichen, blickt eine traurige Sumpflandschaft herein, und unbeweglich und schwarz ein Kanal. Ein Schiff kommt, dem Prinz Marzellus entsteigt. Mit Wehmut begrüsst er das alte Königspaar, aber seine Sehnsucht drängt ihn zu einer der sieben Prinzessinnen. So gebrechlich und zart sind diese Wesen, dass schwer zu sagen ist, ob es schlimmer sei, sie jäh zu wecken, oder sie in unnatürlich tiefem Schlafe zu lassen. Darum geht Marzellus den unterirdischen Gang, an dessen Ende man zu der Grabplatte mitten im Saale emporsteigt. Sechs Prinzessinnen fahren aus ihren Träumen auf, wie der blasse Ritter mit der Lampe unter ihnen steht, die siebente aber, zu der ihn die Sehnsucht zog, bleibt starr und unbeweglich auf dem blassen Pfühl. Während draussen der König und die Königin jammernd um Hilfe schreien, während Diener, Soldaten, Bauern, Weiber mit Fackeln und Laternen herbeieilen und in wilder Angst an Pforte und Fenstern pochen, heben die sechs Schwestern den weissen Leichnam auf und betten ihn auf die oberste der Stufen. — — —

„*Pelléas et Mélisande*“ (1892): Pelleas und Golaud sind die Enkel des Königs Arkel von Allemonde. Golaud findet auf der Jagd Melisanden, die mit langem, wundervollen, aufgelösten Haar am Rande eines Brunnens sitzt und weint. Obwohl sein Haar schon an den Schläfen grau wird, nimmt er das Kind zum Weibe; aber nach sechs Monden weiss er nicht mehr von ihr als am ersten Tage. — Pelleas und Melisande sitzen am alten Brunnen im verwilderten Park; Melisande wirft spielend den Ring, den Golaud ihr gab, in die Höhe: da fällt er ins Wasser. Wie ihr Mann sie darum fragt, lügt sie, sie habe ihn in der Grotte am Meer verloren. Warum lügt sie? — In der Dämmerung sitzen Pelleas und Melisande sich gegenüber; da kommt Golaud mit seinem Söhnchen Yniold aus erster Ehe. Der kleine Yniold leuchtet den Zweien ins Gesicht: warum haben sie geweint? — Golaud überrascht Pelleas, wie er jubelnd die Haare Melisandens liebkost. Mit finsterem Ernste gebietet er ihm, sie zu meiden. Aber fortan zermartert er sich Herz und Hirn mit Argwohn. Er fragt den kleinen Yniold aus, und das kindische Geplauder verrät ihm zu wenig und zu viel zugleich. Er überrascht die beiden, wie sie sich umarmen, und stösst in jäher Wallung den Bruder nieder. Melisande gebärt ein schwächliches Kind, dann legt sie sich zum Sterben, schuldlos in Schuld verstrickt, „das arme, kleine, geheimnisvolle Wesen“. — — —

„*Alladine et Palomides*“ (1894): Alladine, die arkadische Sklavin, wird vom alten Könige geliebt. Palomides soll die Tochter des Königs heiraten, aber ihn bezwingt die Liebe zur schönen Alladine. Der König lässt das Paar in die unterirdischen Grotten werfen. Aber der unbestimmte Widerglanz von blauem Meer und heller Sonne verwandelt den Kerker in ein smaragdenes Paradies voll tiefen Leuchtens und sanfter Glut, und schon sind beide willig, den seligen Liebestod in solch wunderherrlicher Entrücktheit zu sterben, da wanken die Felsen: die Retter kommen, und mit ihnen, grell und grau und öde, die kalte Klarheit des nüchternen Tages. Feucht und klebrig sind nun die nassen Felsen anzusehen, und als widrige Algen und schmierige Flechten zeigt sich, was den Liebenden in zarter Dämmerung wie Rosenketten erschimmert war. Rasch siechen die Befreiten dahin, Kammer an Kammer nebenan, und wunderlich klingt ihre fromme Sehnsucht nach der Zaubergrotte den andern, die nicht wissen, dass von den Gipfeln der Seligkeit kein Weg ins graue Leben zurückführt. Sie sterben leicht: nichts bindet sie mehr an diese Welt. — — —

„*Aglavaine et Sélysette*“ (1896): Sie stirbt leicht: nichts bindet sie mehr. Denn Selysette, das scheue Seelchen, ist in demütiger Liebe zur Heldin geworden, und der Augenblick ihres Todes ist zugleich der Augenblick, da ihre reine Seele am höchsten und am gütigsten aufglänzt. Vier Jahre lang hat sie als Gattin Meleanders gelebt, schön, liebevoll und sanft; sie hat ihre Blumen begossen, ihre Meervögel vom alten Turm aus gefüttert und die lahme Grossmutter gepflegt, und war allzeit fröhlich wie ein Kind. Da tritt die Witwe ihres Bruders in ihr Leben, jene schöne und weise Aglavaine, von der es wie ein Schimmer strahlender Wahrhaftigkeit ausgeht; vor der alle Seelen sich willig öffnen; vor der weder Verstellung noch Kleinlichkeit bestehen kann. Aglavaine und Meleander ziehen sich zauberhaft an; sie lieben sich, weil sie sich lieben müssen, weil eins sich selbst ohne das andere nicht denken kann, eins nur im andern sich weiss, fühlt, liebt, im andern sich selbst und in sich selbst nur das andere wiederfindet; sie lieben sich, als ob sie ihr ganzes bisheriges Leben auf einander gewartet hätten, als ob ihre Seelen in alten, alten Zeiten sich längst gekannt, ehe ihre Blicke sich trafen. Sie lieben auch Selysette, aber die Arme, Geduldete benetzt heimlich mit Tränen die Brosamen der Liebe, die man ihr grossmütig übriglässt; sie weiss, wie überflüssig die bemitleidete kleine Selysette ist, die man nur hastig küsst, während doch jedes geheim an das andere denkt. Aber da sie Aglavainen am Rande des tiefen Wassers eingeschlafen findet, weckt sie die Nebenbuhlerin sanft auf. In wundervoller Offenheit kündet Aglavaine der ängstlichen und schüchternen Seele ihres tiefsten Wesens Geheimnis, und beide lernen sich zu lieben, die zu früh Gekommene und die zu spät Gekommene. Aber dennoch, so sehr die drei in makelloser Reinheit ihre Liebe heilig halten wollen, die beiden Frauen fühlen, dass jede der andern im Wege ist. Selysette blickt bewundernd auf zu Aglavainens Hoheit, diese aber erkennt, dass Selysettens reine Kindes-

seele das Schönste, Grösste und Herrlichste auf Erden ist: „sie braucht sich nur zu neigen, um unerhörte Schätze in ihrem Herzen zu finden, und bietet sie so zagend an, wie eine junge Blinde, die gar nicht weiss, dass sie lauterstes Gold und köstlichster Perlen Zier in ihren Händen hält". Und so trägt jede sich mit dem Gedanken, der geliebten andern um des geliebteren Mannes willen Platz zu machen. Ein Heldengedanke keimt in Selysettens traurigem Herzen: sie lockert die Steine auf ihrem alten Turme, so dass man glauben muss, es habe nur ein Quader nachgegeben, als sie sich zu weit hinausbog. Aber da sie zu Mittag auf der hohen Warte steht und in unendlicher Bläue das Meer sich dehnen, in namenloser Festlichkeit jede Nähe und Ferne aufglühen sieht, goldener die Sonne, grüner Gärten und Gras als je, alles in ruhigem, heitern, tiefen Glücke strahlend, da vermag sie es nicht. Noch einmal geht sie müden Schritts hinunter zur lahmen Grossmutter und sagt ihr liebe, herzliche Worte, dann nimmt sie ihr Schwesterchen wieder mit auf den Turm. Es ist Abend geworden, versunken die Sonne, alles grau und kühl und bleich. Sie umhüllt schützend das Kind, und redet eindringliche, zärtliche Worte zu ihm, Worte, die schwer sind von Tränen; denn irgend jemanden möchte sie doch bei sich haben in ihrem letzten Stündlein, damit das Überlebende den zwei andern sage, es sei nur ein Unglück gewesen, sie habe nicht geweint, gewiss, sie habe nicht geweint; nur ein Unglück war's, nur der Stein gab nach, als sie sich zu weit hinausbog. — Aber der armen kleinen Selysette soll gar nichts erspart bleiben: man findet sie, noch lebend, am Fusse des hohen Turmes; man bettet sie weich und sanft. Aglavaine und Meleander knien vor der Sterbenden und flehen sie an, doch die Wahrheit zu sagen, ob sie habe sterben wollen. Sie aber lächelt innig und lügt tapfer, denn sie will das Glück der Überlebenden nicht durch einen Vorwurf trüben, und nur, wenn die Schmerzen sie so quälen, dass sie fürchtet, sie möchten ihr die Wahrheit entpressen, bittet sie Aglavaine, ihr den Mund zuzuhalten. Ihr letztes Wort aber ist: „Nur der Stein gab nach, wie ich mich zu weit hinausbog." — —

IV.

„Ariane et Barbe-Bleue" (1901) und *„Sœur Béatrice"* 1901: Zwei Texte für Singspiele, die der Dichter nur als Gelegenheitsarbeiten gelten lassen will. Ariane entdeckt in Blaubarts Schloss die fünf, die vor ihr gegen den Befehl die siebente Türe geöffnet haben. Sie befreit sie aus ihrem Kerker und die erbitterten Bauern schleppen unter wildem Siegesheulen den gefesselten Blaubart herein. Nun können die Frauen sich rächen. Aber Ariane zerschneidet die Fesseln, und als sie die Zauberburg verlässt, folgt ihr keine der andern fünf. Sie bleiben treu bei dem furchtbaren Blaubart. — — —

Schwester Beatrix, die Pförtnerin, folgt, da der Liebe Sehnsucht übermächtig in ihr wird, dem Werben Ritter Bellidors, nur legt sie ihr

Klostergewand vor die Statue Mariens, ehe sie flieht. Die seligste Jungfrau steigt vom Sockel herab, zieht Kutte und Schleier an und läutet zur Hora. Die Nonnen sehen, dass durch Beatricens Unachtsamkeit das Marienbild verschwunden ist, und wollen die vermeintliche Pförtnerin züchtigen, aber da fangen die Gewänder der Jungfrau an zu leuchten, die Engel am Altare neigen sich, alle Heiligen beugen sich inbrünstig, die steinernen Statuen an den gotischen Pfeilern fallen auf die Knie, Engeljubel durchbraust himmlisch die Kirche, Blumen schweben duftend nieder — Schwester Beatrix ist eine Heilige! — Nach fünfundzwanzig Jahren kehrt die wahre Beatrix zurück. Müde sind ihre Füsse und wund, mit Staub und Schmutz ist sie bedeckt, und auch ihr Herz ist müd und wund, und ihre Seele ist durch Staub und Schmutz gegangen. Mit zitternder Hand tastet die Heimgekehrte nach Gürtel und Schleier, hüllt sich, denn die Arme friert erbärmlich, ins reine klösterliche Gewand, und bricht ohnmächtig zusammen. Die greisen Schwestern wanken herein, finden die heilig verehrte Beatrix, finden die wieder an alter Stätte thronende Schirmherrin, gnadenvoller, lächelnder und köstlicher anzusehen, als je zuvor. Mit liebender Ehrfurcht stützen sie Beatrix und sehen, wie fürchterlich die Arme gealtert ist: wie welk die Haut, wie erloschen der Blick, wie grau die wirren Strähne, wie gebrochen die einst so Strahlende. In wilden Selbstanklagen enthüllt Beatrix die traurige Vergeudung ihres Lebens und das namenlose Elend jener fünfundzwanzig Jahre: als Dirne klagt sie sich an, deren Leib jedem feil stand, nachdem Bellidor sie verlassen; als Erwürgerin ihres jüngsten Kindes, nachdem ihr die drei älteren in grauenhafter Not gestorben, — sie war wahnsinnig, und der Wurm schrie vor Hunger. Erschüttert lauschen die greisen Schwestern der schrecklichen Beichte. Sie glauben kein Wort davon, wissen sie doch, wie heiligmässig Schwester Beatrix diese langen Jahre vor ihren Augen gelebt hat. Nur seine Heiligen lässt Gott, als letzte Prüfung vor der ewigen Seligkeit, so schwer und bitter versuchen! Da legt die müde Beatrix das Haupt nieder zum langen, schmerzlich genug verdienten Todesschlafe. In der Welt hat die Arme nicht Ruh noch Rast gekannt vor der Bosheit und dem Hasse der Menschen, nun wird ihr letztes Stündlein von eitel Liebe und Güte verklärt. Sie neigt das Haupt und stirbt.

V.

Man erlaube, dass ich die Handlung der „*Monna Vanna*“ in der Sprache jener Zeit erzähle: „Es lebte in der Stadt Pisa Madonna Giovanna, eine ebenso tugendhafte wie schöne Dame, vermählt mit dem Capitano der Stadt, Guido Colonna. Sie rettete Leben und Besitz der Bürgerschaft, als die Florentiner den Ort scharf bedrängten, indem sie dem Begehren des feindlichen Anführers Prinzivalle gehorchte, nackt, nur mit einem Mantel bekleidet, auf eine Nacht in sein Zelt zu kommen. Durch eine wunderbare Laune des Geschickes, wie nicht minder durch die er-

staunliche und grossmütige Enthaltsamkeit des Feindes geschah es, dass er Monna Vanna nicht berührte, sondern sie mit der ehrerbietigen Liebe eines Bruders die Nacht hindurch bei sich behielt, und mit ihr von sonnigeren Tagen der Kindheit sprach, da sie beide in Venedig zusammen gespielt hatten. Aber da die unbegreifliche Schonung Pisas Prinzivalle als einen längst Verdächtigen und halb in Ungnade Gefallenen der Rache der Florentiner ausgeliefert hätte, floh er mit Giovanna in die gerettete und mit Lebensmitteln und Geschossen versorgte Stadt. Vannas Gemahl aber, der von unadliger und argwöhnischer Gemütsart war, und unfähig, den Edelmut des Prinzivalle zu begreifen, verschloss sein Ohr gegen die Schwüre der Frau, dass sie als eine Reine und Unschuldige ihm zurückkehre, und befahl, den Prinzivalle allsogleich zu einem grausamen Tode zu führen. Da wusste sich die edle Dame in bitterer Herzensnot keinen andern Rat mehr, als dass sie log, jener habe sie berührt und sie ihn mit Liebkosungen listig nach Pisa gelockt; und vor aller Augen überhäufte sie den Gefesselten mit den glühendsten Küssen, um zu zeigen, wie schlau sie ihn betört habe und befahl, ihn aufs beste zu bewachen, denn ihrer Rache gehöre er nunmehr. Also geschah es, dass eine tugendhafte Dame in Liebe zu einem edeln Jünglinge entbrannte, weil ihr Gatte zu klein für die Grossmut des Feindes und die Wahrheit des Weibes sich erwiesen hatte."

* * *

„Monna Vanna" entpuppte sich als ein Kassenstück ersten Ranges. Wer nie vorher auch nur eine Zeile von Maeterlinck gelesen hatte, liess den Namen nunmehr wie ein Bonbon auf der Zunge zergehen, schmatzte und schmunzelte, verdrehte mit weihevoller Lüsternheit die Äuglein und sprach den Namen grundsätzlich falsch aus. Was war da eigentlich geschehen? Welches Unglück war geschehen??

VI.

Aber damit beginnen die Fragen der Kritik. Ohne Unterbrechung, ohne jedes Dreinreden wurde der Inhalt dieser Dramen erzählt; so, dass ihr Eigentümliches ruhig und deutlich hervortrat; so, dass der Leser, auch wenn er das Werk nicht kannte, nun darüber orientiert ist. Orientiert in dem Sinne, dass er nunmehr eher einen Hymnus, als eine Ablehnung erwartet. Immerhin aber so genau orientiert, dass er Hymnus sowohl wie Ablehnung selbst kontrollieren und korrigieren kann. Das ist sein Recht. Ich aber habe Lust, nach so vieler Feierlichkeit, zu der meine Aufgabe mich zwang, ab und zu ein wenig zu lachen. Das ist mein Recht.

Zuvor jedoch sei dem Dichter selbst noch einmal das Wort erteilt.

Maeterlinck hat sich zweimal über das Drama vernehmen lassen. Der ersten Gesamtausgabe seiner kleinen Dramen hat er ein Vorwort mit

auf den Weg gegeben. Er spricht darin mit lächelnder Nachsicht von seinem Erstlingswerke, der *Princesse Maleine,* dessen gefährliche Naivitäten er ebensowenig verkennt, wie die vielen dramatisch überflüssigen Auftritte, die wunderlichen Wiederholungen, durch die seine Personen wie schwerhörige Schlafwandler erscheinen, welche jäh aus bangen Träumen gerissen worden sind. Er schaut zurück auf die grössere Reihe der Todesdramen: Was er in ihnen zu erwecken unternahm, war das Gefühl von der Gegenwart „ungeheurer Mächte, unsichtbar zugleich und fürchterlich, deren Absichten keiner kennt, die aber all unserm Tun feindlich zu sein scheinen, feindlich dem Lächeln, dem Leben, dem Frieden, dem Glücke. Unschuldige, aber wider Willen feindliche Geschicke schürzen und lösen sich, und Alle gehen zugrunde, und traurig blicken die Weiseren: sie sehen das Kommende voraus, aber können nichts ändern an all dem grausamen und unerbittlichen Spiel, das Liebe und Tod mit den Lebenden spielen. Liebe und Tod und die andern Mächte alle üben in diesen Stücken eine Art tückischer Ungerechtigkeit aus, deren Strafen (denn Belohnungen kennt diese Ungerechtigkeit nicht) vielleicht nur Launen des Schicksals sind ... Fast stets erscheint dies Unbekannte in der Gestalt des Todes ... Das Problem der Existenz wird durch das Rätsel ihrer Vernichtung beantwortet. Dieser gleichgültige unerbittliche Tod, blindlings tappend und tastend, holt sich am liebsten die Jüngsten, die am wenigsten Unglücklichen, ... kleine, zerbrechliche, schaudernde Geschöpfchen, die tatlos grübeln; und all ihrer Worte und all ihrer Tränen Bedeutsamkeit liegt darin, dass Worte und Tränen in den Abgrund fallen, an dessen Schneide sich das Drama abspielt, und dass sie wunderlich darin verhallen, im Bodenlosen gleichsam, denn dumpf nur klingt und trüb verworren der Schall."

In einem kleinen Aufsatze hat Maeterlinck seine Ansicht vom modernen Drama im allgemeinen niedergelegt. Seine Ästhetik ist, wie die der meisten Künstler, eine Formulierung dessen, was er kann, als gut, und dessen, was ihm versagt ist, als schlecht. Das erste dünkt ihm der Weg der Zukunft; das, was er nicht kann, ist veraltet und abgetan. Als das Wesentliche erscheint ihm beim modernen Drama das Verkümmern der äusseren zugunsten der inneren Handlung; gewalttätige Konflikte, tragische Erschütterungen, blutige Lösungen, wie das antike Drama und das der Renaissance sie liebte, seien fortan unmöglich, weil unser modernes Leben zu nüchtern, zu kühl rechnend und besonnen geworden sei. Anzustreben sei ein neues Theater, ein Theater des Friedens, des Glückes, der Schönheit ohne Tränen.

VII.

Als man anfing, aufmerksamer hinzuhören, wenn Maeterlincks Name genannt wurde, da war man in Deutschland eben der Offenbarung von vorgestern ein wenig müde geworden. Man hatte sich mit der schalen Kost des Berliner Naturalismus den Magen verdorben und verlangte

nach künstlerischerer Würze, nach schärferen Reizen. Bot sich ein Narkotikum, so auserlesen konzentriert, künstlich und berauschend zugleich, wie die ersten kleinen Dramen des Belgiers? Wer die letzten Jahre hindurch mit offenem Auge die Entwicklung der Malerei verfolgt hatte, sah eine neue Mode schon von längerher kommen: die graue Milieumalerei, die sozial-pathetische Schilderung, die lebensgrossen Kohläcker waren eines schönen Tags wie weggezaubert; man schwelgte in holdester Märchenzartheit, malte symbolische Gedichte, philosophierte mit Pinsel und Ätznadel, badete sich in Schönheit. Nie vorher hatte man so unheimlich schön gemalt. Der unter spöttischen Nekrologen begrabene Realismus hatte übertriebenen Respekt vor dem Modell. Die Neu-Romantik (denn um dieselbe Zeit prägte man dieses sehr schöne Wort und setzte es vorsichtig in Umlauf) entband von solch unbequemer Forderung: man durfte wieder nach Herzenslust auswendig malen! Der Naturalismus hatte nur das Triste, Peinigende, Sinnlose, Gemeine der Realität erfasst und dargestellt. Die Neu-Romantik beschränkte sich auf einen kleinen Umkreis fahler mondübergossener Halde, auf der bleiche hysterische Jungfräulein sich zu blassen rhachitischen Knaben niederneigten und Babygefühlchen im Babyjargon stammelten. Drüben aber, jenseits des vergoldeten Gitterzäunchens, blühten und dufteten wie in den alten Tagen die reichen Gärten des Lebens, in denen hell und heiss die liebe Sonne schien und Vögel sangen und kühle Brunnen rauschten und kecke Winde wehende Wipfel umspielten. Die deutsche Romantik vom Anfang des Jahrhunderts war der frische und übermütige Ansturm eines jungen Geschlechts gegen die klassizistische Hochburg gewesen, die Neu-Romantik war der vorsichtige Tastversuch einer Handvoll Literaten, wieder Fühlung mit den zahlungsfähigen Kreisen des deutschen Bürgertums zu gewinnen, die man durch den ungebärdigen Naturalismus vor den Kopf gestossen hatte.

Man soll nie vergessen, von wem Maeterlinck entdeckt worden ist: von Octave Mirbeau! Man soll auch nie vergessen, wann und wo Maeterlinck von Octave Mirbeau entdeckt worden ist: im August, in den Hundstagen! Weiss man aber auch was Hundstage in Paris bedeuten? Die Stadt — ein stauberfülltes glühendes Gefängnis; Bäume und Rasen — wie verbrannt; der weiche Asphalt stinkt zum weisslichblauen Himmel; man lechzt nach *Amer Picon,* und *Piperminthe à l'eau* dünkt dem verstocktesten Alkoholiker ein trinkbares Getränke; keine Linderung in den Nächten, keine Abkühlung durch ein frisches Schwimmbad. In solcher Höllenqual ist man rührend empfänglich für jegliche Suggestion, wunderlich dankbar für jede Sensation. „Ein belgischer Shakespeare!" Warum denn nicht? Man glaubt ja so gerne alles, man widerspricht bei gar nichts, hält Octave Mirbeau für einen kompetenten Kritiker und Maurice Maeterlinck für ein naives Genie. Ein belgischer Shakespeare! Man hat schon seit langem keinen literarischen Messias mehr gefeiert: wie hübsch von Octave Mirbeau, einen zu entdecken, *là-bas* . . . Was den Franzosen geographisch über den Horizont geht, nennen sie *là-bas;* was sie literarisch nicht mehr verstehen, *brouillard*

du Nord. Auch Shakespeare, den die Franzosen trotz Taine, trotz Paul de Saint-Victor nie verstanden haben, ist für einen Mirbeau *là-bas*, und was er schreibt, *brouillard du Nord;* ein ebenso nebuloses wie schleierhaftes Genie. Aber — im übrigen — welch gefundener Titel für ein Feuilleton in den Hundstagen: „Ein belgischer Shakespeare." Wer erdreistete sich, den Belgier anzuzweifeln? Nun wohl, so mochte der Shakespeare nebenherlaufen! Mirbeaus Artikel wurde gedruckt, ein paar Camelots schrien ihn aus, ein paar Boulevardiers lasen ihn, alle Welt vergass ihn. In Frankreich wenigstens. Ganz anders in Deutschland. Niemals hatte der leichtsinnige Mirbeau einen folgenschwereren Witz gemacht. Dass ein Feuilleton des Figaro für den Tag geschrieben und berechnet ist, kam den feierlichen Deutschen nicht in den Sinn. Was keinem von Mirbeaus Romanen, keinem seiner Dramen jemals vorher oder nachher passierte, geschah seinem Artikel: er wurde ernst genommen.

Die Berliner bekamen damals eine Dramatik vorgesetzt, so naturalistisch, dass die ganze Poesie zum Teufel ging. Wohlan, hier war soviel Poesie, dass die ganze Natur zum Teufel ging. Man hatte sich bei Hauptmann tödlich gelangweilt, hatte unter Gähnen applaudiert, unter Applaus gegähnt. Nun hatte man wieder einen Dichter. Ach nein, man hatte mehr, unendlich mehr: ein dankbares Objekt für geistreichelnden Tiefsinn, einen Dichter, der eigentlich ein Philosoph war, einen Philosophen der zum mindesten als Bienenzüchter einiges verstand. Sehr bald war der belgische Shakespeare in Kreisen, die von Goethe nur wussten, dass er himmlisch unpassende Sachen geschrieben und den Goethebund gestiftet habe, eine gegebene und absolute Grösse, die man als unerforschlich ruhig verehrte. Jedwedes *sacrificum intellectus* wurde ihm, soweit dies überhaupt noch nötig oder möglich war, inbrünstig gebracht. Daneben aber, abseits von den Maklern der Literaturbörse, stand damals und steht noch heute eine kleine Anzahl Kenner, durchaus nicht geneigt, Maeterlinck so schnell abzulehnen. Wie konnte es geschehen, dass Maurice Maeterlinck nicht nur die Armen am Geiste verführte? Dass er nicht nur Kindern und Unmündigen das Gruseln lehrte?

VIII.

Wer in Deutschland zuerst Maeterlinck Hoffnung und Sympathie entgegenbrachte, das waren alle vom Naturalismus Enttäuschten. Diese kleinen Dramen erweckten unbestimmte, sehnsüchtige Erinnerungen an gewisse Bilder: Mädchen mit todestraurigen und wundersam tiefen Augen, Gestalten, auf deren zarte Schultern eine unsichtbare und ungeheure Schwermut wie eine allzugewichtige Bürde gelegt schien, schlanke Prinzessinnen, wie man in heimlichen Knabenträumen sie geliebt hatte, jugendliche Ritter in matten Harnischen, kleine sonderbare Häuser, die wie verzaubert in Abendglut flammten, seltsame Blumen im lichten Grase, ein wunderlich rührender Himmel darüber ausgespannt, und auf

Näh und Ferne ein schmerzlich sanfter Schimmer. Die ganze Melancholie des Jahrhundertendes duftete schwer und betäubend aus diesen Dichtungen. Man musste an Rossetti denken und an Burne Jones, wenn man die rätselhaft holdseligen Gestalten der Dichtung sich im Bilde vorstellen wollte. Ein eminent musikalischer Reiz sprach aus jeder Situation. Süsse Traurigkeit quoll aus den dunkeln Märchen und machte das Herz unruhig und schwer.

Eins hatte dem Parvenü Naturalismus gefehlt: Stil. Maeterlinck hatte Stil. So vielfach die Einflüsse waren, denen dieser junge Dichter sich hingegeben hatte, so verräterisch manche Wendung an Shakespeare, manche Replik an den späten Ibsen, mancher Gedanke an Emerson erinnerte, — das Ganze hatte Stil. Dazu kam, dass Maeterlinck ganz bescheiden auftrat: „Kleine Dramen für Marionetten“; „Kleine Singspiele“. Man konnte nicht anspruchloser sein. Wie wohl das tat, nach all der basarmässigen Reklame, mit der einem in Berlin neue Richtungen aufgeschwätzt wurden! Dieser Maeterlinck schien so recht für die Gourmets der Literatur gekommen zu sein. Die grossen Bilder auf den Kunstmärkten waren erbärmlich, zugegeben; hier aber war wenigstens ein feines Talent, dessen phantastische Radierungen man bei sich zu Hause geniessen konnte, Blatt um Blatt zärtlich am Rande fassend und sorglich wendend, hier vom melodischen Rhythmus sanfter Linien, dort von der raffinierten Einfachheit der Schattenverteilung, dort wieder von der atembeklemmenden Phantastik des Vorgangs aufs stärkste künstlerisch gefesselt.

Ach! Es gibt keine Feinschmeckerwerke der Literatur mehr! Es gibt keine Literatur der Wenigen für die Wenigen mehr! Gegen die edelsten Werke wird man allmählich verrucht misstrauisch wegen der verdächtigen Gesellschaft, mit der man ihre Bewunderung gemeinsam hat. Man revoltiert zum Schlusse nicht gegen diese Gesellschaft, sondern gegen die Werke selbst. Es scheint das Schicksal aller Götterbilder zu sein, dass sie durch ihre aufdringlichen Priester diskreditiert werden. Was aber besonders ein wahrhaftes Verhängnis für die literarische Bildung der Deutschen ist, das ist, dass seit mehr als zehn Jahren anstatt der grossen, vielseitigen und mächtigen Talente allgemein fast nur mehr interessante Spezialisten importiert und gelesen werden. Gorki und Wilde sind hiefür typische Beispiele. Man schwärmt für Maxim Gorki, kennt aber Korolenko nicht, sein unvergleichlich genialeres Vorbild. Man gebärdet sich wie verzückt vor Wildes Salome, und legt ihre Quelle, Flauberts köstliche Herodias, gelangweilt aus der Hand. Gewisse Werke wirken auf ein gewisses Publikum wie Baldrian auf brünstige Katzen in einer lauen Sommernacht. Am meisten gilt das vom Theater. Es darf die tiefste erzählende Dichtung erscheinen, ohne dass sie auch nur ernsthaft gewürdigt würde. Das lumpigste und ordinärste Theaterstück wird besprochen, sein Erfolg telegraphiert. Sein Erfolg! Wir wissen alle, bis zu welch staunenswürdiger Meisterschaft die moderne Fälschung gelangt ist: die Tiara des Saitaphernes ist noch in gebührender Erinnerung. Die meisten Dichterkronen der Gegenwart sind um kein Haar echter...

IX.

„Jede Niedergangserscheinung zeugt auch wieder von höherem Leben. — Sinnbildliches sehen ist die natürliche Folge geistiger Reife und Tiefe. — Wir wollen keine Erfindung von Geschichten, sondern Wiedergabe von Stimmungen; keine Betrachtung, sondern Darstellung; keine Unterhaltung, sondern Eindruck. — Eine Neubelebung der Bühne ist nur durch ein völliges Inhintergrundtreten des Schauspielers denkbar." Diese Sätze wurden um dieselbe Zeit geschrieben, als unter dröhnendem Beifalle das gänzliche Gegenteil der in ihnen niedergelegten Anschauung über die deutschen Bühnen ging. Die sie schrieben, waren die Feinsten und Scheuesten unter den Jüngeren, die sich voll Ekel vor dem Literatur- und Theaterbetriebe der Zeit abgeschlossen hielten. Ihre Sehnsucht schien sich in Maeterlinck zu verwirklichen, der, müde und dekadent, eine neue seltsame Schönheit den Empfänglichen verkündete, der in unvergessbaren Gestalten, Bildern, Vorkommnissen alles Lebens und Sehnens rätselvolle Tiefe zu versinnbilden und zu deuten versuchte, der aus alten Märchen wundersame Stimmung schöpfte, der entschlossen auf den Schauspieler gänzlich verzichtete und nur von Marionetten seine Spiele dargestellt wissen wollte. Über manchen Szenen dieser Dichtungen ruhte eine schmerzliche, milde Weihe, als ob eine unendliche Bedeutung hinter all den einfachen Worten und Vorgängen verborgen läge, ein faszinierender Zauber, etwas zugleich Primitives, Unschuldiges, und Spätes, Wissendes, ähnlich den Szenen des Wagnerschen Parsifal.

Die Literaturbetrachtung einer kommenden Zeit wird vielleicht von Maeterlinck am höchsten jene Werke schätzen, denen kein Bühnenerfolg beschieden war: Alladine und Palomides, Aglavaine und Selysette. Am niedrigsten wird sie die Todesdramen werten. Vor einigen Jahren wurde in den Hauptstädten Europas eine Pantomime gespielt, in der ein Mann am Telephon stand und die Ausraubung seiner Wohnung, den Hohn der Eindringlinge, den Todesschrei seines Weibes durch dies fühllose Instrument vernahm. Ob die Todesdramen des Belgiers ihrem künstlerischen Wesen nach höher stehen, ist fraglich. Es gibt keine niedrigere Art von Kunst als jene, die auf das Grauen spekuliert. Sie setzt ein Publikum voraus, das um masochistischer Sensationen willen ins Theater geht. Auch für Maeterlinck gilt das Wortspiel, das Victor Hugo bei seinem Eintritt in die Akademie nicht erspart blieb: *Vous avez introduit l'art scénique (l'arsenic) dans le drame.* Die Technik dieser Stücke wurde mit der jenes höllischen Betthimmels verglichen, der sich Zoll um Zoll senkte und den Schlummernden lautlos erstickte. Andere Vergleiche drücken das Wesen des Vorgangs vielleicht noch deutlicher aus. Vor dem amerikanischen Sklavenkriege wurden rebellische Nigger auf eine sinnreiche Art gezüchtigt: man band sie an einen Baum, so, dass sie den glattgeschorenen Kopf nicht rühren konnten, und liess aus einem angebohrten hohlen Kürbis ganz langsam einen Tropfen Wasser nach dem andern immer auf dieselbe Stelle des Kopfes niederfallen; die armen Teufel brüllten vor Schmerz. Das

eigentliche Geschehnis in diesen Stücken ist stets ein rein äusserliches *accident*, das durch eine auf die niedrigsten Hintertreppenwonnen der „Spannung" spekulierende Technik zum *événement* wird. Die Grausamkeit allerdings, mit der diese Schauergeschichten erzählt werden, ist keineswegs alltäglich. Der Autor schleppt ein retardierendes Motiv ums andere herbei; der Kern ist gleichsam japanisch eingeschachtelt: in jeder Schachtel wieder eine kleinere, bis in der letzten, winzigsten das *petit fait* als widerlicher Unhold dem erschreckten Öffner entgegengrinst.

Kürzer: neurasthenischer Sardou. Ein auf die Höhe der Modernität gebrachter Sardou. Der alte Sardou hatte, trotz seiner unleugbaren Geschicklichkeit, einen bösen Fehler gehabt: er hatte bei seinen Zuhörern geistige Mitarbeit verlangt. Nichts von dem bei Maeterlinck. Mag der Zuschauer so dumm sein wie der Chimborasso, Maeterlinck kommt ihm schon; er muss beklommen, nervös, überwältigt, erschüttert werden. Immer an demselben zuckenden Nerv zu zerren; eine Situation auszupressen wie eine Zitrone; ein Gefühl, das schon in einem Augenblick erwürgen möchte, erbarmenlos auf eine Stunde zu verlängern; durch klugen Stumpfsinn, raffinierte Wiederholungen den härtesten Hörer mürbe, den gesündesten krank zu machen: das alles hatte dem Belgier ein anderer, Grösserer vorgemacht, der noch unvergleichlich virtuoser auf den drei Grundinstinkten der modernen Seele zu spielen verstand, auf dem Brutalen, Unschuldigen, Künstlichen. Nach brutalen Reizen verlangt der moderne Mensch, weil er müde, verlebt, abgearbeitet ist; er braucht Stimulantien, immer stärkere, schärfere, wilder peitschende Stimulantien. Nach unschuldig-idiotischen Reizen verlangt der moderne Mensch, weil ihm, nicht nur im Theater, der vornehm geniessende Intellekt abhanden gekommen ist; er steht nicht mehr über den Dingen, er hat keinen Sinn für pragmatische Darstellung, für den feinen Reiz strenger Kausalverknüpfung, für den Ewigkeitsakzent, den eine hohe Weltanschauung alltäglichem Geschehen und Tun zu verleihen vermag. Nach künstlichen Reizen verlangt der moderne Mensch, weil er den Sinn für Einfachheit, Ruhe und echte Grösse verloren hat. Die Art, theatralische Kunst zu geniessen, nähert sich mit unheimlicher Raschheit und Folgerichtigkeit der spätrömischen Zirkusmanie. Die Grenzen zwischen Zirkus und Theater verwischen sich; ob eine gewisse Art von Spannung durch *La Mort de Tintagiles* oder durch *Looping-the-loop* erweckt wird, macht verdammt wenig Unterschied. Maeterlinck lief Gefahr zum *petit marchand de poison* zu werden; das lauernde Spielen mit dem Tode gab seinen ersten Werken eine fatale Ähnlichkeit!

X.

Alle Künstler sind zwei Gefahren ausgesetzt: Zuerst bildet der Künstler sich sein Publikum, dann erwartet das Publikum ganz bestimmte Sensationen vom Künstler; der Künstler schreibt bewusst für ein Publikum. Noch grösser ist das zweite Verhängnis: was einem Künstler ein einmaliges, ungeheures Erlebnis war, mit dem er gewaltig ringen

musste, bis es endgültig gestaltet war, ist ihm selber schon das zweite Mal ein rein technisches Problem der Wiederholung, das er leichten Sinns und spielend löst; aber sogar andere, denen seine Voraussetzung fehlt, die nichts dergleichen erlebt, nie nächtelang um den künstlerischen Ausdruck gerungen haben, machen eben diesen Ausdruck leichten Sinns und spielend nach, weil sie ihn technisch beherrschen und nachmachen können. Alles Grosse jedoch ist etwas Einmaliges, ein *ἅπαξ λεγόμενον*. Wer seine höchsten Erlebnisse ein zweites Mal gestaltet, prostituiert sie. Es war wohl in diesem Sinne, dass der alte Böcklin einmal äusserte: „Wer immer dasselbe malt, ist ein Schweinehund". Und dass er einen der berühmtesten Musiker des Jahrhunderts barsch abtat: „Nein, der ist nicht gross. Der hat keine Variation".

XI.

Doch laufen wir nicht Gefahr, ernster zu werden, als es sich für den Anlass schickt? Laufen wir nicht selbst Gefahr, von philosophischen Problemen zu reden? Es gibt nur ein Mittel, wie mit Faustens Zaubermantel in einem Nu meilenweit aus dem philosophischen Walde zu entschweben: retten wir uns zu Maeterlinck dem Philosophen! Besuchen wir ihn in seiner Idylle, wie sie Octave Uzanne beschrieben hat: „Bin ich denn noch in Frankreich? Am Ende der Allee steht ein helles, schlichtes, gefälliges Haus; halb batavischer, halb Directoire-Stil. Weisse Fenster mit grünen Läden leuchten aus Wänden, die goldgelb sind wie Butter. Wiesen und Obstgärten ringsum. Vorne ein reizender Garten, den ein weisser Zaun umgibt, voll von lauter bunten, simpeln Blumen; der reine Garten eines Pfarrhofs. Maeterlinck empfängt uns im Sportskostüm. Dieselbe feierliche Ruhe, von der seine letzten Schriften erfüllt sind, glänzt in seinem Gesichte. Eine ruhige, helle, glückliche Seele strahlt aus seinen Augen; der freie, offene Blick eines Kindes. Das Innere der Zimmer wirkt ganz geistlich einfach, ganz und gar harmonisch; lauter weisse Täfelung, leichte Vorhänge, keine Bilder, kein protziger Schmuck. Die Möbel im Salon einfach grün, im Esszimmer rot lackiert. In Bauernvasen schlanke Blütenzweige auf den Wandbrettern. Im Arbeitszimmer, mitten auf dem Tisch, mitten zwischen Büchern, ein Bienenvölkchen, das sich gar nicht stören lässt. Ein Dutzend labt sich an etwas Honig, der offenbar absichtlich auf die Tischdecke ausgegossen worden ist." Was weiss er uns zu verkünden, der gütige Landpfarrer, Imker und Philosoph im Sportsanzug? Er spricht vom innern Leben, wie der selige Thomas a Kempis; vom Schweigen in unserm Innern, das doch so beredt unser wahres Wesen ausspricht. Es ist wie der unterirdische Dialog, der in allen guten Dramen als bedeutsamer Grundton mitschwingt. Darum sind Blinde manchmal so hellsichtig, weil sie so konzentriert in sich hineinleben. Manchmal aber erkennt die Seele sich selbst; in äusserster Furcht, in innigstem Mitleiden, in höchster Liebe erkennen die Seelen sich wechselseitig. — Was sind wir schliesslich? Die Götter lächeln über uns,

wie wir lächeln, wenn wir junge Hunde auf einem Teppich herumspielen sehen. Wir wollen schweigen; wir wollen warten. Vielleicht hören wir balde die Götter flüstern. Ist denn der Unterschied so gross zwischen einem Aphorismus Marc Aurels und der Bemerkung eines Kindes, dass es kalt sei? Seien wir demütig!

Maeterlinck als Philosoph unterliegt gänzlich einer Gefahr, die sich vielleicht als „die Freude am Jargon" bezeichnen lässt. Er mischt eine bestimmte Anzahl von Abstrakten: Weisheit, Schicksal, Seele, Gerechtigkeit, Mysterien, Kräfte, Gesetze, Ursachen, Natur. Er legt diese Abstrakta vor uns aus wie ein Spiel Karten. Er manipuliert damit ebenso rasch wie elegant. Jeden Augenblick geraten wir in Versuchung zu glauben, das amüsante Spiel könne vielleicht am Ende doch noch irgendwelchen Sinn haben. Man kann auf diese Weise Essays schreiben bis das Papier ausgeht. Man kann auf diese Weise Bücher schreiben. Sogar mehrere Bücher. Sogar dicke Bücher. Ja, man kann sogar viel leichter solche Bücher schreiben, als sie lesen. Dies scheint Ihnen zu stark zu sein? Dies scheint Ihnen denn doch ungerecht zu sein? Nun wohl, hören Sie! Sie haben es selbst gewollt! „Wo will die Natur hinaus? Wonach trachten die Welten im Schosse der Ewigkeit? Wo fängt das Bewusstsein an, und kann es keine andere Form haben, als die, welche es in uns annimmt? Von wo ab sind die physikalischen Gesetze auch Moralgesetze? Ist das Leben bewusstlos? Kennen wir alle Eigenschaften der Materie und wird sie einzig und allein in unserem Gehirn zum Geiste? Und was ist schliesslich die Gerechtigkeit aus einer andern Höhe gesehen? Bildet die Absicht notwendigerweise den Mittelpunkt ihres Systems, oder gibt es auch Fälle, wo die Absicht gar nicht mitzählt?" (Der begrabene Tempel. S. 41.) Man kann das tiefsinnig finden. Man kann es auch pueril finden. Wenn Feuerbach von sich selbst sagte: „Keine Philosophie, ist meine Philosophie", so kann mit ungleich mehr Recht Maeterlinck sagen: „Meine Philosophie ist keine Philosophie".

Die philosophischen Werke Maeterlincks lesen sich sehr oft wie eine höchst unfreiwillige Parodie auf Emerson, den er auch zum Teil übersetzt hat. Besonders in die dunkelsten von Emersons Essays hat er sich verliebt. Ohne Gegenliebe, wie es scheint: *Self-Reliance*, *Compensation*, *The Over-Soul*, *Circles*, *Nature*. So ist *Le temple enseveli* nur der missverstandene und zum Erbarmen verwässerte und verspiessbürgerlichte Essay *Compensation*. Man wäre beinahe versucht, einen Ausspruch von Oscar Wilde zu parodieren: *Whatever is philosophical in Maeterlinck's big volumes, he owes to Emerson. Whatever is nonsense, he owes to himself.* Ich mache mich anheischig, für jeden tiefen Gedanken, den man für Maeterlinck reklamieren möchte, die Vorlage bei Emerson nachzuweisen. Der allerneueste Band aber, *Le double jardin*, warum doch nennt er sich nicht lieber *Le triple jargon?* Denn es ist in der Tat keine schwache Tripelessenz von Jargon, mit der hier salbungsvoll über den Tod eines jungen Hundes und über den Zorn der Bienen, über Feldblumen und Chrysanthemen, über Automobil-

fahren und Duell gepredigt wird. Ich lege das Buch weg und schlage, um mich zu erholen, die neue Nummer der „Woche“ auf: was muss ich finden? Von Maeterlinck einen Essay über den Landaufenthalt, genau in demselben Jargon, süss wie Saccharin, weich wie Butter, unaufhörlich murmelnd und plätschernd wie ein seichtes Wässerlein. Es ist fast wie eine symphonische Dichtung von Liszt. So gut es Liszt freistand, für jedes beliebige Werk der Weltliteratur sich orchestral zu echauffieren, ebensogut könnte sich Maeterlinck über jedes beliebige Thema philosophisch exaltieren, über den Cake Walk, das freilaufende Hinterrad, die selbstlose Tätigkeit des Psychologischen Verlags, Maggis Suppenwürze und Isadora Duncan.

XII.

Wenn man nicht scharf, nicht schneidend genug die rosarote Teeosophie ablehnen kann, die uns Maeterlinck mit beharrlicher Sanftmut doziert, so muss man andrerseits dem Dichter geben, was des Dichters ist. Schon in Pelleas und Melisande glänzt es stellenweise auf wie die Vision einer seligen Märcheninsel, die hoch über den dumpfen Stubenschauern der Prinzess Maleine, unendlich hoch über den kleinlichen Henkerkniffen der Todesdramen schwebt. Ein Hauch von der schwermütigen und ritterlichen bretonischen Sage, ein verwehter Klang vom alten Lied von Tristan und Isolden seufzt sehnsüchtig aus diesem Stücke. Man darf in der Weltliteratur suchen, bis man eine Szene findet, so wundervoll zart leidenschaftlich wie diejenige, in der Melisande vom Söller aus auf Pelleas sich herabneigt, und ihr goldenes Haar sich löst, und die blonden Wellen den Abschiednehmenden umhalsen. Dies ist nur ein Beispiel für den ausserordentlichen Sinn Maeterlincks für das Szenische. Seine Szenen sprechen ihre eigene, köstliche Sprache: sie können des dichterischen Wortes entraten. In der Szene, im Bühnenbilde, in der Attitüde liegt die Dichtung; das Wort dient nur sie zu verstärken, ihr Verweilen zu rechtfertigen, das neue Bild vorzubereiten. Nicht die Entwicklung ist das Entscheidende, sondern die Szene. Mägde öffnen in Morgenfrühe hohe Burgpforten. — An einem Brunnen sitzen, gegeneinander geneigt, zwei Liebende, die es noch nicht wissen, dass sie sich lieben. — Der Eifersüchtige hält auf dem Arme das Kind, das in das dämmrige Gemach hineinsieht, in dem zwei Liebende stumm träumen. — Eine Sterbende liegt im Abendscheine auf weissem Pfühl: da sinken plötzlich die alten Mägde in die Knie. — Das alles aber ist Oper, nicht Drama. Es sind lauter stillstehende Szenen, von denen solch wundersamer Reiz ausströmt. Nur Wagner hat einen ähnlichen Blick für das szenisch Hinreissende. Es ist weniger ein rein episches Verweilen auf ergreifenden Situationen, als ein lyrisches und ekstatisches Schwelgen. Dramatisch ist es nicht. Die Hauptpersonen bei Maeterlinck sind rührend schöne Opfer, die in edler Haltung den Todesstreich erwarten. Er kennt nicht die Tragödie des Wollens, des Kämpfens, sondern der duldenden Un-

schuld, der sanften Resignation, des vom Schicksal zermalmten wehrlosen, sich gar nicht wehren wollenden Einzelgeschicks. Er schreibt tragische Idyllen, verherrlicht eine rein passive Tragik, eine feminine Art von Tragik; nicht umsonst sind alle Hauptpersonen seiner Stücke junge, etwas kränkliche Frauen.

XIII.

Letztes Problem: ist zwischen geläuterten Menschen noch eine Tragödie möglich? Ist das Theater der Güte, der Liebe, der Schönheit ohne Tränen möglich? Maeterlinck hat in Aladine und Palomides versucht, den neuen Weg zu beschreiten: es wurde ein Kompromiss zwischen dem alten und dem neuen Ideale; Korridorschauer, vermischt mit Tristanischer Entzückung. Auch in Aglavaine und Selysette scheint das Schicksal plötzlich die vom Dichter gewollte Richtung eigenwillig zu verlassen und stürmisch der Tragik, einer sehr tränenreichen Tragik sogar, zuzueilen. Bittre Tränen glänzen auch aus den Augen der armen Beatrix. Hier war Maeterlinck nicht glücklich von seiner Vorlage, der mittelniederländischen Legende *Beatrijs*, abgewichen; die alte Fassung ist dramatisch viel straffer als das opernhafte Mysterium, das er daraus gemacht hat. Dort ist vor allem Wunder und Fall begründet: Beatrix findet Gnade, weil sie auch in ihrem Welt- und Sündenleben die marianischen Tageszeiten betet. Sie sündigt nur, um ihre armen Würmer vor dem Hungertode zu bewahren, und da der Abt, dem sie ihre Schuld beichtet, „vom Kloster schied mit Gruss und Segen,
da nahm er mit auf seinen Wegen
die Kinder zwei in Büssertracht,
hat gute Menschen aus ihnen gemacht.“

Gerade der letzte Zug ist echt mittelalterlich: hoffend und gütig. Cäsarius von Heisterbach kennt diesen Schluss ebensowenig wie die (auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien befindliche) Übersetzung und ihre französischen Nachahmungen, wie auch Maeterlinck ihn nicht kennt. Gottfried Keller hatte die kraftvolle und heitere Innigkeit der mittelalterlichen Legende verstanden, und mit Rührung liest man in seinem Berichte, wie die alte Beatrix in dem eisernen Rittersmann und den acht jugendlichen Kriegern, schön wie geharnischte Engel und schlank wie junge Hirsche, den Gatten und die Söhne wiedererschaut, und alles Volk froh bekennt, sie habe der seligsten Jungfrau die köstlichste Gabe gebracht. Vor solch weltfroher und gütiger Weisheit verblasst Maeterlincks zerknirschte Oper wie ein müder, böser Traum. Seine Schwester Beatrix ist im Grunde jenen erbarmenswürdigen Geschöpfen der neueren Russen verwandt, die, vom Leben befleckt und zertreten, in einem Winkel verenden, und über die bittere, lebensfeindliche Unfreudigkeit der Auffassung des Dichters täuscht nicht die prunkvollste, sinneberauschende Dekoration, nicht die feinste Stimmung, täuschen nicht Glockenklang und Rosenregen und Engelreigen den Schärferblickenden hinweg.

XIV.

Da überraschte Maeterlinck alle Welt durch das Drama, das ihm in Deutschland lärmenden Tageserfolg eintragen sollte. Was war Monna Vanna andres, als ein typischer Novellenstoff der italienischen Renaissance, der dem Bandello, dem Decamerone entnommen sein könnte? Bot sich eine gleich lockende Gelegenheit, die Liebe in ihren verschiednen Formen mit spitzfindiger Leidenschaft zu preisen? Gattentreue, hoffnungslose Schwärmerei, unbewusst und zart keimende Neigung, wütende und blinde Eifersucht, fessellose, gewaltige Liebe? Wie aber kam Maeterlinck zur Renaissance? — Es geht ein zwingender und unwiderstehlicher Reiz aus von der grossen Form. Zwischen drei ganz grossen, gewissermassen ewigen Formen sucht das Drama der Neueren zu vermitteln: zwischen hellenischer Tragödie, französischer Renaissancekunst und Shakespeare. Der Zauber der grossen Form wird nur schwachen Geistern verhängnisvoll. Er zieht an wie ein Magnet. Man kann um die Form, in der eine künstlerische Epoche ihr Letztes und Vollendetstes aussprach, nicht herumkommen. Die Form erweist sich schliesslich stärker als das künstlerische Individuum, aber den weise sich Unterwerfenden macht sie zum Lohne doppelt stark. Maeterlinck, der seit geraumer Zeit schon der jambischen Sprache sich genähert hatte, schrieb die Monna Vanna zum grössten Teile in reimlosen Alexandrinern; so sehr ist er auch im Äusserlichen im Banne Racines. Denn Monna Vanna ist eine Nachblüte racinescher, wie Cyrano de Bergerac corneillescher Kunst. Freilich ist Maeterlinck nicht ungestraft ins klassische Theaterland hinübergesprungen; es ist durchaus nicht immer Racine, sondern auch ein wenig Sardou, dem er seine Wirkungen verdankt. Seien wir sicher, dass in zwanzig Jahren Sarah Bernhardt die Monna Vanna spielen wird! ... Was sonst noch an dem Stücke störte, war vor allem die wunderliche und geschwätzige Philosophie des greisen Marco, in der Tiefsinn und Banalität sich drollig vereinigte.

Um aber über eines keinen Zweifel zu lassen: wem Monna Vanna gefiel, das war am Ende gleichgültig; wem aber das Stück niemals und unter keinen Umständen gefallen durfte, verstand sich von selbst: dem deutschen Publikum. Nichts, was dem deutschen Geschmacke entgegengesetzter war: schöne Reden, heldenhafte Gefühle, langes Verweilen auf psychologischen Nuancen, jäher Sinneswechsel, viel, allzuviel Reflexion, das alles in gepflegter, edler Sprache, in einer Sprache, die in ihrer eigenen Schönheit schwelgte, ihrer eigenen Köstlichkeit nicht müde wurde, die am Worte sich ekstasierte und göttlich trunken redete: wie war das alles romanisch! wie wenig entsprach das deutschen Wünschen, wie unverständlich musste das einem deutschen Publikum sein! Und nun geschah das Wunder: Monna Vanna hatte in Paris und damit in Frankreich wenig, in Deutschland einen enormen Erfolg. Damit ist wieder die Frage fällig: Was war geschehen? welches Unglück?

Sudermanns Johannes verdankte seinen Erfolg dem halbnackten Schleiertanze der Salome. Was vorher etwa, an Originalem oder klug

Nachempfundenem, in dem Stücke fesseln konnte, langweilte das Premièrenpublikum; aber als im fünften Akte Salome sich zum Hemisphärentanze rüstete, ging es wie ein Schauder durch das Haus: man atmete schwer und brachte das Binokel nicht mehr vom starren Auge; „da verstanden wir uns gleich!“ Auch Wildes Salome tanzte, aber sie ersparte den kunstsinnigen alten Herren vier langweilige Akte; man kam rascher zur Sache. Monna Vanna war die Weiseste: sie dekolletierte sich im zweiten Akte. So füllte sie zugleich den Abend und das Haus...

Die Kühle, mit der Maeterlinck von Anfang an in Frankreich, vom Publikum sowohl wie von der Kritik, behandelt wurde, konnte stutzig machen. Der geringe Erfolg, den Monna Vanna bei den Franzosen fand, musste sogar auffallen. Aber als das begabte Theatervolk, das sie sind, nahmen die Franzosen Anstoss an dem Aufwande von Gemüt und Reflexion, an dem Mangel an dramatischer Wucht. „Alle Personen sind um die Wette edelmütig“, spottete ein Kritiker; „warum bewirbt sich keine um den *Prix Montyon*?“ Die Franzosen sind sehr empfindlich im Punkte der Sprache; der reimlose Alexandriner, in dem fast die ganze Monna Vanna geschrieben ist, ging ihnen auf die Nerven. „Warum, sagten sie, schreibt dieser Herr Maeterlinck Verse, die keine Verse sind? entweder er kann in unserm klassischen Dramenverse dichten, warum, zum Teufel, tut er es dann nicht? oder aber er kann es nicht, warum, zum Teufel, hält er uns mit seinen monotonen Jamben zum Narren?“

In beiden Punkten denkt der Deutsche anders. Er liebt die Verse, die eigentlich Prosa sind. Er liebt das „Gemüt“ auf der Bühne. Wenn aber gar das „Gemüt“ nichts anhat, als einen weiten Mantel, ist er vollends im siebenten Himmel ...

XV.

Seit der Monna Vanna hat Maeterlinck zwei dramatische Werke veröffentlicht: ein Drama, *Joyzelle*, und eine wunderliche Komödie *St. Antoine*. Sie zeigen den Verfasser unsicher und tastend. Er hat den Weg, den er durch Monna Vanna verlassen hatte, noch nicht zurückgefunden. Sollte er sich erschöpft haben?

Auf Joyzelle und St. Antoine näher einzugehen, scheint mir verfrüht. Wenn Maeterlinck meine Befürchtung desavouiert, wird sich Gelegenheit finden, darüber zu reden. Meine Befürchtung aber ist diese: Dass ein feines, aber schwächliches Talent durch den Wunsch nach theatralischem Erfolge auf den Abweg opernhafter Banalität gelockt worden ist. Dass Maeterlinck von Anfang an bei uns in Deutschland schlimm überschätzt worden ist. Dass er vielleicht noch manches Drama schreiben wird, aber nichts Neues, nichts Bedeutendes, nichts, was unsere Literatur, unser Theater fördern kann.

Ungedruckte Briefe von Eduard Mörike und Wilhelm Waiblinger.

Mitgeteilt von Otto Güntter in Stuttgart.

Schon mancher Deutsche wird auf dem protestantischen Friedhof bei der Pyramide des Cestius in Rom, wenn er an August von Goethes Grab vorübergekommen war, stehen geblieben sein vor einem Säulenstumpf mit dem Reliefbild eines lockigen Jünglings und wird nicht viel anzufangen gewusst haben mit der Inschrift: „Wilh. Fr. Waiblinger, geb. zu Heilbronn den 21. Nov. 1804, gest. zu Rom den 17. Jan. 1830. Dem Andenken des Dichters gewidmet von seinen Freunden im Schwabenlande". Wie in so manchem Grab unter diesen dunkel ragenden Cypressen ist auch in diesem ein heiss glühendes Herz zur Ruhe gekommen, einer der vielen Nordländer, denen es nicht beschieden war das lockende Ziel zu erreichen, das sie in das Land des Lichts und in die ewige Stadt gezogen. Vergessen hat ihn die Heimat darum doch nicht, wie schon das 1864 erstellte Grabmal und die Inschrift zeigt, und stets haben sich auch wieder solche gefunden, die dem Dichter und noch mehr dem Menschen Waiblinger Gerechtigkeit widerfahren zu lassen bestrebt waren, dessen Andenken nach seines Jugendfreundes Rapp Zeugnis „über Gebühr verunglimpft worden ist". So haben sich zu verschiedenen Zeiten Moritz Rapp, Richard Weitbrecht, Eduard Grisebach und Rudolf Krauss seiner angenommen und neuestens hat er in Karl Frey einen liebevollen Biographen gefunden, der den ungedruckten literarischen Nachlass sowie die in der K. Landesbibliothek in Stuttgart und der Universitätsbibliothek in Strassburg befindlichen Briefe in allem Wesentlichen verwertete. Auch die Mörikebiographen haben seiner gedacht, und die hundertste Wiederkehr von Mörikes Geburtstag am 8. September dieses Jahres wird wie die seines eigenen, die wenige Monate später folgt, da und dort Veranlassung geben, die Erinnerung an ihn wieder aufzufrischen.

Standen sich doch diese beiden, nach Charakter und dichterischer Veranlagung so grundverschiedenen Menschen einige Jahre hindurch sehr nahe. Schon in der Zeit, als der frühreife Waiblinger das Gymnasium in Stuttgart besuchte und Mörike im Seminar zu Urach weilte, knüpfte sich diese Freundschaft durch einen von Mörike begonnenen brieflichen Verkehr. Waiblingers Briefe an Mörike sind verschollen. Von den Uracher Briefen Mörikes an Waiblinger, die als die wichtigste Quelle für Mörikes inneres Leben in dieser Zeit bezeichnet werden müssen, hat Hermann Fischer die sechs in der K. Landesbibliothek in Stuttgart bewahrten 1883 veröffentlicht. Wir sind in der Lage einen weiteren mitteilen zu können, der sich wie die übrigen im folgenden abgedruckten Briefe im Besitz der Freiin Elise von König-Warthausen befindet. Der den Briefwechsel einleitende Brief Mörikes an Waiblinger vom 27. Oktober 1821 war von dem mit Waiblinger schon länger bekannten Mitschüler Mörikes Matthias Schneckenburger, dem älteren Bruder des Dichters der „Wacht am Rhein", an Waiblinger übermittelt worden. Waiblinger erwiderte ihn, wie der nachstehende Brief Mörikes zeigt, sehr warm und bot diesem sofort das freundschaftliche Du an.

Urach. Sonntag am 11. Nov. Abends.

Mein Freund!

Tausend Dank vorerst für Deinen lieben, warmen Brief, und für das Wörtlein — Du — das ich mit eben dem Gefühl zurückgebe, mit dem ich es empfieng.

Du sprichst zu Anfang Deines Schreibens manches von bittern Erfahrungen, die Du mit Menschen gehabt hast, welche sich Deine Freunde nannten; — ich darf es Dir wohl sagen, dass jene Worte Dich mir viel näher gebracht und lieber gemacht haben: aber genug hievon!

Sieh, Guter, ich habe solche kalte Herzlose auch schon so kennen gelernt und Gott gedankt nachher, dass ich nicht für sie taugte. Du wirst Dich hoffentlich auch nicht länger über ihren Verlust grämen. — Ich habe niemanden hier, der mir das seyn könnte, was ich billigerweise an einem vollkommenen Freunde wünsche; Eine treue, redliche Seele hängt mir zwar mit derselben innigen Liebe an, mit der ich ihr entgegenkomme, ich könnte alles diesem Liebling aufopfern und mit niemanden hab ich je so vertraut und froh gelebt, aber in Beziehung auf die beyderseitige Übereinstimmung in Richtung des Geistes vermiss ich (unter anderem) Etwas, ohne welches ich an der Seite dieses Theuren nie ganz glücklich seyn werde. Und wenn ich Dir nun sage, dass dieses Eine — vorherrschende feurige Liebe zur Poesie, ächter Geschmack ist, so hab ich Deine Frage, ob ich diese Kunst nicht auch vor allen andern verehre — schon beantwortet. Auch mir ist jene Zuflucht, die sich Dir in Deinem Schmerz oft aufthat, und Dich befriedigen konnte, nicht fremd, wenn schon mir nicht vergönnt ist, so, wie ich es gerne wollte, in diesem wohlthuenden warmen Sonnenschein zu verweilen, aber ich hoffe, die Zeit wird noch kommen, wo man mir es nicht mehr für Raub an der Zeit anrechnen soll, wenn ich meinen Faust in der Hand glücklich bin wie Du.

Das sind gewiss seelige Augenblicke, wenn ich draussen an einem Lieblingsplaze den Hölty auf dem Schooss habe, seinem ächten, frommen Liede zuhöre, mit ihm weinen muss, und bey dem Gedanken an Jenseits mir vorstelle, dass ich einmal mich dort dem lieben, blassen Getrösteten zutraulich nahen darf und ihm dankend ins freundliche Auge blicken. Verzeyh den kindischen Gedanken! Es schadet nichts, dass ich da zufällig auf diesen Dichter komme, der sicher trefflich in seiner Art ist, denn Schneckenburger (er hat ihn sich kürzlich neu gekauft) sagte mir ja schon früher, dass Du ihn auch gerne leiden mögest. Was ihn besonders liebenswürdig macht, ist wohl auch seine Persönlichkeit, wie sie in der Biographie durch Voss trefflich geschildert ist; Du hast sie ohne Zweyfel längst gelesen oder viel verloren.

Dass Du Göthen als unsern Gröss'sten anerkannt, weiss ich; dass ich manches von ihm gelesen, vermuthest Du vielleicht; in dem Fall aber, hoff ich, zweyfeltest Du nicht daran, dass ich Deinem Urtheil wahrhaft beytreten werde. Letzthin versucht ichs die beyden, Schiller und Göthe, mit todten Gegenständen zu vergleichen — eine Weise, die Du auch liebest und die nach meiner Meynung recht nüzlich ist und einem viele Freude macht, ja oft das Unaussprechliche leise vernehmen lässt. (Jenes Gleichniss schreib ich Dir, wenn Du nichts Gutgelungenes darunter vorstellst, mit nächstem bey.)

Die Stelle aus Johannes umfasst allerdings das Höchste, wer sie in einer geweyhten Stunde denkt und nicht tief getroffen wird, ist todt, ist kein Mensch.

Ich werfe mir oft vor, mein Streben sey nicht das, was es seyn könnte, und glaube fest, dass ich mich in einer andern Lage und Umgebung besser befände; Zimmermann sagt: Lieber Jüngling, Einsamkeit ist Deine Welt!

Nun hab ich genug an Dich hingesprochen und darf bald wieder einem Brief von Dir entgegensehen. Wenn Du nur wüsstest, wie ich ihn verschlinge und immer möchte, er sollte noch länger seyn.

Aber wie soll ichs machen, Dich recht schön um Dein Tagebuch zu bitten? Schenkst Du mir dieses Zutrauen, so kann ich Dir freylich nicht genug dafür danken, aber Du sollst gewiss keine Ursache haben, Deine Güte zu bereuen. Wenn ich ein Tagebuch führte, so solltest Dus zuerst erhalten. Nur Eins aus Deinen Gedichten möcht' ich beygelegt finden! Nicht wahr? — Doch schreib nur bald wieder; und sag mir, womit Du Dich wirklich[1]) beschäftigst; sprich auch von Matthisson, Haug und vorzüglich von L. Uhland — sie alle sind mir merkwürdig, namentlich in Beziehung auf Dich.

Leb wohl! und denk an Deinen
Dich liebenden Möricke
der so oft an Hugo T.[2]) denkt.

Grüsse von dem guten Mährlen usw.

*

Ein Zeugnis für die Frühreife, aber auch für den ausserordentlichen Fleiss des Gymnasiasten Waiblinger ist der folgende Brief an Friedrich Eser, den einzigen seiner Freunde, der sich bis zuletzt nicht von ihm abwandte und ihn mit Rat und Tat förderte. Er war sechs Jahre älter als Waiblinger und damals Sekretär in Hürbel bei Biberach.

Stuttg. 25. Aug. 22.

In der That, mein Lieber! ich muss abermal glauben, Sie seyen gestorben. Ist diss wirklich der Fall, so bitt' ich Sie, meinen Brief mir gleich wieder zurückzuschicken. Es ist nun schon ein halb Jahr, dass Sie geschrieben. Ueberlegen Sie, ob Sie recht thun.

Ich hätte Ihnen freylich viel zu sagen. Aber das Schönste, das Grösste lässt sich doch nicht so gleich in Worte fassen. Genug, dass ich Ihnen einfach sage, ich habe den Aeschylos, Sophocles, Euripides, Platon und Aristophanes durch und durch studiert. Drum bin ich nun vollends ein Heide. Auch den Winkelmann hab' ich gelesen und alles, was ich bekommen konnte, über meine Griechen. Sezen Sie damit ein fortgeseztes Antikenstudium (ohne diesses kann kein Studium der alten Autoren Statt finden) in Verbindung, so können Sie etwa begreifen, wie mein Hellenismus entstanden. Ein Roman soll darum jene Kinder der jugendlichen Natur im Morgenglanz ihrer ewigen, wandellosen Schöne zur unbedingten Apotheose erheben. Phaëton heisst er, und 10 Bogen sind bereits geschrieben. Ueber seine philosophische Tendenz will ich Ihnen nichts schreiben, der Name: Phaëton sagt alles! Freund! Ich schreib' ihn für die Welt! Sie lernen mich kennen in ihm.[3])

---

[1]) Schwäbisch für gegenwärtig.

[2]) Waiblinger gab seinem Tagebuch, in das er seine Erlebnisse und seine Gedanken darüber von vornherein mit der Absicht der Mitteilung an andere niederschrieb, den Titel: „Hugo Thorwalds Lehrjahre."

[3]) „Phaëton" wurde veranlasst durch einen Besuch bei dem geisteskranken Hölderlin in Tübingen und die Lektüre seines Romans „Hyperion". Er erschien 1823.

Mein Trauerspiel liegt seit 5 Wochen beym Theater-Intendanten Hr. v. Lehr. — Ich zweifle übrigens ganz und gar an der Aufführung, ob ich es gleich völlig umgearbeitet hatte für die Bühne.[1])

Vielleicht auf den Winter beginn' ich meinen Trenk.[2]) Meinen Roman werden Sie vielleicht bald gedruckt lesen.

Ich widme nur noch einen Theil meiner Zeit dem Umgang mit Weisser, Matthisson, Haug, Schwab, Uhland, Boisseree, Dannecker, Rappschen Hause, und den Schauspielern: Gnauth, Miedke (Regisseur) und Maurer etc. Bey letzterm hab' ich Declamationsübungen.

Vielleicht schreib ich bald Abhandlungen über die griechischen 3 Tragiker, vergleiche jedes Stück mit dem andern, und spiegle sie ab gegen Homeros, Aristophanes und Plato.

In 5 Wochen werd' ich abziehen von hier. Treff' ich Sie in Reutlingen? Ich hoffe doch nicht, dass Sie schon den Torus aufgesteckt, und ohne meine Segenswünsche? Sie scheinen mich doch vergessen zu haben. Freund, wenn ich das wüsste ....

Wenn mein Brief ganz abscheulich mager ist (die histor. Nachrichten hätt' Ihnen auch ein Nähmädchen mittheilen können,) so schieben Sie's theils auf die Ermattung, die mich jedesmal aufs Dichten befällt, und dann auf Ihre gränzenlose Lieblosigkeit, aber ja nicht auf Mangel an Zeit, mit dem nur Sie mir nicht kommen sollen.

Ich grüsse Sie, kalter Freund? Ihr

Waiblinger.

*

Der nächste, für Waiblinger überaus charakteristische Brief, in Tübingen kurz nach seinem Eintritt ins Stift geschrieben, ist ebenfalls an Eser gerichtet. Der äusserst cynische Anfang, der sich nicht zur Wiedergabe eignet, ist weggelassen.

Tübingen 8. Nov. 1822.

Ich wandle unter diesen Menschen, ich möchte fast sagen, wie ein Geist. Denn dadurch unterscheid' ich mich von allen, dass ich nie bin, immer werde.

Aus der Medizäischen Venus eine Haubenschachtel, aus dem Laokoon ein Passgeigenfutteral zu machen, das gienge noch weit eher an, als aus mir einen Stiftler.

Uebrigens bin ich gerne hier, und man hat eigentlich ein freyes Leben, wenn man sich nur über Kleinigkeiten hinauszusetzen weiss. Und das muss ich. Denn ich habe durch liberale, humoristisch ausgesprochene Aeusserungen in einigen noch in Stuttgart aufgegebenen Aufsätzen mich dergestalt beym Studienrath berüchtigt gemacht, dass einige der Mitglieder desselben mich augenblicklich vom Studium der Theologie ausgeschlossen wissen wollten, andere aber der Meinung waren, ich könne mich noch — bessern, und darum den „arroganten, extravaganten, excentrischen, animosen, irregeleiteten, allem Positiven mit der philos.-

---

[1]) „Liebe und Hass". Es wurde nicht aufgeführt und blieb auch ungedruckt.

[2]) Er plante ein Drama, dessen Held der bekannte Pandurenoberst Trenk sein sollte.

ästhet. Richtung seiner Studien widerstrebenden, übrigens aber äusserst talentvollen auch sittlich tadellosen Menschen" mit einer Extraempfehlung an das Inspektorat und der Erklärung ins Stift zu schicken, dass man mich bei jeder Wiederkehr einer solchen ungebührlichen, tollen Anwallung entlassen werde. Ein tüchtig Renomee ist mir auch vorausgegangen, sowohl bey Professoren als Studenten, so dass es fast darauf abgesehen ist, mich vollends ganz und gar zum Sonderling zu steigern.

Denn ich kann nicht seyn, wie andere: jeder Eingriff in meine Eigentümlichkeit, sey er auch nur scheinbar, macht mich in tiefster Seele wild.

Lieber Freund! ich habe ernste Stunden: denn weder Menschen noch ihre Werke genügen mir. Zwar fürcht' ich mich wenig vor all' den Laffen, Doctoren, Magistern, und Schreibern und Pfaffen, aber — ich bin oft nahe am Verzweifeln.

Die Ideen von Unsterblichkeit, von Zusammenfliessen mit Gott, die ich in meinem nun vollendeten Phaëton ausgesprochen, sind die Grundpfeiler meines Seyns. Ich kann keinen Tod annehmen: das Wort Tod ist Unsinn und ich fluche dem Tollen, der diesen philosophischen Act, diese Wiedergeburt, diesen Sieg des Geistigen über das Körperliche mit diesem unsinnigen Namen belegt hat. Tod spricht aus unsern Domgebäuden, aus unsern philosophischen Paragraph-Systemen, aus den schwarzen Mänteln unserer Pfaffen, aus — allem.

Die ewigen Ideen, die beharrlichen wesentlichen Formen der Welt und aller ihrer Erscheinungen, das sind die Objekte meines Geistes. Die Erkenntnis der Idee ist anschaulich, und nicht abstrakt. Reines Subjekt, klares Weltauge will ich werden, oder lieber möcht' ich frey seyn von der Erde, die ich nicht liebe, und hinunter! hinuntertaumeln Jahrtausende lang, an allen Millionen Sonnen vorüber, durchs unermessliche All, ewig, ohne Ufer, im Unendlichen, dem Unthier des Platon!

Die Philosophie, in deren Arme ich mich mit einer namenlosen Begeisterung werfe, kann nur auf dreyerley Art auf mich wirken. Entweder kann sie Harmonie in mich bringen — das ist aber fast unmöglich — oder (und das ist das Wahrscheinlichste) befruchtet sie in mir die schlummernden Todeskeime, füllt mich, reisst mich hinan, wird mir die Brücke zu Gott — oder werd' ich wahnsinnig durch sie. Und ich sage Ihnen, das ist auch möglich. Nur Eines könnte mich retten! Ich kann mich aussprechen. Diese Fülle, diese Welt in meinem Busen, wenn ich sie ewig in mir behalten müsste, ohne Form, ohne Bild, ohne Anklang, ich würde — zernichtet werden.

Mir wird es mit der Philosophie gehen, wie mit der Poesie. Ich fasse schnell, was zu lernen ist, und dann geh' ich rastlos, begeistert, rasend, zur Ausgeburt der eigenen Ideen. Ein paradoxer Philosoph werd' ich immer werden, und nie — ein System gründen, sondern alles mittelbar aussprechen.

Kant, Schelling, Platon, Fichte, Jacobi! klingts bis zur Betäubung um meine Seele.

Mein Phaëton wird in 8 Tagen zum Druck abgeschickt, Göthe'n

dediziert. Das Werk ist mir ganz und gar über den Kopf gewachsen. Phaëton ist durchaus nicht mein Werk. Ich stehe unbedeutend neben ihm. Er ist unendlich genialischer als ich. Er ist mein Schöpfer, nicht ich der Seine. Er ist mein Freund, den nur ich verstehe. O Eser! mir wirbelts oft! Lesen Sie ihn, verstehen Sie diesen Geist, dieses Streben: diese Kraft, und über ihr die zürnende Gottheit! weinen Sie über den Wahnsinnigen! Ich werde selbst fast wahnsinnig über dem Brüten. Ach und die reine, körperlose Gottheit, die wandellose Liebe, zu erkennen, zu fassen in einem körperlichen Abbild, im Auge, in der Seele eines Mädchens . . . Zusammenschwimmen mit ihr, ganz, ewig, unbegreiflich, o das ist auch schön! . . .

Wenn Sie auf das letzte Jahr zurücksehen, und bemerken, dass ich darin mit allem Feuer geliebt, ein Trauerspiel, unzählige kleine Gedichte, ein Lustspiel, einen Roman geschrieben, den Platon, Pindar, Aristophanes, Aeschylos, Sophocles und Homer gelesen habe, so füllen Sie sich das kommende Jahr mit ebenso Vielem, dann . . . Ich sehe kein Ende, kein Maass.

Schelling wünschte, meine Gedichte zu lesen. Er war in Stuttgart. Ich wollt' ihn besuchen, schickte Haug zu ihm, Schelling wusste von mir, reiste aber noch denselben Tag ab, liess mich übrigens bitten, ihm einige meiner Arbeiten zu schicken.

Sobald mein Phaëton gedruckt ist, werden Sie sogleich ein Exemplar erhalten. —

Vor allem aber bin ich nun begierig, Ihr jetziges Wesen und Treiben, besonders das Innere, zu erfahren. Ich hoffe, dass Sie Ihre vorige Apathie gegen das Epistelnschreiben abgelegt und in eine wahre Passion dafür verwandelt haben werden.

Leben Sie wohl, lieber, guter Eser! Auch Ihrer lieben Frau empfehlen Sie mein Andenken. Und noch einmal! Schreiben Sie augenblicklich!

Ihr

Waiblinger.

*

Die Freundschaft Waiblingers und Mörikes, die miteinander die Hochschule bezogen und zu denen sich als Dritter im Bunde der mehr rezeptive, aber ebenfalls dichterisch tätige Ludwig Bauer gesellte, der ein Jahr vor ihnen ins Stift eingetreten war, blieb die innigste bis zu dem Erlebnis, das Karl Frey in seiner Biographie mit Recht den zentralen Wendepunkt in Waiblingers Leben nennt, seiner Liebe zu Julie Michaelis, der Schwester eines Tübinger Professors der Rechtswissenschaft. Die Briefe Waiblingers an Julie, welche ich in den Süddeutschen Monatsheften demnächst veröffentlichen werde, werden zum erstenmal einen unmittelbaren Einblick in diese verhängnisvolle Liebe gewähren.

Die Morgenröte

Eine Komödie aus dem Jahre 1848

In fünf Akten

von Josef Ruederer in München.

Personen:

Lola Montez, jetzige Gräfin Landsfeld.
von Berks, Staatsminister.
Baur von Breitenfeld, Hauptmann.
Fritz Peißner, Senior des Korps Alemannia.
Kreszenzia Lunglmayer, Besitzerin des Marderbräuanwesens.
Genofeva, ihre Tochter.
Alois Singlspieler, Salzstößler und Landtagsabgeordneter.
Xaver, sein Sohn, Senior des Korps Cheruskia.
Karl Hemersbacher, Glasermeister.
Adolf Mayerhöfer, Konditor.
Peter Wammerl, Partikulier und Leutnant der Bürgerwehr.
Ignatius Abel, Kurat von St. Michael.
Thomas Eisenkopf.
von Hirschberg, Zeuler } Alemannen.
Wackernagel, Grell, } Cherusker.
Maurice, Haushofmeister der Gräfin.
Die Kammerfrau der Gräfin.
Ein Gendarm.
Ein Ministrant.

Alemannen, Cherusker, Gäste, Soldaten, Volk.

Die Komödie spielt in München zur Regierungszeit Königs Ludwig I. Sie beginnt am 9. Februar nachmittags und endet am 10. Februar abends.

Rechts und links vom Zuschauer aus.

Erster Akt.

Die große Gaststube beim Marderbräu. Niedriger, gewölbter Raum, dessen Wände von Ofen- und Tabakqualm dunkel gefärbt sind. Tische und Stühle mit guter Ordnung verteilt.

Rechts eine Tür auf den Flur. Daneben ein Weihwasserkessel aus Porzellan. Links baut sich der große Schenktisch mit Kupferplatte, Bierkrügen und einem Bierbanzen aus einem Gewölbe heraus. Darüber an der Wand ein Bildnis König Ludwigs I. in einfachem Holzrahmen. Neben dem Schenktisch in der hintern Ecke eine Tür, die zu den Wohnräumen und zu einem Seitenausgang führt, vor dem Schenktisch eine solche in ein Nebenzimmer.

Die rückwärtige Wand birgt in der dem Schenktisch zugeneigten Hälfte eine weitere Türe, den Eingang zur Kneipe der Cherusker. Diese Thüre geht gegen den Zuschauerraum auf. Über ihr das Wappen der Cherusker in den Farben hellgrün, weiß, gelb, mit dem gut sichtbaren Wahlspruch: In virtute honos. Die weitere, größere Hälfte der Wand wird ausgefüllt durch einen sehr großen Erker, dessen mittleres Fenster den Blick auf den Hof freiläßt.

Heller Nachmittag. Hinter dem Schenktisch sitzt Genofeva Lunglmayer in der Tracht der Münchner Bürgermädchen mit goldener Riegelhaube und buntem Schaltuch. Sie hat ihr Gesicht dem Zuschauer zugewendet, beide Arme übereinandergelegt und ist eingenickt. Im Erker sitzt hinter einem Maßkrug Glaser Hemersbacher, vorn rechts Partikulier Wammerl, der mit aller Gemütsruhe Geselchtes zerschneidet. Nach einer kleinen Pause erscheint Thomas Eisenkopf am Erkerfenster. Er gewahrt Genofeva, lächelt und geht um den Erker herum. Gleich darauf tritt er ein durch die rechte Türe, angetan mit doppelreihigem Rock und langen Hosen aus dunkelblauem Stoff, einer knallroten Krawatte und einem breitkrämpigen Schlapphut. Er sieht sich wieder um, nimmt den Hut ab, geht zum Schenktisch und neigt sich zu Genofeva.

Eisenkopf: Ich weiß nicht, ist das das Feverl, oder ist sie's nicht.

Genofeva (halbwach): Xaverl ... Xaverl ...

Eisenkopf: Was, Xaverl? Nix Xaverl, ein andrer ist's.

Genofeva (fährt auf): Max ... und Joseph!

Eisenkopf: Nun, warum denn so erschrecken?

Genofeva: Mein Gott, ich hab' so fest g'schlafen.

Eisenkopf: Hab's gemerkt, aber jetzt sag' mir mal, kennst mich noch, oder kennst mich nimmer?

Genofeva: Sie kommen mir schon bekannt vor, ja, ja, Sie sind auch schon öfter da g'wesen bei uns, warten S' mal ... (auf einmal sehr laut.) Jessas, jetzt weiß ich's, der Herr Eisenkopf!

Eisenkopf: Wie er leibt und lebt, mit Haut und mit Vollbart.

Genofeva: Na, hab'n Sie Eahna aber verändert.

Eisenkopf: Kann ich dir zurückgeben, ... du warst ein kleines Pusselchen, als ich fortging, und jetzt — allerhand Hochachtung!

Genofeva: Mein, man tut, was man kann. 's is ja auch lang g'nug her, daß wir uns nimmer g'sehn haben.

Eisenkopf: Acht Jahre, acht volle Jahre.

Genofeva: So lang schon? Ja, warum sind S' denn gar nimmer zu uns kommen?

Eisenkopf: Liebes Kind, ich war fort, weit fort in der Welt. In Frankreich, in England, in Amerika.

Genofeva: Bis in Amerika? Nachher begreif' ich's, daß S' nir mehr haben hören lassen.

Eisenkopf: Ah, meine Schweigsamkeit hatte schon noch einen andern Grund. Ich bin nämlich damals abgeschoben mit einem Haufen Schulden. Unter uns gesagt: ein paar hundert Taler hatt' ich beim Marderbräu stehn.

Genofeva: Ja, das hat mir die Mutter schon g'sagt.

Eisenkopf: Weiß sie 's noch? Na, dafür war ich aber auch der flotteste Korpsbursch der Cheruskia. Siebenundzwanzig Semester hatt' ich auf dem Buckel, als ich bei Nacht und Nebel ausrückte.

Genofeva: Und jetzt?

Eisenkopf: Jetzt? Jetzt sind's halt dreiundvierzig geworden.

Genofeva: Na, i mein', was treiben S' denn jetzt? Bleiben S' wieder in München?

Eisenkopf: Das ist eine eigene Sache, mein Kind. So ohne weiteres kann ich Dir darauf keine Antwort geben.

Genofeva: Warum denn?

Eisenkopf (lehnt sich an den Schenktisch. Sehr eindrucksvoll): Hast du mal in deiner Unschuld etwas gehört von diesem Frauenzimmer, von der Lola Montez?

Genofeva (lacht): Ah, da fragen S' nett, Herr Eisenkopf. Zwei Jahr ist die Lola Montez im Land, die ganze Stadt spricht Tag und Nacht von ihr, bloß von ihr, und ich soll nix davon g'hört haben?

Eisenkopf: Nun gut, dann will ich dir's sagen: Dieser Dirne werde ich den Krieg erklären.

Genofeva: Was?

Eisenkopf: Ihr und dem alten König, in dessen Namen sie regiert.

Genofeva: Um Gotteswillen, net so laut.

Eisenkopf: Ist's schon so weit, daß man nirgends mehr sicher ist? Aber der Thomas Eisenkopf läßt sich das Maul nicht verbinden, er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und vor allem, er wird reden.

Wammerl: Wegen mir können S' scho reden, Herr Nachbar.

Hemersbacher: Wegen mir erst recht, bin ganz derselben Meinung.

Wammerl: Ja. San ja schauderhafte Zuständ im Land.

Hemersbacher (kommt etwas nach vorn): Wissen S', — i könnt' Ihnen was erzählen von G'schichten und von Sachen, i könnt' Ihnen sagen, was des Weibsbild schon Geld verbraucht hat.

Eisenkopf: Ganz richtig, mein wackrer Bürger. Aber, daß sich jemand rührt dagegen, daß einer auftritt von euch und fest auf den Tisch haut, das gibt's nicht.

Genofeva: O, die Studenten, die rühren sich schon. Grad' jetzt, wo wir reden, in derselben Stund' steht der Senior von die Cherusker vor Gericht.

Eisenkopf: Warum?

Genofeva: Ich weiß net, ob Sie davon a schon g'hört haben? Die Lola Montez hat erst mit die Studenten anbandeln wollen. Die haben s' aber 'nausg'schmissen. Was tut sie in ihrer Wut? Sie ruft a eigene Verbindung ins Leben, die Alemannen.

Eisenkopf: Eine Verbindung mit Farben und Schlägern?

Genofeva: Jawohl.

Eisenkopf: Und dafür haben sich Leute hergegeben? Studenten? Freie, immatrikulierte Akademiker?

Genofeva: Denken S' Eahna, Herr Eisenkopf, sogar einer von die Cherusker.

Eisenkopf: Ist nicht wahr!

Genofeva: Glauben Sie's nur, der Peißner is's gewesen.

Eisenkopf: Da hört doch alles auf!

Genofeva: Das hat eben den Senior so rabbiat gemacht, so damisch. Und wie er gestern den Peißner trifft auf der Ludwigstraß'n, was tut er? Er haut ihm eine 'runter.

Eisenkopf: Bravo! Wie heißt der treffliche Senior?

Genofeva: 's is der Bua vom Singlspieler drüben, vom Salzstößler.

Eisenkopf: Der Xaverl?

Genofeva: Was? den kennen Sie noch?

Eisenkopf: Werd' doch den Xaverl kennen! War noch mein Leibfuchs. Und der famose Kerl ist heut noch dabei? Hat natürlich nie ein Examen gemacht?

Genofeva: Ein Examen hat er schon g'macht, aber zweimal is er schon durchg'falln.

Eisenkopf: Ha, ha, ha! Ein echter Cherusker. (Zu Genofeva.) Aber du bist ja ganz verlegen. Scheinst dich ja sehr für ihn zu interessieren? Wohl so'n kleines Techtelmechtel los? He?

Genofeva: Auf ein Techtelmechtel ließ ich mich net ein, Herr Eisenkopf, ich bin ein anständiges Bürgermädel.

Eisenkopf: Also ernsthafte Absichten? Der Xaverl wird ein ehrsamer Biersieder am Arme der Genofeva Lunglmayer?

Hemersbacher: Des glaub i, die Alten können nur noch net einig werden.

Wammerl: Zweiundzwanzigtausend Gulden hat der alte Singlspieler schon boten fürs Feverl, aber d' Lunglmayerin verlangt fünfundzwanzig.

Eisenkopf (lacht): Ein regelrechter Kuhhandel.

Genofeva: Ah na, 's is auch noch was anders im Spiel.

Eisenkopf: Was denn?

Genofeva: Der Xaverl hat so überspannte Ideen im Kopf. Er will z'erst noch was erleben, sagt er, er will z'erst noch Student sein, kurz und gut, er weiß selber no net recht, was er will.

Eisenkopf: Daran erkenn' ich meinen Leibfuchsen. Er fühlt, daß etwas geschehen muß, und erst wenn die Schande getilgt ist, wird er mit dir —

Genofeva: Pst, pst. Ich hör' die Mutter kommen. Nir verraten, daß ich was g'sagt hab'.

Frau Lunglmayer (in Hauskleid und Schürze, einen großen Schlüsselbund am ledernen Gürtel von links rückwärts): Guten Abend.

Wammerl: Guten Abend.

Eisenkopf: Guten Abend, Mutter Lunglmayer, geben Sie mir nur

die Hand. Es ist ein alter Bekannter, besinnen Sie sich nur. Sie haben meinen Namen oft auf die schwarze Tafel geschrieben (buchstabierend) Tho — mas Ei — sen — kopf.

Frau Lunglmayer (nicht gerade sonderlich erfreut, aber auch nicht unfreundlich): So? So? Der Herr Eisenkopf? Richtig, jetzt kenn' i Eahna erst wieder. Allerdings, den Namen hab' ich oft auf die Tafel g'schrieben, steht noch dran, wollen S' wissen, wie hoch?

Eisenkopf: Danke, hab' kein Verlangen.

Frau Lunglmayer: Brauchen keine Angst net hab'n, ich sag's net. Was dahin is, is dahin, und d' Lunglmayerin war jederzeit noch a Herbergsmutter, die sich net hat lumpen lassen.

Eisenkopf: Das weiß der liebe Himmel.

Frau Lunglmayer: Aber Sie sitzen ja trocken. Feverl, warum bringst d' ihm denn kei Bier?

Eisenkopf: Nein, danke, keinen Tropfen mehr.

Frau Lunglmayer: Was? Der Eisenkopf? Der größte Lump von der ganzen Universität, vor dem kei Mädel, kei Fenster und kei Faßl net sicher war — der trinkt kei Bier mehr?

Hemersbacher: Wie halten S' denn des aus?

Eisenkopf: Ja, Mutter Lunglmayer, ich bin überhaupt ein anderer Mensch geworden. Ich habe Lebensschule durchgemacht. Die alten Vorurteile unseres verstaubten Kontinents hab' ich alle über Bord geworfen, kurz und gut: gelernt hab' ich etwas.

Frau Lunglmayer: No, Sie werdn was G'scheidts gelernt haben.

Eisenkopf: Hab' ich auch drüben. Vom Straßenarbeiter hab' ich mich raufgerackert, Tierbändiger war ich, Zirkusreiter, Schlangenmensch und Redakteur. Jetzt aber will ich die Früchte dieser Schule genießen. Ich werde arbeiten, ich werde handeln.

Frau Lunglmayer: Mit was denn, wenn man fragen darf?

Eisenkopf: Mit dem Kopf, dem Herzen und, wenn's not tut, mit der Faust.

Frau Lunglmayer: Und für wen wollen S' denn arbeiten?

Eisenkopf: Für euch alle, wie ihr da seid, für das ganze Land, für die Welt. Ja, ihr guten Leute, ich will euch herausreißen aus dem Sumpf, in dem ihr steckt. Ich will den Finger in die offene Wunde legen; aber ich will euch auch das Öl geben, mit dem ihr sie heilen könnt.

Frau Lunglmayer: I weiß net, i versteh kei Wort von dem Zeug.

Eisenkopf: Dann will ich deutlicher werden, Mutter Lunglmayer: Die große Babylonische hat Einzug in München gehalten. Seit zwei Jahren springt sie euch auf den Köpfen herum, diese ehemalige Tänzerin, die jetzige Gräfin, die Lola Montez.

Frau Lunglmayer: Pfeift der Wind aus dem Loch? No, da werdn S' schlechte G'schäftn machen, wenigstens bei mir.

Hemersbacher (höhnisch): Bei der Lunglmayerin ist nämlich jede Ruhestörung polizeilich verboten.

Frau Lunglmayer: Aus dem einfachen Grund, weil die ganze G'schicht kein Zweck hat.

Hemersbacher: So? Und wenn's Geld no lang so zum Fenster nausfliegt?

Frau Lunglmayer: Das geht uns nix an.

Wammerl: Erlauben S', wer derf's denn zahlen? Wir derfen's zahlen.

Hemersbacher: 's Volk, 's notleidende Volk derf's zahlen.

Wammerl: Haben Sie vielleicht net g'hört, was da draußen für a Pracht is, in dem Palais von dera Gräfin? I weiß, i kann's Ihna sagen, denn a G'schwisterkind von meiner Frau ihrer Basen is Bedienter g'wesen bei der Frau Gräfin. Der kann reden: (sehr wichtig) Alles von Gold, Spiegel bis auf d' Decken, und Betten, daß man sich ausstrecken kann mit die Füß, so lang, als man will.

Hemersbacher: So geht's, wenn die alt'n Bäum' no amal ausschlagen.

Frau Lunglmayer: Herr Hemersbacher, Sie geht's glei gar nix an.

Hemersbacher: Was? I zahl' mei Steuer grad' so gut, als wie Sie, i laß mi von Ihna net 's Maul bieten, i geh.

Wammerl: Mir is's zwar wurscht, weil's nix hilft, wenn man sich auflehnt. Aber schlecht anschau'n laß i mi do net von der Lunglmayerin, drum geh i mit Eahna, Herr Nachbar.

Hemersbacher: In a anders Wirtshaus, wo ma ungeniert reden derf.

Eisenkopf: Nur ruhig, meine Bürger, ich sage euch: Er wird sich durchringen, der Geist der Wahrheit, der Unabhängigkeit und der Freiheit.

Frau Lunglmayer: A was, die Welt bleibt alleweil am selben Fleck stehn.

Eisenkopf (mit großer Gebärde): Und sie bewegt sich doch, Mutter Lunglmayer! Jawohl, geben Sie's zu oder nicht: die Studenten sind unerhört provoziert worden.

Genofeva: Frau Mutter, des is scho wahr, die Lola hat ang'fangt.

Frau Lunglmayer: Sei du stad, du verstehst von so was no gar nix.

Eisenkopf: Erlauben Sie, Mutter Lunglmayer —

Frau Lunglmayer: Gar nix erlaub i, vor allem kein Konflikt mit der Polizei.

Eisenkopf (lacht).

Hemersbacher (lacht nach).

Frau Lunglmayer: Ja, lassen Sie sich's nur erzählen von der da. Ihren G'spusi, den Xaverl, haben s' schon vorg'laden und Ihnen werden sie's bald grad a so machen.

Hemersbacher (mit Wammerl am Ausgang): Fürchten S' Eahna nur net, es werd net so g'fährli.

Eisenkopf: Ich fürchte mich nicht, das weiß die Mutter Lunglmayer sehr gut. Darum werd' ich zunächst meine Mütze aufsetzen, dann werd' ich den Schläger zur Hand nehmen, und dann . . . (er verstummt vor Abel, der von rechts eintritt).

Abel (nimmt Weihwasser aus dem Kessel): Gelobt sei Jesus Christus —

Genofeva: In Ewigkeit, Amen.

Wammerl: In Ewigkeit, Amen.

Hemersbacher (weist Abel auf Eisenkopf): Jetzt treffen Sie's gut, Herr Kurat, a interessanter Besuch is da. (Ab mit Wammerl rechts.)

Eisenkopf (für sich): Der Pfaff? Ich danke für so was. (Laut.) Auf baldiges Wiedersehen, Mutter Lunglmayer. (Ab in die Kneipstube.)

Frau Lunglmayer (ruft ihm nach): Hab's net so eilig. Grüß Gott, Herr Kurat.

Abel: Grüß Gott, Frau Lunglmayer. Sie sind ja ganz echauffiert.

Frau Lunglmayer: Hab mich wieder mal g'ärgert.

Abel: So? Worüber denn?

Frau Lunglmayer: Über den Menschen, der da grad' naus is. Haben S' 'n nimmer kennt? Des war der Eisenkopf Thomas.

Abel (setzt sich): Der Eisenkopf? Der Tagdieb? Der Strizzi, der nie was geglaubt hat im Leben, der nie in eine Kirch' gegangen ist? Was will denn der wieder in München?

Frau Lunglmayer: Denken S' Eahna, Revalation möcht er machen.

Abel (wie verändert, sehr freundlich): Was Sie nicht sagen?

Frau Lunglmayer: Aber das könnt mir passen, Herr Kurat, wo wir so schon so viel Skandal haben, die zwei letzten Jahr, wo's alle Tag a Hauerei gibt, und wo kei Mensch mehr sicher is, daß er in Ruh über d' Straßen gehen kann.

Abel: Allerdings, nur bedenken Sie auch, was wir erlebt haben in den zwei Jahren. Unsere Priester sind vertrieben wordn, unsere heilige Kirche ist mit Füßen getreten wordn. Ordnung, Gesetze, alles hat aufgehört, die Minister, die wechselt das Weibsbild noch öfter als wie ihre Hemden . . .

Frau Lunglmayer: Und wer is schuld an all dene Zuständ? Unsere Mannsbilder san schuld! Jawohl, Herr Kurat. Wenn s' so dumm san und lassen sich alle d' Köpf verdrehn vom König herunter bis zum letzten Laternanzünder, dann g'schieht's eahna ganz recht.

Abel: Da ist nix zu machen. Sie sind halt alle verzaubert.

Frau Lunglmayer: A, verzaubert! Den Zauber kenn' i, Herr Kurat, besser als wie Sie.

Abel: Nein, Sie kennen ihn nicht, aber ich kenne ihn, und ich kann Sie versichern, er kommt auf direktem Weg vom leibhaftigen Gottseibeiuns.

Frau Lunglmayer (lacht:) Das mag grad' schon sein, Herr Kurat, denn 'n Teufel hat die Lola im Leib.

Abel: Mit solchen Dingen soll man keinen Spaß treiben, Frau Lunglmayer. Was hab' ich Ihnen gesagt, als der Peißner zu der Lola gegangen ist? Lassen Sie Ihr Haus ausweihen, damit die Sünde hinausgeht.

Frau Lunglmayer: Herr Kurat, Sie kennen mich jetzt so a fünfundzwanzig Jahr. Hab' ich meine Pflichten als Katholikin am End' vernachlässigt? Geh' ich net jeden Tag in mei Meß? Beicht' ich net alle sechs Wochen?

Abel: Ja, ja, da kann ich gar nichts beanstanden.

Frau Lunglmayer: Gut. Dann werden S' mir's auch net weiter in Übel nehmen, wenn ich Ihnen sag': Von der Ausräucherei, da halt ich nix. Gar nix. Bei dem Zauber, da zieht so was net, des dürfen S' mir glauben.

Abel: So? So? Und das wissen Sie ganz bestimmt?

Frau Lunglmayer: Aber natürlich. Die Lola is a Pulverfaßl, wer z' nah hingeht, den zerreißt's, des is die ganze Erklärung.

Abel: Jetzt lassen Sie mich einmal reden ...

Frau Lunglmayer (sehr resolut): Na, na, da können S' net mitredn. Von an Frauenzimmer verstehen S' nix. A geistlicher Herr — da dürfen S' ja gar nix verstehn.

Abel (steht auf): Frau Lunglmayer, Ihre — merkwürdigen Ansichten über die Gräfin Landsfeld sind mir zwar leider nicht mehr ganz fremd, aber so unverblümt haben Sie's bis jetzt doch noch nicht ausgesprochen. Deshalb richt' ich Ihnen auch nicht aus, was ich auszurichten gehabt hätte, sondern empfehle mich.

Frau Lunglmayer: Geh, Herr Kurat, des hab' i net wollen, ... des tut mir leid. Sagen S' mir, was S' mir auszurichten haben, oder na, sagen Sie's lieber net. Ich weiß ja so schon, 's is wieder vom Singlspieler.

Genofeva (die inzwischen am Schenktisch beschäftigt war mit Ordnen und Gläserputzen): Vom Vater Singlspieler?

Frau Lunglmayer: Natürli, die kann's ja scho wieder nimmer erwarten. Die meint, sie muß den Xaverl heut no haben.

Abel: Und ich helf' ihr. Sein Sie vernünftig, Frau Lunglmayer, geben Sie nach. Der Singlspieler gibt auch nach. Er läßt dreiundzwanzigtausend Gulden bieten.

Frau Lunglmayer (sehr schnell): So? Gibt er nach? Aber 's is mir ja net ums Geld allein. Die Heirat mit dem narreten Studenten paßt mir net.

Abel: Sie haben sich eben manches anders gedacht, das tun wir alle im Leben, jeden Tag und jede Stunde, und 's kommt dann doch so, wie's kommen muß. (Sieht sich um und winkt Singlspieler, der während der letzten Worte hereinkam, näher zu treten.) Drum sein Sie nicht so widerspenstig, wissen Sie was? Reden Sie mit ihm selber.

Frau Lunglmayer: Soll i vielleicht nübergehn? Soll i eahm nachlaufen, soll i schön bitten, daß er mei Tochter nimmt?

Abel: Brauchen Sie gar nicht. Da ist er ja selber schon.

Frau Lunglmayer (dreht sich um): Was? Ah, des is a Überfall, des is hinterlistig, Herr Kurat.

Abel (zieht sich mit Genofeva in den Erker zurück.)

Singlspieler: Mußt's net gar a so tragisch nehmen, Lunglmayerin, es geht net um Tod und Leben.

Frau Lunglmayer: Weiß schon. Um mein Geldbeutel geht's.

Singlspieler: Brauchst di net gar a so aufspieln, schließli bin i a net auf der Brennsuppen daherg'schwommen.

Frau Lunglmayer: Hab' i a gar net g'sagt.

Singlspieler: Tat a net passen. I bin a ang'sehner Bürger, i hock im Landtag, und wenn i no amal kommen bin, trotzdem 's d' mi scho einmal hast abfahrn lassn, nachher tu i's bloß wegn dem Madel da hinten, weil i's nimmer sehn kann, wie sich's abhärmt.

Frau Lunglmayer (lachend): Singlspieler, du bist a Gemütsmensch, samt deine dreiundzwanzigtausend Gulden.

Singlspieler: I sag dir d' Wahrheit.

Frau Lunglmayer: Setz di amal nieder auf deine vier Buchstabn und paß auf: Also ja, 's is wahr, i hab' mi g'wehrt bis jetzt gegen die Heirat. Warum hab' i mi g'wehrt? Weil dei Bua a überspannt's Mannsbild is, a Gischpel, der mit'm Kopf durch d' Wand möcht. Des paßt si aber net für an rechtschaffenen Bürgerssohn.

Singlspieler: Ja, ja, da kannst scho recht habn.

Frau Lunglmayer (sehr entschieden): I hab' überhaupts alleweil recht. Will dir's a glei' beweisen. Was braucht dei Bua Skandal z' machen? Ha? Was braucht er dem Peißner eine 'runter z'haun, ha?

Singlspieler: Mein, des san halt so G'schichten. Jetz is die ganze Zeit verrückt, alles steht auf'm Kopf.

Frau Lunglmayer: Und da meint der Xaverl natürli, er muß a auf'm Kopf stehen.

Singlspieler: Des meint er net.

Frau Lunglmayer: Was denn sonst? Wär dei Bua net zweimal durch's Examen g'fallen, hätt' er was g'arbeit't, dann käm' er net auf solche Ideen.

Singlspieler: Dafür soll er eben jetzt was arbeiten.

Frau Lunglmayer: Woher weißt denn du, daß er „ja" sagt ohne weiters zu der Verlobung?

Singlspieler: No, des wär net übel. Für was bin denn i da?

Genofeva (die vom Erker aus das ganze Gespräch mit Angst verfolgte, kommt nach vorn): Er sagt „ja", Frau Mutter, wenn Sie's erlauben, er is doch a guter Mensch, er hat mich gern . . .

Frau Lunglmayer: Jetzt kommt natürli die a noch daher.

Abel: Und ich auch noch, geh, erlauben Sie's.

Frau Lunglmayer: Alle auf einmal? Na, i b'halt trotzdem 'n Kopf hoch und sag' euch jetzt so viel: Der Xaverl soll mir recht sein als Schwiegersohn, wenn er mir a Probezeit b'steht. (Zu Singlspieler speziell.) Es is nämlich der Hallodri, der Eisenkopf, wiederkommen. Der Mensch g'fallt mer nimmer, er red't so damisch daher . . ., er trinkt kei Bier mehr, kurz und gut, i fürcht', er hetzt 'n Xaverl auf.

Singlspieler (eifrig): Er hetzt 'n nimmer auf, i bürg der's auf Ehr' und Seligkeit.

Frau Lunglmayer: I glaub's no net recht.

Abel: Nun, da fragen Sie den Xaver doch selber. Eben kommt er wieder von der Polizei.

Genofeva: Was? Er kommt schon?

Singlspieler: Gott sei Dank, daß des a so ausgangen is.

Genofeva (springt zur Türe): Xaverl, Xaverl! (Sie prallt vor dem Eintretenden zurück.)

Xaver (erscheint blaß und erregt, geleitet von Wackernagel, Grell und zwei andern Cheruskern).

Genofeva: Jesses na, was is denn?

Wackernagel (winkt, man möge Xaver nicht zu sehr belästigen).

Abel: Muß er am End' doch sitzen?

Wackernagel: Das nicht.

Frau Lunglmayer: Was gibt's denn nachher, i will's wissen.

Grell: Abbitte muß er leisten, drin im Palais der Gräfin Landsfeld.

Wackernagel: Dem Peißner vor sämtlichen Alemannen.

Grell: Und wenn er's nicht tut, dann wird er relegiert.

Singlspieler: Mei, wenn's weiter nix is.

Xaver (der auf einen Stuhl gefallen ist): Wenn's weiter nix is, Vater — o nein, weiter is's nix, höchstens, daß wir alle miteinander verschimpfiert sind, das ganze Korps, was da herinsitzt beim Marderbräu, seit die Universität von Landshut nach München verlegt worden ist.

Frau Lunglmayer (nach einer kleinen Pause): No ja. Warum mußt a alleweil 'n Spektakel anfangen?

Xaver: Mutter Lunglmayer, das Liedl hör' ich schon lang. Man wirft Professoren hinaus aus der Universität, die's gut mit uns meinen. Man setzt uns eine Lumpenbande als gleichberechtigtes Korps vor die Nase, man schikaniert uns aufs Blut, und wenn wir nicht geduldig zu allem ja und Amen sagen, dann heißt's: Warum mußt Spektakel anfangen?

Abel (der sehr gespannt zugehört hat): Da hat er recht.

Xaver: Ha, ha! Soll man's denn für möglich halten? Ein Schuft wie der Peißner, der unsere Farben verraten hat, der sich von der Lola frisieren, putzen und bezahlen läßt, ja bezahlen, daß ihr's nur wißt, ein solcher Schuft, zu dem soll ich hingehn, ich soll die Hände falten und sagen: Ach, lieber Herr Peißner, ich hab' Unrecht getan, daß ich Ihnen eine runtergehauen hab', Sie sind ja ein Ehrenmann vom reinsten Wasser, sehen Sie hier auf meinen Knien bitt' ich Sie um — Nein, nein, Mutter Lunglmayer, diesmal laß ich mir das Liedl von der Pfründnergemütlichkeit nicht pfeifen.

Frau Lunglmayer: Es geht natürli scho wieder los.

Xaver: Es geht wieder los. So wahr ich der Senior von den Cheruskern bin, so wahr ich meine Farben in Ehren getragen hab' volle siebzehn Semester: Das letzte darf man mir nicht bieten, nein — relegieren laß ich mich nicht.

Abel: Und was wollen Sie denn nachher machen?

Xaver: Ich weiß nicht, ich such' nach 'nem Stützpunkt, nach 'nem Menschen, der mir die Hand gibt, der mich rausreißt aus all dem Schlamassel, der mir zeigt, wo ein Ausweg liegt.

Singlspieler (zu Genofeva): Sag's ihm doch endlich.

Genofeva: Ich sag's ihm. (Sie tritt zu ihm.) Xaverl, paß auf, mußt nimmer verzweifelt sein. Der Mensch, den du suchst, der is g'funden. Da schau her, i bin's selber. Ja, ja, glaub's nur. Wenn's d' vernünftig bist, gibt uns d'Mutter z'samm, aber kei Revalation darfst d' mehr machen.

Singlspieler: Steh auf, bedank' di. D' Lunglmayerin will's wirklich erlauben unter der Bedingung.

Xaver (erhebt sich schwerfällig): Sie will's erlauben, wenn ich keine — (er lacht) na, ja, das ist so eine Bedingung, die man jemand stellt, der direkt vom Galgen daherkommt.

Genofeva: Xaverl, i bitt' dich!

Xaver: Feverl, du weißt, ich hab' mir nix anderes gewünscht, ich hab's ja gewollt, die ganzen Jahre, wo's deine Mutter extra nicht gewollt hat, und ich will's auch jetzt, freilich will ich's, aber vorerst bin ich noch ein freier Student.

Frau Lunglmayer: Der scho zweimal durchg'falln is.

Xaver: Ihr habt mir das schon oft vorgehalten, Mutter Lunglmayer ... habt ja auch recht ... ich bin durchgefallen ... kann's nicht leugnen ... Nur eins möcht ich Ihnen erwidern: Wenn ich auch zum drittenmal durchfall', ich bleib' immer ein Student. Ich bin noch jung, vor mir liegt die ganze Welt. Greif' ich jetzt nicht zu, hab' ich's verpaßt, und jeder Mensch kann mich über die Achsel anschauen.

Frau Lunglmayer: Da habt's es, da habt's es.

Xaver (bitter): Sie müssen weiter nicht bös sein, Mutter Lunglmayer, ich veracht' nicht, was Sie mir so gnädig offerieren, im Gegenteil, ich weiß die hohe Ehre zu schätzen, aber so, wie ich jetzt bin, könnt' ich nicht ins Haus zu Ihnen.

Frau Lunglmayer: Warum?

Xaver (wild): Zuerst muß der Dreck von mir runtergewaschen sein.

Singlspieler: Ach was, Blödsinn! Du pfeifst auf die ganze Studiererei. Du hängst dei Hauben an'n Nagel und benimmst dich, wie sich a vernünftiger Mensch halt benimmt.

Xaver: Vater, sagen S', was S' wollen, ich laß mich nicht relegieren.

Wackernagel und Grell: Ganz richtig!

Genofeva (faltet die Hände): Xaverl, mir z'lieb.

Frau Lunglmayer: No, Singlspieler, wo hast denn dei väterliche Autorität? Ha? Darf dei Bua machen, was er nur mag?

Singlspieler: I will's ihm glei zeigen. (Zu Xaver, sehr grob): Da werd'n jetzt gar nimmer viel G'schichten g'macht, hast mi verstanden? Des Beleidigtsein, des hört auf. Die Lola Montez kann dich relegiern, so viel als wie s' mag. Du wirst a Bierbrauer, und ins Palais zu der Abbitterei, da gehst einfach net hin.

Eisenkopf (das Band der Cherusker um die Brust, eine alte Mütze auf dem Kopf, den Schläger in der Hand, tritt aus der Türe der Kneipstube und spricht mit Donnerstimme): Doch, er wird hingehen!

Xaver: Wer sagt das?

Eisenkopf: Ich sag' dir das, Xaver Singlspieler, ich, der Thomas Eisenkopf.

Die Cherusker (mit Ausnahme Xavers, durcheinander): Was, Eisenkopf? Das ist der Eisenkopf, der berühmte Eisenkopf?

Xaver (der ganz im Vordergrund geblieben ist): Thomerl, Leibfuchs, Mensch, Viech, wo kommst du auf einmal her?

Eisenkopf (immer noch an der Kneiptür): Ich bringe dir den Gruß aus der neuen Welt, voll Hoffnungsfreude, voll Sonne, und zugleich rufe ich dir ins Gedächtnis, was dir die alte Welt alles getan hat.

Xaver: Du weißt, was geschehen ist? Du weißt, was wir erlebt haben in den zwei schrecklichen Jahren? Du weißt, was man mir jetzt zumutet?

Eisenkopf: Alles weiß ich, alles hab' ich gehört.

Xaver: Und du sagst, ich soll hingehen in das Palais?

Eisenkopf: Ja!

Xaver: Mit meinen Farben?

Eisenkopf: Ja!

Xaver: Zu dem Peißner?

Eisenkopf: Nein!

Xaver: Wohin denn?

Eisenkopf: Zur Lola selber.

Xaver: Was?

Eisenkopf: Zur Lola selber! Aber nicht in Sack und Asche: mit der Peitsche in der Hand!

Die Cherusker: Bravo, bravo!

Singlspieler: Dumm's Zeug!

Frau Lunglmayer: Wird ja alleweil besser!

Abel: Jedenfalls recht interessant.

Genofeva: Laß dich doch net verleiten! Er meint's schlecht mit dir.

Xaver: Nein, er meint's gut. Recht hat er. Ja, Eisenkopf, jetzt kenn' ich dich wieder, jetzt wird's mir auf einmal ganz leicht. Jetzt fällt mir's runter von Kopf und von Schultern. Was ich durchgemacht hab', liegt hinter mir. Vor mir liegt der Weg, der gerade, offene Weg, den geh' ich jetzt, und zwar direkt zu der Lola.

Frau Lunglmayer: Ich hab's g'wußt, was da herauskommt.

Genofeva: Eine letzte Bitt', Xaver!

Eisenkopf: Kein Weibergekreisch, keine Furcht, die alte Hülle fällt ab, Cheruskia sei's Panier!

Alle Cherusker: Cheruskia sei's Panier!

Singlspieler (wütend zu Eisenkopf): Sind S' so gut und hetzen S'n mir nimmer mehr auf!

Eisenkopf (unbeirrt): Und wenn sich auch alle sträuben, es zu glauben, die Philister, die Pedanten, Leibfuchs, ich sag' dir die Wahrheit. Es regt sich unter der Erde, es knistert, es prasselt. Die alten Götzen stürzen zu Boden, aus ist's mit der Tyrannen Macht. Ein neues Geschlecht zieht herauf. Die Nacht entweicht, im Osten dämmert die Morgenröte!

Xaver (in heller Begeisterung): Die Nacht entweicht, im Osten dämmert die Morgenröte! (Er reißt seine Mütze an sich und stürzt eilends ab.)

Die Cherusker (folgen ihm).

Frau Lunglmayer: Na, Singlspieler, wer hat jetzt recht g'habt?

Vorhang.

Zweiter Akt.

Im Palais der Lola Montez. Reicher Empfangssalon mit rotseidener Tapete und schweren Gobelins. Die beiden Seitenwände gehen von der Rampe weg zuerst gerade gegen den Hintergrund, dann biegen sie ein in zwei kleinere Nebenwände gegen die Mitte. Dort ist keine Türe, sondern zwei Lapislazulisäulen mit goldenen Kapitälen und Postamenten flankieren den Ausblick auf einen nicht minder kostbar eingerichteten, kleinen Vorsaal. Von da führt eine dem Zuschauer unsichtbare Türe nach rechts in das Foyer des Hauses, eine nach links in den Bankettsaal.

In den beiden Nebenwänden je eine Türe. Die linke führt zum Toilettenzimmer der Lola Montez, die rechte zum Speisesaal. In der rechten Hauptwand ein Fenster gegen die Straße. Davor ein Tischchen mit einem Stuhl derselben Art, wie sie auch sonst an den Wänden verteilt sind. Ihm gegenüber auf der linken Seite zwei Glasetagèren, worauf Sèvresvasen mit prachtvollen Blumenbuketts stehen. Dazwischen in goldenem Käfig ein Kakadu. Ein mit Seide bezogenes Sofa steht parallell mit der Richtung der linken Nebenwand, von der Mitte des Saales aus, etwas ihm zugewandt. Von der Decke hängt ein venetianischer Prachtlüster.

Es ist am Vormittag kurz vor der Audienzstunde. An der Türe des Toilettenzimmers steht Maurice. Er hat das Ohr an das Schlüsselloch gelegt. Nach einer Pause erscheint Peißner im Vorsaal. Er trägt eine Studentenmütze in den Farben der Alemannen, karmoisinrot-gold, einen stutzerhaften Salonrock mit schwarzem Samtkragen, weiße Hosen mit Strupfen und Lackschuhe. Im Knopfloch eine weiße Rose. Er betrachtet Maurice einen Augenblick, dann platzt er los in spöttischem Ton.

Peißner: Guten Morgen, mein lieber Maurice.

Maurice (richtet sich gemächlich auf): Guten Morgen, Herr von Peißner.

Peißner: Was machen Sie denn da?

Maurice: Sie sehen es ja, ich habe gehorcht.[1]

Peißner: Am Toilettenzimmer der Frau Gräfin?

Maurice: Allerdings. Es ist da augenblicklich am interessantesten.

Peißner: Das sagen Sie so gelassen? Sie fürchten gar nicht, daß ich's der Frau Gräfin wiedererzähle?

Maurice: Nach Belieben, Herr von Peißner.

Peißner (lachend): Ich tu's ja nicht. Weiß ja, daß Sie nach mir die größte Vertrauensperson sind.

Maurice: Wenn man sieben Jahre bei einer Dame wie der Frau Gräfin in Dienst ist, dann weiß man, was man gegenseitig von einander zu halten hat.

Peißner: Sieben Jahre sind Sie schon bei ihr und haben alle die großen Reisen mitgemacht?

Maurice: Von Paris nach Petersburg, von da nach London, von da nach Mailand und von da nach Greiz-Lobenstein.

Peißner: Ach ja, zu Seiner Durchlaucht dem siebenundsiebzigsten Heinrich. Das muß ein Abenteuer gewesen sein.

Maurice: Eines der tollsten. Das ganze Fürstentum stand Kopf. Und wenn ich mir's recht überlege, so ging diese Geschichte noch über die

Affäre mit dem russischen Fürsten, der der Frau Gräfin zu lieb seine eigene Frau verknobelt hat.

Peißner: Welche Fülle von Eindrücken! Welch reiche Erfahrungen! Und jetzt erst hier, wo Lola Montez dem Lande die geistige Freiheit gegeben hat!

Maurice: Ja, man muß es in der Tat bewundern, wie die Frau Gräfin all das leisten konnte bei so einem Wanderleben.

Peißner: Na, jetzt ist's wohl aber endlich vorbei damit?

Maurice: Ich denke auch, daß wir hierbleiben. Es lebt sich in dieser Stadt wirklich ganz angenehm. Die Lage ist hübsch, der König ist ein wirklich recht aufgeklärter Mann, nur die Bevölkerung läßt manchmal zu wünschen übrig.

Peißner: Dieses Gesindel, diese Bierbauern, diese Stumpfböcke! Der gestrige Skandal war doch wieder unerhört.

Maurice: Ja, es war eine allerliebste Katzenmusik. Schade, daß Sie nicht da waren.

Peißner: Wann fing's denn an?

Maurice: So um sechs Uhr beiläufig kam der Janhagel die Briennerstraße herauf, die Studenten an der Spitze.

Peißner: Die Cherusker! Na, diesmal soll's der miserablen Bande an den Kragen gehen. Der Haupträdelsführer, der auch neulich gegen mich so frech war, ist doch verhaftet?

Maurice: Der Singlspieler? Ja wohl, der sitzt fest, unten in der Waschküche.

Peißner: Hier im Hause?

Maurice: Ausdrücklicher Befehl der Frau Gräfin.

Peißner: Wie?

Maurice: Sie werden sich selbst überzeugen. Er soll ihr dann vorgeführt werden.

Peißner: Sie ist wohl verrückt?

Maurice (formell): Herr von Peißner, wir bewegen uns in einem Empfangssaal.

Peißner: Egal. Der Mensch hat gegen sie die schrecklichsten Drohungen ausgestoßen.

Maurice: Das macht der Frau Gräfin Vergnügen.

Peißner: Nein, nein, das geht nicht, das ist ja Unsinn. Vorwärts, Maurice, melden Sie mich gleich an.

Maurice: Herr von Peißner, Sie wissen selbst: um elf Uhr ist die Audienzstunde.

Peißner: Für Gevatter Schneider und Handschuhmacher, nicht für den Senior der Alemannia.

Maurice: Heute wird sich sogar dieser gedulden müssen.

Peißner: Nein, nein. Ich habe außerdem eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit zu erledigen.

Maurice: Was denn, wenn ich fragen darf?

Peißner: Das geht Sie nichts an, das ist Staatsgeheimnis.

Maurice (zieht ein Portefeuille aus der Brusttasche): Brauchen Sie fünfzig ... siebzig Gulden, oder ...

Peißner (fährt auf): Maurice — (plötzlich laut lachend). Na, meinetwegen, Sie können mir hundert geben.

Maurice (gibt ihm eine Note): Das Staatsgeheimnis war also nicht so schwer zu erraten.

Peißner: Kommt mir selber so vor. Übrigens, Scherz beiseite. Ich muß die Gräfin wirklich sprechen. Die Alemannia will nämlich heute abend hier im Hause einen Festkommers veranstalten.

Maurice: Einen Kommers?

Peißner: Zu Ehren der glücklichen Niederwerfung der gestrigen Rebellion. Und weil unsere hohe Protektorin unser Ehrengast sein soll, muß ich sie sofort sprechen.

Maurice: Ich sage Ihnen noch einmal, es geht nicht im Augenblick.

Peißner: Aber, zum Kuckuck, warum denn?

Maurice (leise): Seine Exzellenz, der Herr Staatsminister sind drin.

Peißner (verächtlich): Der Berks? Auf den brauche ich doch nicht aufzupassen.

Maurice: Diesmal werden Sie aufpassen. Es ist nämlich noch einer drin, einer, der höher ist als der Minister.

Peißner: Wer denn? (Mit plötzlichem Begreifen.) Ist nicht möglich? Heute früh? Da war er doch sonst nie da.

Maurice: Außergewöhnliche Umstände ... die gestrigen Skandale ... (ganz leise.) Unter uns gesagt: die Universität wird geschlossen.

Peißner: Faktisch?

Maurice: Sie sehen, Herr von Peißner, das Horchen hat auch seinen Vorteil.

Peißner (lachend): Maurice, Sie sind ein Erz ...

Maurice: Wie belieben?

Peißner: Ein Erzengel, ein wahrer Erzengel. Wenn wir Sie nicht hätten!

Maurice: Jedenfalls dürfen Sie überzeugt sein, daß auch ich nie etwas anderes erstrebte, als der Freiheit zu dienen.

Peißner: Sie haben es eben wieder leuchtend bewiesen.

Maurice: Sehr verbunden. (Dreht sich um.) Übrigens, hier ist der erste zur Audienz.

Mayerhöfer (ein mit lächerlicher Eleganz gekleideter Vierziger. Er trägt Frack, großes Jabot, Zylinder, weiße Handschuhe und ein Monstrum von Bonbonniere, die mit gelber Seide und Goldfäden übersponnen ist. Seine Redeweise ist geziert): Allerdings, ich wollte meiner Entrüstung Ausdruck verleihen über den schamlosen Exzeß von gestern abend, und zugleich wollte ich die Hoffnung aussprechen, daß die nichtsnutzigen Attentäter die gerechte Strafe finden mögen.

Peißner: Da können Sie sicher sein, mein lieber Herr Mayerhöfer, diesmal entgehen sie uns nicht.

Mayerhöfer: Gott sei Dank, endlich einmal ein Exempel.

Maurice: Und zwar ein gehöriges.

Mayerhöfer: O, dieses Volk ist ja so dumm, so blöd, es begreift nicht, was es heißt, daß uns die Frau Gräfin die geistige Freiheit gegeben hat.

Peißner (auf- und abgehend): Die Pfaffen, mein lieber Herr Mayerhöfer, die Pfaffen!

Mayerhöfer: Leider. Wir werden noch viel zu tun haben, bis wir das Volk auf die volle Höhe der Kultur geführt haben.

Peißner: Die geistige Nacht ist eben undurchdringlich.

Mayerhöfer: Trotzdem, Herr von Peißner, der Sieg wird unser sein.

Peißner: Ich hoffe es. (Er bleibt stehen.) Was haben Sie denn da wieder Schönes?

Mayerhöfer: Eine kleine Aufmerksamkeit für die Frau Gräfin.

Peißner (hebt den Deckel auf): Ein wahres Prachtprodukt, diese großartigen Bonbons, diese Schokoladenplätzchen, und hier? (Er zieht eine Papierrolle heraus.) Haben Sie wieder einmal Verse gemacht?

Mayerhöfer: Ich kann's halt nicht lassen.

Peißner: Warum auch nicht? Die Frau Gräfin hat mir erst gestern wieder gesagt: der Konditor Mayerhöfer ist ein vielversprechendes, schönes Talent.

Mayerhöfer: Hat sie das wirklich? Ach, Herr von Peißner, wenn ich hoffen dürfte —

Peißner: Lassen Sie hören.

Mayerhöfer: Ich möchte nämlich Hoflieferant werden.

Peißner: Für die Verse?

Mayerhöfer: Nein, für die Bonbons.

Peißner: Ich will sehen, was sich für Sie tun läßt. Jetzt gehen Sie und warten Sie im Vorsaal, bis Sie gerufen werden, und heute abend kommen Sie ins Palais zum Kommers. Sie sollen unser Gast sein.

Mayerhöfer: Oh, Herr von Peißner — diese Ehre!

Peißner (gibt dem lautlos ab- und zugehenden Maurice ein Zeichen, daß er Mayerhöfer hinausgeleitet).

Baur von Breitenfeld (erschien während der letzten Worte im Vorsaal und kommt eilig nach vorn. Er trägt große Uniform und Helm).: Guten Morgen, mein lieber Herr von Peißner. Sie haben Kommers, wie ich höre.

Peißner: Großen Kommers. Sie sind ebenfalls geladen.

Baur: Ich weiß dieses Glück gebührend zu würdigen.

Peißner: Ein Fest der Freiheit und ein Trutzfest zugleich. Eine Antwort auf die impertinenten Verfolgungen.

Baur: Wem sagen Sie das? Wie geht es heute der Frau Gräfin?

Peißner: Ich habe sie noch nicht gesehen, aber vermutlich ist sie noch sehr angegriffen von den gestrigen Skandalen.

Baur: Kein Wunder, wenn so zwanzig Rowdies daherziehen. Aber wir haben's ihnen besorgt, gerade zur rechten Zeit kam ich noch an mit meinen zwei Kompagnien. Wissen Sie's noch, Herr Haushofmeister?

Maurice (der wieder zurückkommt): Ja, der Herr Hauptmann, wenn der nicht gewesen wäre!

Baur: Vom rechten und linken Flügel zugleich ließ ich attackieren. Dann drauf mit Kolben und Bajonetten, und die ganze Gesellschaft stob auseinander.

Peißner: Das war eine Tat.

Baur: Das nächste Mal treiben wir's noch anders, da muß das Bürgerpack, das verdammte, Kartätschen statt Knödel zu fressen bekommen.

Peißner: Jedenfalls werden Sie gut tun, fortwährend Bereitschaft zu halten.

Baur: Wenn's auf mich ankommt und persönlichen Mut, auf meinen Degen, dann, mein lieber Herr von Peißner, wird es niemals fehlen.

Peißner: Sie tun das alles im Dienste einer großen Göttin — der Freiheit!

Baur: Und ich darf es aussprechen: Ich bin stolz darauf, ihr dienen zu dürfen.

Peißner: Seien Sie gewiß, man wird Ihre Verdienste an geeigneter Stelle zu würdigen wissen.

Baur: Wirklich? Darf ich hoffen?

Peißner: Ihr Patent zum Major ist bereits an den Kriegsminister gegangen. Reine Formsache, natürlich, der Kriegsminister hat ja eigentlich nichts zu sagen.

Baur: Ich weiß, die Frau Gräfin ...

Peißner: Na, und ich —

Baur: Selbstverständlich, Sie in erster Linie. Ich bin Ihnen aber auch so verbunden ... ich ...

von Berks (ein eleganter, geschmeidiger Fünfziger mit glattrasiertem Gesicht. Er benimmt sich gewandt und höfisch, aber keineswegs im Karikaturenstil der Hofmarschälle. Er tritt aus dem Toilettenzimmer. Sehr kurz und schnell zu Maurice): Der königliche Wagen soll sofort vorfahren ... rückwärts am Gartentor. Hat er verstanden?

Maurice: Zu Befehl, Exzellenz. (Verneigt sich und geht mit dem sich gleichfalls verneigenden Baur in den Vorsaal.)

Berks (nach vorn): Ah, mein werter, junger Freund, ich bin desperat, in der Tat desperat über das, was gestern wieder passiert ist.

Peißner (etwas spöttisch): Exzellenz sind zu gütig.

Berks: Der zweite Skandal in einer Woche. Es ist unverantwortlich von diesen Studenten.

Peißner: Die Wut, Exzellenz, die sinnlose Wut.

Berks: Nichts anderes. Weil sie sehen, daß in den Alemannen eine Korporation auftritt mit tadellosen Manieren, junge Kavaliere, künftige Staatsmänner, schön, ehrenhaft, begeistert für alles Hohe, Edle ...

Peißner: Wirklich zu gütig, Exzellenz.

Berks: Es ist die Wahrheit, junger Freund, und deshalb seien Sie auch versichert, die Regierung wird Sorge tragen, daß Skandale wie der gestrige nicht mehr vorkommen.

Peißner (lümmelt sich auf das Sofa): Allerdings, es wäre mir schon angenehm, wenn ich und meine Korpsbrüder in Zukunft von solchen Pöbeleien verschont blieben.

Berks: Sie können beruhigt sein, es wird heute noch etwas geschehen ... Ich darf zwar noch nicht darüber reden, aber —

Peißner: Ich weiß, die Universität wollen Sie zumachen.

Berks: Wie, Sie wissen ...

Peißner: Ja, ja, Exzellenz, ich weiß alles.

Berks: In der Tat, es ist staunenswert. Eben wurde noch darüber beraten von Seiner Majestät, der Frau Gräfin und meiner Wenigkeit, und jetzt —

Peißner: Wenn es im Interesse einer großen Sache geschieht, Exzellenz, bin ich immer im Vordertreffen zu finden.

Berks: Davon habe ich die Probe.

Peißner: Besinnen Sie sich noch? Ich hab's Ihnen immer gesagt: Wenn Sie wirklich die Freiheit wollen, dann müssen Sie die Universität zumachen.

Berks: Das schon —

Peißner (fährt ihn an): Nun ja, warum haben Sie 's denn dann nicht getan?

Berks: Junger Freund, bei aller Achtung vor den Farben, die Sie tragen, muß ich Sie doch bitten, daß Sie den Ton etwas ändern. Sie reden mit einem Staatsminister.

Peißner (lacht): Mit was für einem!

Berks: Wieso?

Peißner: Echauffieren Sie sich nicht. Sie wissen doch selbst am besten, daß Sie's nur geworden sind, weil Sie der Frau Gräfin den Kakadu besorgt haben.

Berks: Herr Studiosus, wenn Sie so fortfahren, dann muß ich mich über Sie bei der Frau Gräfin beschweren.

Peißner (steht auf): Tun Sie's doch, da ist die Türe zu ihr.

Berks: Ich bin perplex, ich bin sprachlos.

Peißner: Exzellenz, ich bitte Sie ehrerbietigst, finden Sie die Sprache wieder und dann ohne Verzug: Schließen Sie die Universität aber wirklich —

Berks: Sie sehen mich auf dem Wege dazu.

Peißner: Und wenn ich Exzellenz noch einen weiteren Rat erteilen dürfte: Lassen Sie sofort in jeder Korpskneipe der Stadt Soldaten aufmarschieren. Die rebellischen Studenten werden auseinander getrieben.

Berks: Auch das soll geschehen.

Peißner: Wir wollen doch einmal abwarten, ob es uns nicht gelingt, unsern Gegnern zu zeigen, was wir unter wahrer Freiheit verstehen.

Berks: Fürchten Sie nichts, es wird gelingen, Herr Studiosus.

Peißner: In diesem Sinne wollen wir uns auch wieder die Hand reichen, und heute abend beim Kommers, den wir veranstalten, werden Sie auch unser Gast sein, Sie werden — (er dreht sich um). Was ist los?

Maurice (weist auf Xaver, der, von einem Gendarmen eskortiert, hocherhobenen Hauptes langsam nachfolgt): Es ist Zeit zur Audienz, und da die Frau Gräfin befohlen haben . . .

Peißner: A so, der Herr Singlspieler, den hätt' ich bald vergessen. (Maurice und Berks ab in den Vorsaal.) Na, es sind eigene Verhältnisse, unter denen wir uns wiedersehen.

Xaver: Gewiß, du warst einmal ein ehrlicher Cherusker, der brav seine Farben verteidigt hat, jetzt bist du ein schuftiger Lolamanne.

Peißner: Ich muß Sie bitten, keine neue Unverschämtheit. Vor allem warne ich Sie: erlauben Sie sich nicht die mindeste Impertinenz gegen die Frau Gräfin.

Xaver: Ich bin doch da, um Abbitte zu leisten.

Peißner: Was? Sie wollen —

Xaver: Dazu oder zur Relegierung bin ich verurteilt.

Peißner: Singlspieler, ich trau' Ihnen nicht. Warum haben Sie das gestern nicht getan? Warum mußten Sie Rebellion machen?

Xaver: Man ist halt manchmal so unüberlegt.

Peißner: Borniert sollen Sie sagen. Jawohl, mein vieledler Cherusker, was verstehen Sie von der großen Bewegung der Geister? Was verstehen Sie von der Freiheit?

Xaver: Freiheit? Davon willst du mir reden? Du?

Peißner: Weil ich mich durchgerungen habe zu ihr, weil ich nicht mehr im Dunkeln tappe, weil ich nicht mehr nachbete, was ihr gesagt habt, ihr Jammerkerle, ihr Pfennigfuchser!

Xaver (hält noch an sich): Peißner, nicht so daherreden. Ich hab' die besten Absichten, aber . . .

Peißner: Aber! Aber! Was willst du machen? Wehr' dich doch, wenn's geht. Und wenn du zehnmal um Verzeihung bittest, 's ist zu spät. Du bist draußen, ganz draußen. Ja, mein lieber Xaverl, es ist so weit. Du mußt Bierbrauer werden. Du mußt das Feverl heiraten.

Xaver: Was geht das dich an?

Peißner: Weiß, weiß, daß du andre Rosinen im Kopf hattest. Damit ist es vorbei . . . für immer vorbei! (Mit Betonung.) Die Universität wird geschlossen!

Xaver (mit jähem Aufschrei): Nein!

Peißner: Heute noch.

Xaver: Erlogen! Das kann nicht sein.

Peißner: Soll ich dir den Minister holen als Zeugen?

Xaver: Also wahr, wirklich wahr? Wir sollen Mörtel tragen, wir sollen Stiefel putzen, Lumpensammeln soll ich wohl gehen?

Peißner (in frechem Ton singend): Xaver, der Cheruskerfürscht, handelt jetzt mit Leberwürscht.

Xaver (unbeirrt fortfahrend): Aber das hat nur sie gemacht, das elende Weib, das infame.

Peißner: Wie? Das nennst du um Verzeihung bitten?

Xaver (immer gesteigerter): Nur sie, die uns alle an den Rand des Verderbens bringt, diese Gottesgeißel, diese Dirne!

Peißner: Was erfrechst du dich?

Maurice, Baur, Mayerhöfer (zeigten sich während des Wortwechsels im Vorsaal. Jetzt stürzen sie nach vorn, von Hirschberg, Zeuler und drei andre Herren im Frack folgen).

Maurice: Was ist denn das für ein Lärm?

Peißner: Der Bursche hat die Frau Gräfin aufs infamste beleidigt.

Xaver: Ich hab' sie genannt, was sie ist, eine Dirne!

Baur (zum Gendarmen): Packen Sie ihn doch fest!

Hirschberg: Fesseln Sie ihn gleich!

Zeuler: Fort damit auf die Polizei.

Xaver (während er gebunden wird): Packt mich nur, bindet mich. Heute noch werd' ich gerächt sein.

Alle (schreien wild durcheinander): Fort, fort damit!

Maurice (plötzlich den ganzen Tumult überschreiend): Höchste Gnaden, die Frau Gräfin Landsfeld!

(An der Schwelle des Toilettenzimmers ist Lola Montez erschienen, in reicher Empfangstoilette, mit Fächer und kostbarem Schmuck. Sie steht in stolzer Haltung und sieht ruhig auf das Gewirr.)

Mayerhöfer (der sich etwas abseits gehalten, legt hastig die Bonbonniere unter den linken Arm, entfaltet die Rolle der Sänge nach und liest):

Nach dem goldbeglänzten Abend
Sich zur Ruh' begeben habend,
Steigt die Sonne jetzo wieder
Zu uns Glücklichen hernieder,
Nach der Nacht naht sich der Morgen,
Der verscheuchet alle Sorgen,
Scheucht der schwarzen Vögel Krächzen,
Die nach Nacht und Nebel lechzen.
Heil dir, Lola, Lola Montez,
Wer so gut wie du gekonnt' es,
Den will ich mit goldnen Leiern
Und mit meinem Herzblut feiern.
Heil!

Alle (mit Ausnahme von Xaver, der vom Gendarmen gefesselt im Hintergrunde zurückgehalten wird, rufen begeistert): Heil!

Lola (tritt näher): Merci, merci, messieurs! Ich bedaure, daß ich nicht so gut regiere die deutsche Sprache wie unser poète, um zu erwidern die Gefühle, die Sie mir heute morgen wieder erwiesen haben. (Allgemeine, freudige Bewegung, sie geht die Audienzgruppe der Reihe nach ab und reicht jedem die Hand zum Kusse.) Monsieur ... Monsieur ... Monsieur ...

Maurice (bringt auf einem silbernen Teller eine Menge Briefe und Aktenstücke): Euer Gnaden, die Bittgesuche!

Mayerhöfer (präsentiert die Bonbonniere): Euer Gnaden, ein kleines Geschenk: der süßesten Muse.

Baur: Euer Gnaden, die Huldigung der ganzen Armee.

Peißner (überreicht ein großes Kuvert): Euer Gnaden, die devoteste Einladung zum heutigen Kommers der Alemannia.

Lola (lächelnd nach allen Seiten): Grâce, grâce, messieurs, mille grâces (Sie sieht sich um.) Maurice, was war das für ein Lärm? (Verlegene, kurze Pause.)

Maurice: Gnädigste Gräfin . . .

Baur: Ein Unverschämter hat es gewagt . . .

Peißner: Der Cherusker, der Singlspieler.

Baur (leise zum Gendarmen): Machen Sie jetzt, daß Sie fortkommen mit dem Burschen!

Lola: Ah, ça non, par exemple, lassen Sie ihn hier. (Sie lorgnettiert ihn aus der Entfernung.) Das ist also Herr Singlspieler, der große Revolutionär. Aber wie? Er hat ja die Hände gebunden?

Peißner: Weil er unverschämt war.

Lola: Eh bien, das ist vorüber, binden Sie ihn los.

Baur: Wie?

Lola: Sofort! Und dann, messieurs, dann lassen Sie mich mit ihm allein.

Maurice: Gnädigste Gräfin, das ist unmöglich.

Baur: Der Mensch ist zu allem fähig.

Lola: Assez, assez, wenn Sie Angst haben, können Sie warten im Vorzimmer, aber jetzt adieu, messieurs, adieu, adieu!

(Alle mit tiefen Komplimenten nach dem Vorsaal ab, bis auf Xaver und Peißner.)

Lola (zu Peißner): Et toi? Hast du nicht gehört?

Peißner: Was, ich soll auch fort?

Lola: Ich habe gesagt, ich will allein sein.

Peißner (zieht sie nach vorne): Lola, ich merke jetzt, was du vorhast.

Lola: Va t'en, va t'en!

Peißner: Nimm dich in acht vor ihm.

Lola (immer ungeduldiger): Laß das meine Sorge sein.

Peißner: Nein, du gibst mir Rechenschaft für das, was du tust.

Lola (rasend): Rechenschaft? Qu'est-ce-que c'est que ça? Ich bin meine Herrin.

Peißner: Noch einmal sag' ich's!

Lola (stampft auf): Soll ich Maurice holen? Soll ich die Peitsche nehmen?

Peißner: In Teufels Namen denn! (Mit wütendem Blick auf Xaver in den Vorsaal ab.)

Lola: So, jetzt sind wir allein. Jetzt können Sie reden.

Xaver (hat der ganzen Szene vom Eintritt der Lola an mit verbissener Wut in seiner Ecke zugehört. Jetzt antwortet er trotzig): Nein.

Lola: Nicht? Sie wollten doch? Sie konnten es doch vorhin so kräftig und deutlich, oh, ich habe sehr gut gehört, was Sie gerufen haben. „Dirne" haben Sie gerufen. Oui ou non, das haben Sie getan?

Xaver (fest): Ja!

Lola (klatscht mit dem Fächer auf die Hand): Das hab' ich hören wollen.

Xaver: Warum? Sie haben ja genügend Zeugen dafür.

Lola: Ah, ich wollte, daß Sie mir das ins Gesicht sagen (sie tritt ihm langsam näher) face en face . . . ganz nahe . . . So, jetzt sagen Sie's noch einmal. (Sie steht ganz dicht bei ihm und wartet einen Augenblick.) Sie sagen's ja nicht?

Xaver: Ich . . . (er sucht nach Worten).

Lola (tritt von ihm weg, indem sie den Fächer aufschlägt): Warum verfolgen Sie mich eigentlich?

Xaver: Lassen Sie mich abführen.

Lola: Nein, Sie sollen mir Antwort geben.

Xaver: Wenn mich der Richter ins Verhör nimmt, werd' ich sagen, was ich zu sagen habe, hier nicht.

Lola: Richter? Ah, bah! Ich bin Richter, ich mache Gesetze im Lande!

Xaver: Ja eben, Sie machen Gesetze, Frau Gräfin, neue Gesetze, aber die alten, die wir haben, die haben Sie umgeworfen, die respektieren Sie nicht mehr, da treten Sie mit Füßen drauf herum.

Lola: Mit meinen Füßen? Voyez vous? (Sie rafft das Kleid und hebt mit feiner Koketterie einen Fuß.) Sind sie wirklich groß genug, um so etwas zusammenzutreten wie so ein altes, breites, dickes Gesetz?

Xaver: Ach, Sie sollten keine Witze machen, Sie sollten nicht lachen, Frau Gräfin. (Plötzlich.) Schämen sollten Sie sich, ja schämen, jetzt hab' ich's heraus. Ich hab' mich danach gesehnt, Ihnen das ins Gesicht zu sagen. Die Monate, die Jahre lang, ich hab' darauf gewartet auf diesen Augenblick ... und deswegen bin ich auch hergekommen, deswegen bin ich gestern vor das Palais gegangen, weil ich Sie gesucht habe ...

(Lola beginnt zu tänzeln und dabei den Fächer zu schwingen.)

Xaver (geht ihr nach): Ich red' nämlich nicht nur für mich, nein, ich red' für die ganze Studentenschaft, für die anständige wenigstens, ja noch mehr, ich red' für das ganze Land. Wissen Sie, was Sie dem zugefügt haben? Ist Ihnen das schon einmal grob und ehrlich gesagt worden?

(Lola singt halblaut und tanzt jetzt wirklich im kleinen Umkreis.)

Xaver: Nein, es ist Ihnen noch nicht gesagt worden! Drum will ich's besorgen, Frau Gräfin. Bleiben Sie stehen ... bleiben Sie stehen ... Ja, natürlich, Sie wollen nicht hören, Sie lachen, Sie tanzen.

Lola (singt einen hohen Ton, dreht sich kurz herum, plötzlich haut sie ihm den Fächer ins Gesicht): Bête, bête!

Xaver (faßt sie wütend beim Arm): Was? Was?

Lola: Dummkopf!

Xaver: Sagen Sie's noch einmal und ich zerbreche Ihnen den Arm.

Lola: Allons, allons!

Xaver (hebt die Faust): Oh, Sie ...

Lola (sieht ihn durchbohrend an): Was?

Xaver (läßt den Arm vor ihrem Blick langsam sinken).

Lola (lächelnd): Wollen Sie satisfaction? Wollen Sie auf die Mensur? Ich auch bin Student wie Sie. Oh, ich schlage gut, so gut wie ich tanze. Sie glauben es nicht? Kommen Sie zu uns heute abend! Sie haben gehört, wir haben Kommers, große fête. (Immer langsamer und wärmer.) Kommen Sie, kommen Sie.

Xaver: Sie muten mir zu, ich soll ...

Lola (rasch): Sie sollen, Sie müssen. Wollen Sie wissen, warum? Weil Sie mir gefallen, viel besser als Peißner. Das ist ein imbécile, ein Feigling, aber Sie haben Mut. Deshalb sollen Sie nicht zurück in's Philistertum. Sie sollen höher hinaus.

Xaver: Wie das?

Lola (nach einer Pause): Sie haben eine Braut.

Xaver: Das wissen Sie und wagen es trotzdem, mir vorzuschlagen —

Lola: Ich wage noch mehr. Verlassen Sie alles, was Sie noch bindet, und Sie sollen sein, was Sie wollen.

Xaver: Was — was soll ich sein?

Lola: Grand-seigneur, Minister — König!

Xaver: Ich soll — ah, das ist ja Wahnsinn!

Lola: Eh non! Ich kann mir so was erlauben.

Xaver: Sie treiben Ihren Spott mit mir, und Sie haben doch genug erreicht. Ja, Frau Gräfin, Sie haben mir alles genommen, meinen Stolz, meine Ehre, Sie haben mich relegiert; nicht genug damit, Sie haben die Universität geschlossen.

Lola: Die Universität? Das haben andere getan, weil sie Angst hatten für mich, weil sie zittern. Ich aber habe größere Dinge schon gemacht in der Welt, und ich kenne die Welt gut, sehr gut.

Xaver: Das weiß man von Ihnen.

Lola: Bah, was so spricht Madame Tout le monde, die mich hält für eine Maitresse, für eine Konkubine, die nicht weiß, daß ich trotzdem nur meinem Herzen folge.

Xaver: Geht mich das etwas an?

Lola: Doch, gerade Sie! Lernen Sie mich näher kennen, und ich will Ihnen erzählen, daß ich mir nichts gemacht habe aus allem, was ich zu meinen Füßen gesehen habe, aus Fürsten, Pfaffen, Königen!

Xaver: Das sagen Sie mir, Ihrem Feinde, ganz offen, ganz ungeniert? Und unser König hat Ihnen doch alles gegeben!

Lola: Daß ich von Fürstengunst je etwas halte! Die ist von heut auf morgen, so unsicher wie Wetter und Lotto. (Mit steigender Wärme.) Aber, wenn ich liebe und wenn's ein Bettler ist, ein gamin, ein — Student . . .

Xaver (immer mehr befangen): Dann?

Lola (tritt ihm näher): Dann frag' ich nicht, ob er mir nützt, dann warte ich nicht lange, nein, dann weiß ich zu handeln! (Sie reißt ihn mit einer jähen Bewegung auf das Sofa und bohrt ihren Mund in den seinen.)

Xaver (halb erstickt): Nicht! Nicht! . . .

Lola (hastig): Du kommst zu mir, du gehörst mir, du trägst meinen Ruhm in die Welt hinaus.

Xaver (sich entwindend): Nein!

Lola: Doch, doch! Du wirst Alemanne!

Xaver: Nein, nein! (Er hat sich freigemacht. Nach einer kleinen Pause ganz atemlos.) Was unterstehen Sie sich? Ich bin kein hergelaufener Glücksritter, ich bin nicht Peißner, ich bin ein Cherusker!

Lola: Ah, so! Die bist ein Cherusker. Na, dann geh'! Geh' zu deinen Korpsbrüdern, erzähl' ihnen, daß du rein und keusch geblieben bist. Geh' hin, geh'!

Xaver: Hören Sie mich an . . .

Lola: Kein Wort mehr, geh'!

Xaver: Lassen Sie mich noch bleiben, lassen Sie mich reden. Ich hab' einen Vater, ich hab' eine Braut —

Lola: Und was noch für muntere Haustiere? Non, mon cher, ich hab' mich geirrt in dir. Ich hab' einen Augenblick geglaubt, daß du fähig wärst, mich zu begreifen, ich habe gedacht, daß du mit mir gehen wolltest durch dick und dünn, bis ans Ende der Erde. Jetzt sehe ich anders. Du bist ein kleiner Geselle, du bist ein Philister wie alle.

Xaver: Sagen Sie das nicht, Frau Gräfin. Ich ertrag's nicht.

Lola: O, wenn du wüßtest, was ich vorhatte mit dir, wenn du ahntest, was dir bestimmt war. Das Größte, das Höchste! Alles — alles wollt' ich tun für dich! Denn, wenn ich liebe, dann reiß' ich die Erde auf und werfe die Throne um.

Xaver: Lola!

Lola: Sie verstehen es noch nicht, die Menschen! Du aber hättest es fassen sollen, von dir hab' ich anders gedacht.

Xaver: Mit welchem Rechte?

Lola: Mit meinem eigenen. Ja, mein guter Xaver, ich wollte dich führen zu den Höhen der Menschheit, weg über alle Vorurteile und Gliederpuppen wollt' ich dich emporziehen zu mir, zur Freiheit! Denn, daß du's nur weißt, ich, ich habe sie euch gebracht. Ich habe die Pfaffen vertrieben, Gleichheit für alle habe ich geschaffen. Ich habe es aufgebaut, das große, neue Jahrhundert, und ihr bewerft mich mit Steinen!

Xaver: Ich komme nicht zu Worte, ich weiß nicht, was ich sagen, was ich tun soll?

Lola: Schlagen sollst du mich! So haben sie dir's doch befohlen, die Philister. Zeichnen vor aller Welt sollst du die Dirne. Allons! Du hast ja vorhin den Arm schon erhoben. Was hindert dich jetzt? Schlag' zu! Dann geh' hinaus und schimpfe weiter auf Lola Montez.

Xaver (dumpf): Ich schlage Sie nicht.

Lola: Und du hast auch die Folgen bedacht? Draußen warten sie in der Welt, sie fragen dich, sie verschlingen dich mit ihren Blicken: Was hast du getan? Was hat sie gesagt? Eh bien, was wirst du zur Antwort geben? Willst du behaupten, daß du mich vernichtet hast, daß du mich im Staube vor dir gesehen?

Xaver: Ich — (langt mit beiden Händen nach dem Kopfe) o Gott im Himmel!

Lola (triumphierend): Merkst du's jetzt? Fühlst du's? Nicht wahr? Es gibt kein Zurück mehr.

Xaver (stößt nach einer Pause schwersten Ringens hastig heraus): Sagen Sie mir selbst, was ich tun soll?

Lola: Ich? Nein! Das mußt du mit dir abmachen —

Xaver (will instinktiv nach ihr fassen).

Lola: Nicht so, nicht hier. (Lächelnd.) Wir werden ja sehen. (Sie läutet. Zu dem eintretenden Maurice.) Herr Xaver Singlspieler kann unbeanstandet das Palais verlassen. (Sie geht zum Toilettenzimmer.)

Maurice (nähert sich mit lächelnder Miene dem noch ganz geistesabwesenden Xaver).

Vorhang.

Dritter Akt.

Die Kneipstube des ersten Aktes. Es ist Nachmittag, wenige Stunden nach den Ereignissen des zweiten Aktes. Im Hintergrunde acht Soldaten der Bürgerwehr mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten. Wammerl in der Uniform eines Leutnants steht vor ihnen. Genofeva steht im Vordergrund links, stark verweint, und verfolgt Wammerls Gebahren mit Angst. Rechts vorn sitzt Xaver. Er hat den Kopf auf den aufgestützten Arm gelehnt und starrt teilnahmslos vor sich hin.

Wammerl: ... Also, zwei Mann verteilen sich draußen im Hof, zwei Mann am Gang, zwei Mann vorm Haus da draußen (er zeigt nach rechts), zwei Mann vorm Haus da draußen (er zeigt nach links). Was ihr z'tun habt, wißt ihr: jeder Mensch, der 'n Skandal macht, der Widerstand leistet, wird arretiert. Auseinander, marsch! (Die Soldaten gehen ab, vier rechts, vier links.)

Wammerl (kommt nach vorn): 's tut mir leid, Fräulein Lunglmayer. Sie wissen, wie i sonst denk, aber jetzt bin i im Dienst, im königlichen Dienst, da gibt's halt kein G'spaß net.

Genofeva: Mein Gott, warum is denn des alles?

Wammerl: Damit sich der Universitätsschluß in aller Gemütlichkeit abwickelt.

Genofeva: So? So?

Wammerl: Die Stimmung is nämli bös. Wer steht uns gut, daß 's kei Ruhestörung mehr gibt?

Genofeva: 's gibt keine mehr, Herr Wammerl, jetzt is's aus.

Wammerl: Kann man net wissen. Dann müssen wir noch schärfer vorgehn.

Genofeva: Noch schärfer?

Wammerl: Den Studenten soll alles wegg'nommen werden, ihre Wappen, ihre Schläger, ihre Pfeifenköpf.

Genofeva: Des a no.

Wammerl: Na, na, san' S' nur gut, den Befehl führ' i überhaupts gar net aus.

Genofeva: Trotzdem, die Schand ... die Schand ... (weinend) d' Mutter, wenn's hört, die überlebt's net.

Wammerl: Sie überlebt's scho, a paar Soldaten im Haus, des is gar net so z'wider für die weiblichen Inwohner.

Genofeva: Und was sonst noch passiert is seit gestern abend!

Wammerl: 's is net gar so g'fährli, Fräulein Feverl. D' Hauptsach is: der Xaverl is wieder da.

Genofeva: Aber wie is er da? Schau'n S' ihn an.

Wammerl: Ja mein, so einfach geht des net ab. Wenn ma eing'sperrt wird, hat ma kei b'sondere Freud net.

Genofeva: Wie's a is, i seh kei Glück und kein Fried'n mehr.

Wammerl: A was! Es richt't sich all's wieder ein auf der Welt. Wissen S' was, jetzt geben S' mir mal a Maß Bier mit. Sie müssen uns námli alle mitananda verpflegen, so lang wir da herin san.

Genofeva (während sie einschenkt): Wenn's nur des wár', Herr Wammerl—

Wammerl: So? Nacher können S' mir a no a paar Knackwürst vorschicken in d' Hausmeisterstuben. Dort saß i Posten. Des Zimmer liegt gut, da kann ma all's beobachten.

Genofeva: Da haben S' die Maß, die Würst schick i glei nach.

Wammerl: An Senf könnten S' a mitgeben, geht in ein'm hin. Und wie g'sagt, Kopf in d' Höh, koa Angst net. Die Münchener Bürgerwehr hat auf der Welt noch keinem Menschen was z'leid tan. (Mit dem Maßkrug ab rechts.)

Genofeva (will erst durch die hintere, linke Türe abgehen, kehrt dann noch einmal um): Xaverl ... Xaverl ...

Xaver (ohne sich zu rühren): Was?

Genofeva: Was? Dasitzen tust, auf ein'm Fleck seit zwei Stunden, daß man sich fürchten könnt.

Xaver (so stumpf wie oben): Soll ich fortgehen?

Genofeva: Reden sollst was, rühren sollst dich. Seit du z'rück bist von deiner schauderhaften Exkursi hast mir noch net einmal a Hand geben.

Xaver: Ich hab's halt vergessen.

Genofeva: So? Vielleicht vergißt d's a no, daß wir zusamm' g'hörn solln fürs Leben.

Xaver (lebhafter): Feverl, tu mir den einzigen Gefallen und red' jetzt davon nix.

Genofeva: Is dir's so z'wider?

Xaver: Wenn du dir 'n Begriff machen könntest, was mir im Kopf 'rumgeht, wenn du wüßtest ...

Genofeva: O, ich weiß ganz gut, was dir im Kopf 'rumgeht.

Xaver (springt auf): Was? Was?

Genofeva: Dei dumme Revalation geht dir im Kopf 'rum. Kaum haben s' dich freilassen, da denkst auch schon wieder dran, wie du's nur anfangen sollst, daß d' möglichst schnell wieder hinkommst in das verrufene Haus.

Xaver: Vielleicht magst du recht haben.

Genofeva: Aber das taugt nix. Der Mensch soll friedfertig sein. Und wenn dir die Lola zehnmal was angetan hat, du mußt es vergessen.

Xaver: Ob ich's jemals vergessen kann, Feverl, das kann ich net sagen.

Genofeva: Es bleibt dir wohl nichts anderes übrig? Hast d's vielleicht gar net g'hört, wie d' Mutter vorhin g'schimpft hat? Hast dir nix g'merkt von ihre Wort'? Z'rückziehn soll si der Mensch, 'n Frieden soll er geben ...

Xaver (fällt ein mit gellendem Lachen): Und hinterm Schenktisch soll er 'rumtappen, gelt? Recht schlecht einschenken soll er, damit was 'rausschaut bei dem Geschäft, gelt, Feverl? Das ist so euer Ideal.

Genofeva: Wenn du a Bierbrauer werden willst, dann weiß i net, was anders 'rausschaun soll.

Xaver: O, es gibt vielleicht noch einen Ausweg.

Genofeva: Was denn? Da bin i begierig.

Xaver: Ach nichts — davon verstehst du kein Wort.

Genofeva: Geh', Xaverl, red' mit mir. Wir sind allein, schütt' dein Herz aus.

Xaver: Jetzt nicht, Feverl, jetzt nicht.

Genofeva: Schau, i hab' dich ja so gern, i will ja nix anders, als —

Xaver (schiebt sie weg): Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann laß mich in Frieden. Ich brauch' Ruh', ich brauch' Sammlung. Mir brennt der Schädel wie Feuer.

Genofeva: Soll i dir a Wasser hol'n, a Bier?

Xaver: Nein, nein, laß. Da drinnen in der Kneip' steht ein altes Kanapee, da leg' ich mich schlafen eine Stund'.

Genofeva: Is recht, Xaverl, schlaf' di aus, Xaverl, recht gut schlaf di aus.

Xaver: Dank' dir schön. Wenn die andern kommen, dann sag' ihnen, sie sollen mich liegen lassen, verstehst, liegen lassen — (Er wankt in das Kneipzimmer.)

Abel (hat während der letzten Reden die rechte Türe geöffnet und die beiden beobachtet. Jetzt tritt er zu Genofeva): Na, wie steht's?

Genofeva: Grad' so, wie z'erst.

Abel: Schauderhaft. Jetzt erzähl mir aber einmal, wie die G'schicht eigentlich zugegangen ist. Vorhin, da war ja ein Geschrei . . . deine Mutter, die Studenten, der Eisenkopf, der alte Singlspieler — sein eigenes Wort hat man nimmer verstanden.

Genofeva: 's is net viel zum erzählen, Hochwürden. I sitz da herin wie gewohnt, hinterm Schenktisch. Auf einmal fliegt die Tür auf. Der Xaverl kommt 'rein. Wie kommt er 'rein? Mein Lebtag vergeß i den Anblick net. Aug'n hat er g'macht, so groß, so wild, der Schaum is ihm auf die Lippen g'standen und g'schnauft hat er wie a Lokomotiv. Trotzdem bin i drauf zugangen. Net? I hab' mi halt g'freut, daß i 'n wiederseh. Er aber schmeißt mich auf d' Seiten. Die Universität is aufg'löst, schreit er und fallt auf den Stuhl hin wie a B'soffener.

Abel: Merkwürdig, merkwürdig. Man müßt' ihn doch einmal sprechen, damit man hört, wie des alles zugegangen ist.

Genofeva: Ach, Hochwürden, ich bitt' gar schön, lassen's ihn jetzt.

Abel: Na, meinetwegen. Wo ist sein Vater, der Singlspieler?

Genofeva: Dem hat d' Mutter die Tür vor der Nas'n zug'haut, jetzt lauft er im Haus 'rum, ratlos und hilflos.

Abel: Und der Eisenkopf?

Genofeva: Der is in die Stadt gelaufen mit den Studenten.

Abel: Dann ist's schon gut.

Genofeva: Gut? Hochwürden, wenn er wieder Skandal macht? I mein alleweil, es wär' besser, Sie täten ihn bitten, daß er 'n Xaverl net noch mehr aufhetzt, als er's schon tan hat.

Abel: Liebes Kind, das wird sich alles finden, zunächst müssen wir mal abwarten, was der Xaverl selber sagt.

Genofeva: Wieso?

Abel: Na, wir wissen doch nicht, ob er überhaupt alles so geduldig hinnimmt, ob er sich einsperren läßt wie einen Zuchthäusler, der einen Raubmord begangen hat, und ob er sich die Universität vor der Nase zuhauen läßt.

Genofeva: Was will er denn machen?

Abel: O, es gibt schon noch Mittel und Wege. Wär' ja nicht übel.

Genofeva: Und was schaut für mich dabei 'raus? Wann komm' i endlich zur Ruh'? Wann kann i mi endlich verloben? Verheiraten?

Abel: Brauchst deswegen noch nicht zu verzweifeln. Jetzt laß mich einmal ein bissel allein, ich seh' den Hemersbacher kommen, den hab' ich herbestellt.

(Genofeva links hinten ab.)

Abel (zu Hemersbacher, der von rechts auftritt): Nun, Herr Hemersbacher, was ist los?

Hemersbacher: Viel is los, all's is los. Ganz München marschiert auf die Füß'.

Abel: So? Hat's einmal eingeschlagen, die Sach'?

Hemersbacher: Ob's eing'schlagen hat! I sag' Eahna, Hochwürden, die Studentenschaft rennt umananda, wie die Kitz, der 's d' Rehgais wegg'schossen haben.

Abel: Und die andern Leute, die Bürger?

Hemersbacher: Hihi, dene geht der Hintere mit Treibeis.

Abel: Also haben sie endlich was gemerkt?

Hemersbacher: Bal's an' Geldbeutel geht, merkt der Bürger alleweil was.

Abel: Lang genug hat's gedauert.

Hemersbacher: Dafür fleckt's um so stärker. Ja, Hochwürden, wir gehen einer großen Zeit entgegen. 's unterst kehrt sich z'oberst, die Welt lenkt in neue Bahnen. Luft machen will sich die Menschheit und d' Hauptsach: die Glaser verdienen was dabei.

Abel: Ich bin gewiß ein Freund der Ruhe und Ordnung —

Hemersbacher: Oho, jetzt gibt's kei Ruh und kei Ordnung mehr. Ein neuer Geist zieht durch die Welt, der Geist der Unabhängigkeit, der Wahrheit und der Freiheit.

Abel: Haben Sie den Eisenkopf nicht zufällig gesehen?

Hemersbacher: 'n Eisenkopf? Das glaub' i, Hochwürden. Der lauft d' Straßen auf und nieder mit die Studenten, hinter eahm laufen d' Leut', und wenn er'n Fiaker sicht, na laßt er'n halt'n, nacher steigt er auf's Dachl nauf und halt a Red'.

Abel: Jetzt müssen wir nur sehen, daß die Sache den richtigen Widerhall findet.

Hemersbacher (mit verständnisvollem Augenzwinkern): Droben moanen S', ganz droben, wo die gar Andern logieren? Ah, Hochwürden, da brauchen S' kei Sorg' net haben, die spannen 's schon, bal d' Fensterscheiben einfliegen und bal 's kracht an alle Ecken.

Abel: Keinen Gewaltakt, Herr Hemersbacher, so was widerspricht den göttlichen Geboten.

Hemersbacher: Hihi, mit de göttlichen Gebot, Herr Kurat, des is a so a überwund'ner Standpunkt.

Abel: Ich muß Sie sehr bitten, Herr Hemersbacher.

Hemersbacher: Der Herr Eisenkopf hat's gestern abend gesagt, daß wir jetzt die Göttin der Vernunft wieder frisch anstreichen lassen.

Abel (etwas unwirsch): Was er auch gesagt hat, der Herr Eisenkopf, keinen Schritt außerhalb der erlaubten Grenzen.

Hemersbacher: Da bin i neugierig, wie's des mach'n woll'n.

Abel: Sie werden's schon sehen. (Dreht sich um und gewahrt Singlspieler, der von links kommt.) Da kommt grad' der Mann, der mir paßt! Na, Herr Singlspieler, wie geht's?

Singlspieler: Wie wird's geh'n? I bin blamiert vor der ganzen Stadt, die Lunglmayerin schaut mi nimmer an und aus der ganzen Verlobung wird im Leben nix.

Abel: Es wird was draus, ich steh' Ihnen gut dafür. Nur Geduld müssen Sie haben und vorerst an wichtigere Sachen denken.

Singlspieler: Wüßt net, was mir jetzt wichtiger wär.

Abel: Dann muß ich's Ihnen ins Gedächtnis zurückrufen. Singlspieler, die Universität haben sie aufgelöst, die Stätte der Bildung, der Wissenschaft.

Singlspieler (brummig): I weiß scho.

Abel: Sie wissen's, und Sie stehen da, so kalt, so wurstig, als ob Sie's nichts anginge.

Singlspieler: Was kann ich da tun?

Abel: Gar manches. (Zieht ihn zu sich.) Draußen geht's um auf der Straße, alles ist in Bewegung, alles beschwert sich. Aber die Leute sind nicht organisiert, sie haben keine Führung. Die Führung sollen Sie übernehmen!

Singlspieler: I? Was soll i dabei tun?

Abel: Sie ziehen Ihren Frack an, setzen Ihren Zylinder auf. Nachher holen Sie drei angesehene Bürger zusammen und gehen mit denen hinein, direkt in die Residenz.

Hemersbacher: Sehr gut!

Singlspieler: A, könnt mir scho einfallen!

Abel: Sie werden es tun, Sie werden dem König von der Stimmung im Lande erzählen.

Hemersbacher: Von der wahren Stimmung aber!

Singlspieler: Ja, Herr Kurat, jetzt weiß i net, machen S' Spaß oder Ernst? I soll mei'm König mir nix dir nix mit der Tür ins Haus fall'n? I soll red'n, i soll protestier'n? Ja, wie stell' i mi denn da hin? Was sag i denn da?

Abel: Sehr einfach: Eure Majestät sind durch eine Dirne verzaubert worden. Diese Dirne hat es so weit getrieben, daß sie eine Schande geworden ist für das ganze Land. Sie hat meinen eigenen Sohn eingesperrt, sie hat die Universität zugemacht, jetzt muß sie fort, fort, so schnell als möglich.

Singlspieler: Und dabei soll i 'n anschau'n mit meine Augen?

Abel: Fest und sicher.

Singlspieler: Bal er mi aber 'nausschmeißt, bal er mi festnehmen laßt wie 'n Xaverl?

Abel: Er läßt Sie nicht festnehmen!

Singlspieler: Na, na, Herr Kurat. All's was S' wollen — des tu i net.

Abel: So, für was haben wir Sie denn nachher gewählt in den Landtag?

Singlspieler: Ja, des möcht' i selber wissen.

Abel: Daß Sie uns eine Stütze sind, daß Sie handeln —

Hemersbacher (sehr laut): Daß Sie's Maul aufmachen.

Singlspieler: Machen Sie's Maul zu, Glaserg'sell, damischer!

Hemersbacher: Sie, gelt, menagieren S' Eahna a bissl, Sie Knallprotz, Sie g'schwollner!

Singlspieler: Ja, was soll denn des heißen, Herr Kurat?

Abel: Recht hat er, ganz recht. Warten Sie nur, ob Sie unser Herrgott nicht straft für Ihre Gleichgültigkeit.

Singlspieler: Ah, da müßt' i bitten!

Abel: Jawohl, da drin liegt Ihr Sohn. Wissen Sie vielleicht, ob er nicht schon Schaden genommen hat bei seinem Ausflug zu der Lola?

Singlspieler: Machen S' mir net Angst, Herr Kurat.

Abel: So ein Weibsbild hat Zaubermittel genug.

Hemersbacher: Sie macht 'n einfach zum Trottel.

Singlspieler: Wenn des a no wär', daß der Xaverl am End' — Herr Kurat, nachher wüßt' i allerdings net, was i anfing.

Abel: Also dann handeln Sie.

Hemersbacher: Hauen S' los!

Eisenkopf (von rechts in Eile): Krakehl auf der Straße, Krakehl drinnen. Was gibt's denn, ihr guten Leute?

Hemersbacher: Der Singlspieler soll Revalation machen und mag net.

Eisenkopf: Wenn der Alte nicht will, der Junge wird's um so lieber tun. Was treibt er? Wo ist er?

Abel: Er ruht sich ein bissl aus da drin' in dem Zimmer.

Eisenkopf: Der arme Kerl! Aber jetzt muß er bald genug geschlafen haben, denn jetzt heißt es: alle Mann an Bord, jetzt heißt es: voll und ganz, jetzt heißt es: die Schwerter heraus! (Neu ausholend.) Ich komme von der Universität.

Abel: Von der Universität? Das ist ja sehr interessant.

Eisenkopf (sehr von oben): Seit wann ist die Geistlichkeit befreundet mit dem Studententum?

Abel: Nun, ich stehe schließlich mit dem Haus Lunglmayer doch schon so lang in Verbindung, daß ich aus persönlichen Gründen frage.

Eisenkopf: Ah so, der Mann, der die Beichte abnimmt, die Paare zusammengibt und die Kinder tauft?

Abel (lächelnd): Von diesem veralteten Gesichtspunkt aus müssen Sie's betrachten.

Eisenkopf: Na gut, mein Herr, dann will ich Ihnen zur Antwort geben: Ich werde meinem unglücklichen Korpsbruder Genugtuung verschaffen.

Abel: Famos!

Eisenkopf: Wie?

Abel: Ich mein', ich freu' mich immer, wenn ein begangenes Unrecht gesühnt wird.

Eisenkopf: Ei, wenn Sie's wirklich so empfinden, dann freuen Sie sich. Jetzt wird der Blitz in die Erde fahren.

Hemersbacher: Was hab' i g'sagt, Hochwürden?

Abel: Erzählen Sie mal, verehrter Herr, erzählen Sie.

Eisenkopf: O, der Plan ist ausgeheckt in den schweren Stunden, als wir alle dort unten standen vor der festverschlossenen Universität. Da stand es vor uns, leibhaftig und riesengroß, wie es sein mußte, das Werk, und so wird's durchgeführt werden, gleich auf der Stelle.

Abel: Und wie denken Sie sich das?

Eisenkopf: Kann Sie das wirklich interessieren?

Abel: Vielleicht mehr, als Sie glauben.

Eisenkopf: Dann will ich's Ihnen verraten. Hinter mir ziehen die Korpsbrüder her. Sie holen die Mützen, die Schläger, die ihnen verboten sind. Und dahinter wieder zieht das Volk, das tiefbeleidigte Volk.

Hemersbacher: Das tiefbeleidigte Volk!

Eisenkopf: Arbeiter mit schwieligen Fäusten, Bürger mit glühenden Herzen, Mädchen und Frauen, wer will.

Abel: Hören Sie's, Singlspieler?

Eisenkopf: Dieser ungeheure Zug wird sich entfalten, er wird zur Lawine schwellen, und wird sich wälzen hierher zum Hause der Cherusker.

Abel: Was? Ich hab' gemeint, zur Residenz wollen Sie gehen?

Eisenkopf: Nur Geduld, mein superkluger Herr, erst wollen wir unsern Korpsbruder holen, wir wollen ihn an unsere Spitze stellen und dann mit ihm zur Residenz ziehen.

Hemersbacher: Bravo!

Abel: Jetzt versteh' ich schon besser.

Eisenkopf: Dort aber werden wir hinaufrufen, daß es durch ganz Europa hallt, von Paris bis nach Moskau: Wir fordern unsere unveräußerlichen Rechte!

Hemersbacher: Bravo!

Eisenkopf: Wir fordern unsere Ideale zurück ...

Abel: Bravo!

Eisenkopf: Wir verlangen Aufklärung und Bildung ...

Hemersbacher: Aufklärung und Bildung!

Eisenkopf: Und verlangen ...

Abel (sehr heftig): Daß die Lola zum Teufel geht.

Eisenkopf: Nicht so ganz einfach, mein Herr. Die große Babylonische hat uns zu lang den Fuß auf den Nacken gesetzt. So glatt soll sie nicht abreisen auf seidenen Kissen und Polstern. Nein, wir, das Volk, wir fordern für all den Schweiß, den sie dem Volk aus den Rippen gepreßt hat, für all diesen edlen Schweiß verlangen wir, daß sie uns gehört.

Hemersbacher (mit wildem Jubel): Uns g'hört s', Herr Kurat, haben Sie 's g'hört?

Eisenkopf: Euch allen, was sich zum Volk zählt.

Hemersbacher: Na, warten S', Herr Nachbar, i hau' ihr d' Nasen so breit . . . so breit!

Eisenkopf: Tut mit ihr, was Ihr wollt, ein Gottesgericht soll es sein.

Frau Lunglmayer (von links, sehr erregt): Was? Was soll's sein, Herr Eisenkopf? Geht die Ramassuri wieder von vorn an? Haben S' no net g'nug mit Ihrer Blamage?

Eisenkopf: Mutter Lunglmayer, es sind auch noch andre da, die sich blamieren wollen.

Frau Lunglmayer: Der Herr Kurat, wie i seh'. Er hat sich also ausg'söhnt mit Ihrer Gottlosigkeit und macht selber a Revalation mit.

Abel: Ich muß bemerken, daß ich von einer Revolution mit keiner Silbe gesprochen habe.

Eisenkopf (lacht): Seien Sie nur ruhig, mein wackerer Herr Pfarrer, ich reite Sie nicht in die Tinte.

Abel: Sich beschweren und Unzufriedenheit äußern, das ist ein großer Unterschied.

Frau Lunglmayer (sehr fest): Wer sich beschwert, wer sich unzufrieden fühlt, der is jedesmal a Revolutionär.

Hemersbacher: Hi, hi, des machen S' scho gut, Lunglmayerin.

Frau Lunglmayer: Natürlich, der Glaser is a von der Partie, sonst wär's ja net ganz. Und damit die Dummheit net z'kurz kommt, blast a der Vater Singlspieler in dem Verschwörungsquartett mit.

Eisenkopf (spöttisch): Der Vater Singlspieler ist rein, das schwör' ich euch, Mutter Lunglmayer.

Hemersbacher: Der traut si scho net, wegen Eahna.

Frau Lunglmayer: 's wird a besser sein, er laßt seine Händ' von der Butt'n. Hat sei Bua schon, der Xaverl, Schimpf und Schand g'nug über uns 'bracht.

Eisenkopf: Oho, oho!

Singlspieler: Marderbräuin, des brauchst a grad net z' sagen.

Frau Lunglmayer: Schimpf und Schand, i sag's no amal. Einkastelt haben s' 'n mein'n zukünftigen Herrn Schwiegersohn, d' Universität haben s' zug'macht seinetwegen, und jetzt haben s' mir gar noch die Soldaten als Wachtposten in mei unbescholtens Haus g'schickt.

Abel: Stimmt, stimmt. Und das soll man sich alles so geduldig gefallen lassen?

Hemmersbacher: Bis sie ein'm d' Haut über d' Ohren ziehn.

Frau Lunglmayer: Wenn i mir's g'fallen laß, braucht's ihr euch net drum z' kümmern.

Singlspieler: Aber a Schand is 's ja doch, wie 's ein'n b'handeln.

Frau Lunglmayer: Ja, Singlspieler, willst du am End a Viecherei anfangen wie der Eisenkopf, der 'n Xaverl verhetzt hat? G'scheiter, du hätt'st dein Bub'n, den mißratnen, a bissel besser erzogen.

Singlspieler: Jetzt muß i di aber schon bitten, daß d' mit deine Wort net so leichtsinnig rumspringst.

Frau Lunglmayer: Drah du dir nur auf mit deine lumpeten dreiundzwanzig Tausend Gulden.

Singspieler: Sind s' dir net gut g'nug? I kann's ja z'rücknehmen.

Frau Lunglmayer: Z'rücknehmen? Ja, bildst du dir ein, du tust mir 'n G'fallen mit der damischen Verlobung? I tu dir 'n G'fallen, und wenn 's d' no so viel Sparifankerln machst, du und dein narreter Bub, nachher verlang i einfach fünfundzwanzigtausend, wie i's alleweil g'sagt hab', oder na, i sag' glei: Lassen wir's gut sein, denken wir gar nimmer dran.

Singlspieler: I's mir ganz recht. Denken wir nimmer dran. I geh auf und davon.

Abel (begütigend): Na, na, na, na!

Frau Lunglmayer: Herr Kurat, wissen S' was? Begleiten S' 'n Singlspieler, nacher können S' mitananander Revalation machen.

Singlspieler: Und bal i Revalation mach, geht's di was an? Bal i' nein geh' in d' Residenz, bal i a Audienz verlang' von mei'm König, hast du mir was dreinz'reden? Nix hast mir dreinz'reden, gar nix, gar nix.

Hemersbacher: Jetzt kriegt der Singlspieler auf einmal a Schneid.

Singlspieler (immer erregter): Bal i a Revalation mach', is 's mei Sach', und jetzt mach' i a Revalation grad' extra.

Hemersbacher: Bravo!

Eisenkopf: Vater Singlspieler, er geht mit mir in die Residenz.

Singlspieler: Jawohl, i geh mit.

Abel: Sie reden!

Singlspieler: I red'!

Eisenkopf: Und werfen dem König den Handschuh hin!

Singlspieler: I zieh nur erst noch mein' Frack an.

Eisenkopf: So lob' ich mir's! Der Bürger Arm in Arm mit dem Freigeist, im Namen der Kultur und der Bildung.

Frau Lunglmayer: Singlspieler, du Esel! Is 's mögli? Auf deine alten Tag' willst du dein'n ehrlichen Namen noch schänden? Mit deine eisgrauen Haar willst du a Revalation anfangen?

Singlspieler (ganz fanatisch): Der Mensch soll a Bildung haben!

Frau Lunglmayer (haut auf den Tisch): 'n Verstand soll er haben, des is die Hauptsach, du aber hast kein Verstand, net für zehn Kreuzer.

Eisenkopf: Lassen Sie sich nicht irre machen, Vater Singlspieler. Sie tun was großes. Ja, ihr guten Leute, jetzt ist der Augenblick da, der mich herübergeführt hat über das große Wasser! Die Vergeltung geht ihren Weg, in der Ferne hör' ich die andern schon. Jetzt hat er genug geschlafen, der unglückliche Mann da drinnen, jetzt will ich ihn wecken. (Er stößt die Türe zum Kneipzimmer auf.) Xaver Singlspieler, Senior des Korps Cheruskia, wach' auf! Wach' auf! Wach' auf!

Frau Lunglmayer: Jetzt geht die Dummheit erst richtig los.

Xaver (erscheint an der Türe wie einer, den das Licht blendet): Was . . . was gibt's?

Eisenkopf: Hier stehen Männer, bereit dich zu führen, tausend andre kommen eben herangezogen. Sie wollen dich an ihre Spitze stellen. Verstehst du nicht? Ah, mein guter Junge, reib' dir den Schlaf aus den

Augen, nimm den Schläger zur Hand. Der Kampf ist entbrannt auf der ganzen Linie, es geht zur Residenz.

Xaver (wie oben): Zur ... Residenz?

Eisenkopf: Auf direktem Wege. Was hab ich dir gestern gesagt? Es knistert unter der Erde, die Nacht entweicht ...

Xaver (fällt plötzlich ein): Im Osten dämmert die Morgenröte! (Sacht spöttisch.)

(Allgemeine Bewegung.)

Eisenkopf: Xaver Singlspieler, ich biete dir die Hand ... ich biete dir Genugtuung, du hörst nicht ... du bist im Traum. Auf! Auf! es ist Zeit.

Xaver: Ich bin wach, ich bin munter. So munter wie selten, Eisenkopf, kannst mir's glauben.

Eisenkopf: Es will mir nicht so recht scheinen.

Xaver: Doch, doch, ich will dir's gleich klarmachen: Das sind meine Arme, das ist mein Kopf, das ist meine Nase.

Eisenkopf: Nun gut, so schlag' ein und geh' mit mir und den andern.

Xaver (nach einer kleinen Pause): Nein, ich geh' nicht mit.

Abel: Das ist aber sonderbar.

Hemersbacher: Hat er am End do' 'n Schaden g'nommen?

Singlspieler: Ganz miserabel schaut er aus.

Eisenkopf: Ruhe, Ruhe! Hier spricht nur Thomas Eisenkopf und der Senior der Cherusker. Du, Leibfuchs, gib mir jetzt Antwort auf meine Frage; klipp und klar, ohne Umschweife: Warum gehst du nicht mit?

Xaver: Ich — ich — kann nicht und ich — will nicht.

Abel: Ganz unbegreiflich.

Frau Lunglmayer: Sollt' er am End gar vernünftig worden sein, der Xaverl?

Xaver (löst sich aus dem ersten Bannkreis, kommt nach vorn, etwas leichter): Schau, schau, die Mutter Lunglmayer ist auch da.

Frau Lunglmayer: Kann's net leugnen, i sag' dir a, was i denk': Schad't dir nix, daß s' dich einkastelt haben, gar nix schadet 's dir. I wollt', sie hätten dich gleich eine Wochen, ein Monat lang b'halten, dann wärst einmal dahinterkommen, was des heißt, so leben in der Schand, in der Einsamkeit, ohne 'n Tropfen Bier.

Xaver: Hab's jetzt schon gemerkt. Aufs Bier ist's mir zwar weniger angekommen, aber sonst ... na, jedenfalls, Mutter Lunglmayer, geben Sie mir Ihre Hand. Sie sind die einzig vernünftige Frau.

Singlspieler: Was des nur heißen soll?

Xaver (zu Frau Lunglmayer): Seh'n Sie, in so einem Gefängnis, wenn man sitzt, da lernt man manches, da denkt man nach, und darum bitt' ich Ihnen auch alles ab, was ich früher über Sie gesagt hab'.

Frau Lunglmayer: Du bist ja auf einmal ein ganz andrer Mensch word'n, du red'st ja daher, wie man's nur grad' verlangen kann. Is des dei Ernst?

Xaver: Soll ich Ihnen darauf mein Ehrenwort geben?

Frau Lunglmayer: Nachher will ich dir was sagen, dir und dei'm Vater: Was war, soll vergessen sein, wir san alle bloß Menschen. Da habt's mei Hand. Ihr gebt's euer Revalation auf, und i mein' Widerstand.

Abel: Worauf will denn das hinaus?

Frau Lunglmayer: Sehr einfach, Hochwürden, der Xaverl darf heiraten.

Singlspieler: Is 's wahr, du erlaubst 's?

Frau Lunglmayer: Wirst 's glei sehn. (Geht zur linken Türe und ruft.) Feverl! Feverl!

Eisenkopf: Zum Teufel mit der Alten!

Hemersbacher: Jetzt auf amal die Verlobung!

Eisenkopf (rüttelt Xaver): Mensch, was hast du denn? Komm doch zur Besinnung. Denk' an deine Pflicht.

Hemersbacher: Der Singlspieler red't auf amal a nix mehr.

Frau Lunglmayer (Genofeva an der Hand): So, Feverl, da geh' her. Der Xaverl is jetz ganz brav, er hat auf amal ein Verstand kriegt, er hat mir's versprochen, daß 's ihm ernst is, drum gib ihm a Bussel, jetzt sollst 'n haben.

Genofeva: Frau Mutter, is 's wahr? Aber, . . . was sagt denn er selber dazu?

Xaver (wendet sich kurz ab): Ach, laß mich in Frieden. (Allgemeine Bewegung.)

Genofeva (entsetzt): Xaverl!

Abel: Aha!

Frau Lunglmayer: Du, junger Mensch, i bring' dir mei Tochter und du stoßt es zurück?

Xaver (patzig): Ich stoß' sie nicht zurück, ich will sie auch heiraten, meinetwegen, auf eine mehr kommt's mir nicht an.

Frau Lunglmayer: Was? Was? Hab' i di recht verstanden?

Xaver (sehr fest): Zuerst muß ich andre Dinge erledigen.

Eisenkopf: Sehr richtig!

Abel (begütigend zu Frau Lunglmayer): Wenn er wieder zurück ist von der Residenz, kommt alles in Ordnung.

Frau Lunglmayer: Und darauf soll i warten? Bis 's 'm gnädigen Herrn paßt? Nix da, i frag 'n direkt: Willst du mir 'n Schimpf antun? Willst du mich absichtlich beleidigen?

Xaver: Nein, ich — ich — (mit jähem Ausbruch) Menschen, Menschen, ihr wißt ja nicht, was ich durchgemacht hab' die letzten zwölf Stunden, ihr wißt ja nicht, was ich gesehen hab' im Palais der Lola.

Hemersbacher: Is 's wirklich so grossartig eing'richt't, das Luder?

Eisenkopf: Bah, darum handelt es sich ja gar nicht. Ich sehe da tiefer, ich fange an zu begreifen. Sag's nur, Leibfuchs. Sie haben dich schimpflich behandelt in dem Hurenhaus, Und du, der Cherusker, warst wehrlos.

Xaver: Ja . . . nein . . .

Eisenkopf: Na, was ist's denn dann?

Xaver (immer erregter). Da droben hängt unser altes Wappen, die Farben hab' ich getragen siebzehn Semester lang, in Ehren hab' ich sie getragen.

Eisenkopf: Und bist ein braver Student gewesen.

Xaver: Gut denn, sag' mir's, Eisenkopf, bin ich jetzt ehrlos? Sag' mir's, oder ich reiß' dir die Haare einzeln aus dem Schädel 'raus.

Singlspieler: San dir des G'schichten

Genofeva: Angst und Bang könnt ein'm werd'n, wenn man 'n so hört.

Eisenkopf: Xaver Singlspieler, und wenn du zehnmal im Hause der Lola warst, du hast deine Ehre gewahrt.

Frau Lunglmayer: A, was, Ehre! (Zu Xaver.) Willst du a Korpsstudent bleiben oder willst du a Bierbrauer werden? Du mußt schon a Bierbrauer werden. Du hast nix g'lernt, du bist zweimal durch 's Examen g'fallen.

Xaver (fährt zusammen): Zweimal durch's Examen gefallen? Hör' ich das wieder, Mutter Lunglmayer? Ah, vielleicht könnt' ich doch noch etwas anderes werden ohne Examen, ganz glatt und ganz einfach.

Frau Lunglmayer: So? Was denn?

Xaver: Sie könnten Augen machen. Heutzutag plagt man sich nicht mehr mit langem Studieren, heutzutag hüpft man weg über die Köpfe von Philistern und alten Weibern.

Frau Lunglmayer: A, da hört sich's doch auf.

Abel: Lassen Sie mich einmal reden.

Singlspieler: Nix da. Jetzt will i amal was sagen, i, dei Vater, i! Du hörst auf mit dei'm G'schwatz, was kei Mensch net versteht, du gehst her und gibst 'm Feverl 'n Kuß.

Xaver: Noch einmal zurückkehren? Nein, nein! Ich brauch's nicht. Ich kann werden, was ich will, grand-seigneur, Minister, und wenn's drauf ankommt, vielleicht gar noch bayrischer König.

Hemersbacher: Sonst nix mehr?

Singlspieler: Er ist überg'schnappt.

Xaver: Das kommt euch sonderbar vor, gelt? Das wollt ihr nicht glauben? Ich sag' euch, reizt mich nicht mehr, sonst bring' ich euch den Beweis, sonst zeig' ich euch . . . (er droht allen mit der Faust).

Eisenkopf: Leibfuchs, was soll das heißen?

Xaver: Wenn ich's auch sag', ihr seid ja zu dumm, zu blöd.

Singlspieler: Was samma? Ha?

Eisenkopf: Singlspieler, du stehst mir Rede.

Xaver: Geht doch selber hinaus, in das Palais, schaut sie euch an, wie sie denkt, wie sie spricht, und dann urteilt, wie's einem zumute ist, wenn man wieder hereinkommt nach all der Pracht und der Herrlichkeit (sehr laut) in das Saubeisel, das stinkige! (Allgemeine Bewegung.)

Frau Lunglmayer: Oho!

Hemersbacher: Hi, hi, hi!

Singlspieler: Teufel no amal!

Abel: Lassen S' mich doch reden.

Genofeva: Xaverl, um Gotteswillen!

Xaver: Ihr Pfennigmuckl, ihr Jammerkerle! Revolution wollt ihr machen gegen das Weib, was nix fürchtet auf der Welt, gegen das Weib, was mit dem Teufel im Bund steht —

Abel: Mit dem Teufel im Bund steht! Haben Sie's gehört?

Xaver: Jawohl, mit dem Teufel. Herrgott, ich bin auch nur ein Mensch, ich bin auch nur aus Fleisch und aus Blut, aber wie ich den Duft g'spürt hab', den Atem, wie sie mich herzogen hat an ihre Brust, an diese Brust —

Frau Lunglmayer: Wa — s?

Hemersbacher: Hi, hi, hi!

Singlspieler: Is 's denn zum glauben?

Frau Lunglmayer (lachend): Jetzt versteh i die G'schicht.

Abel: Wer — wer hat Sie herzogen? Die Lola vielleicht?

Xaver: Fort, fort mit den Pfaffen! Sie haben nichts mehr zu sagen. Jetzt kommt die neue Menschheit dran, der Frühling, die Freiheit!

Frau Lunglmayer (immer weiter lachend): Also, so steht's?

Genofeva: Vater im Himmel, Xaverl, schau mi an, i bin's.

Eisenkopf (furchtbar ausbrechend): Verrat, Verrat an allem, was ich geglaubt.

Hemersbacher: Spannen S' jetz was, Herr Nachbar?

Singlspieler: Xaverl, i verlier' 'n Verstand. Xaverl, red' a deutlich's Wort!

Abel: Er kann nicht, er weiß nimmer, was er tut. Merken Sie's jetzt, Lunglmayerin, und alle, die ihr da seid: Die Lola hat ihn verzaubert!

Genofeva, Singlspieler (schreien furchtbar auf und prallen vor Xaver zurück).

Frau Lunglmayer (die sich kaum mehr halten kann): Verzaubert! Ha, ha, Herr Kurat, verzaubert!

Singlspieler (in sinnloser Wut): Du lach net', lach' net', sag i dir.

Xaver: Lacht, brüllt oder heult, wie ihr's halt könnt. Mich bringt ihr nie mehr zurück — (Er wendet sich zur rechten Türe.)

Singlspieler (tritt ihm in den Weg): Xaverl, hör' auf mich, auf dein' Vater! Alois Singlspieler heiß i, Salzstößler bin i und Landtagsabgeordneter bin i a. Vor allem aber bin i a rechtschaffner, alter Mann. Meiner Lebtag hab' i no kei Revalation ang'fangt, meiner Lebtag hab' i mi stad g'halten. Jetzt aber, wenn du des tust, nacher geh i zum König.

Xaver (in höchster Ekstase): Und wenn sie sich alle wehren, die Philister, die Federfuchser, glaubt mir, es regt sich unter der Erde, es prasselt und knistert, die alten Götzen krachen zusammen, die Nacht entweicht, im Osten dämmert die Morgenröte! (Wie wahnsinnig rechts ab, vorbei an den hereinstürmenden Cheruskern und anderen Leuten.)

Wackernagel: Ja, was ist denn mit dem Xaverl?

Grell: Wir wollen ihn holen und er läuft weg?

Frau Lunglmayer (ganz gemütlich): Der Xaverl geht zu der Lola. (Allgemeine Bewegung.)

Eisenkopf (der mit seinem letzten Worte am Tische zusammengebrochen ist und den Kopf auf beide Arme gestützt hat, hat sich jetzt erhoben und ruft mit Donnerstimme): Und trotzdem, wir ziehen alle zur Residenz, jetzt erst recht. Vorwärts! Vorwärts!

Hemersbacher: Zur Residenz! Zur Residenz!

(Die anderen, mit Ausnahme von Frau Lunglmayer und Genofeva, rufen mit.)

Vorhang.

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Zum Wohnungskongress.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Darüber, ob es gut ist, dass Deutschland jetzt so viele Menschen hat wie niemals früher, sind die Meinungen geteilt. Es gibt Leute, die es lieber sehen würden, wenn etwas weniger Kinder entstehen oder etwas mehr Geborene wieder sterben würden. Wir unsererseits gehören nicht zu diesen, die sich vor der Menge der Menschen fürchten, da wir sehen, dass die wachsende Masse heute im Durchschnitt besser lebt als früher die geringere Zahl. Nicht als ob das immer und unter allen Umständen so sein müsste! Es kann sehr gut die Vermehrung der Esser eine Verengung des Nahrungsspielraumes bedeuten, es kann, aber es muss nicht. Was es uns ermöglicht, grosse Zahlen von Menschen zu erhalten, ist der Austausch unserer gewerblichen Arbeit für Naturprodukte, die irgendwo in der Ferne gewonnen werden. Ja es ist sogar dahin gekommen, dass wir mitten im stärksten eigenen Volkswachstum am inländischen Zuwachs uns nicht genügen lassen und Ausländer vom Osten und Süden hereinziehen, die teils direkt in die Industrie eingestellt werden, teils diejenigen Plätze in der landwirtschaftlichen Arbeit füllen, die von einheimischen Kräften verlassen wurden, denen es besser schien, in die Städte und Gewerbeprovinzen zu wandern. Jahr für Jahr wächst der Gesamtbestand! Seit dem Jahre 1870 sind aus 40 Millionen 60 Millionen geworden und es spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass wir nicht am Ende dieser Entwicklung stehen. Während einer ganzen Reihe von Jahren habe ich mich bemüht, der öffentlichen Meinung den Satz einzuprägen, dass wir im Jahre 1925 voraussichtlich 80 Millionen Einwohner haben werden. Bis jetzt sprechen alle Jahresergebnisse für die Richtigkeit dieses Satzes, und man wird sich wohl daran gewöhnen müssen, ihn zu glauben. Hat man ihn aber einmal in sich aufgenommen, dann öffnet sich von ihm aus das Auge für grosse und dringliche Aufgaben der Volksleitung, und es gibt schliesslich keine öffentliche Angelegenheit, die nicht in irgendeiner Weise durch den Blick auf die noch kommende Masse bestimmt würde. Die kommende

Masse verändert das Leben des Volkes, wie das kommende Kind das Leben der einzelnen Mutter. Wir sollten nichts mehr einrichten, anlegen, planen, ohne an den Zuwachs zu denken. Diesen Zustand des Sorgens für den Zuwachs am Leben nennt man Sozialpolitik. Sozialpolitik ist nichts Einzelnes für sich allein, sondern ist die Neuschaffung des Rechtes für ein sich verdoppelndes Volk. Zu dieser Sozialpolitik aber gehört in erster Linie die Frage nach dem Rechte, das die kommende Masse auf den alten Boden hat. Sind die neuen Millionen von vornherein „bodenlos“? Oder haben sie „Boden unter den Füssen“?

Die soziale Welt ist in manchen Dingen wunderlich eingerichtet es gehört schon viel Geduld und Geschichtskenntnis dazu, diese Wunderlichkeiten auch nur zu verstehen. Eine solche Wunderlichkeit ist es, dass wir für allerlei Dinge die genauesten Vorschriften und Regeln haben, dass man aber einen so gewaltigen Vorgang wie die Verteilung der neuen Millionen von Menschen auf dem alten Raume sich ganz ohne ordnende Überlegung vollziehen lässt. Wir haben Bodenrechte, die in keiner Weise daran denken, den Boden als die Lebensgrundlage einer sich verdoppelnden Masse anzusehen, Bodenrechte für eine sich gleich bleibende Bevölkerung. Das nämlich war nicht der ursprüngliche Sinn der Eigentumsrechte am Boden, einen immer grösser werdenden Teil der Menschen zu Schuldnern derer zu machen, die Land besitzen. Der alte Sinn des Bodenrechts ist der, dem Ackersmann den Ertrag seiner eigenen Mühe zu sichern. Dieser alte Sinn des Rechtes wirkt natürlich auch heute noch fort, aber neben ihn hat sich ein zweiter Sinn geschoben: die neugeborenen Kinder sollen dafür arbeiten müssen, dass sie landarm geboren werden, der Bevölkerungszuwachs soll denen zinspflichtig sein, die das Erbe der alten Bodenbesitzer in der Hand haben! Ein Recht, das an sich nur ein Arbeitsrecht war, wird zum Herrschaftsrecht. Man kann und darf nicht sagen, dass dieses Recht an sich falsch ist. Im Gegenteil! Der ganze Fortschritt des Ackerbaues hängt mit diesem Rechte zusammen. Das ist das Ungeschichtliche an gewissen Darlegungen der Bodenreformer, dass sie den unberechenbaren Vorteil, den die Festlegung des privaten Ackerbesitzes gebracht hat, verkennen, aber das, was einst Fortschritt hiess, will jetzt zur Hemmung werden, jetzt, wo das halbe Volk kein Land mehr hat, und wo die landlose Hälfte eilend wächst.

Um es möglichst deutlich zu sagen: die zwanzig Millionen Menschen, um die sich bis zum Jahre 1925 unser Volk vermehren wird, werden fast alle zur Miete wohnen müssen. Zur Miete wohnen bedeutet aber für die Menge der Bevölkerung, die in Zukunft noch mehr als bisher vom Lohne leben wird, dass in jedem Monat eine ganze Anzahl Tage hindurch nur für das nackte Recht der Bodenbenutzung gearbeitet werden muss, denn in jeder Miete steckt neben der Amortisation der Bau- und Herstellungskosten und neben dem Verwaltungsbeitrag als Grundbestandteil die Zahlung für das Recht, auf der Erdoberfläche überhaupt zu verweilen. Dieses Recht wird immer teuerer.

Wer mag sich ausdenken, welche Preise 1925 für eine Wohnung von zwei Zimmern gefordert werden? Schon heute handelt es sich um Summen, die als Lebensverminderung wirken. Wo aber ist die Stelle, die darüber nachdenkt, wie das Verhältnis des Bodenbesitzes zur wachsenden Masse zu regeln ist?

Es gibt allerdings Stellen, die über dieses Problem nachdenken, aber sie tun es nicht vom Standpunkt der Menge des Volkes. Alle Bodenspekulation ist ein oft weit vorgreifendes Rechnen mit den noch kaum geborenen Kindern, alle Organisationen der Haus- und Grundbesitzer beschäftigen sich mit der Ausarbeitung des vorhandenen monopolistisch wirkenden Rechtes. Und man kann nicht sagen, dass diese Bestrebungen an sich verwerflich sind. Sie sind genau so gut oder so schlecht wie jedes andere gesetzlich erlaubte Geschäft. Einer lebt davon, dass er die Kohle besitzt, ein anderer davon, dass er eine konzessionierte Apotheke ausnutzt, ein dritter davon, dass er Land in Händen hat. Sie alle sind im Recht, das Recht selbst nur muss darauf hin geprüft werden, ob es nicht zum Unrecht an anderen wird. Alles Land um die grossen Städte herum ist längst in Gedanken mit zahlenden Menschen bepflanzt. Alle heutigen Bodenpreise in diesen Gegenden sind Vorwegnahme kommenden Ertrages aus Volksvermehrung. Jedes dritte Kind, das eine Mutter bringt, bedeutet Rentensteigerung, aber nicht für Mutter und Kind, sondern für den Landbesitz. Wer ist es nun, der dieser Spekulation auf die Rente eine Gegenwirkung entgegensetzt? Wer arbeitet juristisch, gesetzgeberisch, baupolizeilich, verkehrspolitisch im Sinn der kommenden Masse, die erst noch Wohnungen braucht? Wer? Es gibt Mietervereine, Baugesellschaften, Bauverordnungen, aber was ist das alles gegenüber der durch materielle Interessen verbundenen Macht derer, die das Geburtsregister in Profit umzusetzen bemüht sind? Es sind nichts als kleine Anfänge, Ansätze, ein Ahnen von dem, was nötig ist, aber noch in keiner Weise wirksame Taten. Und wenn der jetzt bevorstehende Wohnungskongress in Frankfurt a. M. nur soviel erreicht, dass das Bewusstsein von der Hilflosigkeit der kommenden Menge sich verbreitet, so ist schon das ein grosser Gewinn, denn vor der Besserung steht hier wie immer die Einsicht.

Wir sagten, dass der Kern der Wohnungsfrage eine Rechtsfrage ist. Damit ist aber keineswegs behauptet, dass der Weg zur Besserung ein direkter Angriff auf das bestehende Bodenrecht sein müsse. Diesen unmittelbaren Schluss können nur solche Beobachter für notwendig halten, die von der Entstehung des Rechtes im allgemeinen dürftige Vorstellungen haben. Das Recht entsteht erst aus den Dingen und Verhältnissen, die rechtlich festgelegt werden sollen. Mit anderen Worten: es muss erst Land geben, das dem heutigen Rechte enthoben ist, ehe es neue Landrechte geben wird. Die Praxis ist das erste, und das formulierte Recht das zweite. Vom heutigen Rechte ist nur zu verlangen, dass es die Tür zu neuen Formen und Versuchen offenlässt, wie es beispielsweise das bürgerliche Gesetzbuch gegenüber dem Erbbaurecht getan hat. Von einem allgemeinen neuen Bodenrechte aber kann heute

im Ernst noch nicht geredet werden. Noch wirkt die Kraft, die das alte private, römische Bodenrecht geschaffen und im deutschen Lande neu belebt hat, tausendfältig weiter, noch liegen weite Flächen zwischen unseren Städten, wo dieses Recht vernünftig und heilsam ist, noch sind die Vorschläge, den steigenden Bodenwert der Gesamtheit zuzuführen, nebelhaft und gesetzgeberisch nicht reif, noch ist das Problem selbst, wie sich die Zukunft zu allen Monopolwerten zu verhalten hat, äusserst dunkel. Man sieht steuerpolitische und staatssozialistische Ideen um Klarheit und Anerkennung ringen. Es gibt Stadtverwaltungen, die in begrenztem Umfang Experimente machen. Erst Hunderte solcher Experimente, erst zahllose praktische Versuche aber werden endlich einmal, wenn die heutigen Anreger der Ideen und der Versuche längst schlafen, zu einer neuen allgemeinen Anschauung vom Recht des Bevölkerungszuwachses auf den Boden führen können, und erst dann, wenn die Anschauung sich gewandelt hat, dann ändern sich die Paragraphen.

Kein Leser wird diese Sätze so verstehen, als wollten sie dem Geiste des Suchens nach neuem Rechte irgendwie hinderlich sein. Im Gegenteil! Nur soviel soll gesagt sein, dass es heute noch gar keine Normalform gibt, der sich alle verwandten Bestrebungen von selbst unterordnen müssten. Es ist deshalb auch durchaus richtig und notwendig, dass der Frankfurter Kongress weitherzig und ohne bindendes Spezialprogramm angelegt ist. Er will, wenn wir ihn recht verstehen, nichts anderes sein als eben die Stelle, wo über das Wohnen der Masse nachgedacht wird und wo in solchem Nachdenken der Staatssozialist sich mit dem Individualisten trifft, der Vertreter der Wohnungspolizei mit den Gründern von Wohlfahrtshäusern, der Ethiker mit dem Hygieniker, der Bautechniker mit dem Ästhetiker.

Die Wohnungsfrage der Masse tritt als eine der grossen Fragen auf, die das Anwachsen der industriellen Menge mit sich bringt. Überall wo Industrie entsteht, lockt sie die Arbeiter dadurch an sich heran, dass sie ihnen etwas mehr Lohn bietet als es die Landwirtschaft, Waldwirtschaft oder das Handwerk tun können. Der Arbeiter geht zu den Fabriken, um „sich zu verbessern“. Ist er aber im Bannkreis der Fabriken angelangt, so sind die Hände der Bodenbesitzer geschäftig, seinen neuen Zuwachs an Einnahmen für sich in Anspruch zu nehmen. Während er vorher vielleicht 30 Tage im Jahr arbeiten musste, um wohnen zu können, muss er nun 60 Tage für diesen Zweck reservieren, und da auch alles, was er kauft, einen Bruchteil gesteigerter Bodenrente in sich trägt, so ist es gar nicht die Miete allein, mit der er seinen neuen Aufenthaltsort erkauft. Das Ergebnis ist schliesslich, dass er trotz höherer Einnahmen nicht höher kommt. Das aber ist ein Ergebnis, das ebenso den industriellen Unternehmer nachdenklich machen müsste, wie den Arbeiter. Warum steigert denn die Industrie im ganzen die Löhne? Doch offenbar, weil sie gesteigerte Leistungen erreichen will! Die gesteigerte Leistung kommt aber nur dann zustande, wenn der Arbeiter die Lohnsteigerung wirklich für sich verbraucht, wenn sie

einen Zuwachs an Nahrung und Bildung mit sich bringt. Deshalb gibt es für den industriellen Unternehmer, der Fortschritte erlangen will, keinen heimtückischeren Feind als den Bodenbesitzer, der seine erhöhten Anstrengungen illusorisch macht. Dieses Verhältnis wird oft dadurch verschleiert, dass die Bodenbesitzer und die Unternehmer persönlich oder finanziell miteinander verwandt sind, aber nichtsdestoweniger ist es unbestreitbar, dass der Unternehmer als solcher der Feind des Bodenspekulanten sein muss. Ein Teil der grossen Betriebe zieht daraus die Konsequenz, dass sie die Wohnungsherstellung in eigene Verwaltung nimmt und damit die Wohnung in irgendeiner Form zu einem Teile des Lohnes macht. Damit ist der Wohnungsverteuerer ausgeschlossen, aber damit ist gleichzeitig eine starke, zeitweise gefährliche Bindung der Arbeiter hergestellt, die durch ihr Häuschen zu schollenklebenden Untertanen einer neuen Feudalität gemacht werden. Die Aufgabe liegt also so: die Bodenverteuerung soll ausgeschaltet werden ohne neue Hörigkeitsverhältnisse anzubahnen. Das heisst, die Herstellung der Wohnungen für Arbeiter liegt im Interesse des Unternehmers, soll aber um der Unabhängigkeit der arbeitenden Staatsbürger willen nicht vom Unternehmer besorgt werden. Es gilt Verwaltungsstellen zu konstruieren, die keinen anderen Zweck haben als nur die Wohnungsfürsorge auf rein geschäftlichem Wege. Das ist der Platz, an den sich Genossenschaften, Bauvereine und ähnliche Veranstaltungen im Dienst der Industrie und der Gesamtheit stellen. Diesen Veranstaltungen müssen alle Behörden von Stadt und Staat wohlwollend und hilfreich zur Seite stehen, wenn sie sich nicht als Interessenvertreter, sondern als Vertreter des allgemeinen Fortschrittes ansehen.

Auffällig ist dabei, dass die Arbeiterschaft selbst der Wohnungsfrage bis heute noch kein volles und tätiges Interesse entgegenbringt. Die Sozialdemokratie hat theoretisch schon vor mehr als 30 Jahren weitgehende Beschlüsse über die Vergesellschaftung von Grund und Boden gefasst und wiederholt diese ziemlich mühelose Tätigkeit bei passenden Gelegenheiten, aber ihre praktische Anteilnahme am Herstellen neuer Wohnungsrechte ist sehr gering. Während die Lohnfrage mit einer bewundernswerten Menge von Kleinarbeit verfolgt wird, sieht man von entsprechender Durcharbeitung der Mietverhältnisse bis jetzt sehr wenig. Es gibt Mietervereine, aber meist sind sie nicht sozialdemokratisch. Das macht an sich diese Vereine nicht schlechter, nimmt ihnen aber von vornherein den Charakter disziplinierter Massenorganisation. Es ist möglich, dass das Verhalten der Arbeiter auf diesem Gebiet sich ändert, aber sicher ist es nicht. Die Gewerkschaften bringen die grössten Opfer, um die Einnahmen ihrer Mitglieder zu steigern, wenden aber bis heute keinerlei Fleiss darauf, den Preis der Hauptkonsumartikel, zu denen die Wohnung gehört, auf der seitherigen Preisstufe zu halten. Und so kommt es, dass ein Teil der Errungenschaften der Arbeiterbewegung nur dazu da zu sein scheint, den Bestand der Hypothekenbanken zu erhöhen. Wer aber wird von der Industrie immer weitere Lohnerhöhungen erlangen können, durch die sachlich

nichts erhöht wird? Der Lohnkampf fordert als seine naturgemässe Ergänzung eine von Willkür freie Verwaltung der Hauptverbrauchsgegenstände der Masse. Diese Ergänzung zu schaffen, ist Sache der Genossenschaften, eine Sache, die noch viele Jahrzehnte füllen wird, deren Bedeutung aber für die gesamte Leistungskraft und Höhenlage der Arbeiter und damit der Industrie überhaupt kaum zu hoch geschätzt werden kann.

Und hat nicht auch der Staat als solcher, als Machtkörper, ein direktes eigenes Interesse am Wohnen seiner Glieder? Mag die Verflechtung der oberen Klassen mit den feinen oder unfeinen Vertretern der Bodenspekulation auch bisweilen sehr eng sein, mag es selbst Könige geben, denen man nachsagt, dass sie keine schlechten Rechner in Bodenwerten gewesen sind, im Ernstfall entscheiden über das Schicksal der Staaten nicht die Pfandbriefe in den Eisenschränken, sondern die Gesundheit, Dauerhaftigkeit und Treue der bewaffneten Männer. Dass aber diese in Winkelwohnungen nicht gedeihen, begreift man ohne viel Worte. Ein Volk, das eine Geschichte haben will, muss seinen einzelnen Bürgern und ihren Kindern Bewegungsraum schaffen: Platz für die Masse, die geboren wird!

Die Wohnungsnot.

Von Carl Johannes Fuchs in Freiburg i. B.

Ill fares the land, to hastening ills a prey,
Where wealth accumulates and men decay.
Goldsmith.

Der glänzende Aufschwung, den die deutsche Volkswirtschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts erlebte, hat eine sehr traurige Kehrseite: die Verschärfung der Wohnungsfrage, die Wohnungsnot. Durch sie ist zunächst für die grossen Massen der arbeitenden Bevölkerung der Segen des Aufschwungs, das Steigen der Löhne, in hohem Masse illusorisch gemacht worden, weil ein ebenso grosses, wenn nicht grösseres Steigen der Mieten die Verbesserung der Lebenshaltung in diesem Punkte unmöglich gemacht oder sie gar weiter herabgedrückt hat.

Die Ursachen davon liegen auf der Hand: die ausserordentlich starke Vermehrung der städtischen und industriellen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts — die Folgeerscheinung ebenso wie zu einem grossen Teil die Ursache des jüngsten raschen Tempos der industriestaatlichen Entwicklung in Deutschland und selbst in nicht geringem Masse hervorgerufen durch die fehlerhafte Agrarverfassung des deutschen Nordostens und die ungünstige Konjunktur der Landwirtschaft überhaupt — hat eine Nachfrage nach kleinen Wohnungen geschaffen, mit welcher die Herstellung von solchen durch die gewerbsmässige und spekulative Bautätigkeit durchaus nicht Schritt gehalten hat, während gleichzeitig die fortschreitende „Citybildung“ in den Grossstädten im Innern immer mehr ältere Häuser, in denen minderbemittelte Familien gewohnt hatten, beseitigt und durch Waren- und Geschäftshäuser ersetzt, welche ihnen keine erschwingbaren Wohnungen mehr bieten. Dieses Zurückbleiben des Angebots hinter der Nachfrage aber hat das grosse Steigen der Mieten bei diesen kleinen Wohnungen ermöglicht, zu welchem die schrankenlose Bodenspekulation, wie wir sehen werden, in Deutschland einen besonders starken Anlass gab.

Dieser Mangel an kleinen Wohnungen kommt unwiderleglich zum Ausdruck in dem Verhältnis der leerstehenden Wohnungen zur Zahl der überhaupt vorhandenen Wohnungen. Ihre Zahl ist nämlich, wie die amtliche Denkschrift „Zur Wohnungsstatistik in Preussen in den Jahren 1890, 1895 und 1900“[1]) gezeigt hat, bei den Kleinwohnungen in der Regel kleiner als bei den Wohnungen überhaupt, und bei beiden in dem Zeitraum von 1895—1900 bedeutend unter das normale Verhältnis gesunken. Während dieses nämlich für grössere Orte mit schnell wachsender Bevölkerung auf 3% angenommen wird, betrug es

in	bei den Wohnungen überhaupt			mit einem heizbaren Zimmer			mit zwei heizbaren Zimmern		
	1890	1895	1900	1890	1895	1900	1890	1895	1900
Berlin	3,14	5,56	0,44	1,66	4,73	0,27	3,79	6,02	0,32

[1]) Zeitschrift des Königl. preussischen statistischen Bureaus, Jahrg. 1902.

in	bei den Wohnungen überhaupt 1890	1895	1900	mit einem heizbaren Zimmer 1890	1895	1900	mit zwei heizbaren Zimmern 1890	1895	1900
Breslau	8,04	5,68	1,92	7,00	4,98	1,09	8,64	4,48	1,51
Frankfurt a/M.	3,29	—	1,80	1,24	—	2,52	2,17	—	1,51
Magdeburg	—	5,53	0,77	—	5,65	0,18	—	4,73	0,29
Charlottenburg	—	12,25	1,66	—	11,40	0,57	—	12,16	0,54
Königsberg	1,92	0,18	2,84	1,50	0,15	1,80	1,98	0,27	3,34
Altona	2,27	4,40	1,10	—	2,56	0,83	—	3,64	0,71
Kiel	4,98	—	0,70	0,81	—	0,12	4,43	—	0,61

Ein derartiges Missverhältnis schliesst, wie die Begründung zum neuen preussischen Wohnungsgesetzentwurf ausführt, die regelrechte Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses aus und bedeutet zugleich eine dauernde Gefahr, dass eine Wohnungsnot im engeren und schärfsten Sinne, d. h. Obdachlosigkeit eintritt. Dieser Zustand, dass selbst zahlungsfähige und zahlungswillige Mieter trotz aller Bemühungen eine Wohnung nicht finden konnten, ist, wie jeder Kenner weiss und auch die erwähnte preussische Denkschrift nachgewiesen hat, in den Jahren der Hochkonjunktur in einer Anzahl grösserer und kleinerer Gemeinden eingetreten. So waren z. B. in Kiel am 31. August 1901 nicht weniger als 141 Familien, die nach Ausweis ihrer Mietsquittungsbücher ihre Miete bis dahin stets pünktlich gezahlt hatten, aus Mangel an geeigneten kleineren Wohnungen sowie wegen grosser Kinderzahl obdachlos und deswegen in eigens zu diesem Zweck erbauten Baracken, in Turnhallen und sonstigen städtischen Gebäuden untergebracht.

Auch für das Steigen der Mietpreise der kleinen Wohnungen in dieser Zeit liegen eine erdrückende Fülle statistischer Angaben vor, aus denen nur einige Beispiele herausgegriffen werden sollen. In Frankfurt a. M. wurde 1900 festgestellt, dass in den vorausgegangenen zwei Jahren 20% aller vorhandenen Wohnungen, auch in denjenigen Gegenden, wo die kleinen Wohnungen vorherrschten, um 13% im Mietpreise gesteigert wurden. In Halle a. S. stiegen nach Ermittlungen der Polizeiverwaltungen die Mieten der kleinen Wohnungen im Jahre 1900 von 120 auf 180 bis 240 Mk. In München betonte Bürgermeister Borscht 1899 bei der Gründung des Vereins zur Beschaffung von Wohnungen für Minderbemittelte, dass die Preise aller Wohnungen, namentlich der kleineren, in den letzten sechs Jahren um etwa 30% in die Höhe gegangen seien. Nach Singer sind von 1895 auf 1898 die Wohnungen mit zwei heizbaren Zimmern von 269 auf 314, diejenigen mit drei von 474 auf 585 Mk. gestiegen.[1]) So haben die Preise der kleinen Wohnungen insbesondere in den Grossstädten, aber keineswegs nur in ihnen, eine ganz ungesunde Höhe erreicht. Es kosteten im Jahre 1900 durchschnittlich

in	eine Wohnung mit einem heizbaren Zimmer ohne Zubehör	mit Zubehör	zwei heizbaren Zimmern
Berlin	232 Mk.		379 Mk.
Breslau	146 Mk.	179 Mk.	251 „

[1]) K. Singer, Die Wohnungen der Minderbemittelten in München. 1899.

Charlottenburg		218 Mk.		251 Mk.
Altona	154 Mk.		233 Mk.	298 „
Posen	110 „		155 „	269 „
Schöneberg		244 „		375 „

In Freiburg i. B. stiegen Arbeiterwohnungen von zwei Zimmern und Küche auf 400 Mk. In Charlottenburg machten dabei die Zahl der Wohnungen bis zu 250 Mk. nicht ein Viertel, in Hannover nicht zwei Fünftel aller Wohnungen aus, und in Hannover, Charlottenburg, Danzig und Posen war 1900 die Zahl der Wohnungen mit einem Mietwerte von höchstens 250 Mk. verhältnismässig viel geringer als die der Haushaltungen und Einzelsteuernden mit höchstens 900 Mk. Einkommen. In München betrugen nach der Wohnungszählung von 1900 die Wohnungen bis 500 Mk. 71% aller Wohnungen, diejenigen bis 200 Mk. aber nur 24% und deckten nach Renaulds Berechnung nur etwas über die Hälfte des gemäss den Einkommensverhältnissen für sie vorhandenen Bedarfs.[1])

Das heisst: der Prozentsatz seines Einkommens, den der Arbeiter für die Wohnung aufwenden muss, ist ein ganz abnorm hoher geworden. In Königsberg musste der Arbeiter 1900 nicht selten ein Viertel seines Jahresverdienstes und mehr für die Miete geben, in Stettin kostete 1901 eine Arbeiterwohnung im allgemeinen 28% des durchschnittlichen Arbeitsverdienstes eines Arbeiters. In München nahm nach den Untersuchungen der katholischen Arbeiterschaft der Mietzins in 320 von 566 Fällen mehr als $^1/_6$, ja $^1/_4$, $^1/_3$ bis $^1/_2$ des Einkommens in Anspruch, und zwar steigt der Kubikmeter Wohnraum im Preise, je kleiner und schlechter die Wohnung ist.[2]) Das gleiche ist auch für andere Städte festgestellt worden.

Dieses Steigen der Mieten, für welches das Steigen der Löhne nur zum Teil einen Ausgleich schuf, hat nun die arbeitenden Klassen gezwungen, in der Befriedigung des Wohnbedürfnisses immer tiefer herabzugehen, d. h. mit weniger Räumen und vielfach nicht abgeschlossenen Teilwohnungen sowie auch mit ungesunden oder sonst mangelhaften Wohnungen, gegen die polizeilich vorzugehen eben jener Wohnungsmangel nicht gestattete, sich zu begnügen oder grössere und teurere Wohnungen zu nehmen und sich durch Abvermieten an Aftermieter und Schlafgänger zu helfen. „Überfüllung der Wohnungen“ — sagt die Begründung zum preussischen Wohnungsgesetz — „und eine ungesunde Entwicklung des Abmieter-, Einlieger- und Schlafgängerwesens, mangelnde Instandhaltung der Wohnungen durch den Vermieter und weitgehende Verschiebung des Mietvertragsrechts zuungunsten der Mieter, sowie ein häufiger Wohnungswechsel, namentlich der kinderreichen Familien, sind so die ständigen Begleiterscheinungen dieses Mangels an kleinen gesunden und billigen Wohnungen.“ So hat der Wohnungsmangel die Wohnungsmängel mit Notwendigkeit im Gefolge.

---

[1]) Renauld, Beiträge zur Entwicklung der Grundrente und Wohnungsfrage in München. 1904. S. 194.

[2]) Jäger, Die Wohnungsfrage I. S. 16.

Der Stillstand des Aufschwungs seit 1901 und die sogenannte Depression oder Krise der folgenden Jahre hat in diesen Verhältnissen keineswegs eine erhebliche Besserung gebracht. Allerdings die akute Wohnungsnot, d. h. Obdachlosigkeit, ist damit wieder verschwunden, aber ein Überwiegen des Angebots von Wohnungen über die Nachfrage hat sich im allgemeinen nur bei grösseren und besseren Wohnungen in gewissem Umfang eingestellt, nicht aber bei den kleinsten. Der Prozentsatz der leerstehenden Wohnungen ist zwar im allgemeinen gestiegen, hat aber bei allen Wohnungen zusammengenommen noch keineswegs überall schon das normale Verhältnis erreicht, noch weniger also bei Kleinwohnungen.

Damit besteht also noch in hohem Mass die Gefahr, dass die akute Wohnungsnot bei dem ersten Beginn eines neuen Aufschwungs wieder ausbricht, und daher sind auch die Mieten gar nicht oder nicht nennenswert gefallen, jedenfalls nicht in dem Mass, wie die Erwerbsverhältnisse sich durch Arbeitslosigkeit oder Lohnherabsetzungen infolge der Depression verschlechtert haben. Die Depression hat also, abgesehen von der Obdachlosigkeit, nur wenig Erleichterung geschaffen, vielfach aber die Verhältnisse noch verschlimmert. In den Zeiten grosser Nachfrage und hoher Löhne gestiegene Mieten gehen eben keineswegs mit einer Verschlechterung der Erwerbsverhältnisse und Minderung der Nachfrage sofort wieder zurück, weil der Hauseigentümer als der wirtschaftlich Stärkere es länger aushalten und auf das Wiedereintreten besserer Zeiten warten kann. Das Elastische, den Konjunkturverhältnissen sich Anpassende sind daher nicht die Mieten, sondern ist die Befriedigung des Wohnbedürfnisses bei den unteren Klassen, der Wohnstandard, der einer unglaublichen Verschlechterung fähig ist.

So haben wir heute in Deutschland höchst unbefriedigende Zustände in den Wohnungsverhältnissen der arbeitenden Klassen. Nach einer Erhebung des bayrischen Eisenbahnerverbandes von 1899 lebten von den bayrischen Eisenbahnern ein Viertel in guten, ein Viertel in genügenden, die Hälfte aber in äusserst gesundheitsschädlichen und sittengefährlichen Verhältnissen (Jäger, Wohnungsfrage I, S. 20). In den meisten der von der preussischen Erhebung 1900 getroffenen Gemeinden bilden die Wohnungen mit nur 1 heizbaren Zimmer mit oder ohne Zubehör, mit Einschluss derjenigen ohne heizbares Zimmer, immer noch annähernd ein Drittel oder die Hälfte aller Wohnungen — trotz ständiger Abnahme dieser Klasse von Wohnungen seit 1895, in der sich leider nur zum Teil eine Hebung des Wohnstandards der oberen Schichten der Arbeiterklasse ausdrückt, in der Hauptsache aber nur die immer geringere Produktion derartiger Wohnungen und die Hineindrängung der untersten Bevölkerungsklasse in grössere und teuerere Wohnungen, die sie mit Aftermietern und Schlafgängern teilen müssen. So waren bei der Probeerhebung von 1903 in München von 4424 untersuchten Wohnungen nicht weniger als 45,1 % von zwei und mehreren Haushalten bewohnt, also geteilte Wohnungen. Das heisst die Bauspekulation stellt Wohnungen her, die dem Bedürfnis der Mieter nicht entsprechen, und

diese sind hier gewissermassen Trockenwohner für wohlhabendere Mieterklassen die später kommen sollen.[1])

1895 lebten in den Wohnungen mit nur 1 heizbaren Zimmer in Berlin 710322 Menschen, und im Jahre 1900 entfielen auf sie in den folgenden Städten über oder nahezu die Hälfte der Wohnungen und fast ebensoviel von der Bevölkerung:

	Berlin	Breslau	Magdeburg	Rixdorf	Halle
Prozente der Wohnungen:	50,38	47,53	50,58	58,80	47,68
„ „ Bevölkerung:	43,64	40,87	45,84	54,07	42,98

	Barmen	Posen	Görlitz	Königsberg (1895)
Prozente der Wohnungen:	61,83	50,93	53,11	56,42
„ „ Bevölkerung:	54,87	44,81	44,70	54,14

Das heisst, in den grössten preussischen Städten hat nahezu die Hälfte der Bevölkerung, teilweise sogar darüber, nicht mehr als eine Wohnung von einem heizbaren Zimmer mit oder ohne Zubehör, oder sogar nur eine Wohnküche ohne heizbares Zimmer zur Befriedigung ihres Wohnbedürfnisses.

In Berlin gab es am

1. Dezember 1900 unter insgesamt 470000 Wohnungen

4086	Wohnungen	die nur aus einer Küche bestanden,
1761	„	die nur ein unheizbares Zimmer hatten (darunter 658 ohne eine Küche daneben),
197394	„	bestanden nur aus einem heizbaren Zimmer (darunter 32812 ohne Nebengelass),
132144	„	hatten zwei,
55628	„	drei heizbare Zimmer.

Für mehr als 70 % aller Berliner Haushaltungen ist also die zweiräumige Wohnung die obere Grenze des Wohnungsstandards. 1895 lebten von 1000 Bewohnern in Berlin 739, in München 545, in Breslau 754 in Wohnungen bis zu 2 Zimmern mit Nebengelass.

Dazu kommt nun die Überfüllung auch dieser kleinsten Wohnungen: zwischen 10 und 20 % dieser Wohnungen mit keinem oder nur einem heizbaren Zimmer war in den meisten Städten mit 6 oder mehr Personen belegt.

Es wurden im Jahre 1900 gezählt:

mit	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14 Pers.
Wohnküchen (Wohnungen ohne heizbares und ohne nicht heizbares Zimmer mit Küche).											
in Berlin	250	122	56	22	7	4	—	1	1	—	—
Kochstuben (Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer ohne nicht heizb. Zimmer ohne Küche).											
in Berlin	1584	670	285	107	54	10	3	4	1	1	—
Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer mit Küche ohne nicht heizb. Zimmer.											
in Berlin	35917	23024	12108	5511	2281	820	270	77	13	6	1
„ Charlottenburg	2266	1426	782	345	143	51	12	6	2	—	—
„ Rixdorf	2473	1627	915	422	145	54	19	1	1	—	1

[1]) Brentano, Wohnungszustände und Wohnungsreform in München. 1904.

In **Danzig** aber gab es ebenfalls 1900 Wohnungen von einem Zimmer mit oder ohne Küche:

mit	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15 Personen
	2262	1748	1268	764	447	215	86	28	13	4	2	1

Diese Überfüllung ist, und zwar auch und sogar besonders, bei den Kleinwohnungen, keineswegs nur durch die Mitglieder einer Familie, sondern auch durch familienfremde Elemente, insbesondere Schlafgänger, mit verursacht. Ihre Zahl ist vor allem durch jene Aufnötigung grösserer und teurerer Wohnungen an den Arbeiter, als er allein bewohnen und bezahlen kann, in der jüngsten Zeit überall ausserordentlich gestiegen. In München sind in allen Stadtteilen, ausgenommen das Ostend, $^1/_8$ aller überfüllten Wohnungen durch Aftermieter überfüllt worden. Von den überfüllten Wohnungen mit Aftermietern sind über $^2/_3$ solche mit Schlafgängern (Renauld S. 120). Nach der preussischen Denkschrift hatten in 12 Städten ein Sechstel aller Haushaltungen oder mehr, in 7 davon mehr als ein Fünftel familienfremde Elemente, und zwar überwogen in den grösseren Städten die Haushaltungen mit den wirtschaftlich schlechter gestellten und sozial bedenklicheren Schlafgängern; und die überwiegende Mehrheit dieser Haushaltungen mit Schlafleuten kam auf die Wohnungen mit 1, 2 oder 3 Zimmern. In Berlin betrug die Zahl der Haushaltungen mit Schlafleuten am 1. Dezember 1900: 61 765, davon kamen 3,17 % auf die Wohnungen mit 1 Zimmer, 41,18 % auf die Wohnungen mit 2 Zimmern und 46,51 % auf die Wohnungen mit 3 Zimmern; in Charlottenburg mit 3615 solcher Wohnungen sind die Verhältnisziffern 0,55, 30,37 und 57,51 %. Unter den Haushaltungen mit 1 oder 2 Zimmern, die Schlafleute beherbergten, war eine erhebliche Zahl von Familien mit Kindern, die zum Teil sogar Schlafleute verschiedenen Geschlechts aufgenommen hatten.

In 1958 Haushaltungen schlafen in Berlin in einem einzigen Raum Eltern, Kinder und Schlafleute bis zu einer Anzahl von 10 Personen, in 48 Fällen sogar Schlafleute verschiedenen Geschlechts; sogar in den Wohnungen, die aus 1 unheizbaren Zimmer ohne jedes Nebengelass bestehen, finden wir 6 mal Einlieger und 26 mal Schlafleute. Manche Schlafstellen werden des Nachts von Tagearbeitern benutzt, bei Tage von solchen, die in der Nacht beschäftigt sind; so schläft z. B. in demselben Bett bei Tage ein Bäckergeselle, des Nachts eine Kellnerin.[1])

Ähnliche Zustände zeigt auch die Probeerhebung des Jahres 1903 in München: danach mussten sich der fünfte Teil der Zimmermieter und zwei Drittel der Schlafgänger in den untersuchten Wohnungen mit anderen Aftermietern oder mit Familienmitgliedern des Vermieters in die Benutzung eines Raumes teilen. In 148 von 4424 untersuchten Wohnungen war männlichen Personen der Zugang zum eigenen Schlafraum nur durch die Schlafräume weiblicher Personen und umgekehrt möglich — ohne die Fälle der Familienzusammengehörigkeit —, und in 62 Fällen wurde festgestellt, dass 275 Personen auf 145 Betten an-

[1]) Deutsche Volksstimme XIV, Nr. 3, 1903.

gewiesen waren, darunter 2 Betten für 5 Personen, 4 für 9, 1 für 3, 2 für 6, 3 für 9, 1 für 4 Personen, wobei öfter Divans und ähnliche Lagerstätten als Betten gezählt sind, einmal auch ein Kinderwagen und einmal (für ein Kind) ein Holzkoffer.[1])

Die Bedeutung solcher Zustände für die Sittlichkeit bedarf keiner näheren Ausführung. „So lange solche Verhältnisse dauern" — sagt Brentano a. a. O. — „was nützen da alle Vereine zur Hebung der Religiosität, der Sittlichkeit, der Bildung, der Gesundheit der unteren Klassen, alle Gesellschaften zur Verhinderung von Epidemien und zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Die Wohnungsreform ist der Punkt, wo vor allem einzusetzen ist, wenn irgend eine der genannten Bestrebungen erfolgreich sein soll."

Zu der Überfüllung kommen dann aber noch die Mängel der Wohnung selbst. Dazu gehört neben Feuchtigkeit, Schmutz, Ungeziefer — ein Mieter fing in München in einem Jahre in einer Wohnung über 200 Mäuse —, schlechten und ungenügenden Abortanlagen und Waschhauseinrichtungen und schlechter Instandhaltung — in München waren 1893 26 % der untersuchten Wohnungen baulich vernachlässigt — auch die Lage der Wohnungen: in Kellern (allerdings verschieden, je nach den lokalen Verhältnissen), in unerwünschter Höhe und in Hintergebäuden. In den preussischen Städten waren 1900:

	Prozent der Gesamtzahl der bewohnten Wohnungen: im 4. Stock und höher	Hinterwohnungen
in Berlin	19,32	47,66
„ Breslau	18,97	—
„ Hannover	7.63	14,02
„ Charlottenburg	13,46	42,03
„ Altona	2,44	14,13
„ Posen	4,48	31,61
„ Kiel	1.96	12,51
„ Schöneberg	16.56	45,59
„ Rixdorf	14,91	37,33
„ Görlitz	8.63	—
„ Deutsch-Wilmersdorf	11,87	31,88

Statistik ist kalt und gefühllos, und es ist wohl eine allgemeine Erfahrung, dass Massenunglück, Massenelend uns nicht so zu erschüttern vermag, wie einzelnes Menschenschicksal. Stellen wir uns darum z. B. einmal eine der 10 Kochstuben in Berlin mit 9 Bewohnern vor, oder die eine mit 13 Bewohnern! Oder eine der 13 einzimmerigen Wohnungen in Danzig mit 12 Bewohnern, und eine einzelne Berliner Familie mit Kindern unter 15 Jahren in einer Wohnung mit einem heizbaren Raum, die Schlafleute beiderlei Geschlechts beherbergen muss! Dies sind dann wohl Einzelbeispiele, aber, wie eben die Statistik zeigt, nicht vereinzelte, sondern typische — „was die moderne Wohnungsnot von der Not Einzelner und auch der früherer Zeiten wesentlich unterscheidet, ist ihr Massencharakter" (Jäger).

---

[1]) Brentano S. 10.

Und nun malen wir alle, die wir in besseren Verhältnissen wohnen, uns einmal aus, dass wir so leben, dass unsere Kinder in solcher Umgebung gross werden müssten!

> Is it well that while we range with science glorying in the time
> City children soak and blacken soul and sense in city slime?
> (Tennyson.)

Wahrlich, solange ein Volk solche Zustände als Massenerscheinung in seiner Mitte duldet, hat es keinen Anspruch auf den Namen eines „Kulturvolkes" und sollte sich nicht vermessen, anderen Völkern „Zivilisation" zu bringen. Und wenn wir heute — und gewiss mit Notwendigkeit — die Bahnen der Weltpolitik betreten und auch von den Massen Verständnis dafür verlangen, so sorgen wir vor allem erst einmal dafür, dass sie in der Heimat eine menschenwürdige Wohnung finden — ein „Heim"!

Nun bestehen aber solche unbefriedigenden Wohnungsverhältnisse der Massen der arbeitenden Bevölkerung keineswegs nur in Deutschland, wo sie nur durch den ausserordentlich raschen grossindustriellen Aufschwung am Ende des vorigen Jahrhunderts eine besondere Verschärfung erfahren haben, sondern in grundsätzlich gleicher Weise in allen modernen Industriestaaten. Sie alle haben ihre Arbeiterwohnungsfrage mit den gleichen Grundzügen: Mangel an kleinen Wohnungen und Mangelhaftigkeit der vorhandenen — Wohnungsmangel und Wohnungsmängel. Allen voran ging natürlich auch hier England als Heimat der Fabrikindustrie, und hier haben sich vor allem in den grossen Seestädten durch die Einwanderung der Proletarier von ganz Europa Zustände so trauriger Natur herausgebildet, wie sie in Deutschland höchstens auch in den Seestädten und auch da nur ausnahmsweise zu finden sein dürften. „Es kann wohl ohne weiteres behauptet werden", sagt Albrecht, „dass die Wohnungsnot, die wir in Deutschland bekämpfen, ein vollständig anderes Gepräge trägt, als das Wohnungselend in den englischen Grossstädten. Mag in unseren deutschen Grossstädten die Wohndichtigkeit und die Überfüllung der einzelnen Wohnungen noch so erschreckende Dimensionen angenommen haben, eine solche Häufung des Verfalls, der Verkommenheit und des Schmutzes, wie sie ganzen Stadtteilen von London und anderen englischen Städten ihr Gepräge aufdrückt, finden wir in keiner deutschen Stadt, auch nicht in den in dieser Beziehung am übelsten beleumundeten. Die Bewohner dieser Viertel bilden ein Proletariat von einer Gesunkenheit, wie sie ebenfalls bei uns nicht existiert."

Allein auf der anderen Seite ist ebenso unzweifelhaft in England im übrigen der Wohnstandard der Bevölkerung, auch schon der oberen Schichten der Arbeiter selbst, ein ausserordentlich viel höherer als bei uns, wie folgende Ziffern beweisen: von 6 131 001 Wohnungen waren im Jahre 1892 in England und Wales 286 964 einzimmerig, 697 322 zweizimmerig, 756 756 dreizimmerig, 1 464 681 hatten vier Räume und 2 925 278 sogar fünf oder mehr, uud in London lebten 1891 386 489 Per-

sonen in 172 502 einzimmerigen Wohnungen — in Berlin aber 1895 710 322 in 202 943 Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer, neben 10 403 Personen in Wohnungen ohne alle Heizgelegenheit! Freilich sind die englischen Räume sehr viel kleiner als die bei uns üblichen, allein englische Hygieniker betonen m. E. mit Recht, dass zwei Räume immer gesundheitlich besser sind als einer von gleichem Luftraum, und wichtiger noch als ihre gesundheitliche ist ihre sittlich-kulturelle Bedeutung: die Trennung von Eltern und Kindern oder Geschlechtern, die sie möglich machen. Dementsprechend ist auch der Begriff der „Überfüllung" dort ein ganz anderer als bei uns: es gilt nämlich schon jede Wohnung als überfüllt, in der mehr als zwei erwachsene Personen (zwei Kinder unter zwölf Jahren gleich einem Erwachsenen) auf einen Raum kommen, während man sie auf dem Kontinent erst bei vier oder gar sechs Personen pro Raum beginnen lässt. In diesem englischen Sinne ist nun allerdings die Übervölkerung bei den untersten Klassen in den grösseren englischen Städten heute auch eine sehr bedeutende, und sie wird natürlich um so stärker empfunden, als der nationale Wohnstandard im übrigen ein so hoher ist: in ganz England und Wales umfasste die Zahl der in solchem Zustand der Überfüllung wohnenden Familien 11,3 % der Bevölkerung.

Aber die Wohnungsfrage ist in England im wesentlichen nur ein Problem der untersten halbkriminellen Proletarierschicht und der Masse der ungelernten Arbeiter. Schon für die gelernten ist sie in weit geringerem Masse als bei uns vorhanden — mehr als eine Arbeiterwohnungsfrage aber gibt es dort überhaupt nicht.[1])

In Deutschland dagegen — und in gleichem Masse nur in Deutschland — geht die Wohnungsfrage heute weit über die Arbeiterklassen hinaus, ist eine allgemeine, fast alle Klassen der Bevölkerung treffende geworden. Vor allem die Klassen mit festem Einkommen, Beamte, Offiziere usw., wissen ein Lied davon zu singen.[2]) Zwar gibt es hier nicht gerade Wohnungselend und Wohnungsmängel der geschilderten Art, wohl aber auch Wohnungsmangel, wie die obige Statistik der leerstehenden Wohnungen überhaupt beweist, und daher sind sie im letzten Jahrzehnt ebenfalls von fortgesetzten Mietsteigerungen betroffen worden, und fast alle Klassen müssen von Jahr zu Jahr einen höheren Prozentsatz ihres Einkommens für die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses aufwenden oder dieses ebenfalls einschränken.

Diese Entwicklung hat — wie uns vor allem Eberstadt in seinen verschiedenen Schriften gezeigt hat — ihre Ursache in ganz besonderen Verhältnissen der städtischen Bebauung, welche sich in Deutschland zuerst in den siebziger Jahren in Berlin ausgebildet und von da seuchen-

---

[1]) Vgl. meine demnächst erscheinende Schrift „Zur Wohnungsfrage".

[2]) Nach einer ministeriellen Denkschrift von 1902 verschlingt in Bayern die Wohnungsmiete bei den pragmatischen Beamten 19,1 %, bei den nicht pragmatischen 19,6 des Anfangsgehaltes und steigt in einzelnen Fällen bei beiden Kategorien auf über 40 % desselben. (Brentano S. 7.)

artig zunächst auf die andern Grossstädte Norddeutschlands, dann auch Süddeutschlands und schliesslich auch auf Mittel- und Kleinstädte ausgebreitet haben: es ist mit einem Wort der Siegeszug der Berliner Mietskaserne in Deutschland. Die Aufgabe, vor welche sich die deutschen Städtebauer durch das ausserordentlich rasche Anschwellen der grossstädtischen Bevölkerung gestellt sahen, hat sie, wie Eberstadt sagt, überrascht und so zunächst eine sehr geistlose schematische Lösung gefunden. Weil sich die Strassen im Innern der Stadt für den rasch wachsenden Verkehr als zu eng erwiesen, hat man in den ganzen neuen Berliner Stadtteilen damals, mit grosser Verschwendung des Grund und Bodens und durch keinerlei ästhetisches Verständnis behindert, lauter breite geradlinige Strassen geschaffen, als sollte jede von diesen einmal eine Hauptverkehrsader werden. Die Konsequenz davon waren ausserordentlich tiefe Baublöcke und die Gestattung einer Gebäudehöhe bis zur Strassenbreite d. h. im allgemeinen fünf Stockwerke sowie von querstehenden Hintergebäuden im Innern des Baublocks, wobei auch ein höchst unglücklicher, wie die Folge gezeigt hat, ganz verfehlter Gedanke der Vermischung der verschiedenen Bevölkerungsklassen — „Vorderhaus“ und „Hinterhaus“ — Pate gestanden hat. So „häufte man dort Stockwerk auf Stockwerk und pferchte darin die wohnungsbedürftige Bevölkerung zusammen.“ Die oben gegebene Statistik der Wohnungen im vierten oder einem höheren Stockwerk und der Hinterwohnungen zeigt das Resultat dieses Systems.

Dadurch wurde aber nicht nur eine so wenig erfreuliche, neben allem übrigen — wie die grosse Sterblichkeit der Kinder an Infektionskrankheiten in den Mietskasernen zeigt — auch gesundheitlich sehr nachteilige Unterbringung der Bevölkerung bewirkt, sondern auch zugleich eine teurere als bei einer andern Art der Bebauung, denn die Ausdehnung der Mietskaserne auf die Aussenbezirke hat den Grund und Boden in diesen entsprechend seiner Bebaubarkeit im Werte gesteigert, ohne die vielfach behauptete Ermässigung der Baukosten per Wohnung zu bewirken, zumal sich bei ihr alsbald ein ganz unnötiger unkünstlerischer und bei den billigeren Bauten natürlich unechter Luxus in der Bauausführung zu entwickeln begann. Die erste Mietskaserne, die an der Peripherie turmartig aus dem freien Feld emporschiesst, schnellt sofort die Preise der sämtlichen benachbarten Kartoffel- und Krautäcker bis zu ihrem eigenen Ertragswert in die Höhe. So entsteht das befremdende und überaus hässliche Bild, das heute unsere deutschen Städte — und nur sie — überall an der Peripherie darbieten: eben jene vereinzelten Mietskasernen im freien Feld — das „System des Lückenbaus“ wie Eberstadt es genannt hat. Dadurch ist nicht zum geringsten Teil die wilde Boden- und Häuserspekulation verursacht worden, welche sich in Deutschland in den letzten Perioden des Aufschwungs entwickelt hat und die Hauptursache der unausgesetzten Mietssteigerungen geworden ist. Denn Spekulation braucht Massenartikel, um sich zu entfalten. So wird durch die wohlorganisierte Terrainspekulation schliesslich, wie Brentano von München sagt, „die Stadt ökonomisch wie mit

Festungsmauern umschlossen", und dadurch werden die Aussengelände ganz unnatürlich verteuert und so die Entlastung des Stadtinnern durch sie erschwert.

Diese Entwicklung wäre allerdings nicht möglich gewesen, wenn nicht zu jenen verfehlten Verwaltungsmassregeln der schematischen Bebauungspläne und Bauordnungen noch die eigentümliche Organisation des städtischen Realkredits in Deutschland hinzugekommen wäre: die zahlreichen privatkapitalistischen Hypothekenbanken mit dem Recht der Ausgabe von Pfandbriefen und der Praxis der Beleihung auch des noch unbebauten Bodens zu seinem Spekulations- d. h. künftigen Werte. Wie die bekannten Prozesse der letzten Jahre gezeigt haben, unterlaufen dabei sehr oft falsche Taxen, aus denen sich nach und nach falsche Wertbegriffe bildeten. Diese Kreditorganisation ermöglicht erst durch ihre so weit gehende Beleihung den schwunghaften rein spekulativen Handel in Grundstücken und Häusern, das Kaufen nicht nur von künftigen Baugrundstücken sondern auch Häusern zum Zweck, sie möglichst rasch wieder mit Gewinn zu verkaufen, was im letzteren Falle nur durch Steigerung der Miete zu erreichen ist — und zwar mit wenig Kapital, weil nur geringe Anzahlungen notwendig sind, und alles übrige durch Hypotheken aufgebracht wird, in deren Erhöhung auch jede neue Wertsteigerung ihren Ausdruck findet. „Das Wohnhaus ist zur Marktware geworden, und bei jedem Umsatz des Bodens, des Handelsobjektes, erfolgt eine Erhöhung der Verschuldung in ununterbrochener Stufenleiter, eine förmliche Aufstapelung von Hypotheken. Man meidet dabei jede Entschuldung des Besitzes, um die Rente künstlich zu erhöhen und das Haus bald wieder mit Nutzen zu verkaufen" so fasste Dr. Grunenberg auf der letzten Generalversammlung des Rheinischen Vereins für das Arbeiterwohnungswesen diese Entwicklung knapp zusammen.

Dadurch ist die ganz ungeheure und stets fortschreitende Bodenverschuldung in Deutschland erzeugt worden, die wir in keinem andern Lande ähnlich finden: sie belief sich im Jahre 1898 auf 11,5 Milliarden Fr. allein an Pfandbriefen, also ohne die sehr umfangreichen Privathypotheken, gegen 2,8 Milliarden in Österreich, 2,1 Milliarden in Frankreich usw. Die Kosten davon aber hat die grosse Masse der zur Miete wohnenden Bevölkerung — und sie wird mit der Ausdehnung der Mietskaserne immer grösser gegenüber den im eigenen Hause Wohnenden — in den steigenden Mieten tragen müssen, da das Verhältnis von Angebot und Nachfrage die Spekulation bezw. die Boden- und Hausbesitzer in den Stand setzte, die gesamte Zinsenlast auf die Mieter abzuwälzen.

So sind die abnormen Zustände entstanden, dass ein hochverschuldetes Haus leichter verkäuflich ist als ein unverschuldetes, dass die Berliner Mietskasernen durchschnittlich zu 85% verschuldet sind, und der Hausbesitzer oft tatsächlich nur der Vizewirt seiner Hypothekengläubiger ist, und dass jedes Steigen des Einkommens der Mieter — z. B. auch eine wegen der gestiegenen Mieten erfolgte Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses der Beamten — zu einer neuen Steigerung

der Mieten ausgenutzt wird. So ist, wo diese Verhältnisse bestehen, zur Ausbildung gekommen, was ich 1902 auf dem Internationalen Wohnungskongress in Düsseldorf — natürlich unter dem Widerspruch der Hausbesitzer — das „eherne Wohngesetz" genannt habe: die Mieter fast aller Klassen erhalten heute bei uns nur das Existenzminimum der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, das die Höhe ihres Einkommens zusammen mit den Gesetzen ihrer Klasse über die Möglichkeit der Aftervermietung und des Schlafgängerwesens eben nur möglich macht. Deshalb ist die Wohnungsfrage auch keineswegs nur eine „Lohnfrage", wie die Sozialdemokratie es meist darstellt, denn solange diese Verhältnisse bestehen, nützt ein Steigen der Löhne nicht dem Mieter, auch vielleicht nicht dem berufsmässigen Hausbesitzer, sondern nur dem in Grund und Boden spekulierenden Kapital.

Und darum ist die Wohnungsnot heute in Deutschland ein Problem, das die verschiedensten, sonst in ihren wirtschaftlichen Interessen getrennten und oft einander entgegenstehenden Klassen eint — mit Ausnahme einer dünnen begünstigteren Oberschicht gilt hier für alle: Tua res agitur!

Umlegungen von Grundstücken.

Von Carl Schmid in Stuttgart-Obertürkheim.

Auf der 24. Hauptversammlung des Deutschen Geometer-Vereins zu München hielt Vermessungsinspektor Lube aus Frankfurt a. M. einen Vortrag über die Grundsätze und ein zweckentsprechendes Verfahren bei Umlegung von Grundstücken behufs Schaffung geeigneter Baustellen, welcher sehr viel Beachtenswertes über dieses neue Gebiet technischer Tätigkeit geboten hat und angesichts der eigenen in langjähriger Tätigkeit gesammelten Erfahrungen, über welche der Vortragende verfügt, besonders wertvoll ist. Aber nicht nur die Mitteilung dieser technischen Erfahrungen und die über dieselben entstandene lebhafte Erörterung von Fachmännern betreffend die Projektierung und Durchführung von Umlegungen wurde in der Versammlung geboten, der Vortragende hat vielmehr sogleich beim Beginn auf die grosse Bedeutung der Umlegungen für das Wohnungswesen und für den Städtebau hingewiesen.

Die Frage der Grundstücksumlegungen ist neuerdings in erster Linie wohl deshalb mehr in den Vordergrund getreten, weil sie im

engsten Zusammenhang mit der Wohnungsfrage in den Grossstädten steht. Mit diesen Worten wurde der Vortrag eingeleitet. — Ohne sich mit der Erörterung der Wohnungsfrage länger aufzuhalten, wies sodann der Redner auf den lebhaften Kampf der Anschauungen auf dem Gebiete des Städtebaues hin, bei welchem die Umlegungen von anderer Seite auch schon ihren Seitenhieb bekommen haben.

„Nur ein willkürlicher Lageplan brauche Enteignungsgesetze, ein naturgemässer praktischer könne sie entbehren. Interessant sei es zu sehen, wie bei der Führung der Strassenlinie nach Eigentumsgrenzen, Strassennetze, die ganz den Typus unserer unregelmässig gegliederten Altstädte zeigen, ganz von selbst entstehen."

Diese von künstlerischer Seite aufgestellten Sätze, welche so klar ersehen lassen, wie fern ihr idealer Verfasser den realen Bedürfnissen und den tatsächlichen Verhältnissen steht, sollten meines Erachtens eigentlich gar keiner Widerlegung bedürfen. Allein solche Sprüche werden nachgebetet. Es liegt darin eine gewisse Gefahr insofern eingeschlossen, als über Stadterweiterungen nicht bloss Fachleute, welche sich durch jene Behauptungen nicht verwirren lassen, sondern auch Gemeindevertreter zu befinden haben. Auf den nicht oder nicht ganz Sachkundigen wirken aber derartige Irrlichter um so verleitender ein, mit je mehr Zauber und Glanz sie aufblitzen. — Es war deshalb sehr angezeigt, dass Lube diese Sätze etwas tiefer hängte, dass er darauf hinwies, dass bei so kleiner Parzellierung wie sie häufig in der Nähe von Städten anzutreffen und ganz besonders in Frankfurt vorhanden ist, schlechterdings weder Linienführung noch Linienbrechung einen Erfolg haben können. Sehr begreiflich, denn breiter werden dadurch die Grundstücke nicht.

Und die Entgegung auf den zweiten Satz werde ich am besten dadurch wiedergeben, dass deren Wortlaut angeführt wird: Ja, meine Herren, das Mittelalter liegt nun weit hinter uns zurück und wenn man hier und da bei Strassendurchbrüchen im Stadtinnern das Bedürfnis hat, den Charakter der Altstadt nach Möglichkeit zu wahren, so ist das gewiss erfreulich und begreiflich; indessen in jetzt noch unbebautem Gelände Altstädte entstehen zu lassen, würde gewiss einer modernen Stadt nicht zur Zierde gereichen und von den grossen Massen kaum verstanden werden. Wir leben eben jetzt in der Neuzeit und müssen diesen neuzeitlichen Verhältnissen auch Rechnung tragen, d. h. in diesem Falle dürfen wir das zweifelsohne doch im Vordergrund stehende Verkehrsbedürfnis dem vielleicht schöneren Städtebild nicht hintenan stellen. — Hartherzige Worte, wie gerne würde man sie als grausam bezeichnen, vielleicht glaubt auch ein anderer aus denselben jeglichen Mangel an künstlerischem Empfinden, ästhetischem Fühlen herauszulesen, ein dritter sieht in ihnen den frostkalten Ausdruck unserer heutigen materiellen Zeit. — Nichts von alledem. Es ist nur die bestimmt gefasste zur innersten Überzeugung gewordene Erfahrung eines Fachmannes, welcher unter den vielgestaltigen, rasch zunehmenden, täglich wachsenden Verhältnissen einer Grossstadt zu arbeiten hat, welcher die Aufgabe vor sich sieht nicht zu idealisieren, sondern praktisch Brauchbares, ohne unüberwind-

liche Einsprachen Durchführbares und den bestehenden sozialen Verhältnissen Entsprechendes zu schaffen. — Darüber vielleicht ein andermal noch Eingehenderes; für heute wende ich mich dem Wesen der Umlegungen zu. Wozu wurden diese notwendig? Die einfachste Antwort, welche ich auf diese Frage geben kann, lautet: Damit die zweckentsprechende Anlage von Strassen und Häusern durch ungünstige Form der vorhandenen Grundstücke nicht beeinträchtigt wird, weder nach Gestaltung noch nach Zeitpunkt der Ausführung noch durch Bauplatzspekulationen beeinträchtigt wird.

Frankfurt a. M. hat auf der Weltausstellung in St. Louis seinen Umlegungsplänen eine kurze Beschreibung beigegeben, in welcher darauf hingewiesen ist, dass zwar das den Gemeinden zustehende Enteignungsrecht die Handhabe biete, sich durch Zwang in das Eigentum des Strassengeländes zu versetzen, dass aber bei zersplittertem Grundbesitzstand Restgrundstücke bleiben, die, wenn auch nunmehr an die neue Strassenlinie grenzend, doch durch ihre Flächengrösse, ihre Form und die ungeregelte meist schiefe Lage zur Strasse zum Anbau nicht geeignet sind. — Dieser Fehler steigert sich bis zum öffentlichen Missstand, wenn auf ausgedehnten Flächen kleine Parzellierung vorhanden ist. Es ist schon so gegangen, dass Jahrzehnte nach Feststellung der Baulinienpläne für solche Gegenden der Anbau selbst bei grosser Nachfrage nach Wohnungen kaum begonnen hatte. Das schliessliche Schicksal solcher Ländereien besteht darin, dass eine kapitalkräftige Baugesellschaft die Enteignung dann doch vornimmt, wenn die Eigentümer zum Verkauf reif sind. Der Verkaufspreis bleibt bei dieser Art von Enteignung dadurch niedrig gehalten, dass das Grundstück für sich allein nicht verwendbar ist. Ein unerfreulicher Verlauf für den Grundstücksbesitzer, für die Gesamtheit.

Ein ganz anderes Bild stellt sich vor unser Auge, wenn die Grundstücke auf einem bestimmten Gebiete zu einer Masse zusammengelegt werden, aus welcher der Strassenbedarf ausgeschieden und der Rest nach Flächenverhältnis der Einlage dem Eigentümer in einer zum Bebauen geeigneten Form wieder überwiesen wird. Das neue Grundstück hat der Regel nach zu den Strassenlinien senkrechte Grenzen, welche genügend Frontlänge zwischen sich einschliessen.

Aus der ungestalten Einlage ist ein brauchbarer Bauplatz geworden, dessen Eigentümer auf den Erlös des ortsüblichen Preises beim Verkauf bestehen kann, wofern er nicht jetzt, nachdem der Zukauf von Nachbargrundstücksteilen entbehrlich geworden ist und sein Kapital unvermindert erhalten blieb, die Möglichkeit vor sich sieht sein eigenes Haus zu bauen. — Und so ist's gekommen durch Anwendung des Schreckensgespenstes des Enteignungsgesetzes!

Ich will auf Frankfurter Verhältnisse noch nicht näher eingehen, aber das kann ich mir nicht versagen hier schon mitzuteilen, dass Lube bündig erklärt hat, dass die Frankfurter es bis heute vorgezogen haben, ohne das ihnen verliehene Gesetz anzuwenden, auf dem Wege freier Vereinbarungen zu den Umlegungen noch grössere Opfer zu bringen, als

solche auf gesetzlichem Wege zwangsweise gefordert werden könnten. — Ich denke, dass die Frankfurter nicht aus Schwärmerei, sondern in ihrem eigenen wohlverstandenen und genau berechneten Interesse so handeln.

Allerorten, nicht bloss in Frankfurt, entwickelt sich bald nach der Durchführung der Umlegungen eine rege Bautätigkeit auf dem umgelegten Gelände; diese wird dadurch noch des weiteren begünstigt, dass meistens mit der Vornahme der Umlegungen die Bedingung verknüpft ist, dass die Gemeinde die Strassen oder mindestens brauchbare Zufahrten alsbald herstellt.

Die Gebäude in den neuen Stadtvierteln zeichnen sich vor solchen, welche unter ungünstig verlaufenden Eigentumsgrenzen erbaut worden sind dadurch aus, dass die misslichen Winkel und Ecken des Grundrisses, welche wegen der ungünstigen Bauplatzgestaltung und zur Ausnützung des teuren Platzes oft ausgeführt werden, nicht mehr nötig sind. Diese Missformen in den Grundrissen, für deren Durchsetzung bei der Einholung der Bauerlaubnis oft geradezu die Schachzüge technischer Winkeladvokaten zu Hilfe genommen werden, führten aber nicht selten zu den verwerflichsten Wohnungsverhältnissen. Kommt dann noch der Ankauf von teuren Bauplatzteilen hinzu, welche man eben schlechterdings nicht entbehren konnte und zu jedem noch so hohen Preise erwerben musste, so sieht sich der Bauherr vor die Frage gestellt, entweder auf eine Rente zu verzichten oder die Wohnungen so klein und die Wohnungsmiete so gross zu bemessen, dass der Mieter sich den empfindlichsten Beengungen und oft nur schwer aufzutreibenden Ausgaben gegenüber sieht.

Massnahmen, welche solche Übelstände auf dem Gebiet der Wohnungsfrage zu beseitigen oder mindestens zu mildern vermögen, verdienen jede Förderung; eine sehr wesentliche dieser Massnahmen sind aber die Umlegungen von Grundstücken zu wohlgestalteten Bauplätzen.

Wie soll man praktisch gegen den Alkohol-Missbrauch, insbesondere in München, vorgehen?

Von Martin Hahn in München.

Wenn man die modernen Schlagworte auf dem Gebiete der Hygiene, wie sie die Tagespresse immer wieder ihren Lesern auftischt, liest, ja auch, wenn man die eifer-sprühenden Reden berufener Männer hört, so sollte man glauben, auf keinem Gebiete tobe der Kampf so heftig, wie auf dem der Gesundheitspflege. Da hört man immer wieder vom Kampfe gegen den Alkohol, vom Kampfe für die naturgemässe Frauenkleidung usw. Im Grunde ist es wunderbar, dass diese Kampfidee gerade hier immer wieder auftaucht. Freilich ganz ohne Kampf wird auch hier kein Sieg errungen werden. Aber während z. B. auf dem Gebiete der Kunst vielfach die Grundideen der einzelnen Parteien über den Gegenstand wesentlich von einander abweichen, so herrscht über die Notwendigkeit gesundheitlicher Reformen in der Regel unter gebildeten Menschen eine seltene Einmütigkeit: der Nutzen, den sie der Gesundheit der Gesamtheit wie des Einzelnen bringen, ist meist so klar zutage liegend, dass niemand öffentlich hygienischen Verbesserungen widerstreben will, die Hygiene ist so populär, dass selbst die rückschrittlich gesinnten politischen Parteien sich Forderungen auf diesem Gebiete nicht zu widersetzen pflegen. Es müssen also doch wohl noch andere Momente existieren, die einzelnen hygienischen Bestrebungen diesen Kampfcharakter verleihen.

Eines dieser Momente tritt uns beinahe überall entgegen, wo man die Wissenschaft zu popularisieren bestrebt ist, ein Fall, der ja unzweifelhaft für die Hygiene zutrifft. Man will der grossen Menge etwas nehmen und ist nicht imstande, ihr ein Äquivalent zu geben. Nirgends ist dieses Manko schärfer in Erscheinung getreten, als da, wo man versucht hat, in naturwissenschaftlichen Lehren breiten Bevölkerungsschichten einen Ersatz für religiöse Weltanschauungen zu bieten. Während noch in den siebziger Jahren immer wieder derartige Versuche auch von bedeutenden naturwissenschaftlichen Forschern unternommen wurden, darf man heute sagen, dass die überwiegende Mehrzahl auch derer, die eine möglichst weite Popularisierung naturwissenschaftlicher Kenntnisse dringend wünschen, oder die auf Grund ihrer eignen Studien zu einer relativ abgeschlossenen Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Basis gelangt sind, die Unmöglichkeit eingesehen haben, durch die Frucht ihrer eigenen Erkenntnisse selbst gebildetere Kreise für den Baum naiven Glaubens zu entschädigen, der ihnen bisher den Halt geboten hat: er würde vielleicht unter den Schlägen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis auch nur Blätter und Blüten verlieren, er würde hässlich und unansehnlich werden — aber nicht fallen.

Aber die Erkenntnis, wie sie auf diesem Gebiete uns nunmehr entgegentritt, nämlich, dass auch die breite Masse des Volkes rechnet und abwägt, wenn die Wissenschaft mit ihr einen Tauschhandel eingeht, scheint bei der Behandlung hygienischer Fragen nicht allenthalben obzuwalten, und gerade dadurch wird der Bewegung so häufig der Charakter eines Kampfes verliehen; denn niemand wird sich eben gutwillig eines Besitzes begeben, wenn er nicht entsprechenden Ersatz dafür empfängt. Das gilt meines Erachtens besonders vom Kampfe gegen den Alkohol. Mit geradezu bewunderungswürdiger Energie wird er jetzt bei uns geführt. Immer wieder hört man es in Wort und Schrift, dass der Alkohol selbst in kleinsten Quantitäten ein gefährliches Gift sei. Aber wenn man nun zunächst einmal mit dem Eifer, der zur Ausrottung des Alkoholmissbrauchs verwandt wird, die Bestrebungen vergleicht, taugliche Ersatzgetränke zu billigem Preise zu schaffen, so muss man über das hier zutage tretende Missverhältnis staunen. Das gebotene Trinkwasser ist häufig genug mangelhaft in gesundheitlicher Beziehung, aber selbst da, wo es im übrigen hygienisch tadellos ist, lässt es im Sommer in bezug auf die Temperatur vielfach zu wünschen übrig; wer wollte es dem durstigen Arbeiter, der viele Stunden am glühenden Ofen geschafft hat, verübeln, dass er einen kühlen Trunk Bier einem Glase lauen Wassers vorzieht? Wer möchte selbst den Studenten tadeln, der bei seinem Abendessen, statt 10—20 Pfg. für eine Flasche süsser und daher appetitraubender Limonade, die noch dazu in der Qualität recht wechselnd ist, auszugeben, sich eine Halbe Bier für 12 Pfg. bestellt? Wie spärlich z. B. sind in München, das als Hochburg des Alkoholismus vor allem gestürmt werden soll, die Gelegenheiten, für 5 Pfg. eine Tasse Kaffee oder Tee zu bekommen! Warum sichert man sich nicht von Staats wegen neu entdeckte natürliche Mineralquellen, warum schreibt man nicht den Apotheken einen Preis für künstliche Mineralwässer vor, der den durch die Technik nunmehr bedeutend verbilligten Herstellungsbedingungen entspricht und wirkt dadurch auch auf den Preis der kohlensäurehaltigen Wässer im freien Handelsverkehr erniedrigend ein? Warum fabrizieren unsere grossen industriellen Etablissements nicht selbst kohlensäurehaltiges Wasser, das bei dem überaus geringen Herstellungspreise[1]) kostenlos an die Arbeiter abgegeben werden könnte? Weshalb kostet es noch immer soviel Mühe und Geld, wenn man an heissen Sommertagen in einer Wirtschaft der bayerischen Staatsbahnen eine Flasche Selterswasser erlangen will, während ein Glas Bier im Handumdrehen zu haben ist? Warum setzt man nicht, wenn anders man nicht im Abstinenz-Fanatismus befangen ist, einen Preis für das moderne Herstellungsverfahren eines wohlschmeckenden und bekömmlichen, aber statt 3—4 % nur 2 % Alkohol enthaltenden Bieres aus, wie es auch unsere Vorfahren getrunken haben?

---

[1]) Nach einer mir vorliegenden Berechnung kostet eine Flasche Selterswasser (exkl. Glas und Arbeitskosten) ca. $^1/_8$ Pfg. bei Benützung von Kohlensäure in Bomben.

Das sind alles Fragen, die noch ihrer Lösung harren, die aber eigentlich schon hätten gelöst sein müssen, ehe man den Kampf gegen den Alkohol in dieser Form begann, ehe man dem Volke ein Genussmittel rauben wollte, für das in den meisten Fällen kein entsprechender Ersatz geboten wird.

Überhaupt krankt bei uns in Deutschland die Bewegung an der unzweckmässigen, unpraktischen Form ihrer Gestaltung. Man hat die äussere Organisation, den Fanatismus von den Engländern übernommen — und das war sehr unrecht: die alte Phrase, die immer wieder von den Anhängern der absoluten Abstinenz gepredigt wird, dass nur die volle Enthaltsamkeit als Agitationsmittel brauchbar sei, mag für England und Amerika zutreffen, für Deutschland ist sie unzutreffend. Der Engländer betreibt alles, wodurch einmal sein Interesse gefesselt ist, sportsmässig, d. h. mit Fanatismus: selbst in der Politik tritt uns diese Erscheinung entgegen, noch mehr aber auf dem Gebiete der gesundheitlichen Bestrebungen. In England ist es auch leichter, Massenagitation zu treiben, weil das Bildungsniveau ein viel gleichmässigeres ist. Die grosse Masse der Deutschen ist aber nun einmal bei dem individualistischen Zug, der durch das Volk geht, schwerer zu einer extravaganten Handlungsweise zu bringen — und eine solche stellt der plötzliche Übergang zur völligen Abstinenz für den an Alkohol Gewöhnten sicherlich dar —, ja, man darf sagen, der Deutsche empfindet eine Extravaganz, die er bei anderen beobachtet, als abstossend, namentlich, wenn sich dabei noch ein Pharisäertum breit macht, wie man es bei den Abstinenzlern so häufig findet, oder lächerlich, namentlich wenn die Begründung nicht in ausreichender Weise gegeben ist. Und dieser letztere Fall trifft unzweifelhaft auf die Forderung einer absoluten Abstinenz zu. Es ist nirgends bewiesen, dass ein Liter Bier pro Tag für einen gesunden erwachsenen Mann schädlicher ist, wie die 5—10 Tassen Tee oder Kaffee, welche von vielen Abstinenzlern im Laufe eines Tages genossen werden. Es ist nirgends bewiesen, dass der Alkohol in kleinen Mengen und gehöriger Verdünnung schon dauernde schädliche Wirkungen erzeugt, soweit es sich nicht um besonders empfindliche Personen, um Frauen und vor allem um Kinder handelt. Eher ist das Gegenteil bewiesen: denn die in dem Darmkanal jedes Menschen vegetierenden Bakterien erzeugen unzweifelhaft Alkohol, wie Nencki, Macfayden und Sieber nachgewiesen haben. Höchst wahrscheinlich nimmt also jeder Mensch, auch der begeistertste Abstinenzler, auf diese Weise alltäglich ein kleines Quantum Alkohol in sich auf und nach den Theorien, die man von Abstinenzlern vielfach vertreten hört, müsste auch manchem von ihnen ein früher Tod oder mindestens ein vorzeitiges Siechtum durch unfreiwilligen Alkoholgenuss beschieden sein.

Mit diesen Darlegungen sollen natürlich nicht etwa die sehr berechtigten Bestrebungen getroffen werden, die in dem Verein gegen den Missbrauch geistiger Getränke ihren Ausdruck finden. Im Gegenteil, die massvolle Agitation dieses Vereins, dessen Münchner Ortsgruppe es jetzt ermöglicht hat, ein alkoholfreies Wirtshaus zu begründen, um

dadurch dem Trinkzwang entgegenzuarbeiten (der z. B. in deutschen Hotels hauptsächlich für Deutsche, nicht für Engländer besteht), verdient nach mancher Richtung hin volles Lob. Aber wenn es in dem letzten Jahresberichte heisst: der Rückgang im Bierkonsum Münchens (1886 bis 1890 487 Liter pro Kopf und Jahr, 1902 298 Liter) sei auf ein grösseres Verständnis der Alkoholfrage zurückzuführen, so möchte ich das doch nicht so ganz als uneingeschränkt gelten lassen. Es soll zugegeben werden, das auch bei uns die Antialkohol-Agitation durch Furcht und Schrecken, die sie verbreitet, etwas erreicht hat. Es handelt sich aber in Deutschland nicht nur um den Kampf gegen den Alkohol, sondern um den Kampf gegen das Wirtshausleben. Und während, wie oben ausgeführt, für die alkoholischen Getränke noch kein entsprechender Ersatz geboten wird, so hat sich in den letzten Dezennien in München manche Änderung vollzogen, die dem Wirtshausbesuche Eintrag tut. So gemütlich, wie noch in den 80er Jahren, fliesst das Leben in München, namentlich für die arbeitenden Klassen, nicht mehr dahin: München ist — wenigstens der Einwohnerzahl nach — Grossstadt geworden, und damit hat auch das Arbeitstempo für den einzelnen sich etwas beschleunigt. Eine Mass Bier zu trinken erfordert nicht nur Geld, sondern auch eine — allerdings individuell verschieden lange — Spanne Zeit. Ein Mann der Londoner City, der am Vormittag gemütlich einen Liter Flüssigkeit in sich aufnimmt, ohne dabei zu arbeiten, ist eine unmögliche Vorstellung: er stürzt eben in die Bar und nimmt den Alkohol — in konzentrierter Form.

Ganz abgesehen von dem Verdacht, dass der Alkoholgenuss dieser Art vielleicht auch in München an Stelle des Biergenusses getreten sein könnte, — selbst der Jahresbericht des Vereins spricht ihn aus — so ist doch auch anzunehmen, dass teilweise die grössere Hast des Lebens und der Arbeit dem gemütlichen Wirtshaussitzen abträglich war. Aber auch Ersatz für das Wirtshausleben ist in dem letzten Dezennium in München in höherem Masse geboten worden, — freilich nicht von den Abstinenzlern. Vereine, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Belehrungen über Kunst und Wissenschaft in breite Schichten des Volkes zu tragen, sind entstanden und entfalten eine Tätigkeit, die sicherlich nicht nur direkten, sondern auch indirekten Nutzen dadurch stiftet, dass solche alkoholfreien Veranstaltungen so manchen dem Wirtshausleben entziehen. Ja selbst den grossen Variétés und Volkstheatern darf man in dieser Beziehung eine günstige Wirkung zuschreiben: am meisten wird bei der richtigen Biermusik getrunken, schon weniger, wenn eine Komikergesellschaft auftritt, die wenigstens zeitweise die Aufmerksamkeit vom Bierglase abzieht und auch ein kleines Entree fordert, noch weniger in einem guten Volkskonzert, fast gar nichts in einem Variété, wo schon der Bierpreis zu hoch ist, um Gelage zu feiern, und gar nichts, selbst kein Wasser, auf den Galerien der grossen Theater: denn soweit haben wir es trotz aller Abstinenz-Vereine noch nicht einmal gebracht, dass man in den Theatern den Besuchern der billigeren Plätze laufendes Wasser und appetitliche Trinkbecher zur Verfügung stellt, eine Ein-

richtung, die man in Stockholm beispielsweise seit lange kennt. Durch solche Dinge bringt man eben auch manchen, der z. B. das Münchener Wasser noch nicht als Genussmittel schätzen gelernt hat, langsam zur richtigen Erkenntnis. Auch die Entwicklung des Sports in jeder Form tut dem Wirtshausleben und damit dem Alkoholgenuss Eintrag, freilich — das muss zugegeben werden — hauptsächlich in den besser gestellten Kreisen. Schon die körperlichen Anforderungen, die an den Sportsjünger gestellt werden und eine gewisse gegenseitige Scheu, den Zwecken des Vereins offen zuwiderzuhandeln, halten selbst an den Vereinsabenden manchen vom „Übermass" des Alkoholgenusses ab. Auch in dieser Richtung ist in München mehr Leben eingezogen: es sei hier nur des rasch aufblühenden Wintersports gedacht, der Fussballspiele, des Rodelns usw., alles in München vor 15 Jahren noch ziemlich unbekannte Dinge. Freilich kann man nicht gerade behaupten, dass die Behörden durch ihre Einrichtungen zum Sport, ja selbst nur zu weiteren Ausflügen in die Umgebung, die so manchen dem Wirtshausleben und übermässigem Alkoholgenuss entziehen, ermutigen. Dass es in der königlichen Haupt- und Residenzstadt München mit Kavalleriegarnison nur einen leicht erreichbaren Reitweg gibt, ist recht verwunderlich, aber für die grosse Masse von untergeordneter Bedeutung. Schwerer empfunden wird schon der Mangel an wirklich guten Radelwegen: zwar wird der Radler jetzt nicht mehr, wie noch vor einigen Jahren, als Aussätziger und nur unter dem Gesichtspunkte der Polizeikontravention betrachtet, aber, wenn er auf seinem Steuerzettel die sehr hohe, in nordischen Grossstädten unbekannte Kreisumlage sieht, so darf er sich wohl die Anfrage erlauben, weshalb man nicht auch ihm die Benützung der öffentlichen Wege in der ihm zusagenden und dabei der Allgemeinheit unschädlichen Form erleichtert? Was schliesslich die Ausflügler anlangt, so sei hier vor allem auf einen wunden Punkt hingewiesen: der Besuch des Starnberger Sees gehört, solange nicht der Vorortstarif eingeführt und mit den ungewöhnlich hohen Billettpreisen des Dampfschiffmonopols gebrochen wird, für einen Mann der arbeitenden Klassen, der sich am Feiertag mit seiner Familie erholen will, so ziemlich zu den Unmöglichkeiten. Man befrage in den Münchener Volksschulen die Schüler der letzten Klasse, wieviele von ihnen auf dem Starnberger See gefahren sind! Die Gründe, weshalb die Tagespresse an diesem Dampfschiffsmonopol mit seinen teuren Preisen so still vorübergeht, sind dem Unbefangenen nicht klar.

Aber im Sommer geniesst der Ausflügler auf seinen weiteren Ausflügen wenigstens den Vorteil einer grösseren Fahrgeschwindigkeit: im Winter geschieht so ziemlich alles, um den Freunden des Wintersports das Vergnügen nach Möglichkeit einzuschränken. Ein Ausflug nach Tegernsee oder Schliersee, der im Sommer hin und zurück drei Stunden Fahrzeit erfordert, kostet im Winter fünf Stunden, also fast einen halben Tag. Wäre es wirklich so übertrieben, wenn die bayerische Staatsbahnverwaltung auch im Winter am Sonntag Morgen einen direkten Zug nach Schliersee, Tegernsee, Garmisch abgehen liesse? Dergleichen

Einrichtungen tragen sicherlich dazu bei, die Wirtshäuser und Tanzsäle am Sonnabend Abend wenigstens von unserer studierenden Jugend früher zu befreien. Und diese verdient es wahrlich, dass man sie in ihrem Bestreben, sich vom Alkoholgenuss, vor allem von den Trinksitten zu emanzipieren, unterstützt. Denn es ist unzweifelhaft schon vieles besser geworden in dieser Beziehung. Die öden Kneipereien der Korporationen, auf denen jedes vernünftige Gespräch, sobald es nicht Bier oder Fechtkunst betraf, verpönt war, nehmen weniger Raum im Studentenleben ein. Viel öfter als früher sieht man jetzt auch die farbentragenden Studenten sich in den Bergen tummeln und, wie man mir sagt, ist es ihnen sogar gestattet, anderen Vereinigungen anzugehören, die sich die Pflege des Sports zur Aufgabe gemacht haben, und sich an deren Übungen fleissig zu beteiligen. Das wäre noch in den achtziger Jahren unerhört gewesen. Und mit einer solchen Besserung in den gebildeten Ständen ist viel erreicht für die Trinksitten des ganzen Volkes. Denn in einem Punkte haben die Abstinenzler entschieden recht: solange es noch immer als eine Ehrensache für den Studenten gilt, sich möglichst oft zu betrinken, solange man noch soviel „bessere Herren“ abends durch die Strassen schwanken sieht, solange wird es auch mit dem Alkoholmissbrauch in den Arbeiterklassen nicht besser werden. Gerade alles, was man für den mässigen Alkoholgenuss der Männer in reiferen Jahren anführen kann, spricht eigentlich gegen denselben in jüngeren Jahren. Man kann es in hohem Masse begreiflich finden, dass der reife Mann, der tagsüber angestrengt gearbeitet hat, sich von all den Nadelstichen, all den kleinen Sorgen, die Arbeit und Familie ihm im Laufe des Tages eingebracht haben, durch ein Glas Wein oder Bier zu befreien sucht. Ihm dieses Beruhigungs- oder „Ablenkungs“-Mittel zu entziehen, heisst vielfach zum mindesten ihn allerlei quälenden Gedanken auf ein paar Stunden länger überantworten und dieser verlängerte Kampf, den er alle Tage durchzumachen hat, wird ihn in sehr vielen Fällen nicht weniger schädigen, wie der mässige Alkoholgenuss. — Sonst würde die ganze Beruhigungstherapie unserer Nervenärzte, mag sie suggestiv oder physikalisch diätetisch oder medikamentös geübt werden, der Begründung entbehren. — Die Voreingenommenheit durch eigene Gedanken, eigene Sorgen, machen den arbeitenden Mann ohne mässigen Alkoholgenuss vielfach unfähig, den Gedankengängen anderer zu folgen, d. h. gesellig mit seiner Familie, seinen Freunden zu verkehren. Wie rasch ist die richtige Stimmung in einer Gesellschaft gefunden, wenn diejenigen, die von der Tagesarbeit kommen, mit einem Glase Wein oder Bier ein wenig — es soll ruhig zugegeben werden — Ideenflucht erworben haben. Die Abstinenzler bleiben ja auch, wie man oft beobachten kann, solange voreingenommen in der Unterhaltung, bis eine Tasse Tee oder Kaffee ihnen den nötigen Elan verliehen hat. (Die sogenannte Abstinenz kommt eben vielfach darauf hinaus, dass statt des Alkohols ein anderes Anregungsmittel [Tee, Kaffee, Tabak usw.] gewählt wird, wenn auch die Existenz wirklicher Abstinenzler nicht geleugnet werden kann.) Damit soll natürlich nicht den endlos langen Tafeleien

das Wort geredet werden, die für einen verständigen Menschen immer einen stark animalischen Beigeschmack haben.

Während man somit den mässigen Alkoholgenuss bei einem geplagten, arbeitsamen Manne in reiferem Alter unter Umständen ebenso befürworten kann, wie die Anwendung anästhesierender Mittel auch bei kleinen Operationen in gewissen Fällen, so liegt meistens kein Grund vor für den Alkoholgenuss der ganz jungen Männer, um von Frauen und Kindern gar nicht zu reden. Studenten sind selten so von Sorgen geplagt, dass sie Vergessenheit im Alkohol suchen müssten, ja, selbst die fröhliche Stimmung braucht bei ihnen nicht künstlich erzeugt zu werden, das kleine Mass von Ideenflucht, das die gesellige Unterhaltung so erleichtert, ist an sich ihr natürliches Vorrecht. Freilich muss auch hier die Anregung häufig in anderer Form gegeben werden und gerade gemeinsame Sportsinteressen können da, wo geistige Bande fehlen — das ist bei der englischen Jugend durchschnittlich in höherem Masse der Fall, wie bei der deutschen — als Ersatz für den Alkohol eintreten.

Resümieren wir: nicht mit dem Rufe: „Weg mit dem Alkohol“ ist alles getan, sondern alles, was Ersatz für den Alkohol und das Wirtshausleben bieten kann, muss gepflegt werden. Dass hierbei die Regelung der Wohnungsfrage für die arbeitenden Klassen eine Hauptrolle spielen muss, sei hier nur kurz angedeutet, weil die Erörterung dieser Frage einen zu breiten Raum beanspruchen würde. Aber man halte sich auch an das Nächstliegende, leicht Erreichbare: man schaffe billige, wohlschmeckende Ersatzgetränke, die nicht den Charakter von „Kuchen“, sondern von „Brot“ haben, man sorge auch für alkoholärmere Getränke, für reichliche Gelegenheit, alkoholfreie und alkoholarme Getränke zu billigem Preis zu erwerben, man kämpfe gegen den Trinkzwang, wo man ihn findet, man entziehe durch billige und gute Gelegenheiten zu Sport und Ausflügen, wissenschaftlicher und künstlerischer Belehrung eine immer wachsende Zahl von Menschen dem Wirtshausleben. Damit wird man in Deutschland mehr erreichen als durch alle Kapuzinerpredigten der Abstinenzler. Wenn diese letztere Gruppe aber überhaupt auf grossen Zulauf rechnen will, so muss sie vor allem ihre Tonart etwas mässigen. Der letzte Kongress war nicht gerade dazu angetan, dem grossen Publikum zu beweisen, dass ein irascibles Temperament besonders häufig eine Folge des Alkoholgenusses sei. Oder aber, es könnte, wenn die Abstinenzler, deren ernster Wille, Gutes zu schaffen von keiner Seite bezweifelt werden wird, so fortfahren würden, der sicherlich meist ungerechtfertigte Verdacht entstehen, dass auch von ihnen das Wort de la Rochefoucauld's gilt: Quand nos vices nous quittent, nous nous flattons de la créance que c'est nous, qui les quittons.

Bayerns Anteil an der Gründung des Rheinbundes.

Von Theodor Bitterauf in München.

In einem Jahre ist ein Säkulum verflossen, seit Bayern die Königswürde angenommen hat, und dieser Zeitpunkt scheint zu einer gründlichen Revision unserer historischen Gesamtanschauung über diese Epoche nicht ungeeignet. Seit Lucchesini nach den Befreiungskriegen in den Tagen der Reaktion in seinem dreibändigen auf durchaus mangelhaften Informationen beruhenden Werke über die Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes für die traurigen Zeiten der Fremdherrschaft Bayern die Schuld beigemessen und die anfangs Hardenberg zugeschriebenen *Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état* ihm hierin beigepflichtet haben, seitdem namentlich Ludwig Häusser in seiner Deutschen Geschichte sich die unerbittliche Bekämpfung der im Lager der Konföderation grossgezogenen Legenden zu einer verdienstvollen Aufgabe erkoren hat, gehört die Phrase von „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", welche der Konsistorialrat Yelin in einer verhängnisvollen Schundschrift prägte, zum Gemeingut aller gebildeten Deutschen. Ihren klassischen Ausdruck fand diese Richtung in den lauten Klagen des begeisterten Herolds des neuen Deutschen Reichs, Heinrich von Treitschke, gegen die Anarchie eines neuen Interregnums, in dem das Faustrecht nicht mehr von den adeligen Wegelageren, sondern von fürstlichen Höfen gehandhabt wurde, gegen die deutschen Fürsten, die wie das Geschmeiss hungriger Fliegen auf die blutigen Wunden des Vaterlandes stürzten, gegen das neue vorurteilsfreie Geschlecht, das anders empfand als die alten Germanen, denen in den alten Jahrhunderten der Gewalt und der Roheit ein letztes Gefühl der Scham unverloren blieb. Derselbe Mann, der den intimen Zauber des Schleissheimer Schlosses, die pietätvolle Weihe eines Allerseelentages in München mit so glänzenden Farben zu malen verstand, dass man ihm die Fähigkeit eines Anempfindens an süddeutsche Verhältnisse nicht absprechen darf, zieht zur Charakteristik des Deutschesten der Deutschen, des Kronprinzen von Bayern, lieber die zweifelhaften Denkwürdigkeiten des Prinzen Emil von Hessen als die tiefinnerlichen Herzensergüsse heran, die uns Ludwigs wenn auch noch so schlechte Gedichte so wertvoll machen, wiederholt mit einem gewissen Behagen Arndts Erfindung von dem Silberdiebstahl des Fürsten Wrede in Schlesien und tritt dann vor den Widerlegungen Ehrhards und Heilmanns einen nicht eben erfreulichen Rückzug an. Dem grössten Publizisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mag man immerhin zugute halten, dass ihm die Einsicht in die ursprünglichen Quellen versagt war, dass er allezeit ein Kämpfer blieb, wie wir uns auch heute noch recht viele wünschen möchten; nach mannigfaltiger Erweiterung unserer Einsicht durch Erschliessung neuer Quellen,

Erkenntnis neuer Zusammenhänge müssen auch unsere Massstäbe und Urteile gründlich modifiziert werden.

Der Berliner Historiker Max Lenz wirft einmal die Frage auf, was die Rheinbundsfürsten 1806 anderes hätten anfangen, ob sie sich etwa zu Don Quixotes des alten Deutschen Reiches hätten aufwerfen sollen. Das ist die beste Rechtfertigung für ihr Verhalten; denn nichts ist unbilliger als nationales Empfinden zu verlangen, wo es sich lediglich um die Existenz, um nichts anderes handelte, wo die Nation überhaupt noch nicht wiedergeboren war. Mit dem äusseren Verfall des heiligen römischen Reiches, das nach einer alten Klage aus einem Mastbaum zu einem Zahnstocher geworden war, geht doch eine rege Steigerung des Innenlebens Hand in Hand. Die Anregungen, die von Friedrichs d. Gr. ausgingen, die Ideen der Aufklärung, die bei uns einen anderen Charakter trug als in Frankreich, hatten schon vor der Revolution in Deutschland einen politischen Radikalismus erzeugt, der durch die Bewegung von 1789 eher gebunden als gefördert wurde; aber nie trat die politische Unreife des deutschen Volkes deutlicher zutage als in den Stürmen der Revolution. Die Herzensergüsse eines Salonjakobiners in Bayern von 1796, die eines gewissen nationalen Zuges nicht entbehren, und das Tatsächliche, das man von einer Verschwörung in München noch im Jahre 1800 weiss, zeigen nach W. H. Riehls zutreffendem Worte den Plan einer Republik mehr in Gestalt einer Seifenblase als eines ernstlichen Unternehmens. Nicht die Massen, sondern die Fürsten haben in Deutschland die Revolution gemacht.

Schon früher suchte man durch Sonderbünde den Schutz zu gewinnen, den das Reich als solches seinen Gliedern nicht mehr zu bieten vermochte. Das war der Zweck des Fürstenbundes Friedrich d. Gr. 1785, das Ziel der Wilhelmsbader Konferenzen 1794, der eigentliche Sinn des Baseler Friedens, der das Ganze unrettbar dem Verderben preisgab, um einem Teile auf ein paar Jahre eine trügerische Sicherheit zu verschaffen. Es war nur eine Konsequenz dieses Systems, wenn der preussische Minister Haugwitz nach dem Frieden von Lüneville 1801, ehe man im Süden daran dachte, an den bayerischen Minister Montgelas schrieb, sein Herr lege dem Deutschen Reich keinen Wert mehr bei und sei bereit, sich von demselben zu trennen.[1]) Erst nachdem man in Berlin während der Verhandlungen von 1801—3 und vor dem dritten Koalitionskrieg 1805 die steten Werbungen des Münchener Hofes zurückgewiesen hatte, fiel Bayern in die Hände Frankreichs, wie es der Preusse Dohm und der Schweizer Johannes Müller schon 20 Jahre vorausgesagt hatten. Das Verhältnis zwischen dem Kurstaat und Österreich war nun schon seit Jahrhunderten ein abwechselndes Anziehen und Abstossen der beiden Mächte; jeder wittelsbachische Fürst suchte sich mit dem Kaiser wenigstens in einer Periode seiner Regierung gut zu stellen, aber für jeden kamen Tage, in denen er den Undank des Hauses Habsburg

---

[1]) Treitschke war also im Irrtum, wenn er annahm, diese Idee sei von Bayern ausgegangen.

erfuhr. Als saturierter Staat widerstand das Land nach dem Westfälischen Frieden den Lockungen Frankreichs eine Zeitlang, aber die beständige Gefahr, von seinem östlichen Nachbar ganz oder teilweise verschlungen zu werden, wies es immer entschiedener nach Versailles. Auf diese Wahrnehmung baute der geistige Vater des Rheinbundes, Sieyès, sein System, und beim Regierungsantritt Max Josefs, der lange in Strassburg als französischer Oberst in Garnison gelegen war und seinem Wesen nach sich immer als Franzose fühlte, schien der rechte Mann gefunden, diese Ideen zu verwirklichen.

Wider Erwarten blieb der Kurfürst auf der Seite der Koalition, und erst durch Russland mit Frankreich wieder in Fühlung gebracht, musste er erfahren, dass Österreich jetzt mehr als je ihm sein Land nehmen wolle. Vergleicht man mit dieser steten Gefahr die Vorteile, welche Montgelas damals für das Kurfürstentum erzielte, so muss man die Staatskunst dieses Minister aufs höchste bewundern; sein Wort, die bayerische Geschichte stelle eine Reihe versäumter Gelegenheiten dar, ist für keine Periode derselben weniger am Platz, als für die Jahre, in denen er selbst sie zu machen berufen war. Früher als sein Monarch sah der Ausländer, der nicht im Bann alter Traditionen gefangen war, was seinem Lande not tat. Aber auch Max Josef war keineswegs nur ein *souverain de fortune,* der sein Land nur dem Zufall, seine Krone nur einem fremden Usurpator verdankte und sein höchstes Glück *procul negotiis* fand. Mit ritterlichem Stolz weigerte er sich, auf dem Mainzer Fürstentag im Herbste 1804 wie andere deutsche Fürsten dem Emporkömmling seine Huldigung darzubringen, oder seiner Krönung in Paris durch seine Anwesenheit höheren Glanz zu verleihen; als Napoleon im Oktober 1805 in München eintraf, hielt sich der Landesherr ebenso fern, wie der Kurprinz im Frühjahr eine Zusammenkunft mit dem Kaiserpaar in Italien gemieden hatte; erst im November dieses Jahres entschloss er sich zu einer Reise in das kaiserliche Hauptquartier nach Linz und in die Heirat seiner Tochter Auguste mit des Kaisers Stiefsohn Eugène Beauharnais, die man in Paris schon seit Juli 1804 anstrebte, willigte er erst, nachdem sein ablehnendes Verhalten das Los Bayerns im Pressburger Frieden wesentlich herabgedrückt hatte. Wir wissen heute nicht nur, dass die Ehe, von der Politik geschlossen, ein wirklicher Herzensbund geworden ist, sondern auch, dass Bayern ohne dieses Zugeständnis seine Dynastie verloren hätte. Darum verdient der erste bayerische König für das Opfer, das er erst nach schwerem Ringen gebracht hat, nicht Vorwürfe, sondern den Dank seiner Landeskinder.

Der politische Anschluss Bayerns an Frankreich wurde durch das Bündnis vom 24. August bzw. 23. September 1805 erreicht; in den Verhandlungen, die demselben vorausgingen, suchte Max Josef in Erinnerung an das Schicksal Karls VII. sich auf eine reine Defensivallianz nach dem Muster seiner Vorfahren zu beschränken. Klarer als sein Gebieter erkannte Montgelas sofort, dass Bayern mit Umgehung seiner reichsständischen Pflichten nunmehr zum ebenmässigen Bundesgenossen Frankreichs emporgehoben werde. Ausschlaggebend für diese Wendung

war die Nachricht von dem beabsichtigten Einfall der Österreicher in das Land. Wenn man dann das Datum des Vertrags um vier Wochen verschob, um ihn als eine Folge der kaiserlichen Invasion erscheinen zu lassen, so ist diese Täuschung für die spätere Stellung Frankreichs in Deutschland allerdings von schwerwiegender Bedeutung geworden; nur so wurde ihm die Rolle eines Protektors möglich. Mag man hierin die tragische Schuld der bayerischen Staatsleitung an der nun folgenden Katastrophe erkennen, so ist doch zu betonen, dass man sich in München von jener grenzenlosen Perfidie fern hielt, mit der sich der Erzkanzler des Reiches Karl Theodor von Dalberg damals befleckte. Während sein „Wort des Friedens an die Mächte Europas" von patriotischen Phrasen strotzte, schlug er insgeheim dem französischen Gesandten die Absetzung des Kaisers Franz vor, der die Wahlkapitulation verletzt, die Verfassung mit Füssen getreten und die Kaiserwürde verwirkt habe; seine Krone sollte das dankbare Reich dem Kaiser der Franzosen anbieten. Auch in Stuttgart erkannte man damals die Vorteile, welche von einer Auflösung der feudalen Hierarchie zu erhoffen waren; aber eine solche Demütigung wollte man dem Kaiser ersparen. In gesundem Egoismus, der nach Bismarck der Lebensnerv aller Politik ist, trug Kurfürst Friedrich von Württemberg nach mehrstündiger Unterredung mit Napoleon kein Bedenken, in die Abschaffung überlebter germanischer Staatsformen zu willigen und seinen Gesandten im Hauptquartier dahin zu instruieren. In München regte nachher Napoleon selbst vor Gravenreuth an, man solle alle Beziehungen zum Deutschen Reiche abbrechen, und Talleyrand legte Herrn von Montgelas einen Plan vor, der die Erhebung der drei Südstaaten zu Königreichen, die dauernde Loslösung vom Reich und den Abschluss eines ewigen Bündnisses mit Frankreich zum Gegenstand hatte. Obwohl Montgelas dazu nur leichte Zusätze beantragte, fand es Napoleon für weise, in den Brünner Verträgen und im Pressburger Frieden seinen Bundesgenossen neben beträchtlicher Gebietserweiterung die völlige Souveränität einzuräumen, ohne dass sie aufhörten, Mitglieder des Deutschen Bundes zu sein. Wenn man aber in der Freude über das Errungene in der bayerischen Haupstadt von der Wiederherstellung des Königtums sprach, oder an die Verwandtschaft zwischen Bayern und Bojern oder Franzosen erinnerte, so knüpfte man teils an wirkliche historische Tatsachen an, teils an Anschauungen, die damals für historisch galten. Auch die Stiftung der Nationalkokarde war kein eitles Spiel; sie bezweckte den Schutz der Untertanen im Auslande und die Verschmelzung der verschiedenen Stämme, die nun zu einem neuen Staatsganzen vereinigt wurden. Die unwürdigste Rolle in diesen Münchener Tagen spielte wiederum Dalberg, der zur Trauung des jungen Paares von Regensburg herübergeeilt war; er verglich Napoleon bald mit Perikles, bald mit Karl dem Grossen, lud nunmehr den fremden Imperator direkt zur Regeneration der Reichsverfassung ein und schlug in verblümten Worten die Wahl eines neuen Deutschen Kaisers vor. Darum wollte er noch später Herzog Murat von Berg die Kurwüde verschaffen, um durch Herstellung einer franzö-

sischen Majorität im Kurkolleg die Fürstenrevolution zu vollenden, darum bestimmte er den Oheim des Kaisers, Kardinal Fesch, der kein Wort Deutsch verstand, zu seinem Nachfolger, um sich selbst zu behaupten.

Schon im November 1805 hatte Napoleon den Kurfürsten von Württemberg eingeladen, die Reichsposten zu Landesanstalten zu machen, und sich der Ritter- und Ordensbesitzungen zu bemächtigen, die in seinem Lande lagen. Nach einem Tagesbefehl Berthiers, durch welchen die französischen Generäle angewiesen wurden, die Bundesgenossen bei der Besitzergreifung zu unterstützen, folgte die bayerische Regierung auf wiederholtes Drängen des Kaisers dem Beispiel des Württembergers; war dieses Vorgehen, wie man sich nicht verhehlte, auch durch keinen Rechtstitel zu entschuldigen, so durfte man hinter dem unbequemen Rivalen im eigenen Interesse nicht länger zurückbleiben. Für die Streitigkeiten, welche bei den sich viefach durchkreuzenden Ansprüchen unausbleiblich waren, sah eine am 16. Januar zunächst von Bayern und Frankreich angenommene Bundesakte eine Mediationskommission in Paris vor. Den Mitgliedern wurde zur Pflicht gemacht, in keinem Fall ihre Zwistigkeiten an den Reichstag zu bringen oder an einem Reichskrieg teilzunehmen, Bestimmungen, die einem offenen Bruch der Reichsverfassung gleichkamen. Der Vertrag, dem auch Baden beitrat, blieb indessen durch die Weigerung Friedrichs von Württemberg unausgeführt. Nicht glücklicher ging es mit den Konferenzen, zu denen im Frühjahr 1806 die bevollmächtigten Minister der Südstaaten unter dem Vorsitz des französischen Gesandten Otto in München zusammentraten. Das einzige Resultat derselben, ein Grenzvertrag zwischen Bayern und Württemberg, wurde durch die Rheinbundsakte wesentlich modifiziert. Ein ziemlich gemässigter Mediatisierungsplan, den Otto entwarf, fand den Beifall Napoleons und Talleyrands nicht. Damit war klar, dass eine Ordnung der deutschen Angelegenheiten nur in Paris erfolgen konnte. Österreich und Russland waren mit den Bundesgenossen Frankreichs noch immer überworfen, Preussen lohnte den Bemühungen Bayerns für eine Verständigung mit den Tuilerien damit, dass es Ansbach unter der Hand in Paris wieder für sich begehrte, auf das es im Schönbrunner Vertrag zugunsten Max Josefs verzichtet hatte. Sein Verhalten in dieser Angelegenheit war dem Benehmen Napoleons gegen den Berliner Hof hinsichtlich Hannovers, durch das dann der Krieg herbeigeführt wurde, völlig ähnlich.

Eine Aufteilung ganz Süddeutschlands an die drei Souveräne wurde von Napoleon am 13. April dem württembergischen Gesandten Wintzingerode zugesagt; den Plan dazu hat der badische Minister Reitzenstein entworfen. Der bayerische Bevollmächtigte, Cetto, begnügte sich damit, den anderen beiden die Initiative zu überlassen und nur jede Schädigung der bayerischen Interessen zurückzuweisen; es war natürlich, dass er eine Vergrösserung der anderen, die ihm an sich gleichgültig war, nur gegen entsprechende Bereicherung seines Königreichs zugeben konnte. Im übrigen fasst er seinen Standpunkt selbst einmal dahin zusammen: „Man muss sich überzeugen, dass wir in Wahrheit zwar in erster Linie

Bayern sind, aber dass wir auch nicht aufhören, Deutsche zu sein und dass die deutschen Interessen an uns immer ebenso eifrige Vorkämpfer finden werden wie in den anderen Teilen des Reiches.“ Auch die Pariser Verhandlungen hätten zu keinem Ziele geführt, wenn nicht Napoleon in seinem Kabinett einen Plan hätte ausarbeiten lassen, in dem er unter Berücksichtigung der besonderen Wünsche das Los jedes Einzelstaates nach seinen eigenen Karten und Plänen festsetzte. Der erste deutsche Staatsmann, der von diesem Plane Kenntnis erhielt, war Cetto. Seine Bedenken hierüber galten vor allem der geplanten Auflösung des Reiches, der beabsichtigten Verfassung des neuen Bundes, die eine Schmälerung der eben gewonnenen Souveränität nach sich ziehen konnte und der Dürftigkeit des für sein Vaterland ausgeworfenen Loses. Montgelas selbst konnte eingedenk der früheren Erklärungen von Haugwitz und nach seiner eigenen Stellungnahme im letzten Herbst für den Fortbestand der alten Verfassungsform seine Stimme nicht erheben. Er legte das Hauptgewicht darauf, dass der Eintritt in das neue Abhängigkeitsverhältnis nicht von der Gebietsteilung getrennt werde. Denn ohne diese Vorsicht, schrieb er, wäre es möglich, dass man uns Ketten auflegte, ohne sie auch nur zu bezahlen. Dagegen hielt man in Stuttgart die Lossagung von der deutschen Verfassung, die man vor dem Pressburger Frieden dort bereitwilligst akzeptiert hätte, jetzt mitten im Frieden für gefährlich. Auch hätte man die alten lockeren Bande, die jeder lästigen Verpflichtung längst ledig geworden waren, aber doch noch gewisse Vorteile boten, der neuen Föderation vorgezogen. So vereinigten sich die beiden süddeutschen Könige im letzten Augenblick noch zu gemeinsamem Widerstande gegen einen aufgezwungenen Vertrag, dessen Bestimmungen ihnen vorher nicht einmal schriftlich mitgeteilt worden waren. Wir haben nicht gesucht, unsere Staaten auf Kosten unserer Nachbarn zu vergrössern und beharren noch in denselben Gesinnungen, heisst es in einer bayrischen Instruktion aus dieser Zeit, wenn die anderen Höfe denken wie wir. Allein Gravenreuth, der diese Vorstellungen nach Paris bringen sollte, wurde in Strassburg aufgehalten, und Cetto am 12. Juli durch die Drohung, dass sonst alle Vorteile verloren gehen würden, zur Unterschrift gezwungen.

Es fehlte damals nicht an Stimmen, die wie Gravenreuth, empfahlen, den Gesandten einfach fallen zu lassen. Allein Montgelas nimmt ihn in seinen Memoiren eifrig in Schutz. „Frankreich ist in diesem Augenblicke unser bester Bundesgenosse und unsere sicherste Stütze“, schrieb er noch vor dem Abschluss des Rheinbundes; „alles das kann und muss sich ändern, weil nichts beständig ist in der Welt. Aber es könnte sehr grosse Nachteile, vielleicht eine augenscheinliche Gefahr mit sich bringen, wenn man nur durchblicken liesse, dass man schon fest auf den Augenblick wartet, wo man unbotmässig sein kann. Unser Haus wäre dann von denen verlassen, die ihm zwar zu einigen Klagen Anlass gaben, aber gleichwohl ihm grosse Dienste geleistet haben, und die anderen sind noch zu nichts weniger als zu unserem Empfang bereit.“ Noch seufzte Süddeutschland unter dem Druck der französischen Armeen;

allmählich waren alle Parteien, auf deren Widerstand man hoffen konnte, abgefallen einschliesslich des Stuttgarter Kabinettes. Österreich war durch seine völlige Erschöpfung zu energischem Handeln unfähig, Preussen flösste den Brüdern südlich des Mains kein Vertrauen mehr ein; auch von Russland war, nachdem der Abschluss des Friedens mit Frankreich durch Oubril in München bekannt geworden war, nichts mehr zu erwarten. Der springende Punkt für die Realpolitik des bayerischen Hofes war die augenblickliche Machterweiterung; die Befürchtungen, die die anderen Rheinbundsfürsten von dem zu entwerfenden Fundamentalstatut hegten, waren, wie die Zukunft lehrte, nicht gerechtfertigt. Der bekannten Absage der Rheinbündler an den Regensburger Reichstag, die von Reitzenstein entworfen wurde, war durch die Intervention Cettos das Verletzende gegen die deutschen Vormächte genommen. Kaiser Franz, der aus einer längst wertlos gewordenen Krone noch möglichst reichen Gewinn zu ziehen strebte, musste sich von dem Imperator den Verzicht auf dieselbe abtrotzen lassen, und Preussen sühnte in den Tagen von Jena und Auerstätt nur eine alte Schuld. Wie sollte in einer Zeit, in der ausser Frankreich und England überhaupt kein Staat in Europa unabhängig war, der bayerische Herrscher sich unterfangen, eine Revolution aufzuhalten, die durch die Unterlassungssünden der Grossen und die Begehrlichkeit kleinerer Mitstände heraufbeschworen war?

Man hat sich ausserhalb des Rheinbundes die täglichen Unbequemlichkeiten, die seine Glieder selbst am lebhaftesten fühlten, viel zu gross vorgestellt. Vergleiche hinken und historische Analogien erfreuen sich nur bedingter Richtigkeit. Aber wie die geniale Intuition B. Erdmannsdörffers über die Zeiten nach dem Westfälischen Frieden, die lange Zeit durch einseitige Quellenbenutzung uns nur im schwärzesten Schatten erschienen, helle Lichter ausgegossen hat, so wird man sich auch einmal dazu bequemen müssen, die entwicklungsfähigen Triebe anzuerkennen, die vor und nach dem preussischen Revirement auch die deutschen Mittelstaaten zu dem Gesamtleben unserer Nation beigesteuert haben. Montgelas selbst hat sich in seinem Werke das dauerndste Denkmal geschaffen: die Demütigungen der Franzosenzeit sind verschwunden, das moderne Königreich Bayern ragt als zweitmächtigster Grundpfeiler des Deutschen Reiches in grösserer Herrlichkeit als je vorher; unsere denkmalsfrohe Zeit würde nur eine alte Schuld des Dankes abtragen, wenn sie sich entschliessen würde, dem Begründer des heutigen Bayerns ein Standbild zu errichten.

Das Bauernhaus im südlichen Bayern.

Von August Thiersch in München.

Das Leben des Landvolkes ist längst von Schriftstellern geschildert, von Dichtern besungen und von Malern verherrlicht worden. Fast verschwundene Sitten und Gebräuche werden wieder hervorgesucht, auch allerlei Hausrat und Täfelwerk von Bauernstuben in den Städten zusammengebracht und in Museen aufgestellt oder zur Ausstattung von modernen Wohnungen verwendet. Nur das Haus selbst ist nach Form und Einrichtung noch wenig erforscht, verstanden und gewürdigt worden. Und doch äussert sich ganz besonders im Hausbau der gesunde Sinn und die tüchtige Natur des Landvolkes. Das Bauernhaus bildet mit der umgebenden Natur nicht nur den Hintergrund und den Rahmen des farbenreichen Lebensbildes, sondern einen wichtigen Teil seines Inhaltes.

Im Vordergrund des Interesses steht Land und Volk des Gebirges, stehen die Berge, von denen immerwährende Ströme erquickenden Wassers in die Ebene eilen, das grüne Hügelland, über welches sich die Häuser in anmutigem Wechsel von Wiesen und Bäumen verteilen und das vom Gesang und Jauchzen eines lebenslustigen Volkes widerhallt. Dort wo alljährlich der Städter Erholung und Stärkung seiner Gesundheit sucht, findet er in dem Bauernhaus ein Dasein von solchem Behagen, dass er gern auf städtische Bequemlichkeit verzichtet. Neben der herrlichen Natur ist es auch die Art des Wohnens, welche den Menschen glücklich macht.

Die Neuzeit droht diesen idealen Zustand gänzlich zu zerstören. Die Eisenbahn hebt die Einsamkeit unserer schönsten Gebirgstäler auf, aus den Städten ergiesst sich jährlich eine Flut von Erholungsbedürftigen auf das Land. Die Industrie dringt zugleich in die abgelegensten Täler ein. Die Lebensverhältnisse des Volkes ändern sich gänzlich vor unsern Augen, der Erwerb durch Landwirtschaft wird immer schwieriger und weicht dem durch Vermieten an Sommerfrischler oder dem durch Fabrikarbeit. Die alten Häuser werden für Sommerwohnungen eingerichtet, ihre braunen Holzwände von grossen Fenstern durchbrochen, innen und aussen überkleistert, charakterlose Logierhäuser und städtische Spekulationsbauten wachsen wie Pilze hervor. Sie tragen den Stempel der Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit an ihrer Stirne und verderben weithin die Schönheit der Landschaft.

Daneben verschwinden die alten Häuser, welche der Vernichtung durch Feuer und Schwert entgangen waren, durch den Unverstand und die Neuerungsucht der Besitzer so schnell, dass bald nichts mehr zu finden sein wird von diesen Denkmälern ältester Sitte und Kunst. Auch in den übrigen, durch ihre landschaftliche Schönheit anziehenden Gegenden Deutschlands sieht es nicht viel besser aus.

Die Erkenntnis, dass die höchste Gefahr auf Verzug eingetreten

ist und die Einsicht von der Notwendigkeit zu retten was noch zu retten ist, hat den Verband der Architekten- und Ingenieur-Vereine Deutschlands dazu bestimmt, die Aufnahme des Bauernhauses zu einer gemeinsamen Aufgabe zu machen. Das Deutsche Reich bewilligte hierzu den namhaften Betrag von 30000 Mk., die verschiedenen Regierungen Deutschlands noch besondere Unterstützungen, sodass noch im Jahre 1899 mit der Arbeit begonnen werden konnte. Das Werk, welches den Titel führt: Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten (Verlag von Kühtmann in Dresden), bringt auf 120 Tafeln die typischen Formen des Bauernhauses zur Darstellung und soll mit diesem Jahre abgeschlossen werden. In Bayern sind unterdessen durch die private Tätigkeit einzelner Architekten, wie Zell und Aufleger, die schönsten Beispiele bemalter Gebirgshäuser in Lichtdrucken veröffentlicht worden. Neben den Architekten haben auch die Historiker und die Erforscher der Volkskunde angefangen, ihre Aufmerksamkeit dem Bauernhause zuzuwenden. Der Verein für bayrische Volkskunde und Mundartenforschung unter Leitung des Herrn Professor Brenner in Würzburg beschäftigt sich mit der Aufsuchung der Verbreitung der einzelnen Typen, und sucht ihre Abhängigkeit von örtlicher Überlieferung, Bodenbeschaffenheit, Klima, Landwirtschaft usw. festzustellen. Herr Professor Brenner hat seine Tätigkeit bereits 1895 begonnen. Diese wird durch die Aufnahmen der Baugewerkschulen unterstützt. (Mitteilungen und Umfragen zur bayrischen Volkskunde, herausgegeben von Professor Brenner in Würzburg.) Auch die Kommission für Inventarisierung der Baudenkmale des bayrischen Staates hat das Privathaus in den Kreis ihrer Untersuchungen aufgenommen.

Endlich verfolgt der Verein für Volkskunst und Volkskunde in München seit dem Jahre 1902 die Erforschung der künstlerischen Seite des Hausbaues, mit der Absicht, das Verständnis für die überlieferten Formen in weiteren Kreisen zu erwecken und die Handwerker auf die alten Vorbilder hinzuweisen. Die Hefte der Zeitschrift dieses Vereines enthalten deshalb neben Berichten über die Erhaltung von alten Bauwerken auch Abbildungen von Häusern, Geräten, volkstümlichen Schnitzereien und Malereien. Einer Anregung dieses Vereins folgend und unter dem Eindruck der neuesten Bewegung der deutschen Vereine für Denkmalspflege und Heimatschutz hat sich das königlich bayrische Staatsministerium des Innern im Januar 1904 entschlossen, besondere Vorschriften zum Schutz von altertümlichen Häusern und zur Erhaltung der ortsüblichen Bauweise zu erlassen.

Im Folgenden soll zuerst ein kurzer Überblick über die verschiedenen Formen des Hausbaues im Königreich Bayern gegeben, dann das Haus im südlichen Bayern und insbesondere im oberbayrischen Gebirge beschrieben werden.

Wer immer das Königreich Bayern auf der Eisenbahn durchfliegt, dem muss die Verschiedenheit auffallen, welche beim Hausbau im Norden und im Süden der Donau hervortritt. Nördlich der Donau, in Franken, beherrscht der Riegel- oder Fachwerkbau mit steilem Dach

das Land, wie in dem benachbarten Thüringen, Hessen und Württemberg. Südlich der Donau sind die Dächer weniger steil, der Riegelbau verschwindet, an seine Stelle tritt der massivere Mauerbau mit flacherer Dachneigung.

Die Häuser im nördlichen Bayern sind klein, weil der Grundbesitz durch Erbteilung sich stark zersplittert, neben dem Ackerbau spielt der Obst-, Wein- und Gemüsebau eine wichtige Rolle. Anders in der getreidereichen Donauebene von Niederbayern. Hier ordnen sich die Wirtschaftsgebäude um einen geräumigen Hof mit dem Düngerhaufen in der Mitte.

Nähert man sich dem Gebirge, so wird das Hausdach so flach, dass kein Gegenstand mehr von ihm abgleiten kann. Auf den saftigen Wiesen lagern sich einzelne mächtige Häuser, welche unter einem einzigen langgestreckten Dache Menschen, Vieh und Heuvorräte bergen.

Schon in dieser oberflächlichen Betrachtung treten die wichtigsten, wirtschaftlichen und baulichen Eigentümlichkeiten des Bauernhauses hervor.

Ähnliches zeigt eine Wanderung von Westen nach Osten. Während im Gebirge und seinem Vorland das Einheitshaus mit seinem von Steinen beschwerten Schindeldach vom Allgäu bis ins Salzburgische ausschliesslich herrscht, sieht man in der Ebene das nüchterne schwäbische Haus mit steilem Dach bis an den Lech und die Isar vordringen, nördlich der Donau aber das fränkische Fachwerkhaus bis an die Abhänge des Fichtelgebirges sich erstrecken.

Niederbayern dagegen, zwischen Isar und Inn, hält wenigstens beim Wohnhaus an dem Hochlandtypus fest. Dieser behauptet sich auch nördlich der Donau, wenn auch verkümmert im bayrischen und Oberpfälzer Wald.

Im ganzen haben also die altbayrischen Länder ihre schwere massive Bauart gegenüber der leichteren und von Schwaben und Franken eindringenden behauptet.

Die Alpenländer stehen in dem Rufe, die ältesten Überlieferungen bewahrt zu haben. Der verdienstvolle Forscher, Herr Major Bancalari in Linz (die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen, Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins 1893) bezeichnet sie als eine Fundgrube ältester Sitten und Zustände. In der Tat nimmt das Haus des Gebirges an Grösse, Schönheit und kunstreicher Gliederung die erste Stelle ein. Ob ganz von Holz gezimmert oder nur teilweise, mit oder ohne seine Lauben macht es immer mit seinem wuchtigen, weit ausladenden Dach einen stattlichen Eindruck. Es verhält sich zu dem spitzgiebeligen Hause des Nordens wie ein griechischer Bau zu einem gotischen. Der durch seine klassischen Bauten in München bekannte Architekt Klenze und nach ihm Semper haben geglaubt, dass sich in dem Alpenhaus der griechisch-italische Baustil erhalten habe, indem sie bei jenem den allgemeinen Habitus, die Konstruktion und gewisse Einzelverzierungen wieder erkannten. Die Häuser in Athen zur Zeit des Pisistratos stellte sich Klenze den unsrigen ähnlich vor, weil gegen ihre, die Strasse verengenden Dachvorsprünge und Galerien, Gesetze erlassen werden mussten. Unterdessen hat die Kenntnis des

antiken Privatbaues weitere Fortschritte gemacht, die Analogien haben sich vermehrt, und die Behauptung von der Fortdauer einer antiken Tradition in den Alpen lässt sich jetzt hinreichend stützen.

Hier sei nur auf eine hiermit zusammenhängende Erscheinung hingewiesen, die wohl allgemein bekannt, aber nur auf diese Weise erklärt werden kann: Die Verschiedenheit der Dachform bei Kirche und Wohnhaus.

So oft man sich einem Alpendorfe nähert, taucht zwischen den breitgelagerten, niedrigen Häusern mit den flachen, steinbeschwerten Dächern das steile Dach und der spitzige Turm der Kirche auf. Die Kapellen und alle Monumente religiöser Art folgen diesem steil giebeligen Stil. Auch das Pfarrhaus tut sich etwas zu gut auf sein steiles Dach. Bezeugt dies nicht die merkwürdige Tatsache, dass das Christentum in diesen Ländern nicht von Rom aus, sondern von dem germanischen Norden eingeführt worden ist? Die Bauart der ersten Kirchen, welche jene Missionare errichteten, ist vorbildlich für alle späteren geworden. Wir sehen sie noch in den norwegischen Holzkirchen und in den von Deutschen in Ungarn und Galizien erbauten. Für das Wohnhaus ist die heidnische Bauart geblieben.

Wie viel Heidnisches sich im Aberglauben und bei Festgebräuchen erhalten hat, ist hinreichend dargetan. Auch in der Baukunst ist es so. Ihre Traditionen sind von dem Mittelalter nur wenig berührt worden; an ihnen hat die Renaissance stillschweigend wieder angeknüpft und sie zu neuem Aufblühen wieder erweckt.

So kommen an einem Hause in Nieder-Neuching bei Erding aus dem Jahre 1581 an Türen und Fenstern antike Formen mit gotischen zusammen vor, also zu einer Zeit, wo die Renaissance eben erst in die deutschen Städte eingedrungen war.

Von Anfang stand hier also das Haus, nicht die Kirche unter „ultramontaner" Herrschaft. Über die Häuser der einwandernden Bajuwären belehrt uns ein interessantes Dokument, die Leges Bajuvariorum: Köstler, Handbuch der Gebiets- und Ortskunde des K. Bayern, 1. Abschn. München 1895. Es zählt die Strafen auf, welche für böswillige Beschädigungen einzelner Teile des Hauses festgesetzt waren. Die grösste Strafe trifft den, welcher die Säule, von welcher der First gestützt wird, die sie Firstsul nennen, beschädigt, 12 Soldi. Auf die Zerstörung einer Winkelsäule (winchilsul) ist eine Strafe von 3 Soldi, auf die Beschädigung einer der übrigen Säulen dieser Ordnung ist nur 1 Soldo Strafe festgesetzt. Ausser den Oberschwellen, Balken, Dielen und Brettern werden noch Säulen einer äusseren Ordnung genannt.

Diese Bauart passt durchaus nicht auf das Alpenhaus, welches sich nicht aus Säulen oder Pfosten, sondern aus aufeinander liegenden Balken aufbaut und mit einem langgestreckten Satteldach bedeckt ist. Die Beschreibung des alten Gesetzes ist aber verständlich für die noch im Erdinger Moos vorkommenden mit Stroh gedeckten Häuser, sowie für die Häuser der norddeutschen Tiefebene, der Provinz Niedersachsen. Bei diesen fällt das steile Strohdach vom First nach allen vier

Seiten ab, stützt sich auf einen inneren Kranz von Säulen und setzt ringsum auf den niedrigen Umfassungswänden auf. Unter den Firstenden befinden sich dreieckige Luken für Rauchabzug und Lichteinfall. So hat auch Albrecht Dürer öfters Dorfhäuser dargestellt. Wir dürfen in diesen Häusern den Stil unserer einwandernden Vorfahren erblicken. Die höhere römische Kultur, welche sie im südlichen Bayern vorfanden, haben sie nicht ganz vernichtet, sondern die Vorteile derselben sich allmählich angeeignet.

Betrachten wir die Bauart des Gebirgshauses, indem wir am Nordfuss der Alpen von Westen nach Osten wandern. Hier regnet und schneit es dreimal mehr als in der Ebene. Der Getreidebau verschwindet neben der Viehzucht. Die Berghänge liefern reichliches Bauholz. Gemeinsam ist deshalb dem ganzen Alpengebiet die Form des Einheitshauses, welches zwei Geschosse hat und unter einem grossen weit ausladenden Dach, Wohnung, Stall und Scheune vereinigt. Die Verschiedenheiten sind folgende:

Im Allgäu befindet sich die Tenne zu ebener Erde und trennt die Wohnung vom Stall. Die Lauben fehlen. Der Eingang liegt auf der Langseite des Hauses. Die Wände sind meist von unten auf hölzern und schmucklos. Es folgt das Gebiet der obern Amper und der Loisach, das Werdenfelser Land mit Wallgau (an der oberen Isar). Das Haus dieses Landes ist charakterisiert durch den reichgegliederten Fachwerkgiebel mit seinen gitterförmig gekreuzten und geschnitzten Streben meist über gemauerter Wohnung. Diese Bauart zieht sich über Reute und Zirl nach Innsbruck und von hier einerseits den Inn hinauf bis Landeck, anderseits über den Brenner hinüber bis nach Südtirol und in das Pustertal.

Wesentlich verschieden hiervon ist die Bauart in dem Gebiet zwischen Isar und Inn vom Walchensee ostwärts, in dem ehemaligen Sundergau. Das Kulturzentrum scheint für diesen Gau Tegernsee und Schliersee gewesen zu sein. Das Haus dieses Gebietes ist das am reichsten gegliederte der ganzen Alpen. Lauben umgeben auf drei Seiten das Obergeschoss, die Tenne liegt über dem Stall, der Hauptgiebel steht weit über und ist mit Brettern verschalt. Die Luke in diesem Brettergiebel, eigentlich für den Rauchabzug bestimmt, erweitert sich manchmal zu einer oberen Laube. Die Befestigung der Lauben erfordert ein vielfaches Vortreten des Zimmerwerkes. Die Balkenköpfe, Blockwand-Konsolen und Pfettenköpfe sind reich profiliert, die Laubensäulen mannigfach geschnitzt, die Brüstungen mit Ausschnitten verziert und bemalt. In dem reichen Aufbau dieses Organismus feiert die Zimmermannskunst ihre höchsten Triumphe.

Dieser hochentwickelte Stil setzt sich südwärts über den Achensee bis in das Inntal fort, und dieses hinab bis an die hohe Salve. Bancalari hat den Typus dieses Hauses den des Achensees genannt, weil er ihm von dort auszugehen schien, seine Heimat aber ist das oberbayrische Gebirge, der Sundergau. Mit Übergehung des Leitzachtales, auf dessen Besonderheiten hier nicht eingegangen werden kann,

überschreiten wir den Inn, und betreten den Chiemgau. Die Lauben werden hier seltener, der Hauseingang liegt regelmässig an der Giebelseite. Die Wohnung ist meist bis unter das Dach gemauert, die Front aber noch von einzelnen Balkonen durchzogen und oft mit Fresken geschmückt, welche als Ersatz für den Laubenschmuck dienen. Die Pfetten des weitvorspringenden Giebels ruhen auf schön gegliederten und oft bemalten Konsolen. Besonders schöne Beispiele hat noch Ruhpolding aufzuweisen; vgl. die Darstellungen in den Werken von Zell und Aufleger.

Die Frage ist unabweisbar, lassen sich diese Verschiedenheiten der Bauweise durch die Abstammungsverschiedenheit der Bevölkerung der verschiedenen Landesteile und durch die Geschichte der Besiedelung erklären? Hier müsste die Dialektforschung und die Geschichtsforschung einsetzen. Zur Beantwortung scheint mir nur der Eingeborene berufen, welcher das Volk von Jugend auf kennt. Hier müsste sich z. B. zeigen, wie weit die Alemannen nach Osten vorgedrungen sind. Soviel ist jetzt schon klar, dass ihr Einfluss auf die Bauart ein ernüchternder war. Der auf das Praktische gerichtete Sinn des Alemannen hat unbedenklich alte Kunstüberlieferungen wirtschaftlichen Verbesserungen geopfert. Er beseitigte die Lauben, oder liess sie als unnötig fort, er verzichtete auch auf das gitterförmige Strebenwerk des Giebels. Sein Hausgrundriss ist der kompendiöseste. Er hat immer den Eingang an der Langseite, Stube und Kammer liegen ungetrennt an der Giebelseite. Die Tenne, zugleich die Einfahrt, scheidet die Wohnung vom Stall. Letztere Anordnung kann in der Tat als ein Kulturfortschritt angesehen werden, da sie den Stallgeruch von der Wohnung fernhält. Dagegen steht die auffällige Vernachlässigung der Kunstformen am Äusseren.

Ähnlich verhält es sich mit den Schwaben. Früher war der Lech ihre östliche Grenze. Langsam aber unaufhaltsam drängt der wirtschaftlich bewegliche Schwabe den Altbayer zurück, wie der Dialekt am Ammersee, ja sogar schon in Fürstenfeldbruck verrät. Im Hausbau bedeutet diese Ausbreitung des schwäbischen Elements ebenfalls eine Verarmung an Kunstformen. Man vergleiche nur die Erscheinung der Städte Ulm und Augsburg. Auch das Land zwischen Isar und Inn scheint Zeichen alemannischen Einflusses aufzuweisen, wie die Lage des Hauseingangs an der Langseite. Vielleicht gehört auch eine Beobachtung hierher, die sich auf den Dialekt bezieht und die mir ein Rosenheimer mitgeteilt hat, dass nämlich der Vokal a am Inn dunkler ausgesprochen wird als an der Isar, und dass dieses Dunklerwerden gegen das Salzburgische stetig zunimmt, bis sich a in vollständiges o verwandelt hat.

Niederbayern mit seinem fruchtbaren getreidereichen Boden ist die eigentliche Heimat des bayerischen Bauernhofes. Der Ackerbau überwiegt hier die Viehzucht und erfordert geräumige und bequem gelegene Tennen, Scheunen und Schupfen. Keine tiefen Schneefälle wie im Gebirge hindern den Verkehr im Freien. Die Wirtschaftsgebäude sind deshalb hier vom Wohnhaus getrennt, schliessen aber mit ihm einen Hof ein, der den grossen Düngerhaufen in der Mitte und Aus-

fahrten an den Ecken hat. Das Wohnhaus enthält gewöhnlich noch den Pferdestall, auf der einen Langseite des Hofes liegt der Kuhstall, auf der anderen der Schupfen, der Wohnung gegenüber der Stadel. Das Wohnhaus kehrt in der Regel seine von Lauben geschmückte Giebelseite dem Hofe zu und hält an der Gebirgsbauart fest, Blockbau mit Legschindeldach. An dem Stallgebäude ist gitterförmiges Fachwerk und steileres Dach häufig. Dies ist auch die Bauart in dem fruchtbaren einst zu Bayern gehörigen Innviertel (Oberösterreich).

Wohl zu unterscheiden ist von dieser niederbayrischen die fränkische Hofanlage, bei welch letzterer der Wohnungsgiebel an die Strasse stösst, gegen welche sich auch die Hufeisenform der Gesamtgruppe öffnet.

Ich glaube nicht fehlzugehen, auch die niederbayrische Hofanlage mit ihrer fest symmetrischen Geschlossenheit und axialen Stellung des Wohnhauses auf römische Bautraditionen zurückzuführen. Ähnliche Anlagen zeigen die Ausgrabungen römischer Maierhöfe in Württemberg, dem römischen Zehntlande, analoge Pläne die Marktplätze römischer Provinzstädte.

So eröffnet sich in dem Studium des Bauernhauses ein weites Feld für den Kultur- und Kunsthistoriker und vor allem für den Architekten.

Hoffen wir, dass aus den Trümmern und aus der Asche eines dahinsinkenden Zeitalters wieder eine volkstümliche Bauweise erstehe.

Aus meiner Kinderzeit.

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstage ihres Vaters Wilhelm Kaulbach

von Josefa Dürck in München.

1.

Da ich in meinem sechsten Jahre schon unter Aufsicht unserer trefflichen Erzieherin und späteren Freundin, genannt „die Fräul'n", ein Tagebuch führen mußte, so sind mir diese sehr kindlichen Erzählungen, welche jetzt vor mir liegen, in meinem Vorhaben eine große Hilfe und bieten manchen Anhaltspunkt; bilden Glieder einer langen Kette von Erinnerungen. So sehe ich das Schöne, Herrliche, das ich in der Jugend genoß, in klaren ungetrübten Farben vor mir.

Da ist vor allem das hübsche weinumrankte Elternhaus in der Gartenstraße (jetzt nach dem Vater Kaulbachstraße genannt) mit den etwas düsteren, aber doch gemütlichen Räumen, worunter das alte vertäfelte Speisezimmer mit den abwärts führenden Stufen wohl die erste Stelle einnimmt. Die Vertäfelung (aus dem 16. Jahrhundert) hatte der Vater vor Jahren in Nürnberg aus einem Patrizierhaus gekauft. Sie befindet sich in unserem persönlichen Besitz und bildet mit dem alten Büffett (aus dem 17. Jahrhundert), das in uns unbekannter Zeit aus einer alten Klosterbettstatt in ein solches umgewandelt wurde, mit den vielerlei Andenken darauf, den schönsten und ehrwürdigsten Schmuck unseres Heims.

In der Mitte des Eßzimmers stand ein großer achteckiger Tisch, von dem ich auch etwas erzählen möchte. Als der Vater im Jahre 1836 vom König Ludwig I. das Atelier am „Lehel", damals noch eine Vorstadt Münchens, zur Verfügung gestellt bekommen hatte, war darin auch ein achteckiger alter steinerner Tisch, dessen Platte, ganz mit schöner Mosaik eingelegt, die verschiedenen Wappen der Kurfürsten und deren Namenszüge mit Blumen nnd Arabesken darstellte. König Ludwig hatte diesen Tisch dem Vater geschenkt; deshalb ließ dieser ihn, als er Direktor der Akademie wurde und das feuchte ungesunde Atelier aufgab, in sein Haus an der Gartenstraße schaffen. Dort stand das kostbare alte Möbel nun viele Jahre. Eines schönen Tages aber, ich mochte etwa 15—16 Jahre alt sein, wurde der Tisch von der Residenz aus reklamiert, als Eigentum des Hofes. Der Vater willigte selbstverständlich sofort in die Rückgabe ein, wenn auch mit einigen Glossen, und entschloß sich schnell, ihn ganz genau für sich kopieren, anstatt der fürstlichen Namenszüge und Embleme aber diejenigen der Familie Kaulbach anbringen zu lassen. Wochenlang sah ich dann, wenn ich an dem Eßzimmer vorüberging, einen blonden, hübschen jungen Mann, Herrn Fiotti, an dem Tisch arbeiten, mit Mosaiksteinchen und Gips hantierend. Ich ging gern und oft vorüber, wagte aber niemals ein Wort an den geschickten Künstler zu richten. Als endlich der schöne Tisch mit dem Bienenkorb und Spinnrocken, dem Pegasus, dem „kühlen Bach", den Namenszügen und Blumenguirlanden aus herrlicher Mosaik fertig vor uns stand, wurden

mehrere gute Freunde zu einem leckeren Mahle geladen, wobei der neugeschaffene Tisch mit manchem Champagnertropfen getauft wurde. Er befindet sich jetzt im Besitze meines Bruders Hermann, während der alte Tisch ein ehrenvolles, aber ruhiges Dasein in einem Saale der Residenz oder auf einem der königlichen Schlösser führt.

Nun aber geht's in den großen schattigen Garten, den ich mir ohne meines Vaters Gestalt gar nicht denken kann! Meine frühesten Erinnerungen hängen denn auch mit dem Vater und dem Garten zusammen; mein Hauptspielplatz war der Garten, und mein bester Spielkamerad der Vater. Kinder um sich zu sehen, war seine größte Freude, und er wurde nicht müde, ihnen Überraschungen und Lustbarkeiten zu bereiten. So finde ich in meinem Kindertagebuch manch kleine Episoden, die am besten zeigen, wie der sich gegen die Außenwelt oft so schroff und herb zeigende Künstler mit den Kindern Kind sein und sich so ganz in die Kindernatur versetzen konnte. Die kleine Josefa schreibt z. B. im Jahre 1857: „Ich darf immer mit dem Papa um 4 Uhr essen, und da bekomme ich Spargeln und Wein, und da sagt er immer: „Komm her, Du kleiner Frosch, jetzt wollen wir's uns schmecken lassen!" — Und gestern hat er mich so arg angestimmt und hat gesagt: „Schau den schönen Maikäfer im Gras", und da bin ich gleich hingelaufen und hab gemeint, er wäre lebendig, und wie ich recht hingeschaut hab', seh' ich, daß er von Schokolade ist und da hab' ich ihm gleich den Kopf abgebissen, die Flügel und die Beine ausgerupft und den Leib mit meinen Zähnen zerschmettert. Ich habe den Papa so schrecklich lieb, ich könnte ihn gleich zerdrücken und immer bei ihm bleiben, das wäre halt meine allergrößte Freud'! — Gestern bin ich in die Stadt gegangen und hab' dem Papa eine Schokoladzigarre gekauft, damit er doch auch eine Freud' hat, und da hab' ich ihn recht arg angestimmt und hab' gesagt: „Gib acht, in diesem Papier ist eine alte graue Ameise eingewickelt, die sticht furchtbar!" Da hat der Papa voll Furcht das Papier aufgemacht und wie er die Zigarre gesehen hat, hat er sie gleich vor lauter Freud' geraucht! — Ich bin schon so glücklich, denn die Erdmännchen haben mir ein wunderschönes Kreuz geschenkt, das hängt an meinem Kastanienbaum, grad an meinem Lieblingsplätzchen, und da hab' ich ihnen gleich einen Dankbrief geschrieben und habe ihn in die Felsenritze am Tannenhügel gesteckt und dann haben sie mir noch ein wunderschönes Gartenmesser geschenkt, da hab' ich gleich damit gearbeitet, und recht viel abgeschnitten in meinem Garten."

Im Sommer waren die Eltern meist sehr früh auf. Bei schönem Wetter frühstückten sie oft schon um 6 Uhr im Freien vor dem Hause, und bis ich endlich aus den Federn schlüpfte, hatte der Vater längst seine Wanderung durch den Garten angetreten. Diese Stunden waren ihm heilig. Oft sagte er, der Garten sei seine Kirche, und in jedem Grashalm könne er die Weisheit Gottes bewundern. Diese Auffassung wäre mir allerdings auch außerordentlich bequem gewesen, doch hielt er bei mir sehr darauf, daß ich Sonntags die Kirche besuchte. Einmal erwähnte ich, daß ich am liebsten in die Hofkirche wegen der schönen Musik gehe; da erhielt ich aber strengen Befehl, nur solche Kirchen aufzusuchen, wo keine „so schöne Musik", dafür aber mehr Andacht zu finden sei. — Ganz deutlich sehe ich des Vaters Ge-

stalt vor mir, wie er, die seidene Kappe auf dem Kopf, den grauen Schal um die linke Schulter geschlagen, die Zigarre im Munde, die Hände mit dem Spazierstock auf dem Rücken, gemächlich durch den Garten schlendert. Hier und da bleibt er stehen, hört dem Zwitschern der Vögel zu, beobachtet aufmerksam den geschäftigen Lauf der Ameisen, betrachtet den Bau einer Rose, entfernt das Unkraut aus dem Rosenbeet; dann trägt er wieder Gießkannen mit Wasser herzu, wenn er findet, daß eine Blume „Durst leide", oder er biegt die Zweige zurecht, schneidet sie ab, damit die anderen Luft und Licht kriegen; am häufigsten sah ich ihn aber an einem selbstgeschaffenen kleinen Ablauf des Springbrunnens stehen oder in sehr unbequemer Lage am Boden kauern. Er hatte da mit vieler Mühe und Liebe ein prächtiges Vogelbad eingerichtet und konnte sich nun stundenlang damit plagen, die kleinen Steinchen und den Sand auf die Seite zu räumen, damit das Wasser immer schön ablaufe und die Amseln, Finken usw., die da in Scharen kamen, stets klares Wasser vorfänden. Auf den Zehenspitzen schlichen wir beide dann hinter ein Gebüsch und schauten dem lustigen Geplätscher der kleinen Badegäste zu, ein Bild, welches den Vater entzückte, und worüber er seine Kunst und alles andere vergessen konnte. Es war überhaupt eigentümlich, daß er wenig Sinn für große, gewaltige Natur hatte. Hohe Berge, Gletscher zogen ihn niemals besonders an, dagegen hatte er an dem Geäste einer alten Eiche, an dem Wachstum des Efeus in seinem Garten, an dem Gedeihen der Rosen das größte Interesse und konnte ebenso bewundernd und staunend die Verschlingungen des Pfeifenkrautes verfolgen, wie ein Bergfer erster Güte den größten Gletscher mit seinen Spalten anstaunt. Als man mich als Kind einmal fragte, was mein Vater sei, antwortete ich sicher und prompt: „Gärtner!" und war dann sehr erstaunt, als mir erklärt wurde, er sei „bloß Maler!" Ich konnte mir den Vater eben gar nicht ohne den Garten denken, es war ein unzertrennlicher Begriff für mich. — Weh' dem, der ihn nun bei solchen Gartenarbeiten mit geschäftlichen Dingen unterbrach. Immerhin war es manchmal nicht zu vermeiden, daß die Mutter ihm irgend ein akademisches Schreiben vorzulesen gezwungen war. Das hörte er dann ziemlich gelassen an und sagte höchstens am Schlusse ganz freundlich und froh gelaunt: „Hol' sie alle der Teufel!" Da waren wir dann recht vergnügt, daß die Geschichte so gut abgelaufen war. Wenn aber Briefe von meiner ältesten Schwester und ihrem Mann aus Nürnberg oder die hübschen urwüchsigen Briefe von den Verwandten aus Westfalen vorzulesen waren, so konnte man sie dem Vater gar nicht schnell genug bringen. Er freute sich über jedes kleinste Detail und ließ sich einzelne Stellen daraus öfter wiederholen, während er behaglich, dazu lächelnd, mit dem Stock Figuren in den Sand zeichnete und ein wohlgefälliges Brummen hören ließ.

Was nun den Garten betrifft, bestand immer ein kleiner Krieg zwischen den Eltern. Die Mutter pflegte schon früh morgens sehr fleißig in Haus und Hof zu wirtschaften, besonders aber den Speisezettel für des Vaters Mahlzeit, um vier Uhr, zu überlegen und die ersten Vorbereitungen dafür zu treffen; da hatte sie weder Zeit, noch Laune, im Garten zu lustwandeln. Wenn nun die Sonne recht verlockend schien, die Vögel lustig sangen und die Rosen im Garten herrlich dufteten — da rief mich der Vater: „Jetzt,

Frosch, hol' mal die Mutter, die soll doch herauskommen! was steckt sie denn immer im Haus?" — Natürlich richtete ich dies wörtlich in der Küche aus, erhielt aber nur ein lakonisches: „Ich hab' ja keine Zeit!" zur Antwort. Wieder flog ich zum Vater und meldete diese Widersetzlichkeit. Aber nun wurden schon stärkere Saiten aufgezogen: „In drei Deifelsnamen, sie soll meine Rosen anschauen!" Wenn ich nun mit diesem sehr beliebten und wirkungsvollen Spruch in die Küche trat, da band sie mit einem schweren Seufzer ihre Schürze los, warf noch einen schmerzlichen Abschiedsblick auf die köstlichen Dampfnudeln, die gerade „gehen" wollten und auf das zarte Hühnchen, das so gerne für des Künstlers Mahlzeit sein Innerstes geopfert hätte, schärfte der Köchin noch Ermahnungen ein, als wenn's ein Abschied für ewig wäre und folgte mir, die ich sehr stolz auf meine Mission war, auf dem Fuße nach. Nun mußte die Mutter an jeder Rose kräftig riechen, mußte die frischen Knospen bewundern, Teilnahme fühlen für die jungen Triebe, die von Schnecken und Engerlingen zerfressen waren, mußte beobachtend stille stehen, wenn die jungen Amseln und Staare auf der Wiese das schwierige Geschäft des Mückenfanges von den Alten erlernten usw. usw. Kaum hatte der Vater aber den Rücken gewendet, war die Mutter wie der Blitz verschwunden und nun knüpfte er an diese Beobachtung einige sarkastische Bemerkungen über die Weiber im allgemeinen und besonderen, die keinen Funken Poesie im Leibe hätten usw. usw., wobei der treue Gärtner Weber und ich aufmerksame Zuhörer waren. Wir alle drei wußten aber ganz genau, daß diese Bemerkungen nicht so ernst gemeint waren.

An schönen Tagen, wenn im Garten viel zu tun oder zu sehen war, ging der Vater oft erst gegen 11 Uhr in sein Atelier im alten Akademiegebäude. Um 4 Uhr kam er wieder nach Hause und war, da er den ganzen Tag seit dem Frühstück nichts genossen hatte, dann furchtbar hungrig, — so hungrig, daß seine Nerven angegriffen waren. Dies zeigte sich durch sehr üble Laune und leicht erregbares Wesen. Wenn er in solcher Stimmung seine „bösen Augen" machte, die wir alle so sehr an ihm fürchteten, zogen wir uns gerne etwas zurück und kamen erst wieder zum Vorschein, wenn er bei Tische saß; denn sowie er die ersten Bissen gegessen und einen tüchtigen Zug getan hatte, bekam sein Gesicht wieder den alten liebenswürdigen Ausdruck. In dieser Stunde liebte er es sehr, wenn seine Kinder kamen und sich zu ihm setzten. Aber tapfer mußte man mitessen, sonst ärgerte er sich und sagte: „So iß doch nicht so viel vorher, das ist ja töricht!" — Bei diesen kleinen Diners à part, welche Mama mit großer Liebe und höchst geschmackvoll selbst zubereitete, wurde sie durch des Gatten herrlichen Appetit und seine unverhohlene Bewunderung reichlich belohnt. Sie saß immer dabei mit ihrem Strickstrumpf (wir Kinder aßen mit der Mutter um 1 Uhr) und beobachtete jeden Bissen, den der Vater in den Mund steckte, und begleitete ihn heimlich mit Segenswünschen.

Das Stündchen nach Tisch bei einem guten Glase Wein und einer Zigarre war für Papa die schönste Erholungsstunde des Tages. Da wurde über alles mögliche geplaudert, Gespräche ernsten und heiteren Inhalts geführt, es wurden Luftschlösser gebaut, große Reisen gemacht und oft sehr heftig und leidenschaftlich politisiert.

Später hielt Papa in seinem Zimmer eine kleine Siesta, und während dieser Zeit mußte im Nebenzimmer vollkommene Ruhe herrschen. War dies aber nicht der Fall, so donnerte aus seinem Zimmer ein zorniges „Etwas leiser!“ an unsere Ohren. — Wenn der Vater dann um 6 Uhr wieder erschien und bemerkte, daß inzwischen Besuche dagewesen waren, so rief er, um Mama zu necken: „Josefine, hier riecht's nach Menschenfleisch!“ Doch hinderte ihn das nicht, sich alsbald behaglich niederzulassen an dem Tische, wo die sorgsame Gattin schon alles für ihn bereitet hatte. Der grüne Lehnstuhl stand schräg an den Tisch gerückt, der Schaukelschemel davor, auf dem Tisch brannte die Lampe, lagen die Bücher, Zeitungen und Zigarren. Auch das Zuckerwasser und der obligate Strickstrumpf von Mama waren bereit, und nun konnte das Vorlesen beginnen, das in früheren Jahren oft bis 1—2 Uhr nachts gewährt haben soll. Doch als die Mutter mit einem vorübergehenden Augenleiden zu tun hatte, wurde ein Vorleser genommen, der täglich von 7—9 Uhr kam und durch sein eintöniges Lesen sogar den Vater, trotz seines Interesses, in momentanen Schlaf las.

2.

Meine Mutter Josefine geb. Sutner, geb. 1809, ein einfaches Mädchen aus dem Münchner Bürgerstande, entwickelte sich an der Seite ihres Gatten zu ganz außergewöhnlicher Geistes- und Seelengröße, die es ihr ermöglichte, mittels der umfassenden Bildung, die sie sich aneignete, ihrem Gatten in allen Lebenslagen eine treue Beraterin und Begleiterin zu sein.

Die Großmutter Josefinens war eine geborene Asam, eine Schwester der Künstlerbrüder Cosmas und Aegid Asam.*) Sie war berühmt gewesen durch ihre Schönheit und Frömmigkeit und genoß wegen dieser beiden gottähnlichen Eigenschaften den Vorzug, bei den jährlichen Fronleichnamsprozessionen die Königin von Saba, welche bei diesen Umzügen niemals fehlte, darstellen zu dürfen. Meine Mutter sprach von ihr immer nur als „meine Großmutter, die Königin von Saba“. Zwei sehr gute Bilder der schönen Bürgersfrau (von Ettlinger) sind in unserem Familienbesitz und zeichnen sich durch frappante Ähnlichkeit mit meiner Mutter aus.

Es ist wohl einer von den guten Witzen, die Mutter Natur sich manchmal zu machen erlaubt, daß in der Familie, die so alten künstlerischen Ursprungs ist, die Farbenblindheit nicht selten auftritt; wobei ja allerdings die große Frage offen bleiben muß, welcher von den beiden Teilen nun eigentlich der Farbenblinde ist! Wenn Frau Sutner mit ihrer kleinen Tochter Josefine um 11 Uhr vormittags den Laden, ein kleines Posamentiergeschäft unter den „finsteren Bögen“ am Marienplatz verließ, um zu Hause die Küche zu versorgen und das Hauswesen zu bestellen, wurde der kleine Georg, der jüngere Bruder Josefinens, aus der Schule kommend, beauftragt, während dieser Zeit im Laden zu bleiben und die Kunden höflich und eifrig

*) Aus der bayrischen Künstlerfamilie Asam. Der Maler Cosmas Damian (1680—1742) und der Bildhauer Aegid (gest. 1746) ließen sich 1715 in München nieder, wo sie 1733—46 neben ihrem Hause auf eigene Kosten die Johanneskirche bauten, die einen Höhepunkt des deutschen Barock bedeutet.

zu bedienen. Da gab es nun viel Ärgernis; denn verlangte man ein rotes Band, gab der Kleine ein grünes her, und sollte zu einer schönen dunkelblauen Farbe die gleiche Seide gewählt werden, so schleppte der unglückliche Knabe ganze Stöße von schreiendem Gelb daher usw. Man glaubte natürlich nur an Schabernack des Jungen, verließ wütend den Laden und beschwerte sich bitter bei der gestrengen Mutter, die es an fühlbaren Beweisen ihres Ärgers nicht fehlen ließ. Diese zwei Stunden im Laden gehörten denn auch zu den qualvollsten Jugenderinnerungen meines Onkels Georg.

Meine Mutter war eine schöne, stolze und doch unendlich gütige Frau. Sie machte in ihrer äußeren Erscheinung einen merkwürdig imposanten Eindruck, der noch erhöht wurde durch ihre vornehme Art, sich zu geben, welche, wie ich glaube, nur zu oft als Hochmut ausgelegt wurde. Ich muß gestehn, daß auch ich ungeheuer Respekt vor ihr hatte und oft recht froh war über die Weitläufigkeit unseres Gartens, wo ich mich so manche Stunde vor dem mütterlichen strengen Blicke verstecken konnte. Sie verstand es, ohne viel Worte zu machen, herb und kalt zu scheinen, konnte aber im nächsten Augenblick durch ihre sanfte Güte, ihr mildes Wesen und ihre klassische Ruhe alle Welt entzücken. Ihre größte Freude war es, für andere wirken zu können und anderen Gutes und Liebes zu erweisen. Im Krankenpflegen war sie unübertrefflich, und beinahe jeden Sommer hatte sie irgendeinen kranken Gast von der Bekanntschaft oder Verwandtschaft im kleinen Fremdenhäuschen an der Königinstraße wohnen, wo er sich in Mamas herrlicher Pflege vollends erholte. Auf Papas leidenschaftlichen, unberechenbaren Charakter wirkte sie besänftigend und beruhigend; es gelang ihr meistens die stürmischen Wogen und die tiefsten Falten mit ein paar beruhigenden und gescheiten Worten zu glätten. Ein besonderes Vergnügen war es immer für mich, wenn ich mit der Mutter ausgehen durfte. Sie hatte einen sehr schönen leichten Gang und schritt einher wie eine Fürstin, während ihre klaren schwarzen Augen mit freundlichem Blicke grüßten; dabei war eine besondere Eigentümlichkeit die anmutige Art, wie sie bei nassem Wetter ihre Kleider schürzte. Da sie niemals Stiefel, sondern immer Halbschuhe und weiße Strümpfe trug, so kamen ihre zierlichen Füße bei dieser Manipulation sehr vorteilhaft zur Geltung. Ganz komisch aber war es, daß die Eltern, solange ich denken kann, niemals, oder doch nur sehr selten und ungern zusammen ausgingen. War es aber wirklich manchmal nicht zu vermeiden, so schritt der Vater immer ein paar Häuser weit seiner Gattin voraus, nur manchmal an den Ecken stehen bleibend, ob die Mutter auch komme. Durch diese fatale Angewohnheit aber wurde ich in ein schweres Dilemma gebracht, denn teils wäre ich gern mit dem Vater vorausmarschiert, teils aber fühlte ich auch die Verpflichtung, die Mutter nicht zu verlassen. So trachtete ich beide durch gute Worte zu vereinigen, was mir aber nur auf Momente gelang; verlangte ich gar „zum Spaß“, sie sollten Arm in Arm gehen, so wurde ich einfach ausgelacht und die Entfernung wurde größer als vorher. Es blieb mir denn meist nichts übrig, als in der Mitte zwischen den äußerlich getrennten Eltern hin und her zu hüpfen; für unbefangene Zuschauer muß diese dreiteilige Familie oft ein sonderbarer Anblick gewesen sein.

Die Eltern meiner Mutter taten für damalige Begriffe unendlich viel für die Erziehung ihrer Kinder. Nachdem die kleine Josefine Sutner zuerst die deutsche Schule am Anger besucht hatte, kam sie in ein Institut, wo sie Handarbeiten und Französisch von einer Französin erlernte, deren Mann als Tambourmajor in den russischen Feldzug gegangen und nicht mehr von dort zurückgekehrt war. Als Josefine 16 Jahre alt war, mußte sie der Mutter behilflich sein, indem sie in dem kleinen Lädchen Bänder und Knöpfe an die Kunden verkaufte. Dort war es auch, wo der Student Lasaulx, der spätere geistreiche Philosoph und Freund der Familie, das junge Mädchen zuerst sah und dann Kaulbach veranlaßte, an dem Laden vorbeizugehen, um das schöne Gesicht sich anzusehen. Freilich wurde dann dieser Spaziergang sehr oft gemacht, bis sich der junge Künstler entschloß, einzutreten und ein „recht schönes Band“ zu kaufen, dessen Wahl er ganz der „reizenden Verkäuferin“ überließ. Sie soll ein grünes vorgeschlagen haben, was Kaulbach als gute Vorbedeutung auffaßte.

Als endlich nach sieben harten Jahren der Arbeit und der Kämpfe das treue Paar verbunden ward, errang die Mutter unter des Vaters Leitung im Laufe der Jahre jenen hohen Bildungsgrad, den wir alle so hoch an ihr bewunderten. Damit meine ich aber nicht, daß sie verschiedene Sprachen oder Klavierspielen erlernt hätte, ich meine die gesunde Herzens- und Geistesbildung, die in unserer schnellebenden oberflächlichen Zeit so selten geworden ist. Durch vieles Vorlesen, während Papa bei der Arbeit saß, bereicherte sie ihr Wissen in ungewöhnlicher Weise; in dem regen Verkehr mit bedeutenden geistreichen Menschen lernte sie, sich mit Anmut und Würde zu benehmen, und fand immer Gelegenheit zu lernen und sich zu bilden. Vor allem bemühte sie sich, und das mit Erfolg, den Münchener Dialekt abzulegen und ein schönes Deutsch zu sprechen. Dabei hatte die Mutter ein Pflichtgefühl, eine Selbstbeherrschung in der Sorge um den Gatten, die etwas Großartiges, Antikes hatten und woran sich manche junge Frau von heute, die ihren Mann mit ihren Nerven quält, ein Beispiel nehmen dürfte. Man erzählt, daß sie einmal ein heftiges gastrisches Fieber durchmachte, ohne daß der Vater eine Ahnung davon hatte. Wenn er zum Essen nach Hause kam, stand die Mutter schleunigst vom Bette auf, setzte sich freundlich und heiter an den Tisch und oblag all ihren Hausfrauenpflichten. Hatte der Vater aber dann das Haus wieder verlassen, so brach sie fast zusammen und legte sich fiebergeschüttelt zu Bette. Dies soll sie längere Zeit so getrieben haben, nur damit Papa, der Krankenstuben haßte, nicht in seinem häuslichen Behagen gestört wurde. Daß das jüngste Kind, nämlich ich, nur so en passant (zwischen Braten und Mehlspeise!) auf einem Sofa zur Welt kam, erzählen mir oft meine Schwestern, die sich dieses unbedeutenden Ereignisses wegen der großen Firigkeit, mit der es erledigt wurde, doch noch erinnern.

So hat Mama in seltener Aufopferung nur für den Gatten gelebt, gedacht und gearbeitet; ihr ganzes Denken, Empfinden und Tun ordnete sie seinem Wohle unter — da ist es beinahe natürlich, daß wir Kinder etwas nebensächlich waren und in mancher Beziehung zu kurz kamen. Dies spürten wir allerdings damals noch nicht, sondern erst, als wir plötzlich die Kinder-

stube, in der wir ungewöhnlich lange verweilen durften, verließen, uns in die Welt mit ihren kleinen und großen Anforderungen versetzt sahen und uns nun recht ungeschickt und unweltläufig benahmen.

3.

Des Vaters Stimmungen waren sowohl nach der guten, als nach der schlimmen Seite hin ganz unberechenbar, und er genoß das Vorrecht der Künstler, Stimmungen unterworfen zu sein, in vollem Maße. Er kannte in seiner Liebe und Güte, im Schenken und Wohltun keine Grenzen. Nahte das Weihnachtsfest, so war es seine größte Freude, die Geschenke, mit welchen die Verwandten in Westfalen bedacht wurden, zu betrachten, die Kleider mit kritischem Blick zu prüfen und besorgt zu fragen: „Ist das aber auch ein guter Stoff, Josefine?“ und „Wie lange kann man so etwas tragen?“ Kam es vor, daß jemand ein Geschenk von Papa nicht annehmen wollte, so war er sehr böse und ärgerlich und fand es ganz unbegreiflich, daß man ihm die Freude des Schenkens nicht machen wollte. Daß aber seine Gutmütigkeit gar zu oft mißbraucht wurde, ist selbstverständlich. Im Atelier wurde er von Hilfesuchenden überlaufen, die wohl selten abgewiesen wurden. Trat er aus der Akademie auf die Neuhauserstraße heraus, so kam Leben in den nahen Droschkenplatz. Die Kutscher wetteiferten, dem Herrn Direktor vorzufahren, den sie alle kannten und aus naheliegenden Gründen gerne hatten. Der Not gehorchend, mußte er dann einen Wagen besteigen, die anderen „Herren“ auf morgen vertröstend, oder sich mit einer Zigarre loskaufend. Kam er am Hause an, so griff er in die Westentasche, wo die verschiedenen Geldstücke einträchtig zusammenhausten, nahm eine Handvoll heraus und bot sie dem Kutscher an, mit den Worten: „Nun, lieber Freund, was bekommen Sie? Suchen Sie sich heraus!“ Der, wohl ahnend, daß der Herr Direktor sich niemals über die Taxe klar war, hatte plein pouvoir und kam schwerlich zu kurz.

Daß Papa aber so sehr freigebig gegen Arme war, hatte vielleicht seinen Grund darin, daß er an seine eigene Jugend dachte, wo er mit seinem unglücklichen Vater von Tür zu Tür zog, um Arbeit zu erbitten oder kleine Bilder zu verkaufen. Ich erinnere mich an einen Mittag, wo er ganz verstört nach Hause kam, nichts essen wollte, sich in sein Zimmer einschloß und später nur in Bruchstücken erzählte: Es war ein alter weißhaariger Mann gekommen, der um ein Almosen bat. Papa war hoch oben auf der Staffelei mit Malen sehr beschäftigt und wies den Mann mit kurzen Worten ab. Erst als dieser die Türe schon in der Hand hatte und im Fortgehen war, schaute Papa auf und es trafen sich die Blicke der beiden. Und in diesem Moment war es ihm, als wenn der alte Kaulbach, der Vater, einen flehenden Blick zurücksende! — Bis aber Papa von der Staffelei herabgestiegen, das Handwerkszeug weggelegt hatte und dem Bettler nacheilte, war der Alte schon fort und trotz allen Suchens nirgends mehr aufzutreiben. Mehrere Tage noch war Papa verstimmt und still und konnte es lange nicht verschmerzen, daß er dem alten Mann, der die Augen seines Vaters gehabt, keine Gabe gereicht hatte.

Ebenso heftig und überschwenglich wie in seiner Güte war er aber auch in seinem Zorn oder in seiner bösen Laune. Da war er wirklich zu fürchten und konnte seine Umgebung und seine liebsten Menschen oft recht quälen. Ein kleiner Vorgeschmack von übler Laune wurde schon hervorgerufen, wenn der Vater ein paar Zeilen, oder gar, o Schrecken! einen Brief schreiben mußte! Das ganze Haus vibrierte da schon vorher, und jedes von uns zog sich gerne in unerreichbare Fernen zurück, wenn es hieß: „Seid still, der Vater schreibt!" Bis der richtige Stuhl, der passendste Tisch, das beste Papier, und nun erst die vorzüglichste Feder gefunden war! Lieber Gott! Diese armen unschuldigen Gänsefedern, wie viele wurden da als ganz „niederträchtiges Zeug" fortgeworfen, von „Fräul'n" wieder frisch geschnitten, probiert und endlich doch mit einer modernen Stahlfeder vertauscht. Papa stand mit der Orthographie auf keinem guten Fuß, und so wurden denn die Buchstaben fleißig, aber etwas vorsichtig nebeneinander hingemalt. Manche Worte mußte man ihm vorschreiben und oft kam es vor, daß er mitten drin rief: „Der Deifel soll's holen, wie macht man denn ein großes ‚R'? Bei mir wird immer ein ‚K' daraus?" Wie geschmeichelt fühlte ich mich dann (hatte ich überhaupt den Mut, anwesend zu sein), wenn ich mit meiner „Bildung" aushelfen und ihm den widerspenstigen Buchstaben vorschreiben durfte. Gleichwohl hatte Papa eine sehr schöne leserliche und charakteristische Handschrift.

Der Sonntagabend war Ende der vierziger Jahre im Kaulbachschen Hause der Geselligkeit gewidmet. Eine große Zahl von Freunden fand sich regelmäßig ein und mit ernsten und heiteren Gesprächen, mit Musik und Dichtkunst und interessanten Vorträgen aller Art verflossen die Stunden rasch. Die Bewirtung war dabei die denkbar einfachste: es gab jedesmal Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, allerdings beides von der Mutter mit besonderem Verständnis und so vortrefflich zubereitet, daß heute noch der „Kaulbachsche Kalbsbraten" eine traditionelle Berühmtheit genießt. Nach und nach hatte sich ein Grundstock von Intimen gebildet, die sich den Namen „die Sonntagskinder" beilegten. Um diesen Kreis kristallisierte sich, was von Fremden zu längerem oder kürzerem Aufenthalt in München war, und es wird wohl keinen Namen von Bedeutung geben, dessen Träger nicht wenigstens vorübergehend der Gast des Hauses gewesen ist. Es existiert noch in unserer Familie ein reich verziertes Album, welches die „dankbaren Sonntagskinder" der Mutter geschenkt hatten. Das Widmungsgedicht ist von Ernst Förster, illustriert von E. Neureuther. Die Blätter des Buches enthielten Beiträge aller Art von Rottmann,[1]) Teichlein,[2]) Lachner,[3]) Dürck,[4]) Speidel,[5]) Goltermann,[6]) Perfall,[7]) Geibel, Dietz,[8]) Asher,[9]) Liszt, Fürstin Wittgenstein, Lasaulx,[10]) Liebig,[11]) Pocci,[12]) Bluntschli[13]) und vielen anderen mehr.

Als meine Geschwister einige Jahre älter geworden, bildeten auch für

---

[1]) Landschaftsmaler (1798—1850). [2]) Maler und Konservator der Schleißheimer Galerie. [3]) Franz L. der Komponist (1803—1890). [4]) Porträtmaler. [5]) Der Wiener Feuilletonist. [6]) Cellist. [7]) Der Münchener Hoftheaterintendant. [8]) Schlachtenmaler. [9]) Historienmaler. [10]) Philolog und Philosoph (1805—1861). [11]) Justus von L., der berühmte Chemiker (1803—1873). [12]) Franz Graf von P., Dichter, Zeichner, Musiker (1807—1876). [13]) Johann Kaspar B., der berühmte Rechtslehrer (1808—1881).

sie die Sonntage einen Tag der Freude; denn die befreundeten Familien brachten ihre Kinder, die vom Säugling an vertreten waren, mit. Letztere wurden in die verschiedenen Betten gelegt, die jungen Mütter zogen sich von Zeit zu Zeit von der Gesellschaft zurück, um ihren Mutterpflichten nachzukommen, und nachts wurde dann das kleine Geschlecht wohl verpackt von den dazugehörigen Eltern nach Hause getragen. — Es war da oft ein Kreis von 20—30 Kindern versammelt. Im Winter wurden alle erdenklichen poetischen Überraschungen und Theaterspiele ausgeführt, wobei der Hofmeister unseres Bruders, Herr Flatz, als Intendant und trefflicher Ratgeber figurierte. Er gründete z. B. eine Zeitung „Der kleine Rosengarten", welche die kleine Schar zu ihren Mitarbeitern hatte und zu der jeden Sonntag Beiträge geliefert werden mußten in gebundener oder ungebundener Form. Herr Flatz als König Giebich beurteilte die Arbeiten, und es kam oft zu hitzigen schriftlichen Kämpfen. Im Laufe des Winters wurde dann noch ein großer Kinderball gegeben, dem aber jedesmal ein hübscher poetischer Gedanke untergelegt war. Z. B. kamen die Knaben als Ritter und erkämpften sich im Turnier hoch auf wappengeschmückten Pappendeckel-Rossen den Siegeskranz, den die Mädchen, als Blumen aus Königs Giebichs Rosengarten kostümiert, den tapferen Recken schüchtern überreichten. Ein andermal hatten wir mit Hilfe des Vaters vor dem Gartentor einen Riesenschneemann gebaut, der als Portier mit weitausgreifenden Armen auf das hell erleuchtete Haus wies, wo ein kleines Lustspiel, vom Bruder Hermann gedichtet, von den Kindern aufgeführt wurde. Im Sommer aber bot der große Garten mit seinen schattigen Wegen und köstlichen Schlupfwinkeln, mit dem einsamen Schweizerhäuschen, in dessen Kellerraum es nicht recht geheuer war, und den plätschernden Brunnen mit den bemoosten Karpfen, Interesse und Spielgelegenheit in so reicher Wahl, daß die Kinder die Pläne und Ideen nicht alle in einem Sommer bewältigen konnten und für die nächsten Jahre das Programm längst fertig hatten. — Wehe aber dem, der bei solch lustigen tollen Spielen die Rücksicht auf Tiere und Pflanzen außer acht ließ oder gar nach Kinderart die ersteren zum Verfolgungsspiel erkor. So war es ein auch für uns unvergeßliches Strafgericht, das über einen unserer Gespielen, den damals etwa dreizehnjährigen Albert v. K. erging, als er im Garten ein Vogelnest entdeckt und mit bedächtigem Geschick ausgenommen hatte. Wie unser Ältervater Adam, wurde er aus unserem Paradiese vertrieben und hatte nicht einmal den Trost, eine Eva zur Begleiterin zu haben.

4.

Auch der silbernen Hochzeit meiner Eltern im Jahre 1859 möchte ich hier gedenken und lasse am besten die kleine siebenjährige Josefa, als die unmittelbarste und glaubwürdigste Berichterstatterin, wieder die Feder ergreifen:

„Jetzt will ich aber auch von der silb. Hochzeit erzählen, welche diesen Sommer gefeiert wurde. Das Schweizerhäuschen war ganz mit Blumen und Kränzen geschmückt, und Guirlanden hingen vom Dach herunter; an den Fenstern waren Tannenzweige, und das Lieblingsplätzchen von Papa war ganz mit Blumen überzogen und mit Tannen überschattet wie eine

Laube und um die Hirschgeweihe war Efeu gewunden. In der Mitte war ein Thron errichtet mit schönen Teppichen und Blumen. Wir haben alle weiße Kleider angezogen, auch der Willi und Gretl. Mein Haar war gelockt und wir hatten alle Kränze auf. Der Hermann war Hochzeitlader und wie das Fest angefangen hat, habe ich die Mama und der Willi den Papa bei der Hand geführt zum Schweizerhäuschen auf den Thron; dann sind wir alle in einem schönen Zug durch den Garten gegangen ins Schweizerhäuschen. Voran ging die Musik und spielte einen schönen Marsch, dann kamen wir mit Hochzeitsgeschenken. Der Hermann hatte einen Stab in der Hand mit Blumen und bunten Bändern. Die Gretl und der Willi haben große Nürnberger Lebkuchen gebracht und die Gretl hat gleich die Ecken davon abgebissen, weil sie gar so süß waren. Ich habe ein Kissen getragen und Perlenstrumpfbänder, die ich selbst gearbeitet habe. Die Maria hat einen schönen gestickten Teppich gebracht und die Fräul'n gehäckelte Vorhänge. Der Kreling[1]) hat einen wundervollen Pokal gebracht und die Nanni einen kleinen Altar. Die Johanna hat dem Papa eine Hochzeitsweste mit einem schönen Blumenstrauß gestickt, und der Mama ein Hochzeitssacktuch; und so marschierten wir voll Jubel den mit Blumen bestreuten Weg hinauf zum Schweizerhäuschen. Da saßen der Papa und die Mama wunderschön auf dem Thron und schauten ganz stolz auf uns herab. Da haben wir gleich Vivat hoch! gerufen und der Hochzeitlader hat ein Gedicht deklamiert und ist mittendrin stecken geblieben, und wie ich meinen Vers aufgesagt habe, da hab ich mich auch so gefürchtet, daß ich nicht mehr weiter konnte und habe zu weinen angefangen; aber der Herr Liszt hat mir immer wieder draufgeholfen. Dann habe ich der Mama die Strumpfbänder überreicht und dem Papa das Ruhekissen. Der Willi und die Gretl haben ihre Lebkuchen gar nicht gern hergegeben; sie hätten sie lieber selber schnabuliert und die Gretl hat bitterlich geweint. Jetzt ist es erst recht lustig geworden, da haben wir getanzt im Garten wie die Elfen, und ich bin gesprungen wie ein Reh; dann haben wir Eis gegessen, das ist meine Lieblingsspeise. Am Abend wurde der ganze Garten beleuchtet mit farbigen Lampen, das Schweizerhäuschen strahlte von bunten Lichtern und der Mond schien so schön und schaute uns so freundlich an. Später sind wir alle in den Salon hinaufgegangen, da waren zwei Klaviere oben und da hat der Herr Liszt wunderschön gespielt, dann haben alle Vivat hoch gerufen und einige Damen haben dem Herrn Liszt vor lauter Begeisterung einen weißen Pelz umgehängt, und haben ihm mit ihren Sacktüchern und Fächern Wind zugewedelt und ihn recht bedauert, weil er so geschwitzt hat. Dann haben wir recht viel Champagner getrunken und Gedichte deklamiert, dem Papa und der Mama zu Ehren. Der Herr Liszt hat auch Walzer gespielt und wir haben gleich wieder zu hüpfen angefangen. Weil der Mond und die Sterne gar so schön geblitzelt haben, sind wir alle noch einmal in den Garten gegangen, und wie wir am Schweizerhäusl stehen, ruft auf einmal der Herr Foltz:[2]) ‚Ein Komet! ein großer Komet!' und wirklich ist zwischen den zwei Lud-

[1]) Schwiegersohn Kaulbachs, Direktor der Kunstschule in Nürnberg.
[2]) Historienmaler und K. B. Zentralgemäldedirektor (1805—1877)

wigstürmen ein prachtvoller Komet am Himmel gestanden. Alles hat gestaunt und gejubelt, denn solche große mit solch langem Schweife kommen sehr selten! Papa hat gesagt: ‚Davon werden uns're Kinder und Enkel noch mal erzählen‘ — und drum tu' ich's jetzt. Ja, das war ein schöner Tag! Ich habe gar nicht ins Bett gehen wollen und es hat mir recht leid getan, daß ich mein schönes Kleid und den Blumenkranz in den Haaren wieder ausziehen mußte. Die ganze Nacht habe ich noch geträumt von all diesen Herrlichkeiten und mein ganzes Leben lang will ich diesen Tag nie vergessen.

„Ich muß dem Papa sehr oft eine Vorlesung halten aus meinem Tagebuch, und da sagt er immer: ‚Hm, hm, das war sehr interessant!‘

„Jetzt will ich eine sehr schöne Geschichte niederschreiben, die mir der Papa erzählt hat: Es war im Mai, da ging der Papa in die Blumenausstellung, und auf einmal stürzte der König Ludwig auf ihn zu und rief: ‚Lieber Kaulbach, leihen Sie mir doch einen Sechser! Ich soll da einen Zwölfer Eintritt bezahlen und habe nur einen einzigen Sechser in der Tasche.‘ Da standen auch mehrere Bauern herum, die waren nicht wenig erstaunt, daß ein König nicht einmal einen Sechser bei sich habe. Sie schlugen gleich an ihre ledernen Hosen, daß das Geld darin klapperte und steckten die Köpfe zusammen und sagten ziemlich laut: ‚Ja, das is aber g'spassi, der König hat net a mal an Sechser in der Taschen, die unsern san mit Geld grad so g'stopft.‘ Der Papa mußte auch lange suchen, bis er endlich ein bißchen kleines Geld fand, und weil er keine Brille bei sich hatte, kannte er nicht, was ein Sechser oder Groschen sei, und der König kannte es auch nicht. Das war nun wieder eine große Verlegenheit. Nun gab der Papa dem König zwei Geldstücke, und der König sagte: ‚Warten Sie ein wenig, ich will an der Kasse bezahlen, und was zuviel ist, bringe ich Ihnen wieder.‘ — Der Papa wartete eine Weile, da kam der König wieder und zog gleich einen Groschen aus seiner Westentasche und sagte: ‚Sie haben mir neun Kreuzer gegeben, hier ist der übrige Groschen und einen Sechser bin ich Ihnen noch schuldig.‘ Dann schauten sie die Blumenausstellung an, und am andern Tag schickte der König dem Papa einen schönen, nagelneuen Sechser, und der Papa schenkte ihn mir zum Andenken.“

Im Hoftheater ließ König Ludwig damals hier und da lustige Harlekinaden aufführen und lud dazu ein Publikum aus den verschiedensten Kreisen ein. Darüber findet sich aus dem Jahre 1858 in meinem Tagebuch die folgende Aufzeichnung:

„Ich war auch mit dem Papa in der maskierten Akademie, wo auch der König Ludwig hingekommen ist und kleine Prinzen mit großen Orden. Da war in der Mitte ein großer Tisch und da ist das Eis ganz zerschmolzen, aber niemand hat es aufschlecken dürfen. Dann ist ein lustiges Stück gespielt worden. Der Pierrot hat eine Schleifbahn heimlich gemacht, und da sind alle Hochzeitsgäste ausgerutscht und fürchterlich hingefallen, vorwärts und rückwärts. Wie sie bei Tisch beim Diner waren, da hat der Pierrot einen großen Fisch und Knödel aufgetragen, und wie er sie auf dem Tisch stellte, ist der Fisch durch die Luft davongeflogen und die Knödel sind aus der Suppenschüssel heraus und alle fortgekugelt mit dem Pierrot und der hat noch heimlich das Tischtuch einem vornehmen Herrn hinten an-

gebunden, und wie der voll Zorn vom Tisch aufsprang, hat er auf einmal das ganze Diner mit dem Tischtuch auf den Boden gerissen und alles war voll Scherben und voll Sauce und der Pierrot hat fürchterlich dazu gelacht. Dann war das Stück aus; und das hat mir immer so gut gefallen, wenn der König Ludwig etwas zu einer Dame gesagt hat, ist sie gleich ganz tief in den Boden hineingesunken vor Freude und Respekt. Dann hat der Papa und der König mit vielen schönen Damen gesprochen und dann haben sie gelacht. — Aber auf einmal ist der Papa zu mir gekommen und hat gesagt: ‚So Frosch, jetzt hab' ich's satt, nun wollen wir heimmarschieren, —' und wir sind um die Wette gelaufen. Der Papa kann furchtbar schnell laufen, wie ein Wiesel, aber ich habe ihn doch erwischt."

5.

Als im Jahre 1849 der Vater zum Direktor der Akademie ernannt wurde, konnte er endlich seine feuchte ungesunde „Werkstatt" in der Tattenbachstraße im „Lehel" gegen ein für damalige Begriffe sehr schönes Atelier in der Akademie umtauschen. Diesen ersteren Raum hatte ihm König Ludwig I. auf Veranlassung des Grafen Raczynski[1]) im Jahre 1836 zur Verfügung gestellt, um darin die großen Bilder Hunnenschlacht, Zerstörung Jerusalems ausführen zu können. Es war ein hoher unheizbarer Raum, den er sogar in den ersten Jahren mit einem Bildhauer Leeb teilen mußte. Das Haus war an einem großen Wiesenplatz (später Hofküchengarten) gelegen, den der Vater wegen seines weiten Ausblicks und einiger schöner Baumgruppen sehr liebte. In diesem Garten wurden alle möglichen Tiere gehalten —: Füchse, Rehe, Hirsche, Hasen, weiße Pfauen usw., — die Modelle für den Reinecke Fuchs. — König Ludwig war fleißiger Besucher des tierfreundlichen Menschenfeindes und auch Königin Therese kam gerne, versäumte aber nie, ihr Kommen durch ein wohlgefülltes Frühstückskörbchen, das ein Diener vorher brachte, anzuzeigen. — Hier war es auch, wo in den Jahren 1847—48 Lola Montez porträtiert wurde, nicht ohne einige originelle Hindernisse, die genommen werden mußten. Lola hatte einen kleinen weißen Schoßhund, der aber eine Art Idiosynkrasie gegen die weißen Pfauen, die besonderen Lieblinge des Vaters, hatte. Bei einer der ersten Sitzungen nun (welchen auch König Ludwig immer beiwohnte, indem er der Tänzerin die Toilette, die nach Kaulbachs Angabe aus Paris verschrieben worden war, ordnete, ihr die Füße mit dem Kohlenbecken erwärmte und die Stellung usw. begutachtete) entwischte das kleine Hündchen in den Garten und begann sofort mit der Jagd auf die sechs weißen Pfauen. Diese fliegen kreischend und lärmend hin und her, verfolgt von dem kläffenden Hunde. Lola hört den Spektakel, glaubt ihren Liebling in Lebensgefahr, vergißt Kohlenbecken und König und stürzt, dem Hunde rufend, hinaus. Der Vater aber zittert für seine schönen Pfauen und rennt hinter Lola her, die aber, dank ihrem Berufe, flinkere Beine hat. Nun erscheint auch der König im

[1]) Athanasius, Graf von R. (1788—1874), Berliner Mäcen und Begründer der R.schen Galerie, die sich jetzt in der Nationalgalerie befindet.

Garten; er will nicht müßig stehen und beteiligt sich an der wilden Jagd, die in rasendem Tempo durch den Garten geht, voraus die Pfauen, dann der Hund, Lola, Kaulbach und der König. — Endlich erscheint der Diener als Retter, faßt den Hund ab, sperrt die Pfauen ein und der Friede ist wieder hergestellt. Aber noch viele Jahre nachher erzählte der Vater gerne dies Zwischenspiel und hatte großen Spaß, wenn er die Situation so recht drastisch ausmalen konnte, dabei sich selbst nicht weniger ironisierend als die anderen Beteiligten. Das große Porträt wurde nach manchen stürmischen Szenen, die aber nicht alle so harmloser Natur waren, wie die eben geschilderte, fertig gemalt, fiel jedoch nicht zur Zufriedenheit des Bestellers aus, denn der Künstler hatte die Tänzerin mit der Peitsche in der Hand, mit Schlangen umgürtet und mit entblößtem Halse das Schafott besteigend, dargestellt. Solche Auffassung war dem Besteller nicht genehm. Er drang darauf, daß diese fatalen Kleinigkeiten entfernt würden. Zu weiteren Konzessionen wollte der Vater sich aber nicht herbeilassen und schließlich blieb das Bild, das sich jetzt in Privatbesitz in Paris befindet, im Atelier und wurde nie abgeliefert.

König Ludwig I. hat, wie mit den Künstlern im allgemeinen, so auch mit dem Vater freundlich verkehrt, ihn oft besucht, die Arbeiten vielfach besprechend und lebhaft darüber diskutierend. Auch in das Haus kam er des öfteren in seiner einfachen Weise, stets zu Fuß, ohne Begleitung, im enganschließenden grauen Rock und dem gleichfarbigen Zylinder auf dem Hinterkopf. — Da der König und der Maler aber beide hitzige Naturen waren, konnte es nicht fehlen, daß auch heftige Meinungsverschiedenheiten zeitweise die Freundschaft trübten. Namentlich brachten es die Vorbereitungen und Pläne für die Bemalung der Fassade der Pinakothek mit sich, daß insbesondere des Künstlers ironisierende Tendenzen auf Widerspruch stießen, die manchmal zum Verdruß des Künstlers fallen mußten, oft aber auch, zum Verdruß des Königs, ausgeführt wurden. — Auch die Lolaepisode warf dunkle Schatten in die gute Freundschaft. Des Königs unbegreifliche Schwäche für die Tänzerin rief in allen Kreisen Befremden und Entrüstung hervor, die sich durch die Extravaganzen der Favoritin oft bis zum Äußersten steigerten. Kaulbach hielt mit seiner Meinung nicht zurück und gab ihr, wie wir oben sahen, ungeniert Ausdruck.

Im Nachlaß meines Vaters befinden sich einige Briefe und Notizen von der Hand des Königs, die die originelle Art des fürstlichen Mäcens, mit seinen Künstlern zu verkehren, in treffendster Weise illustrieren.

München 23. Jan.
1852

Werther Kaulbach

meine Antwort betreffend . . . .[1]) Entwurf zu einem der Gemälde an der neuen Pinakothek. Die Krönung meines Standbildes in einem von mir malen gelassen werdenden Bilde wäre so entschieden wider meine Art und Weise. Lassen Sie solche weg, alles übrige dieser treff-

[1]) Unleserliches Wort.

lichen Zusammenstellung (composition) (trefflich ist Jede Kaulbachs) hätte zu bleiben.

Der Ihr großes Talent zu schätzen wissender

Ludwig.

Auch des Standbildes kann füglich bleiben.

Auf kleinen Zettelchen hat der König folgendes bemerkt:

„Es wären auch folgende Gebäude einzureihen[2]) und das noch der Bibliothek, des Kriegsministeriums, Damenstift, Salz u. bergwerk-verwaltung, Odeon. Würde jedoch das Verzeichniß zu lang oder hie-durch die Schrift zu klein so dürften nicht nur diese 4, sondern auch das Georginum, das weibl. Erziehungs-Inst. und falls noch ein Name zu viel auch das Blindeninstitut weggelassen. Dafür unter dem letzten Namen das Pompeji Haus nehmlich ... [3]) gesetzt werden.

Der Sie zu würdigen wissender

München 13 Dez. 48. Ludwig.

„Die Bildnisse dieser 14 Künstler[4]) hier alphabetisch angegeben, sind auf der Nordseite der neuen Pinakothek in ganzer Gestalt zu malen, mit dem am längsten gebohrenen beginnend[5]) von der linken zur rechten, von da anfangend von wo die, die Pforte enthaltende Schmahlseite am nächsten ist. Die nicht da abgebildeten Künstler sollen es nicht als Geringschätzung betrachten. Der Raum gestattet nur 14 Bildnisse.

München 12. November 1851 Ludwig

Es wurden diejenigen von mir bezeichnet, die durch ihr Wirken vorzüglich mit mir verbunden.

Ludwig.

* * *

Dreißig Jahre sind seit dem Tode Wilhelm Kaulbachs dahingegangen. Die erbitterten literarischen Kämpfe um die Bedeutung des Künstlers gehören der Geschichte an. Es kam mir nicht darauf an, sie zu schildern; der Zweck meiner Erinnerungen, die mich in eine reiche, glückliche Zeit zurückführen, war ein anderer: die Welt hat Wilhelm Kaulbach zumeist als den „Reinecke Fuchs“, als alles verneinenden, erbitterten Menschenfeind angesehen, und so ist, zum Teil durch eigene Schuld, ein vielfach verzerrtes Bild seines Wesens zu den Mit- und Nachlebenden gekommen. Denen, die ihn heute noch so beurteilen, wollte ich den Vater, den liebenswürdigen Gatten und Kinderfreund mit seinem reichen, goldenen Herzen zeigen und ihm damit zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages ein bescheidenes Denkmal weihen.

---

[2]) Folgt Aufzählung aller Gebäude König Ludwigs.
[3]) Unleserliches Wort.
[4]) Folgt Aufzählung all der Künstler auf der Nordseite der Pinakothek.
[5]) Cornelius.

Die Morgenröte.

Von Josef Ruederer in München.

Vierter Akt.

Der gleiche Saal wie im zweiten Akt. Es ist am Abend desselben Tages. Der Kristallüster ist angezündet. Auf den Etageren stehen statt der Vasen schwere, goldene Leuchter mit brennenden Kerzen. Auf dem Tischchen rechts befindet sich die Bonbonniere Mayerhöfers, eine funkelnagelneue Alemannenmütze und ein Schläger. Auf dem Stuhle daneben Lolas breiter, grauer Studentenhut mit karmoisinroter, weitgeschwungener Feder, an den Stuhl gelehnt, ihr zierlicher Schläger. Wenn der Vorhang aufgeht, steht Maurice an der rechten Türe und schaut durch das Schlüsselloch. In der Hand hält er einen Sektkübel mit einer geleerten Flasche.

Aus dem Bankettsaal tönt feingedämpft eine Melodie herüber, die ein kleines Streichorchester zum Fest aufspielt. Nach einer Pause erscheint Peißner von links im hellerleuchteten Vorsaal. Er trägt volle Korpswichs: Kneipjacke, weiße Lederhose, Kanonenstiefel, Cerevisköppchen, Stulphandschuhe, die Schärpe um den Leib, den Schläger an der Seite. Er gewahrt Maurice, lächelt, dann platzt er los.

Peißner: Maurice!

Maurice (so ruhig wie immer): Herr von Peißner?

Peißner: Treff' ich Sie gerade so wie heute morgen?

Maurice: Gerade so? Herr von Peißner, das stimmt nicht.

Peißner: Na, Sie horchen doch wieder.

Maurice: Aber diesmal am Speisezimmer.

Peißner: Ah so, ein wesentlicher Unterschied.

Maurice: Ist es auch. Übrigens, womit kann ich dienen?

Peißner: Ich wollte nur sehen, wo die Gräfin bleibt.

Maurice: Die Frau Gräfin soupieren.

Peißner: Immer noch? Das haben Sie mir nun schon vor einer Stunde, und vor einer halben Stunde gesagt.

Maurice: Ich kann es nur wiederholen.

Peißner: Wie lange dauert's denn noch?

Maurice (lächelnd): Das hängt von Umständen ab.

Peißner: Sagen Sie mal, mein lieber Maurice, es ist wohl wieder derselbe drin, der heute morgen schon da war?

Maurice: Doch nicht, diesmal ist es ein andrer.

Peißner: Zum Kuckuck, wer's auch ist, er soll die Gräfin nicht länger mehr aufhalten.

Maurice: Kneipen Sie mit der Festgesellschaft ruhig noch ein Stündchen weiter. Wie Sie sehen, habe ich eben da eine neue Flasche Cliquot aufgelegt.

Peißner: Aber ohne die Gräfin ist es die halbe Geschichte. Alles verlangt nach ihr, alles will sie feiern. Der Minister trägt schon eine Rede mit sich herum.

Maurice: Das ist ja sehr interessant.

Peißner: Er will des Halunken, des Singlspieler, gedenken und der Kühnheit, die sie ihm gegenüber bewiesen hat.

Maurice: Da haben Seine Exzellenz alle Ursache dazu. Die Art und Weise, wie die Frau Gräfin diesen Fall anpackte, verdient in der Tat die höchste Bewunderung.

Peißner: Offen gesagt, ich war nicht recht damit einverstanden.

Maurice: Kann ich Ihnen auch gar nicht verdenken.

Peißner: Eine so hochstehende Dame darf sich nicht so tief herablassen, einen solchen Rowdy anzusprechen. Übrigens, wie ging er denn fort? Ohne Drohung? Ohne Skandal?

Maurice: Wie ein gebändigter Jaguar, und ... in dieser wesentlich veränderten Stimmung kam er auch wieder.

Peißner: Wieso? Er kam noch einmal ... er ...

Maurice: Jawohl, mein lieber Herr von Peißner. Vor zirka drei Stunden.

Peißner: Und die Gräfin hat ihn hereingelassen?

Maurice: Die Frau Gräfin haben eben ein zu gutes Herz.

Peißner: Maurice, Sie wollen mich zum besten haben.

Maurice (weist auf das Schlüsselloch): Wenn Sie sich selbst überzeugen wollen ...

Peißner: Was? Er ist es, der da drin ist? Er soupiert mit ihr? Mit ihr allein? Dann geh' ich hinein.

Maurice: Das werden Sie bleiben lassen.

Peißner: Ich will sie umbringen, alle beide.

Maurice (ohne eine Miene zu verziehen): Nur über meine Leiche!

Peißner (taumelt zurück): Also das war der Zweck der geheimen Unterredung! Deshalb wollte sie mit ihm allein sein! O das Frauenzimmer, das miserable!

Maurice: Herr von Peißner, etwas mehr Hofton, wenn ich bitten darf.

Peißner: Ach, Hofton! Ich pfeif' drauf, auf den ganzen Schwindel pfeif' ich, und Gott weiß, auf was noch. Jawohl, mir posiert sie was vor von ihrem Mut, und in Wirklichkeit fängt sie wieder eine ganz gewöhnliche Dummheit an.

Maurice: Wenn das Ihre einzige Sorge ist, glaube ich, Sie beruhigen zu können. Herr Singlspieler ist ja gewiß ein lieber, sympathischer Mensch, auch ein recht hübscher Mann, aber soviel ich die Sache bis jetzt verfolgt habe, dürfte er der Frau Gräfin gegenüber nicht ganz den richtigen Ton treffen.

Peißner: Warum?

Maurice: Er scheint mir zu viel — Gefühl zu haben.

Peißner: Das versteh' ich nicht.

Maurice: Ich kann mich im Augenblick darüber nicht auslassen, nur so viel darf ich Ihnen als altem Bekannten wohl anvertrauen: bis jetzt haben Sie keine Ursache, sehr eifersüchtig zu sein.

Peißner: Wer das glauben könnte!

Maurice: So lange sich die Herrschaften noch gegenüber sitzen, so lange sie von Politik reden, so lange sie sich mit „Sie" anreden, hat es keine Gefahr.

Peißner: Also soll's nur ein Spiel sein, was sie mit ihm treibt?

Maurice: Wie es auch ist, zur Intelligenz der Frau Gräfin habe ich immer das größte Vertrauen.

Hirschberg und Zeuler (von links durch den Vorsaal, beide singend): Wir haben kein Präsidium, wir haben kein Präsidium ...

Hirschberg: Senior, wo steckst du denn?

Zeuler: Der ganze Kommers geht in die Binsen.

Peißner (der von jetzt an immer unruhig auf- und abwandert): So soll er in die Binsen gehen.

Hirschberg: Oho!

Zeuler: Was hast du denn auf einmal?

Hirschberg: Schlechte Laune? Wo er den Salamander kommandieren soll?

Zeuler: Vorwärts, vorwärts! Jetzt gibt's keine Konfidenzen mit Maurice, du mußt kommen.

Mayerhöfer (ziemlich angetrunken von links, mit einem Sektglas in der Hand): In der Tat, Herr von Peißner, Sie müssen kommen. Dem Feste fehlt die höhere Weihe, wenn Sie fehlen.

Peißner: Ach, lassen Sie mich.

Maurice: Herr von Peißner will die Frau Gräfin erwarten.

Mayerhöfer: Sie kommt auch noch nicht, die Frau Gräfin? Immer noch bei der Toilette? Immer noch verhindert?

Maurice: Fragen Sie nur Herrn von Peißner.

Mayerhöfer: Den Mann, der alles weiß, dem nichts verborgen bleibt in diesem herrlichen Hause! Ach, meine Herren, ich bin ja so glücklich, daß ich diesem Feste beiwohnen darf, diesem Feste, von dem man behaupten kann, daß es für alle Beteiligten einen unvergeßlichen Denkstein bilden wird.

Peißner: Wohl möglich!

Mayerhöfer: Gewiß! Diese Orden, diese Namen! Diese Summe von Geist und Noblesse!

Peißner (immer auf der Wanderung): Herr Mayerhöfer, schwätzen Sie keinen solchen Blödsinn zusammen.

Mayerhöfer (bescheiden): Ich rede, wie ich es empfinde. Sie mögen es lächerlich finden, aber das eine glauben Sie mir: ich bin erfüllt von dem Großen, was ich erlebe. Und wer der Frau Gräfin je wieder zu nahe tritt, den schieß' ich nieder mit der Pistole!

Peißner: Schießen Sie lieber mit Krachmandeln und Knallbonbons!

Mayerhöfer: Herr von Peißner, wenn ich der Freiheit diene —

Peißner: Der Freiheit! Das heißt mit anderen Worten: Hoflieferant wollen Sie werden!

Mayerhöfer: Wenn Sie meine selbstlosen Absichten so verkennen ...

Peißner: Könnte mir einfallen, daß ich mich mit Ihnen streite! Für mich steht eine Welt auf dem Spiele, und eh' ich nicht volle Gewißheit habe ...

Baur (mit stark gerötetem Gesicht von links, ebenfalls ein Sektglas in der Hand): Ah, da ist er ja, unser Freund.

Maurice: Nicht gerade in rosigster Stimmung.

Baur: Kann's ihm nicht verdenken. Die Frau Gräfin fehlt, und wo ihr Auge nicht leuchtet, ist es Nacht für jeden von uns, vor allem für unsern sehr verehrten Herrn Präsidenten.

Peißner (dem Baur bei den letzten Worten ganz nahe getreten, wehrt ab): Herr Hauptmann ...

Baur: Ein Götterfest, sag' ich! Ein Götterfest! So mag's zu Romas Zeiten gewesen sein, als Alcibiades sich mit Vespasiana vermählte.

Zeuler (lacht).

Baur: Oder, wenn Ihnen dieser Vergleich nicht paßt, dann will ich von Messalina reden, von der großen Kaiserin, die jeden Aufstand mit ihren Blicken zu Boden warf.

Hirschberg: Sie sind ein Geschichtsprofessor.

Baur: Ich bin ein Soldat, kurz und schlicht mit dem Wort. Ich sag's, so gut ich's versteh', von der wackren Messalina ist mir halt mal was durch den Kopf gegangen.

Peißner: Vielleicht wissen Sie auch, ob Messalina ihren Verehrer zum bayrischen Major befördert hat?

Baur: Wieso?

Peißner: Nun ja, darum handelt sich's doch für Sie.

Baur: Herr von Peißner, das dürfen Sie mir eigentlich nicht sagen.

Peißner: Ich möchte wissen, was ich in diesem Hause nicht darf. Bis jetzt bin ich noch der Herr, und wenn man versucht, mich hinauszuwerfen ...

Hirschberg: Wer wirft dich denn hinaus?

Baur: Er scheint merkwürdig aufgeregt.

Peißner: Bin ich auch. Drum macht mir nicht viele Geschichten, kommt mir nicht zu nahe, sonst ...

Berks (hat sich während der letzten Worte durch den Vorsaal genähert. Er trägt Frack, einen großen Orden links, einen weiteren am rotseidenen Bande um den Hals. Hinter ihm ein Troß von Alemannen und Ehrengästen in Uniform und Festanzug.) Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so kommt der Prophet zum Berge. Jawohl, mein lieber Herr Präsident, wir müssen unsere hochgestimmten Gefühle vom Bankettsaal hierhertragen, hierher an die Schwelle unserer erhabenen Göttin, die wir hiermit als den Inbegriff alles Erhabenen, Edlen, Guten und Schönen gebührend bewundern. Was wir in ihr verehren, ist in wenigen Worten gesagt. Wir verehren in ihr das große Weib, das dem königstreuen Volke der Bayern die heißersehnte Freiheit gegeben hat, wir feiern in ihr die geniale Schöpferin unserer blühenden Alemannia, wir verehren in ihr die große Politikerin, die unserm erhabenen Monarchen bei der Lenkung des Staatsschiffs in schweren Stunden behilflich ist, und wir verehren in ihr —

Peißner: Vergessen Sie ja Herrn Singlspieler nicht!

Berks (völlig aus dem Konzept gebracht): Wie meinen Sie?

Peißner: Ich sagte, Sie sollten aus Ihrer wunderbaren Rede Herrn Singlspieler nicht ausschließen.

Berks: Ich begreife gar nicht, was Sie mit diesem Singlspieler wollen.

Baur: Das ist doch dieser Cherusker?

Mayerhöfer: Das rabiate Subjekt?

Peißner: Herr Mayerhöfer, legen Sie Ihre Worte besser auf die Wagschale. Das rabiate Subjekt soupiert da drinnen mit der Frau Gräfin. (Allgemeine Bewegung.)

Baur: Unsinn!

Hirschberg: Senior, das gibt's doch nicht.

Berks: Aber das ist doch derselbe Bursche, der gestern abend ...

Mayerhöfer: Heute morgen noch hat er die Frau Gräfin bedroht.

Maurice (händereibend in der Mitte der Gruppe): Um so höher müssen wir auch in diesem Fall wieder die Intelligenz der Frau Gräfin bewundern.

Baur: Ah, da hört doch alles auf.

Mayerhöfer: 's ist zum Kopfstehen, Herr Hauptmann.

Maurice: Wenn Sie 's nicht glauben, hier liegt der Schläger des neuen Seniors der Alemannen.

Peißner: Solche Metarmorphosen erleben wir in diesem reizenden Hause.

Mayerhöfer (zu Peißner): Und Sie haben uns nichts gesagt.

Baur: Im Gegenteil, Sie haben sich erlaubt, gegen mich aufzutreten.

Berks: Gegen mich bereits heute morgen.

Mayerhöfer: Das ist eine Frechheit!

Baur: Eine Unverschämtheit!

Berks: Auf jeden Fall war Ihr Ton äußerst unpassend.

Baur: Deshalb werden Sie mir Rede stehen!

Berks: Mir ebenfalls.

Mayerhöfer: Mir ebenfalls.

Maurice (weist plötzlich nach rechts): Pst, meine Herren, pst!

Xaver (aus dem Speisezimmer, in voller Korpswichs der Alemannia. Die ganze Versammlung gruppiert sich entsprechend um Xaver).

Baur (tritt ihm mit einer Verbeugung näher): Verehrter Herr Singlspieler ...

Mayerhöfer (ebenso, Baur verbessernd): Herr — von Singlspieler ...

Baur: Wir hatten keine Ahnung, daß Sie hier ...

Mayerhöfer: Nicht die leiseste Ahnung.

Xaver (tritt weiter vor. Er ist angetrunken. In der neuen Umgebung findet er sich nicht gleich zurecht und verbirgt diese Verlegenheit unter einem starken Auftragen): Schon gut, schon gut, meine Herren. Ich glaube, Sie ja alle wiederzuerkennen, nicht wahr? Wir haben uns doch heute morgen schon in diesem Saale getroffen. Freilich. Das ist der Herr Hauptmann.

Baur (verneigt sich): Jawohl.

Xaver: Das ist der Konditor ...

Mayerhöfer (verneigt sich): Zu dienen.

Xaver (zu Maurice): Auch diesen Herrn erkenne ich ganz gut wieder.

Maurice: Der Haushofmeister, aufzuwarten.

Xaver: Richtig. (Zu Peißner.) Und wir zwei kennen uns ja schon lange.

Peißner: Ich danke.

Xaver: Bist noch beleidigt? Mußt alles ausstreichen. Unter uns gesagt, ich war ein Esel, ein Rindvieh.

Peißner: Es freut mich, wenn Sie das selbst einsehen.

Xaver: Müßt ja vernagelt sein, tät' ich es nicht. Herrgott, Mensch, ich hab' dich verflucht nach allen Richtungen, und jetzt — ja, was hättest du denn anfangen sollen? Du hast ja gemußt.

Peißner: Nur mit dem einen Unterschied, daß ich mich vorher nicht

so albern gesträubt habe wie Sie, mein bester Herr Singlspieler. Ich begriff etwas schneller.

Xaver: Jeder auf seine Weise. Na, wie 's auch ist, wir gehören zusammen, wir sind zur Abwechslung wieder einmal Korpsbrüder.

Peißner: Nein, wir zwei gehören nicht zusammen. Sie sind kein Alemanne. Sie haben keinerlei Anspruch auf diesen Ehrentitel.

Berks (vortretend. Sehr energisch zu Peißner): Pardon, ich denke, wir wollen doch ruhiger verhandeln. (Zu Xaver.) Es ist mir sehr unangenehm, daß Sie in diesem Saal in solcher Weise empfangen werden. (Sich vorstellend.) Von Berks, Staatsminister.

Xaver: Freut mich, Sie kennen zu lernen.

Berks: Ich bin jedenfalls glücklich, daß ich an den fatalen Ereignissen von heute morgen in keiner Weise beteiligt bin. Wenn ich Ihnen jetzt meine Dienste zur Verfügung stellen darf . . .

Xaver: Ihre Dienste? Das wird sich wohl finden. Ich werde überhaupt erst sehen müssen, wie die Sache wird . . . wie sich die Verhältnisse gestalten . . . es muß manches umgemodelt werden . . . manches anders werden . . . ganz anders. (Starrt auf einmal vor sich hin und langt mit der Hand an die Stirne.) Nur eines muß ich sofort wissen.

Berks: Was, wenn ich bitten darf?

Xaver (wirft einen Blick über die ganze Gesellschaft): Sie stehen alle so gemütlich da . . . Sie halten Maulaffen feil, als ob nichts geschehen wäre. Wissen Sie nichts, nichts?

Berks: Ich verstehe nicht recht —

Xaver: Wirklich? Ihr habt nichts gehört, wie ihr da seid, alle miteinander? Na, da nehmen Sie nur gleich Ihren Wagen, Exzellenz, fahren Sie in die Residenz, so schnell als möglich, und wenn er's noch nicht weiß, dann sagen Sie's dem König: die Revolution sitzt ihm auf dem Nacken!

(Alle fahren zusammen.)

Maurice: Was ist das?

Baur: Eine Revolution?

Mayerhöfer: Wär' nicht übel!

Berks: Sie wollen das sicher wissen?

Xaver: Wenn mein eigener Vater dabei ist?

Baur: Ihr Vater?

Mayerhöfer: Sein Vater?

Peißner: Ihr Vater macht Revolution, und Sie sind hier im Palais der Gräfin?

Mayerhöfer: Aber, da muß doch etwas geschehen.

Baur: Man muß die Kasernen alarmieren.

Maurice: Bitte — bitte! Wer wird denn gleich das Schlimmste vermuten?

Xaver: Je schlimmer ihr's anseht, um so besser werdet ihr tun. Ja, ja, meine Herren, es gibt einen Sturm, einen regelrechten Sturm. Der alte Singlspieler erlaubt's nicht so ohne weiteres, daß sein Sohn Alemanne wird, und die andern verlangen, daß man die Universität wieder aufmacht.

Peißner: Ist ja eine nette Bescherung!

Hirschberg: Und das verdanken wir Ihnen.

Berks (zu Xaver): Wenn Sie die Wahrheit sagen, und ich habe selbst-

redend nicht den mindesten Grund daran zu zweifeln, dann darf ich allerdings keinen Augenblick zögern.

Xaver: Gehen Sie, gehen Sie nur.

Baur: Ich gehe mit Ihnen, Exzellenz.

Berks (während er mit Baur gemeinsam durch den Vorsaal in großer Eile abgeht): Sehr dankbar ... ich will sofort Seine Majestät ...

Hirschberg: Und wir, wo gehen wir hin?

Mayerhöfer: Ja, wo gehen wir hin? Was fangen wir an?

Maurice: Kommen Sie herüber in den Bankettsaal, ich kann mir nicht denken, daß die Sache so schlimm ist.

Mayerhöfer: Aber wenn die Halunken am Ende hierherkommen, wenn sie uns finden?

Peißner: Wenn's Ihnen an den Kragen geht, lieber Herr Mayerhöfer, dann haben Sie wenigstens das erhebende Bewußtsein, daß Sie Herrn Singlspieler zu Ehren gefressen werden.

Xaver (mit beißendem Spott): Peißner, es tut mir ja leid für dich —

Peißner: Leid? Das wagst du mir zu sagen?

Xaver (immer herausfordernder): Du warst der Senior, jetzt mußt du das Präsidium abgeben beim Korps und — bei der Gräfin.

Peißner: Freiwillig niemals.

Xaver: Pfui! Wer wird sich seinen Kummer so merken lassen?

Peißner: Du tust so sicher, Singlspieler, als ob du den Raub schon in der Tasche hättest. Nimm dich in acht, daß du dich nicht verrechnest.

Xaver: Wieso?

Peißner (geifernd): Du meinst, weil dich die Gräfin mit schönen Worten gelockt hat, weil du einmal gut mit ihr gegessen hast, deswegen seist du ein Teufelskerl. Warte nur ein paar Tage, dann wirst du's selber merken: Zum Spielball hast du ihr gedient, und dann, wenn sie dich an ihren Triumphwagen gespannt hat, wirft sie dich weg wie eine ausgepreßte Zitrone.

Xaver (plötzlich ernüchtert): Lug und Trug!

Maurice: Meine Herren, meine Herren!

Peißner: Ich lebe etwas länger in diesem Hause als du!

Xaver: Und bist heute noch derselbe Schuft wie am ersten Tag. Belügst und bestiehlst die Gräfin. Ich aber glaube an sie. Das ist der Unterschied zwischen uns.

Peißner: Ha! Ha! Du glaubst an sie? So geh' in deinen Himmel ein!

Maurice: Herr von Peißner!

Xaver: Aber dich werf' ich vorher hinaus.

Maurice: Keine Szene mehr! Vorwärts, vorwärts, meine Herren, in den Bankettsaal hinüber. Die ganze Sache ist nicht so bedenklich. Musik! Musik! (Er hat schon während der ganzen Szene mehrere Herren nach links hinauskomplimentiert. Jetzt treibt er auch Peißner, Mayerhöfer, Hirschberg und Zeuler hinüber. Die Musik setzt bald darauf ein mit einer neuen Melodie.)

Lola (aus dem Speisezimmer in phantastischem Studentenkostüm. Enganliegende Kneipjacke der Alemannia in karmoisinrot mit goldenen Fangschnüren, grauseidenem Rock, der an der rechten Seite hochgerafft ist. Darunter Reitstiefel in Lackleder. Sie raucht eine Zigarette und tritt langsam heraus): Was gibt's? Wieder einen kleinen Skandal?

Xaver: Ich habe soeben Herrn Peißner die Türe gewiesen.

Lola (lässig): Warum?

Xaver: Weil er frech war gegen mich.

Lola: Und die andern?

Xaver: Sind mit ihm in den Bankettsaal gegangen.

Lola (wirft sich auf das Sofa): Es ist ein Gesindel.

Xaver: Wenn Sie das selbst sagen, erleichtert es mir die andere Mitteilung, die ich Ihnen noch zu machen habe.

Lola: Hu, so feierlich, so pathetisch!

Xaver: Das verlangt der Ernst der Sache.

Lola: Immer besser. Ich soll wohl schreckliche Dinge vernehmen?

Xaver: Je nachdem.

Lola: Allons, was gibt's?

Xaver: Eine Revolution.

Lola: Ah, das ist originell.

Xaver: Fassen Sie es nicht so leicht auf. Die Cherusker sind gegen die Residenz gezogen, das ganze Volk hinterher und — mein eigener Vater ist mitgegangen.

Lola (auf einmal interessiert:) Ihr — dein Vater? Das hast du gewußt und sagst es erst jetzt?

Xaver: Ich kam hierher, Sie nahmen mich freundlich auf, Sie setzten mich zu sich an die Tafel, da bracht' ich's nicht über die Lippen.

Lola: Aber warum denn? Eine Revolution macht immer Vergnügen, das bringt Leben und Abwechslung. Und nun gar wenn der Vater des neuen Seniors der Alemannia in eigener Person losschlägt! Ha, ha, ha!

Xaver: Sie nehmen es so leicht? Sie fürchten nichts?

Lola: Nichts auf der Welt.

Xaver: Lola, jetzt wo ich's heraus hab', fang' ich wieder zu leben an.

Lola: Chéri! Was bist du für ein aufgeregter Mann! Solche Dinge hab' ich hunderte erlebt und noch keine hat mir imponiert.

Xaver: Wissen Sie, daß Sie schöner als je sind? Ach, Lola, ich bete Sie an.

Lola (immer in der übermütigsten Stimmung): Also, sie nahmen es krumm, deine Freunde? Sie wollten nichts wissen von Größe und Freiheit? Sie schlugen los, als du's ihnen sagtest?

Xaver: Lassen Sie es. Jetzt, wo Sie so sind, ist es ja gleichgültig.

Lola: Sie haben sich gewundert, sie sind an die Decke gesprungen! Oh, ich seh' sie vor mir, diese Kleinbürger, diese Philister!

Xaver: Warum noch länger darüber nachdenken? Sie stehen über allen. Jetzt mögen die andern treiben, was sie wollen, die ganze Welt mag draußen zusammenkrachen, wenn ich nur Sie sehe, wenn ich nur Sie . . .

Lola (sehr kokett): Was?

Xaver: Sagen Sie mir's, was Sie mir heute morgen gesagt haben, hier an der Stelle.

Lola: Heute morgen?

Xaver: O, Sie wissen es, was ich meine. Sagen Sie mir's, (schneller) sag' mir's, daß du mich liebst.

Lola (mit entzückendem Ausdruck, aber durchaus spielerisch): Eh bien, je t'aime, je t'aime!

Xaver: In unserer Sprache sollst du's sagen.

Lola: Warum denn?

Xaver: Wenn ich dich bitte.

Lola (ungeduldig): Gut denn, ich liebe dich!

Xaver: Das klingt nicht schön, nicht weich, nicht innig.

Lola (entwindet sich seiner Berührung): Mon cher, nicht gar zu poetisch. Wir müssen an unsern Kommers denken.

Xaver: An den Kommers? Der ist aus. Der Minister ist in die Residenz geflohen, der Hauptmann in die Kasernen.

Lola: Mon dieu, solch eine Aufregung! Gleichviel, wir werden ihn ohne sie feiern.

Xaver: Muß denn das sein?

Lola: Heute lauter als je. Wir wollen ein bißchen zum Fenster hinausreden, wir wollen den Herren Revolutionären zeigen, daß wir uns nicht fürchten.

Xaver: Und ich soll präsidieren?

Lola: Wer sonst? Du bist jetzt Senior.

Xaver: Neben Peißner.

Lola: Was sprichst du immer von ihm?

Xaver: Er hat mir vorhin etwas gesagt, hier an der Stelle, ein abscheuliches Wort.

Lola: So laß ihn doch, er ist abgetan.

Xaver: Du schwörst mir's.

Lola: Schwören? Wenn du mir nicht so glaubst, was soll dann ein Schwur? Der ist doch nur da, um gebrochen zu werden.

Xaver: Das kann nicht dein Ernst sein?

Lola: Jetzt ohne Phrasen, mein Bester. Reich' mir den Schläger. (Sie sieht ihn kokett an.) Willst du mir ihn umlegen?

Xaver (legt ihr den Gurt von rückwärts um, plötzlich faßt er sie um die Taille): Lola ...

Lola: Nicht so fest — so, so ist es recht. Immer hübsch artig und ruhig. Jetzt gib mir den Hut.

Xaver (holt den Hut und setzt ihn ihr auf): Du hast mit Peißner gebrochen, ich glaub' dir's ohne Schwur, wie du willst. Aber jetzt, Lola, nicht wahr, jetzt gehörst du mir, mir ganz allein?

Lola (während sie die Handschuhe anzieht): Oui, mon cher, ich gehöre dir, ganz allein.

Xaver: Du sagst es so gleichgültig. Ach, Lola, wenn du wüßtest, wie mir ums Herz ist.

Lola: Ich weiß es, mein Bester, ich kenne die Kämpfe, die du durchgerungen, gut, sehr gut. Und jetzt, wo du ein freier Mann bist, wo alles hinter dir liegt, was Nacht und Nebel bedeutet, jetzt laß uns gemeinsam den Weg der Freiheit gehen. Komm, komm. (Man hört ganz in der Ferne einen zunehmenden Lärm.)

Xaver: Einen Augenblick laß uns noch bleiben.

Lola: Eh, warum? Hast du nicht auch den sehnlichen Wunsch, über alle das Zepter zu schwingen?

Xaver: Was liegt uns noch an denen? (Wilder.) Bleib' hier, hier bei mir, alles andre mag draußen vergehen, sie sollen die Residenz stürmen, sie sollen dem König die Krone herunterreißen. Was kümmert's uns, wenn wir beisammen sind, wenn wir ...

Lola: Horch! Es scheint ernst zu werden. (Der Lärm kommt näher.)

Xaver: Was jetzt auch kommt, mir ist es gleich.

Lola: Mir nicht. Ich habe keine Furcht, aber ich will es auch zeigen.

Xaver: Wozu das?

Lola: Hinaus! Wir müssen hinaus. Wir trotzen allem, was kommt, wir ziehen durch die ganze Stadt, durch den besoffenen Pöbel mitten durch, und weißt du wohin? Dorthin, wo unser Feind sitzt, zu den Cheruskern.

Xaver: Zum Marderbräu?

Lola: Dort wollen wir Kommers halten.

Xaver: Bist du vom Teufel besessen?

Lola: Das mag wohl sein. Vorwärts! Nimm deinen Schläger, nimm deine Mütze, wir gehen Arm in Arm wie zum Tanz.

Xaver: Hör' mich an, laß dir ein einziges, ruhiges Wort sagen. Du kommst nicht durch, 's ist alles zu spät, die andern haben die Übermacht.

Lola: Egal, ich haue mich durch.

Xaver: Nein, du tust es nicht. Als Freund sag' ich dir's, und du sollst mich als Freund kennen lernen. Heute morgen hast du verlangt, daß ich mit dir gehen soll bis ans Ende der Erde. Jetzt ist der Augenblick da. Lola! Himmel und Hölle mag mich verfluchen. Ich geh' mit dir wohin du willst.

Lola: Dann komm zum Marderbräu.

Xaver: Nein, hinaus in die Welt laß uns gehen, wohin, ist gleichgültig.

Lola (lachend): Was? Darauf hast du es abgesehen?

Xaver: Gehörst du mir oder nicht?

Lola: Dir oder nicht? Eh, sacré nom de Dieu, wenn du aller Tage gedenkst von Erschaffung der Erde bis zum jüngsten Gericht, dann magst du so fragen. Wir aber leben im Kriegszustand, wir leben von der Hand in den Mund, wie die Zigeuner.

Xaver: Komm mit mir, ich bitte dich.

Lola: Geh' mir mit deinen idyllischen Plänen oder scher' dich zum Teufel.

Xaver: Was soll das heißen?

Lola: Xaver Singlspieler, du fängst an mir lächerlich zu werden.

Xaver: Lola!

Lola: Weißt du was? Ich mache dir einen anderen Vorschlag: Du heiratest mich, da hast du volle Sicherheit. Da sitze ich hinter dem Ofen, ich, Lola Montez, ich stricke Strümpfe, ich bringe alle neun Monate ein Kind zur Welt, genau so, wie es dein Feverl getan hätte. (Der Lärm tönt jetzt einen Augenblick ganz nahe.)

Xaver: Nenn' diesen Namen nicht!

Lola: Laß die Gefühlskomödie.

Xaver (faßt sie beim Arm): Lola, an dieser Stelle hat mir der Peißner vorhin ein Wort gesagt, ein furchtbares Wort. Es ist mir durch alle Glieder gefahren.

Wenn's wahr ist, das Wort, wenn der Bursche ein einziges Mal' in seinem Leben nicht gelogen hat, wenn ...

Lola (die ihm nur halb zugehört hat, platzt jetzt, wo der Lärm stärker wird, los): Sie kommen, sie kommen!

Xaver (ganz herausgerissen): Wer ... wer kommt?

Lola: Die Rächer! Hörst du sie nicht?

Xaver: Lola, weich mir nicht aus.

Lola: Wie sie brüllen, wie sie toben! Das ist Musik für mein Ohr.

Xaver: Auf mich sollst du hören, mir sollst du Rede stehen.

Lola (eilt umher): Da, da, kommt es die Straße herauf ... dort auch ... aus allen Ecken kriecht es herbei. A, mes amis seid willkommen! Ihr sollt euer Teil haben, ihr sollt reichlich beschenkt sein. Voilà, voilà, voilà! (Sie hat das Fenster aufgerissen und wirft aus der Bonbonniere Hände voll Pralinés auf die Straße hinunter. Ein viehisches Geheul antwortet ihr.)

Xaver (reißt sie vom Fenster zurück): Hierher gehst du, zu mir. Und jetzt auf der Stelle gibst du mir Antwort auf meine Frage.

Lola (sucht sich von ihm loszumachen): Hinaus, hinaus auf die Straße!

Xaver: Bin ich dir nichts andres gewesen, hab' ich dir wirklich als Spielball gedient?

Lola: Allons, allons!

Xaver: Ja oder nein?

Lola (reißt sich von ihm los): Und wenn es so wäre?

Xaver: Dann — dann (ganz losgelassen) bring ich dich um!

Maurice, Mayerhöfer, Peißner (stürzen gefolgt von Hirschberg und Zeuler herein).

Hirschberg: Das Gesindel ist da!

Mayerhöfer: Die Fenster fliegen ein da hinten.

Peißner: Wenige Augenblicke noch, und der Pöbel wird ins Haus dringen.

Lola: Munter, munter, ihr Herren! Wir wollen den Herrschaften auf halbem Wege entgegenkommen.

Baur (stürzt von rechts durch den Vorsaal): Der Wagen des Ministers kam noch durch, ich selbst kam nicht mehr durch.

Lola: Aber ich werde durchkommen, capitaine.

Mayerhöfer: Sie sind verloren.

Lola (zieht den Schläger): Alemannia sei's Panier! Wir haben Kommers im Lager unserer Feinde, bei den Cheruskern.

Peißner: Bei den Cheruskern?

Lola: Wer geht mit mir?

Xaver (mit einem furchtbaren Blick auf sie und mit geballter Faust): Ich geh' dir voran. (Ab durch den Vorsaal.)

Peißner: Was will der Bursche? Er droht?

Lola: Jetzt keine Frage mehr. (Sie stürzt mit geschwungenem Schläger wie rasend dem Hintergrund zu.) Durch! Durch!

Die Andern (wanken ihr nach).

Vorhang.

Fünfter Akt.

Die Gaststube des ersten und dritten Aktes. Es ist Nacht. Auf dem Schenktisch und rechts Öllichter. Im Erker sitzt Wammerl. Er hat den Säbel zwischen die Beine geklemmt und schnarcht laut. Vor ihm steht sein Helm und ein Maßkrug. Genofeva sitzt hinter dem Schenktisch. Sie hat die Arme auf der Platte verschränkt. Nach einer Pause erscheint Abel von rechts mit einem Buben, dem Ministranten, der ein Paket trägt. Er nimmt erst Weihwasser, dann schaut er sich um und tritt zum Schenktisch.

Abel: Feverl!

Genofeva (richtet sich schwerfällig auf. Sie ist ganz schmerzzerrissen): Ja, Herr Kurat.

Abel: War der Singlspieler noch nicht da?

Genofeva: Der — Singlspieler . . . der alte Singlspieler, nein, der war no net da.

Abel: Hast du auch nichts gehört von ihm?

Genofeva: Was soll ich denn g'hört haben?

Abel: Ich meine, wie's ihm gegangen ist, drinnen in der Residenz?

Genofeva: Kei Wort, Hochwürden. (Sie fällt wieder in ihre alte Stellung zurück.)

Abel: Bleib' doch nicht immer sitzen auf demselben Fleck.

Genofeva: Was soll ich denn anfangen?

Abel: Herumgehen sollst du, arbeiten sollst du, dann kommst du schon auf andre Gedanken.

Genofeva: Wenn ich nur könnt'!

Abel: Der Mensch kann alles, was er will. Und was er nicht kann, da muß er Gott bitten, daß er ihm die Kraft dazu verleiht.

Genofeva: Da darf mir unser Herrgott schon viel Kraft verleihen, Hochwürden. Was i durchg'macht hab' die vierundzwanzig Stunden!

Abel: Nur nicht verzweifeln. Es wird ein Trost kommen vom Himmel. Und den ersten, den bring ich dir selber. (Er weist auf das Paket.) Da schau her.

Genofeva: Was ist denn des?

Abel: Als der Peißner euch untreu geworden ist, habe ich deiner Mutter sofort gesagt, sie soll das Haus ausweihen lassen, damit der Geist der Sünde von dannen geht. Sie hat's nicht getan. Die Konsequenzen hat sie erlebt. Jetzt ist's höchste Zeit, daß wir's nachholen.

Genofeva: Sehr freundlich, Hochwürden, es wird a ganz gut sein gegen die Sünden, die reintragen worden sind, aber, was mir das für ein Trost sein soll, des seh i net ein.

Abel: Mit der Zeit wirst du's schon merken. Was da herinnen Gutes geschieht, das erstreckt sich weiter durch die ganze Stadt, bis in das verrufene Haus, zum Xaverl.

Genofeva: Mir soll's recht sein, Herr Kurat.

Abel: Beten, beten und noch einmal beten, was anderes hilft jetzt nimmer. Wo kann ich mich ankleiden?

Genofeva (weist auf die Tür vor dem Schenktisch): Da drin, Herr Kurat.

Abel: Dank schön. (Er winkt dem Ministranten, hineinzugehen, zu Genofeva.) Wo ist deine Mutter?

Genofeva: Die Mutter is fort in d' Stadt gangen.

Abel: In die Stadt? Was tut sie denn jetzt in der Stadt?

Genofeva: Sie hat g'sagt, sie muß sich die Gaudi in der Näh' anschaun.

Abel: Deine Mutter ist manchmal eine sehr merkwürdige Frau. Na, warten wir ab, bis sie wiederkommt, dann holen wir auch noch das ganze Hausgesinde zusammen und beten gemeinsam zu unserm Herrgott, daß er uns —

Wammerl (ist aufgewacht und gähnt laut): U—a—ah!

Abel: Was ist denn da los?

Wammerl: Herrgott, so a Wach is der fad!

Abel: Na, besonders haben Sie sich gerade nicht angestrengt bei der Wache, Herr Wammerl.

Wammerl: Sie haben gut reden, Hochwürden. Brauchen net sitzen bleiben da herin ins Ungewisse, vielleicht a paar Tag.

Abel: Es muß ja doch bald zu End' sein. Haben Sie auch nichts gehört?

Wammerl: I bin froh, bal i nix hör —

Abel: Einen Zwischenfall hat's nicht gegeben?

Wammerl: Wär mer a no lieber, bal mer a no Schererei hätt' mit derer G'schicht.

Abel: Wenn man nur grad' wüßt', wie's in der Stadt verlaufen ist? Ich mein', was die Bürger ausgerichtet haben oder sonst was.

Wammerl: Was werden s' ausgericht't haben? Nix, gar nix. Bestenfalls das eine: d' Lola Montez schmeißt ma naus, a anders Weibsbild laßt ma rein. Alleweil dieselbe Mehlsuppen.

Abel: Diesmal glaub ich's nicht recht, Herr Wammerl.

Wammerl: Ah, mei, hören S' mer auf. Unser Staatswesen is morsch bis in die Knochen. Feverl, geben S' mer no a Maß.

Genofeva (holt den Krug und füllt ihn).

Wammerl (unbeirrt fortfahrend): Morsch bis in die Knochen. Und eh wir uns net alle mitanander erhebn wie ein Mann, wie ein Mann sag i, eh wird's a net besser.

Abel: Sie können's ja tun, es hindert Sie niemand.

Wammerl: I wart a bloß a passende Gelegenheit ab. Sobald i die find, schmeiß i der ganzen Sippschaft mein' Säbel hin und sag, wißt's was: Ihr könnt's mi alle mitanander gern haben, ihr könnt's mir 'n Buckel rauf und runterrutschen, i mag nimmer!

Abel: Warten Sie nur nicht zu lang mit dem Entschluß.

Wammerl: Vielleicht tu i 's heut noch. Übrigens, da draußen kommt der alte Singlspieler.

Abel: Nun, endlich, endlich!

Singlspieler (in altväterlichem Frack, hohem Zylinder und schwerem Mantel, streckt erst den Kopf durch die Türe): Is die Lunglmayerin da?

Genofeva: Na, Vater Singlspieler.

Singlspieler: Dann geh' i rein.

Abel: Ich hab' Sie schon mit Schmerzen erwartet.

Singlspieler: Ich hätt' schon lang' kommen können, aber i hab' mir denkt, ob so, ob so, die G'schicht hat ja doch kein Zweck.

Abel: Wieso? Reden Sie mal. Wie war's denn? Wie ist's denn?

Singlspieler: Was?

Abel: Was? Was? Sie fragen mich noch? Sie haben doch was erlebt, Sie waren doch beim König. Wie ist die Audienz verlaufen?

Singlspieler: Des kann i selber net sagen.

Abel: Ja, Mensch, haben Sie denn den Verstand verloren wie Ihr Sohn? Sie müssen doch noch was wissen.

Singlspieler: I weiß was, und i weiß nix mehr.

Abel: Ja, haben Sie denn nicht gesagt, was ich Ihnen gesagt hab', daß Sie sagen sollen?

Singlspieler: Des hab' i g'sagt.

Abel: Wort für Wort?

Singlspieler: Ob's grad' Wort für Wort a so war, des weiß i a nimmer. Aber jedenfalls, g'sagt hab' i was.

Abel: Na, und er, was hat er gesagt?

Singlspieler: Wer?

Abel: Nun, der König!

Singlspieler: Nix hat er g'sagt, gar nix, kei Sterbenswörtl net, bloß ang'schaut hat er uns alle, aber scho so fuchsteufelswild, daß i froh war, wie i wieder draußen war.

Abel: Nun, und nachher?

Singlspieler: Nacher? Ja, nacher is einer kommen im Vorzimmer draußen. Viel Orden hat er ang'habt und an goldg'stickten Kragen. Der hat g'sagt zu uns: „So jetzt geht S' nur wieder heim, alle miteinander. Wenn S' euch recht ruhig verhalt's, nacher wird die Universität möglicherweis' wieder aufg'macht,“ hat er g'sagt.

Abel: Und die Lola?

Singlspieler: Von der Lola war weiter kei Red' net.

Abel: Keine Red' net? Ja ... ja ... (Er ringt nach Worten.) Ja für was waren Sie denn dann in der Residenz?

Singlspieler: Des weiß i selber net.

Abel: Nur böse Blicke? Mehr hat Ihnen der König nicht gegeben?

Singlspieler: Ja, meinen S' am End', er hat Bock und Bratwürscht auffahren lassen?

Abel (außer sich): Es ist doch unglaublich.

Singlspieler: Stellen Sie Eahna mal vor 'n König hin, steigen S' 'nauf die Treppen und die weiten Gäng', wo alles auf d' Zehen geht, warten S' nacher zwei volle Stund', bis mer Eahna endlich erlaubt, daß S' niederknien vor der Majestät, nacher woll'n mer amal abwart'n, ob S' no so daherreden.

Abel (läuft wütend umher): Also alles umsonst.

Wammerl (immer in seiner Ecke): Was i g'sagt hab'.

Singlspieler: Es tut mer recht leid, daß S' net besser mit mir z'frieden sind, Herr Kurat. Aber des dürfen S' mer glauben, den größern Kummer hab' scho i z'tragen.

Abel: Möcht' ich wissen, wie?

Singlspieler: No, mit mei'm Bub'n. Wer stellt mir 'n denn wieder z'samm, daß i mi seh'n lassen kann damit vor anständige Leut'?

Abel: Das wird sich finden, sobald wir Ihren Sohn einmal wieder haben. Vorerst können wir nichts machen als beten und ausweihen.

Frau Lunglmayer (von rechts mit Hut und großem, langem, türkischem Shawl ist während der letzten Worte eingetreten): Ausweihen wollen S', Herr Kurat? Des wird viel helfen gegen die Lola.

Abel: Es wird helfen, Frau Lunglmayer.

Frau Lunglmayer (indem sie ablegt): Meinetwegen können Sie's tun, es hilft nix, es schad't nix. (Da Singlspieler sich drücken will.) Brauchst net weitergeh'n, Singlspieler. I bin dir nimmer bös. In der Stadt drin geht's der zu wie in 'm Kaschperltheater auf der Oktoberfestwies'n. Und so viel Dummheiten machen die Leut', daß 's auf die deinigen wahrhaftig a nimmer ankommt.

Genofeva (nähert sich Frau Lunglmayer): O, Frau Mutter! (Sie bricht in lautes Schluchzen aus.)

Frau Lunglmayer (legt den Arm um sie): No, no, sei nur gut.

Genofeva: Was der Xaverl mir an'tan hat, vergiß i meiner Lebtag net.

Frau Lunglmayer: Mei, Feverl, 's Leben is lang.

Genofeva: Um so schlimmer für mich.

Frau Lunglmayer: Tu di nur trösten. Wenn d' Mannsbilder im Leben a amal neben'nausgeh'n, das macht net so viel. D' Hauptsach' is, daß s' jedesmal wiederkommen.

Singlspieler: Lunglmayerin, is des dei Ernst?

Genofeva: O, mei, es hilft ja do nix, der Xaver kommt nimmer wieder.

Frau Lunglmayer: Wollen wir's erst amal abwarten.

Genofeva: Ja, und wenn, i bitt' Sie, Frau Mutter, ich will 'm Vater Singlspieler net z'nah treten, aber i kann mi do nimmer mit ihm seh'n lassen, i kann doch so 'n Menschen nimmer heiraten.

Frau Lunglmayer: Auf der Welt wird all's net so heiß g'essen, wie's 'kocht wird. Des kannst dir merken.

Singlspieler (ganz bewegt): I dank' dir, Lunglmayerin, i dank' dir.

Genofeva: Aber wer sich mit der Lola Montez eing'lassen hat . . .

Frau Lunglmayer: Wär' dir a andre lieber g'wesen? (Da Genofeva schweigt.) Na also, nacher mußt den Namen auch net so breitspurig aussprechen, wie der Patzi, der damische, der Revolutionär da, no der . . .

Eisenkopf (von rechts): Bitte sprechen Sie nur aus, Mutter Lunglmayer, ich habe gehört, daß Sie auf mich schimpfen.

Frau Lunglmayer: Bal Sie's wissen wollen, nacher sag' ich's Eahna offen: Ja, auf Sie hab' i g'schimpft.

Eisenkopf: Ist es meine Schuld, wenn Ihr Schwiegersohn zum Verräter geworden ist?

Frau Lunglmayer: Ja, Ihre Schuld.

Eisenkopf (lacht): Dann trag' ich wohl auch die Verantwortung dafür, daß Nero Rom in Brand gesteckt hat, oder daß Ludwig der Sechzehnte ein Dummkopf war?

Frau Lunglmayer: Reden S' net so g'schwollen daher! Denken S' dran, was der Xaver meiner Tochter an'tan hat.

Singlspieler: Was er mir an'tan hat.

Eisenkopf: Euch! Euch! Immer euch! Aber, was er dem Korps angetan hat, seiner alten Cheruskia, unserer Ehre!

Frau Lunglmayer: Hören S' mer auf.

Eisenkopf (läßt sich auf einen Stuhl fallen und senkt den Kopf in beide Arme): Daß ich das noch erleben mußte, diese Schande, diese Schmach, daß ich deshalb herüberfahren mußte über den Ozean, um's mit eigenen Augen zu sehen, wie mein Xaver, mein Leibfuchs — ah, ihr guten Leute, als ich das erfuhr in dem Augenblick, wo ich den höchsten Triumph meines Lebens begehen, wo ich mit wuchtiger Faust das wurmstichige Königtum zertrümmern wollte, da dacht' ich, ich müßte in den Boden sinken, zehn Klafter tief oder noch tiefer.

Frau Lunglmayer: Wären S' nur 'nunterg'sunken, alle mit anander, die den Spektakel g'macht haben. Der Herr Kurat kann sich's auch merken.

Abel: Frau Lunglmayer —

Frau Lunglmayer: San S' nur ganz stad.

Eisenkopf (richtet sich wieder auf): Aber jetzt ist's auch vorbei damit. Fort mit dem Schmerz, jetzt kommt die Nemesis.

Frau Lunglmayer: Was kommt?

Eisenkopf: Der Xaver ist dimittiert cum infamia.

Frau Lunglmayer: Des wird er ertragen können.

Eisenkopf: Ist erst noch die Frage. Denn auch die Cherusker werden sich besinnen, bei einer Wirtin noch länger ihr Bier zu trinken, die einem solch ehrvergessenen Manne das Wort redet.

Frau Lunglmayer (kommt ins Feuer): Was? Was werden die Cherusker? Die werd'n mir z'erst ihre Schulden zahl'n, oder i pfänd' eahna alle Pfeifenköpf, alle Hemeder, alle Unterhosen und alle Krawatteln, soweit s' überhaupts no oa haben.

Eisenkopf: Etwas sachter, wenn ich bitten darf.

Frau Lunglmayer: Nir da, Herr Eisenkopf. Was haben S' denn so Großartiges vollbracht? A saudumme Revalation haben S' ang'fangt. Und jetzt möchten S' hinterher no aufdrahn und 'n Protzen spielen?

Eisenkopf: Ich verbitte mir diese Sprache.

Frau Lunglmayer: Auf der Stell' verlassen S' mei Lokal! (In der Ferne hört man einen Lärm.)

Eisenkopf: Ich verlasse es nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Dann vielleicht, wenn mich die andern holen, Mutter Lunglmayer, dann geh' ich freiwillig. Aber dann werden Sie's wohl bereuen.

Frau Lunglmayer: Was soll denn des heißen?

Eisenkopf: Hört sie den Lärm? Weiß sie, was er bedeutet? Der Donner der Revolution ist es, und damit, Mutter Lunglmayer, kann ich's Ihnen endlich sagen: Mein Werk ist getan! Die Majestät des Königs hat der Majestät des Volkes weichen müssen!

Abel: Was Sie nicht sagen!

Eisenkopf: Jawohl, mein wackerer Herr Seelsorger. Merken Sie sich's, sagen Sie's Ihren Beichtkindern: Die Aufklärung hat gesiegt!

Abel: Aber, wie ist denn das gegangen?

Eisenkopf: Die Angst! Die Angst hat den Tyrannen zu Boden geworfen. Er mußte nachgeben. Für immer ist die Gräfin Landsfeld aus dem Lande verbannt, und jetzt in diesem Augenblick befindet sie sich bereits auf der Flucht nach der Grenze!

Xaver (von rechts, ohne Kopfbedeckung, ganz aufgelöst): Ein Messer! Ein Messer her! Gebt's mir ein Messer!

(Die Anwesenden fliegen nach allen Seiten mit Ausnahme von Wammerl, der sich erst in der nun folgenden Szene langsam erhebt.)

Singlspieler: Ja, was is denn jetzt des?

Abel: So auf einmal ist er da?

Genofeva: Xaverl, Xaverl, wo kommst d' denn her?

Xaver: Feverl, Du bist ja am Schenktisch, ich bitt' dich, gib mir ein Messer.

Eisenkopf: Mach', daß du nauskommst aus diesem Haus!

Frau Lunglmayer: I hab da herin zu befehlen, der Xaverl bleibt da.

Xaver: Gebt's mir ein Messer, ich bitt' euch noch einmal drum.

Singlspieler: Ja, was willst d' denn mit dem Messer?

Xaver: Umbringen will ich sie.

Frau Lunglmayer: Wen denn?

Xaver: Die Lola Montez!

Abel: Die ist ja fort von München.

Xaver: Haha, fort! Was ihr meint! Die Lola geht überhaupt nie mehr fort, sie bleibt da bis in alle Ewigkeit. Und jetzt, jetzt kommt sie die Straßen herauf, dicht hinter mir, daher, da 'rein zu uns, zu euch!

(Ein wilder Schrei geht durch die Anwesenden.)

Wammerl: Ruhe! Ruhe!

Abel: Phantasieren Sie nicht? Ist denn das möglich?

Xaver: Beim Satan ist kein Ding unmöglich. Ich hab's erfahren, ich hab's gebüßt, und jetzt zahlt sie mir's heim mit Zins und Zinseszinsen. (Er fällt auf einen Stuhl.)

Genofeva: Vater im Himmel, was fangen wir an?

Frau Lunglmayer: Nur kalt, nur kalt!

Abel (zu Eisenkopf): Wenn's wahr ist, was er da sagt — gehen Sie 'naus, sammeln Sie die Leute, damit sie 's forttreiben.

Wammerl: I bin a no da, wenn's grad' not tut. Werd'n mer scho schaun. (Mit Eisenkopf rechts ab.)

Frau Lunglmayer: Xaverl, nimm deine fünf Sinn' z'samm', red' deutlicher. (Sie will ihm die Hand auf die Schulter legen.)

Xaver: Rühren Sie mich nicht an, Mutter Lunglmayer, ich bin ein unehrlicher Mensch.

Genofeva: Ist ja net wahr.

Xaver: Feverl, geh' weg. Ihr habt nix mehr mit mir gemein, ihr dürft nix mehr mit mir gemein haben, und 's ist auch ganz recht so.

Singlspieler: Wir woll'n dir all's verzeih'n, nur nimm n' Verstand an.

Xaver: Keine Verzeihung, keine Rührung. Ich wollt' nichts mehr haben von euch, nur ein Messer, ihr habt mir's nicht gegeben. Gut, jetzt geh' ich da hinein (gegen die Kneipstube) und lad' mir eine von den alten Mensurpistolen. (Er stürzt in das Kneipzimmer ab.)

Frau Lunglmayer: Xaverl, mach' keine Dummheiten. (Sie eilt ihm nach und postiert sich vor der Kneipstubentür. Der Lärm von außen, der seit Eisenkopfs Ansprache an Frau Lunglmayer immer stärker gewachsen ist, schwillt jetzt noch mehr an.)

Abel (macht ein Kreuz): Steh uns bei, sie kommt wirklich. (Er zieht sich gegen die Tür vor dem Schenktisch zurück und tritt dann hinein.)

Singlspieler: Wenn der Teifel selber daherkommt, da mag ein andrer dableiben.

Genofeva: Vater Singlspieler, i geh' mit.

(Beide durch die vordere linke Tür ab, Abel nach.)

Frau Lunglmayer (allein vor der Kneipstubentür): Alle laufen s' davon, alle reißen s' aus, so lang s' Füß' haben. I bleib am Fleck! I hab' die Lola Montez meiner Lebtag net g'fürcht, i fürcht' s' a jetzt net, und wenn hinter ihr das ganze b'soffene München und das ganze Königreich Bayern mit Maßkrüg' und Radifetzen dahermarschiert.

(Der Lärm ist inzwischen noch stärker geworden. Jetzt tönt vor dem Hofe ein lauter Schrei zahlloser Menschen. Gleich darauf stürzen der Reihe nach Peißner, Baur und Hirschberg von rechts herein. Sie sind bleich und abgehetzt, Peißner ohne Kopfbedeckung, die leere Scheide des Schlägers an der Seite, Baur ohne Säbel, den Helm schief auf dem Kopfe. Gleich nach ihnen erscheint Maurice im Reiseanzug, Zylinder, ein Köfferchen in der Hand; hinter ihm Lolas Kammerfrau, den goldenen Käfig mit dem Kakadu in der Hand.)

Peißner: Die Kerle haben mich halb zerrissen.

Hirschberg: Mich auch!

Baur (deutet auf den Kopf): Da schauen Sie her! Da hat mich ein Stein getroffen.

Peißner: Eine wahnsinnige Idee von der Gräfin!

Baur: Der ganze Hexensabbat ist losgelassen.

Hirschberg: Wo ist denn der Mayerhöfer?

Maurice: Der ist auf und davon.

Baur: Der war der Gescheitere.

Hirschberg: Und der Singlspieler?

Peißner: Geht uns der Schuft etwas an?

Baur: Der ist schuld an der ganzen Geschichte.

Peißner: Er und die Gräfin. Aber lassen Sie sie nur kommen, alle beide, ich stelle sie zur Rede, ich werd' ihnen ...

Wammerl (von rechts): Platz! Platz für Seine Exzellenz! (Gemütlich wie immer geleitet er Berks herein und entfernt sich dann wieder.)

Berks (in höchster Erregung): Wo ist die Gräfin?

Peißner: Ja, wo ist die Gräfin? Das fragen wir selber. Erst hat sie uns alle hierhergetrieben. Wo sie jetzt ist, weiß der Kuckuck.

Maurice: Die Frau Gräfin ist auf die Seite geworfen worden. Wie sie durchkommen soll, bleibt mir rätselhaft.

Berks: Aber ich muß sie sprechen. Eine Sache von Wichtigkeit, eine allerhöchste Botschaft!

Peißner: Wenn's gar so wichtig ist, dann warten Sie hier, wir warten ebenfalls, bis wir verfaulen.

Frau Lunglmayer (immer vor der Kneipstubentüre, wo sie die Arme nach rückwärts vor die Türe gelegt hat, spricht ruhig und gemessen): Herr Peißner, warten S' net, machen S', daß S' fortkommen, i rat's Eahna im Guten.

Peißner: Was haben Sie mir zu sagen?

Frau Lunglmayer (eindringlicher): Da herin ist der Xaverl. Der is g'fährli, i sag's Eahna noch amal, machen S', daß S' fortkommen.

Baur: Sie hat recht. Gehen wir!

Hirschberg: Freilich, was haben wir noch da zu tun?

Baur (indem er sich zum Ausgang wendet): Der Bürgerwehrleutnant hält zu uns, er muß uns durchbringen. (Der Lärm vor dem Hofe, der inzwischen nachgelassen hatte, schwillt wieder zu einem fürchterlichen Schrei an, noch viel stärker als beim Auftreten Peißners und der andern, dann bricht er jäh ab.)

Lola (tritt Baur und Hirschberg von rechts entgegen, den Schläger in der Hand. Ihr Kleid ist zerfetzt, die Fangschnüre hängen herunter, die Feder am Hut ist geknickt. Sie ist totenbleich, hält sich aber mit letzter Kraft noch aufrecht und stößt Baur zurück): Nein, capitaine, Sie bleiben. (Zu Hirschberg.) Und Sie bleiben auch. Ihr alle bleibt, bis ich selber gehe.

Berks (tritt zu ihr): Dann muß ich Sie bitten, das gleich zu tun.

Lola: Wer kann mir befehlen?

Berks: Seine Majestät! Ja, Frau Gräfin, so leid es mir tut, Ihnen das melden zu müssen: Die Revolutionäre haben etwas erreicht.

Lola (grimmig lachend): Vielleicht mein Todesurteil?

Berks: Keine Scherze jetzt, wenn ich bitten darf.

Lola: Nun, so sagen Sie mir's doch, was Sie sich nicht zu sagen trauen. 's ist wahr: Der König hat dem Pöbel nicht standgehalten, er hat —

Berks (würgt es heraus): Sie müssen auf der Stelle die Stadt verlassen.

Lola (schreit furchtbar auf und läßt den Schläger fallen).

Peißner: Ist's möglich?

Berks (zu Lola): Hören Sie mich an. Seine Majestät lassen Ihnen sagen, daß sie Ihnen nach wie vor in höchsten Gnaden gewogen bleiben ...

Lola: Aber daß sie mich gleichzeitig in höchsten Gnaden zur Türe hinauswerfen?

Berks: Es handelt sich nur um einige Zeit! So lange sollen Euer Gnaden in ländlicher Stille leben.

Lola: Ah, so!

Berks: Dann wird sich alles beruhigen.

Lola: Parfaitement.

Berks: Man gibt den Bürgern etwas anderes zu denken —

Lola: Weil sie sonst nichts zu denken haben —

Berks: Und vor allem: man öffnet wieder die Universität.

Lola: Nein, nein, das nicht.

Berks: Das ist unumgänglich.

Lola: Nein und dreitausendmal nein! Ihr habt sie geschlossen aus Angst für euch, gegen meinen Willen, jetzt aber, wo ihr alle davonlauft, soll sie in meinem Namen geschlossen bleiben.

Berks: Was? Sie wollen noch kommandieren?

Baur: Lächerlich! Sie sind verbannt.

Hirschberg: Uns haben Sie mit ins Verderben gezogen.

Peißner: Mach', daß du 'nauskommst.

Lola (entwindet sich ihnen mit einer energischen Bewegung): Ich bleibe!

Frau Lunglmayer (die sich mit dem ganzen Körpergewicht gegen die Türe stemmt): Frau Gräfin, i bin a einfache Frau, net mehr und net weniger. I rat's Eahna im guten. (Weist nach links.) Da is die Hintertür, machen S', daß S' fortkommen!

Lola: Ich habe dem Xaver Singlspieler versprochen, zu kommen. Da bin ich. Wo ist er?

Xaver (pocht von innen an die Türe): Lola, Lola!

Lola: Ah, da kommt er!

Frau Lunglmayer: Gehen S' fort, es gibt a Malör!

Maurice (tritt zu Lola): Frau Gräfin, die Welt ist weit. Wir haben immer noch Glück gehabt, haben immer noch einen Unterschlupf gefunden. Kommen Sie, kommen Sie!

Lola: Und wenn ihr euch vor mir auf den Boden kniet, wenn ihr mir die Fetzen vom Leibe reißt, ich bleibe!

Xaver (von innen): Raus! raus! (Das Geschrei draußen tönt ganz nahe, man hört die Menge in den Hof stürmen.)

Baur: Das Militär gibt nach! Weiter! Weiter! (Eilt durch die hintere Türe links ab.)

Berks (zu Lola): Tragen Sie die Folgen allein. (Baur nach, ab.)

Hirschberg: Adieu, Lolamannia! (Berks nach, ab.)

Peißner: Hol' dich der Teufel samt deinem Xaver. (Hirschberg nach, ab.)

Lola: Ah, ihr Hunde, ihr Memmen! Fluch und Schande über euch alle!

Frau Lunglmayer (die die Türe kaum mehr halten kann): Frau Gräfin, in bin a einfache Frau, net mehr und net weniger ...

Lola: Ha, ha!

Frau Lunglmayer: I rat's Eahna im guten ...

Xaver (von innen): Lola, Lola! (Er stemmt die Türe etwas weiter auf.)

Lola: Da ist der letzte der ganzen Gesellschaft! Dann kann ich ihm noch den Abschiedsgruß entgegenschleudern: Ihr alle seid meine Puppen gewesen. Wo ich euch hingestellt habe in diesem Komödienspiel, habt ihr tanzen müssen. Auch mit dir, mein guter Xaver, hab' ich mein Spiel getrieben; auch dich hab' ich zum besten gehabt. Und jetzt, wo's vorbei ist, spei ich der ganzen Welt in die Fratze! (Wahnsinniges Geheul im Hofe.)

Maurice (faßt Lola entschlossen um den Leib und reißt sie zur hinteren, linken Türe hinaus).

Die Kammerfrau (mit dem Kakadu, die bis jetzt hilflos in einer Ecke gestanden, taumelt nach. Im selben Augenblick zerbrechen die Fensterscheiben. Steine fliegen in das Zimmer).

Frau Lunglmayer (ihrer selbst nicht mehr mächtig, läßt los).

Xaver (plumpst heraus und schießt mit blinder Wut in die Luft).

Hemersbacher (erscheint gleichzeitig als erster in der Mitte des Erkers): Wo is 's? Wo is 's, des Luader? (Hinter ihm stürzt alles mögliche Volk nach.)

Singlspieler (von links): Wo is 's? Wo is 's?

Wammerl (von rechts): Wo is 's? Wo is 's? (Hinter ihm kommt Wackernagel mit den Cheruskern herein.)

Genofeva (von links): Wo is 's? Wo is 's?

Xaver (in der Mitte der Bühne, mit starrem Ausdruck): Fort is 's, fort! (Er läßt die Pistole fallen, und schlägt die Hände vor die Augen.)

Frau Lunglmayer: Fort is 's und kommt nimmer wieder.

Eisenkopf (der den andern von rechts nachgefolgt ist, tritt in den Vordergrund.) Mitbürger, Freunde, Münchener, hört mich an!

Volk, Cherusker, Hemersbacher: Hurrah! Hurrah! Hoch der Eisenkopf.

Eisenkopf (ist von rechts auf einen Stuhl gestiegen): Wir stehen am Ziel, wir haben erreicht, was wir gewollt haben.

Hemersbacher (nicht zustimmend): D' Fensterscheiben san eing'schmissen.

Wackernagel: Die Universität wird wieder aufgemacht!

Wammerl: Die Lola is draußen!

Singlspieler: Und der Xaverl is wieder da!

Genofeva (tritt zu Xaver): Xaverl!

Frau Lunglmayer (ebenso): Xaverl!

Wackernagel (ebenso): Xaverl!

Eisenkopf: So laßt uns den Triumphgesang anstimmen. Der Feind ist vertrieben, der neue Geist zieht durch die Welt. Die Nacht entwich, im Osten dämmert die Morgenröte! (Ihm gegenüber tritt aus der vorderen, linken Türe im selben Augenblicke Abel mit dem Weihwasserwedel in der Hand. Er trägt weißen Chorrock und schwarzen Kragen mit Stola. Voran geht, ebenfalls im Chorrock und Kragen, der Ministrant mit dem qualmenden Weihrauchfaß.)

Frau Lunglmayer (tritt zu Eisenkopf. Ganz ruhig, aber bestimmt): Herr Eisenkopf, steigen S' 'runter. Machen S', daß S' weiter kommen, ja, ja, gehen S' nur, 's ist das beste, was S' machen können.

(Während sie sich Xaver zuwendet, geht Eisenkopf achselzuckend mit Zeichen der Entrüstung dem Hintergrund zu. Abel tritt ebenfalls zu Xaver und bespritzt ihn mit Weihwasser, während der Ministrant von der andern Seite das Rauchfaß schwenkt.)
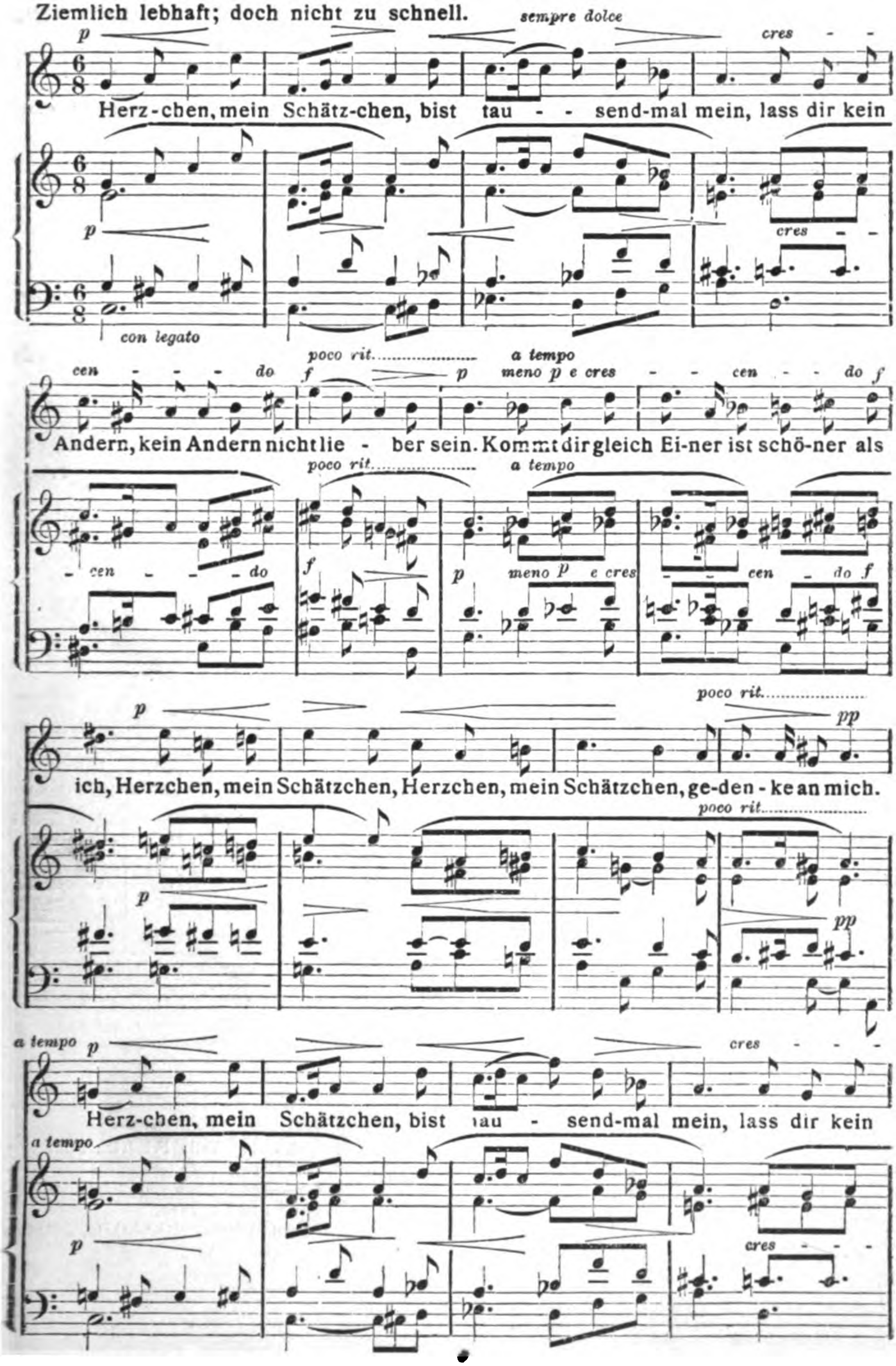
Vorhang.
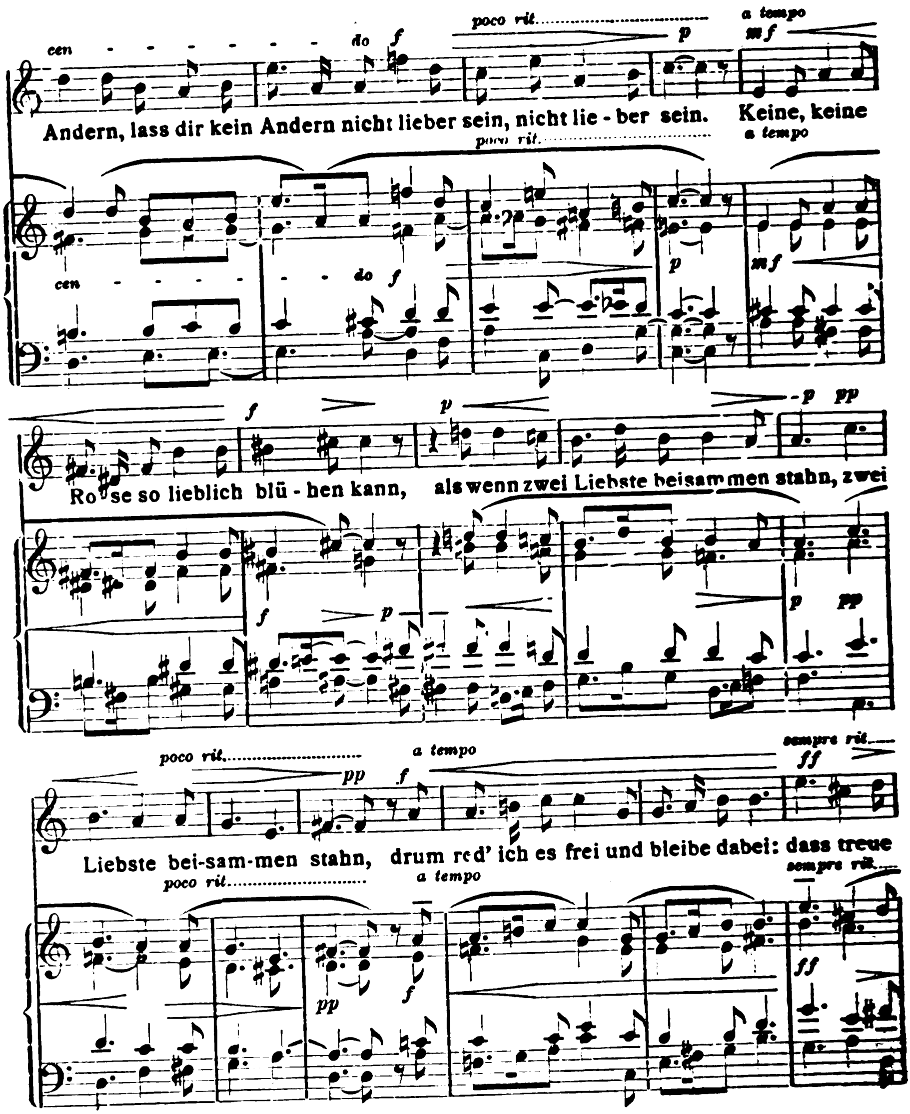
Minnelied.
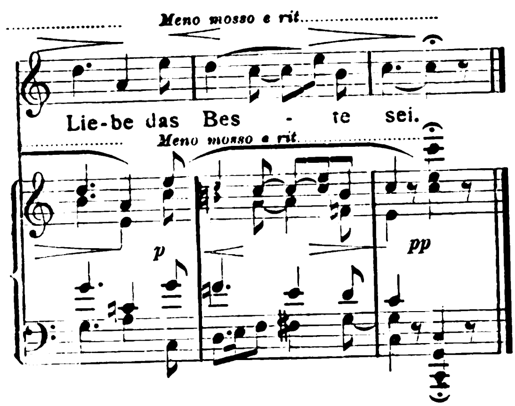
(Altdeutsch.) Komponiert von Max Reger.

Aus der demnächst erscheinenden 2. Reihe der „Schlichten Weisen" (op. 76)
(Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte bei Lauterbach & Kuhn in Leipzig.)

Ziemlich lebhaft; doch nicht zu schnell.







Verantwortlich:
für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg,
für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München,
für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Die politische Mattigkeit der Gebildeten.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Hat der einzelne Staatsbürger politische Pflichten? Wir sprechen nicht davon, dass er die Pflicht hat, Steuern zu zahlen, sich vor Gesetzesübertretungen zu hüten, und sich, wenn er zum Heeresverband gehört, der Vaterlandsverteidigung zur Verfügung zu stellen, denn diese „Pflichten“ sind Leistungen, die im Notfalle von ihm erzwungen werden. Wer sich ihnen entzieht, lernt den Staat als die den Einzelwillen zerbrechende Gewalt kennen. Es ist also keine besondere Moral dazu nötig, um im Sinn des Ausweichens vor Strafen ein guter Staatsbürger zu sein. Die Frage, die wir besprechen wollen, beginnt erst jenseits der erzwingbaren Leistungen. Ist der Staatsbürger moralisch verpflichtet, für den Staat mehr zu tun als er muss?

Diese Frage ist scheinbar eine bloss akademische Angelegenheit, aber in ihr liegt ein grosses praktisches Problem. Wenn nämlich die Mehrzahl der Bürger zu der Auffassung gelangt, dass sie für den Staat nur das Notwendige und Erzwingbare zu tun haben, dann verlieren alle diejenigen politischen Einrichtungen, die auf staatsbürgerliche Freiwilligkeit aufgebaut sind, ihren Sinn und Zweck, dann ist es nur konsequent, den alten Beamtenstaat wiederherzustellen, in dem Ruhe und Gehorsam die einzig wirklichen Pflichten nicht des Staatsbürgers sondern des Untertanen waren. Mit anderen Worten: alles, was der Liberalismus im Laufe eines Jahrhunderts geschaffen hat, wird wertlos, wenn die Menschen fehlen, die der Selbstverwaltung und dem parlamentarischen Wesen Leben und Saft geben. Das sind aber die Menschen, die sich auch ohne Beamtenstellung für öffentliche und politische Angelegenheiten praktisch und tatkräftig interessieren und eine politische Pflicht in dem vorhin bezeichneten Sinne anerkennen.

Man denke an unsere städtischen Körperschaften! Da sind Wahlrechte und Ehrenämter. Was aber nützen sie, wenn niemand Lust hat, Stadtverordneter oder unbesoldetes Ratsmitglied zu werden? Ich traf neulich den Vorsitzenden eines kommunalen Vereins, der von Strasse zu

Strasse lief, um einen halbwegs tüchtigen Mann zu finden, den er für den 23. Bezirk als Stadtverordneten vorschlagen könnte. Ich fragte ihn: ist denn die Wahl so unsicher, dass deshalb niemand will? Er antwortete: nein, im Gegenteil, die Wahl ist totsicher, wir haben dort die Majorität und wollen alle Agitation übernehmen; der Betreffende braucht sich nur einmal dem Volke zu zeigen! Bei wem waren Sie? Bei Professor X. von der Universität. Er hat mich ausgelacht: Stadtverordneter?! Bei Kaufmann Y. Er hat gesagt, dass ihn kommunale Angelegenheiten nicht interessieren. Bei Schuhmacher Z. Er will sich vom Vereinsleben zurückziehen und nichts Neues übernehmen. Ich biete meine Stadtverordnetenstelle aus wie saueres Bier. Für alles haben die Leute Zeit, nur nicht für das Gemeinwesen! So schalt mein Bekannter und in seinem Schelten hörte ich die Frage: wozu macht man eigentlich das alles?

Sicher ist, dass weite Kreise der gebildeten Schichten sich heute jeder aktiven Teilnahme an der Politik entziehen. Das aber sind die Schichten, deren Vorbild im Laufe der Zeit nach unten hin weiter wirkt. Ist erst einmal die Bildung unpolitisch geworden, dann wird auch die Politik ungebildet, und die Kluft zwischen Staatsbürgertum und Bildungsideal wird so breit, dass man schliesslich von einem Menschen der sich den öffentlichen Dingen widmet, glaubt extra versichern zu müssen, dass er „trotzdem nicht ungebildet“ sei. Soll das das Ende der liberalen Epoche der deutschen Geschichte sein? Und würde dieses Ende für unser Volkstum gut sein? Soll man eingestehen, dass es ein Fehler war, die Staatsleitung auf freie Bürgerpflicht gründen zu wollen, und dass das Volk tatsächlich so unfähig ist, sich selber zu regieren, wie es Metternich vor hundert Jahren behauptet hat? Oder werden wir wieder erleben, dass der Sinn für Bürgerpflichten auflebt? Werden die Voraussetzungen des Liberalismus sich in der gebildeten Schicht wieder einstellen? Wer mag es wissen?

Eins nur muss ganz scharf zum Bewusstsein der gebildeten Schichten gebracht werden, dass sie kein Recht haben, über Verwahrlosung des politischen Betriebes zu reden, solange sie sich selbst vom politischen Getriebe zurückhalten. Man erlebt in dieser Hinsicht die wunderbarsten Dinge. Professoren, die für Politik keinen Finger rühren, kein Mandat annehmen, keine Rede halten, keinen Beitrag zahlen, die nichts, rein gar nichts tun, beschweren sich, dass der Reichstag nicht mehr auf der geistigen Höhe von 1873 steht! Rechtsanwälte, die in tausend Dinge ihre Hände stecken, die aber nie etwas für Politik leisten, schelten über die formale Roheit der handwerksmässig betriebenen Politik. Um alles in der Welt, ihr Herren, woher soll denn Geist und Politur kommen, wenn ihr zu bequem seid, euch zu beteiligen? Man kann doch nicht vom Kleinagitator verlangen, dass er reden könne wie einst Fichte und Uhland und dass er formvollendet sei wie vor Zeiten Herr von Bennigsen. Jedes Scheltwort, das heute unsere Bildungsschicht über den politischen Ton sagt, enthält eine Ungerechtigkeit, wenn es nicht gleichzeitig eine Selbstanklage in sich trägt. Eine Schicht, die keine Opfer für Politik

bringt, darf an die Politik keine Ansprüche machen. Sie verzichtet auf Herrschaftswillen, also muss sie beherrscht werden.

Das nämlich ist die Kehrseite der Sache. Es ist fabelhaft leicht, nichts für Politik zu tun. Die Welt hat ja soviel andere Interessen, die viel feiner und farbiger sind. Aber aus der Nichtbeteiligung der Gebildeten folgt keineswegs nur, dass Ton und Geist des politischen Betriebes leiden, sondern auch, dass die Bildungsschichten von fremden Mächten beherrscht werden. Das sah man recht deutlich, als die Lex Heintze vom Zentrum zum Gesetz gegen Kunst und Wissenschaft gemacht werden sollte. Damals fuhren die Doktoren und Künstler in die Höhe und erklärten es für unerhört, dass man sie zwingen wollte. Ihr Schreien half etwas, weil sich der Kaiser ihres Rufens annahm. Das brauchte aber nicht immer so zu sein. Es fragt sich sehr, ob schon beim nächstenmal diese Hilfe noch rettend eintreten wird, denn der Kaiser ist ja an das Zentrum gebunden. Woher soll er sonst Schiffe und Mannschaften bekommen? Sollte man nun nicht glauben, dass auf Grund dieser Erfahrung die politische Tätigkeit der Bildungsvertreter sich gesteigert habe? Sie hat es nicht. Der Durchschnitt aller derer, die damals protestiert haben, tut heute noch immer nichts für Politik, denn Zeitunglesen allein ist noch keine Arbeit für den Staat.

Es ist nicht Absicht dieses Aufsatzes, für eine bestimmte Einzelpartei zu werben. Der Leser weiss, wohin sich der Verfasser rechnet. Das, was wir heute überlegen, ist der Verlust, den alle Parteien und insbesondere alle liberalen Parteien dadurch haben, dass die Bildung in den letzten Jahrzehnten sich von der aktiven Politik immer mehr zurückgezogen hat. Vor vierzig Jahren bestand eine Art geistiger Verband zwischen Bildung und Liberalismus. Der ist verloren worden, als Bismarcks Grösse den Liberalismus zerdrückte. Die Mehrzahl der Gebildeten wurden Partei Bismarck, wenn man von einem unformulierbaren Verhältnis das Wort Partei brauchen kann. Sie glaubten an die Grösse und Kraft des einen grossen Mannes und verloren damit allen Sinn für eigene politische Einzelarbeit. Die Verachtung, mit der Bismarck gelegentlich die Berufsparlamentarier behandelte, wurde übernommen, als sei sie ein ewiges und allgemeingültiges Werturteil. Und als nun Bismarck ausser Dienst gestellt wurde und als er dann starb, da übertrug sich das Verhältnis zu ihm nicht einfach auf Wilhelm II., sondern es blieb eine leere Stelle im Gedankenschatze des gebildeten Deutschen. Er hatte sich abgewöhnt, selber ein Herrschaftsfaktor sein zu wollen, und fand den Rückweg nicht zum politischen Wollen.

Was den Rückweg zur früheren politischen Mitwirkung besonders erschwerte, war gerade das Erbe der letzten Epoche Bismarckischer Wirksamkeit. Zölle und Sozialistengesetz schufen eine Lage, in der es dem Bildungsvertreter blutsauer wurde, sich in die Reihe der politischen Kämpfer zu stellen, denn durch die Zölle wurde der Streit um materielle Tagesvorteile sehr verschärft und durch das Sozialistengesetz wurde die Masse der Arbeiter für mindestens ein Menschenalter aller deutschen Staatsbürgerlichkeit entfremdet. Der politische Kampf wurde massiver

und schwerer als er früher gewesen war. Wie idyllisch kommt uns das Parteileben im Anfang des Deutschen Reiches vor, damals wo das Agitieren noch nicht zur Berufstechnik geworden war! Es war damals ästhetisch leichter, politisch eifrig zu sein. Und da das ästhetische Empfinden einen bedeutenden Teil der höheren Bildungskultur ausmacht, so zogen sich die feiner Organisierten zurück und bewunderten zwar Bismarcks Grösse, lernten aber nichts von ihm als Politiker. Sie fielen zurück in die Unpolitik des Zeitalters von Goethe.

Wohin aber führt diese Entwicklung? Man stelle sich eine Zeit vor, in der einmal auch unser jetziger Kaiser nicht mehr da ist. Wer repräsentiert dann den Willen des Deutschtums? Dann wird man nach politischen Energien suchen und sie vielleicht nicht finden, weil dann die Bildungsschicht politisch zu sehr erschlafft ist, um grosse persönliche Opfer für den Staat zu bringen. Irgend jemand wird auch dann Politik betreiben, aber es ist denkbar, dass sich dann die Politik noch mehr in kleine Handwerkskunst und Zunftgezänk zerblättert, wenn ihr die Träger der Ideen fernbleiben. Heute ist noch ein bestimmter Restbestand alten politischen Idealismus bei den zerbröckelten Gruppen des bürgerlichen Liberalismus und trotz aller Dresdner Barbarei auch bei einer ziemlichen Zahl von Sozialdemokraten vorhanden, es gibt auch gewisse frische Ansätze in der Jugend, die wir sehr zu schätzen wissen, aber trotzdem ist die Zukunft dunkel, wenn kein politisches Pflichtgefühl zur allgemeinen Grundstimmung deutscher Bildung wird.

Als politischer Redner habe ich es oft erfahren, dass sich grosse Versammlungen für einen Abend zur lebhaften Anteilnahme an politischen Problemen bewegen lassen. Was aber geschieht, wenn der Saal geschlossen ist? Von tausend Leuten, die Beifall gezollt haben, setzen sich zwanzig oder dreissig zusammen und tun die Arbeit. Diese Arbeit ist fast als eine Art stellvertretenden Leidens anzusehen, denn diese wenigen müssen die Stösse aushalten, die eigentlich den anderen gebühren, die nichts tun. Sie verteidigen den Staatsgedanken und die politische Kultur, tapfere Soldaten auf fast vereinsamtem Posten. Und das ist nicht etwa eine rein persönliche Erfahrung von mir. Alle Redner, die sich in ihren Reden teilweise oder häufig an die gebildeten Kreise wenden, machen genau dieselbe Erfahrung. Die Menge der Gebildeten hat heute keine Lust, sich in einen politischen Verein zu setzen und lässt einige wenige sich mit geringen Mitteln bis zur Erschöpfung abarbeiten. Für diese Menge wäre es gut, wenn sie noch mehr als bisher unter die Herrschaft der Ungebildeten käme, noch viel mehr, bis sie merkt, was Politik ist.

Was aber soll der einzelne Mann tun? Von der Frau kann man bis jetzt kaum reden, da sie noch keine politischen Rechte hat. Was soll der Mann tun? Nichts anderes, als was jeder eifrige Sozialdemokrat tut oder jedes ordentliche Mitglied des katholischen Volksvereins: sich organisieren. Der Vereinzelte ist immer politisch unproduktiv, selbst wenn er die schönsten Gedanken hat, denn Politik ist eben gemeinsames, organisiertes Handeln. Schimpfe über die Partei, wenn es nötig ist,

aber tritt bei! Das ist eine unendlich hausbackene Weisheit, so alltäglich, dass man sich scheut, sie in einem gebildeten Blatte zu schreiben. Das haben alle Vereinsagitatoren schon immer gesagt! Das war schon vor 20 Jahren so! Ja, das war schon vor viel längerer Zeit so, das war nämlich immer so: Alles Tun ist mühsam und einfach, aber ohne das Tun sind die Ideen Luft.

Ja, wenn wir eine grosszügige Politik hätten, dann, ja dann! Ihr werdet keine grosse Politik haben, so lange ihr die kleine politische Arbeit verachtet!

Einführung in das Studium des Krieges.

Von General Wilhelm von Scherff in München.

III.

17. In seiner zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen gemachten ersten „Definition des Krieges" (s. 1) bezeichnet es Clausewitz bekanntlich als den **Kriegszweck**: „dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen."

„Um diesen Zweck zu erreichen" — fährt er fort — „müssen wir den Feind wehrlos machen, und dies ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung. Es vertritt den Zweck und verdrängt ihn gewissermassen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges."

„Der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv des Krieges" — heisst es dann später (S. 8) weiter — „gibt das Mass, sowohl für das Ziel, welches durch den kriegerischen Akt erreicht werden muss, als für die Anstrengungen (das Kraftaufgebot), die erforderlich sind."

„Je kleiner das Opfer ist, welches wir von unserem Gegner fordern, um so geringer dürfen wir erwarten, dass seine Anstrengungen sein werden, es uns zu versagen. Je geringer aber diese sind, um so kleiner dürfen auch die unserigen bleiben. Ferner, je kleiner unser politischer Zweck ist, um so geringer wird der Wert sein, den wir auf ihn legen, um so eher werden wir uns gefallen lassen, ihn aufzugeben: also um so kleiner werden auch aus diesem Grunde unsere Anstrengungen sein."

Und a. a. O. in gleichem Sinne (S. 16): „Je grossartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht,

um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein. Je schwächer aber Motive und Spannungen sind, um so weniger wird die natürliche Richtung des kriegerischen Elementes (nämlich der Gewalt) in die Linie fallen, welche die Politik gibt, um so mehr muss also der Krieg von seiner natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziele eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg politisch zu werden."

Da nun (S. 9): „das Ziel des kriegerischen Aktes ein Äquivalent für den politischen Zweck bildet, so wird er im allgemeinen mit diesem heruntergehen, und zwar um so mehr, je mehr dieser Zweck vorherrscht, und so erklärt es sich, wie ohne inneren Widerspruch es (historisch!) Kriege mit allen Graden von Wichtigkeit und Energie geben kann, von dem Vernichtungskrieg hinab bis zur blossen bewaffneten Beobachtung."

„Trotzdem aber" — so fasst Clausewitz schliesslich das Ergebnis dieser Betrachtungen (S. 17) zusammen — „dass bei der einen Art von Krieg die Politik ganz zu verschwinden scheint, während sie bei der anderen Art sehr bestimmt hervortritt, so kann man doch behaupten, dass die eine so politisch sei, wie die andere; denn betrachtet man die Politik als die Intelligenz des personifizierten Staates, so muss unter allen Konstellationen, die ihr Kalkül aufzufassen hat, doch auch diejenige (mit ein)begriffen sein können, wo die Natur aller Verhältnisse einen Krieg der ersten (Vernichtungs-!) Art bedingt."

18. In seiner „Nachricht" (s. Einleitung) spricht dann der General seine (bekanntlich nicht mehr zur Ausführung gekommene) Absicht aus: „bei der Umarbeitung seines Werkes diese doppelte Art des Krieges überall (noch) schärfer im Auge behalten zu wollen," und charakterisiert dabei diese „freilich vielfache Übergänge von der einen in die andere aufweisende" Doppelnatur des Krieges dahin, dass sie diejenige sei,

> „wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners bilde, sei es, dass man ihn politisch vernichten oder bloss wehrlos machen und zu jedem beliebigen Frieden zwingen will," oder (diejenige)
>
> „wo man bloss an den Grenzen des Reiches einige Eroberungen machen wolle, sei es, um sie zu behalten, oder um sie als nützliches Tauschmittel beim Frieden geltend zu machen."

Bereits in dem von ihm für „allein vollendet" erachteten ersten Buche seines Werkes verlangt aber der Verfasser auch jetzt schon (S. 16), dass

> „die Politik den ganzen kriegerischen Akt zu durchziehen und einen fortwährenden Einfluss auf ihn auszuüben habe — soweit es die **Natur** der in ihm explodierenden Kräfte zulässt!"

und führt dann weiter (S. 18) aus, dass es

> „der erste und grossartigste, der entscheidendste Akt des Urteils

sei, welchen der Staatsmann und Feldherr auszuüben; die erste und umfassendste aller strategischen (!) Fragen bilde, welche er sich für den Kriegsplan (!) vorzulegen habe:

dass er den Krieg, welchen er unternimmt, in dieser Beziehung richtig erkenne, ihn nicht für etwas nehme oder zu etwas machen wolle, was er der Natur der Verhältnisse nach nicht sein könne!"

*

19. Gestützt auf diese von Clausewitz vertretene „doppelte Art des Krieges," bezüglich, wie wir eben gesehen: auf diese „Doppel- (und sogar Viel-) Artigkeit der politischen Kriegszwecke," hat nun in neuerer Zeit ein hochangesehener Gelehrter und bekannter kriegsgeschichtlicher Schriftsteller — Professor Dr. Hans Delbrück — die Notwendigkeit gefolgert: schon auch in der Kriegswissenschaft „zwei Arten von Strategie" zu unterscheiden, die er auf der Grundlage weiterer Clausewitzscher Aussprüche, als

„Niederwerfungs- und Ermattungs-Strategie"

einander gegenüberstellt, und in betreff deren er annimmt, dass die vom General beabsichtigt gewesene „Umarbeitung" sich voraussichtlich in dieser Richtung bewegt haben würde. [1])

Ausgehend von dem rückhaltlos anzuerkennenden Ausspruche, dass „die Historie, welche Kriegstaten und Feldherrn zu beurteilen in Anspruch nimmt, auf die Dauer einer theoretischen Grundlage für ihre Urteile nicht entbehren könne," erblickt der Herr Verfasser „den letzten Grund für den (häufig dabei auftretenden) Zwiespalt der Auffassungen nicht sowohl in der Quellenforschung, als vielmehr in der Theorie"; stellt er dem „falschen Theorem" derer, welche nur „eine Art der Kriegführung" (!) anerkennen, sein richtigeres System einer „doppelgearteten Strategie" entgegen.

Während die von den Gegnern allein für berechtigt betrachtete „Niederwerfungs-Strategie" bloss „den einen Pol der Schlacht" kenne, soll seine neu hinzutretende „Ermattungs-Strategie" „die zwei Pole von Schlacht und Manöver" aufweisen, und überall da in Anwendung zu kommen haben, wo „zu der ersten Art der Wille oder die Kraft nicht hinreichen."

Nun versteht Clausewitz (auf den Delbrück sich dabei ausdrücklich bezieht) aber: im Gegensatze zur „Schlacht", welche überall und immer danach strebt, durch die „blutige Krisis" des Entscheidungskampfes das Übergewicht über den Gegner zu gewinnen, unter dem Ausdrucke: „Manöver" (s. Buch VI Kap. 30 und Buch VII Kap. 13) den Inbegriff

---

[1]) „Die Strategie des Perikles, erläutert durch die Strategie Friedrich des Grossen" von Hans Delbrück. Preuss. Jahrbücher. 1889. — „Delbrück, Friedrich der Grosse und Clausewitz" vom Major Friedrich von Bernhardi. 1892. — „Delbrück und Bernhardi" vom General von Scherff. 1892.

derjenigen Aushilfsmittel, welche da „wo beiderseits der Wille und die Kraft zur Herbeiführung einer solchen Entscheidung fehlen", gestatten würden: durch die Ausnutzung auch nur kleiner Gelegenheitserfolge solange ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte aufrechterhalten zu können, „bis der Gegner in solchem Spiele ermatte" (d. i. „sich zum Frieden entschliesst!"), oder — als er „seinerseits nicht zum entscheidenden Mittel der Schlacht greift!"

Während also Clausewitz hiernach aus dem Vorhandensein „beschränkter politischer Motive" in seiner „zweiten Art von Krieg" doch nur die Berechtigung bzw. Verpflichtung folgert, sich g. F. auch „in den eigenen (äquivalenten) militärischen Zielen beschränken zu müssen", ergänzt nunmehr Delbrück diese Lehre auf Grund jener Clausewitzschen Ausführungen über das „Manöverieren" dahin, dass „wo man selbst aus irgendwelchen Gründen die Niederwerfungs-Strategie nicht wolle": auch „eine beschränkte Anwendung der kriegerischen Gewaltmittel in der Ermattungs-Strategie" am Platze sei, und erläutert diesen Begriff noch ausdrücklich dahin, dass man deshalb statt „Schlacht und Manöver" auch:

„das Gesetz der Kühnheit" und „das Gesetz der Ökonomie (Schonung!) der Kräfte"

als die beiden Pole seiner doppelgearteten Strategie bezeichnen könne.

Im ausgesprochensten Gegensatze zu dieser Delbrückschen Auffassung — freilich zunächst auch in einem scheinbar nicht minder schwer lösbaren Widerspruche zu den eben gebrachten Clausewitzschen Auslassungen — sagt nun aber schliesslich wieder kein Geringerer wie der Feldmarschall Moltke selbst:[1])

„Die Politik bedient sich des Krieges für Erreichung ihrer Zwecke, sie wirkt entscheidend auf den Beginn und das Ende desselben ein, so zwar, dass sie sich vorbehält, in seinem Verlaufe ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem niederen Erfolg sich zu begnügen.

Bei dieser Unbestimmtheit kann die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten, welches die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen. Sie arbeitet so am besten der Politik in die Hand, nur für deren Zweck, aber im Handeln völlig unabhängig von ihr."

20. Während wir nun bekanntlich früher (s. II 3) den Namen: „**Strategie**" zunächst als eine kriegswissenschaftliche Begriffsunterscheidung in der Verwendung der kriegerischen Gewaltmittel zum Zweck des „Sieges" oder der „Eroberung" gebraucht haben;

während wir dann weiter (s. II 11) an der Hand Clausewitzscher Definitionen: die Strategie als „die Lehre von dem Gebrauche des taktischen Gefechtes für den Kriegszweck von Sieg und Eroberung", der Taktik als „der Lehre vom Gebrauche der Streitkräfte im Gefecht" gegenüberstellen mussten;

finden wir jetzt diese wissenschaftliche Bezeichnung in drei aber-

---

[1]) Siehe: „Kriegsgeschichtliche Einzelschriften" Heft 13. 1890.

mals offenbar wesentlich von einander abweichenden Auslegungen wieder, von denen:

die Clausewitzsche Strategie auf der Doppelartigkeit der politischen Kriegszwecke in ihrem Einflusse auf die als Äquivalent für dieselben eintretenden (weiteren oder engeren) militärischen Ziele,

die Moltkesche Deutung auf der Einseitigkeit des mit den gebotenen Kriegsmitteln jedesmal anzustrebenden höchsten militärischen Zieles, endlich

die Delbrücksche Forderung auf der Abstufung in der Anwendung der kriegerischen Gewaltmittel selbst zur entscheidenden Niederwerfung oder blossen Ermattung des Gegners

sich aufbaut.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass solche Dehnbarkeit und Vielseitigkeit der mit dem Namen „Strategie" verknüpften „Begriffe" schon in fachmännischen Kreisen sich oft genug störend fühlbar macht, und der Versuch an der Hand weiterer Clausewitzscher Ausführungen darin eine „grössere Klarheit" zu schaffen, erscheint deshalb da ganz besonders geboten, wo es gilt, den Laien in dieses Wissensfeld einzuführen.

*

21. Als „die drei allgemeinen Objekte, welche angesichts der (grundliegenden kriegerischen) Absicht: den Gegner wehrlos zu machen, alles übrige in sich fassen", bezeichnet Clausewitz (S. 20):

„die Streitkraft, das Land und den Willen des Feindes."

„Die Streitkraft muss vernichtet, d. h. in einen solchen Zustand versetzt werden, dass sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann. Das Land muss erobert werden, denn aus dem Lande könnte sich eine neue Streitmacht bilden. Ist aber auch beides geschehen, so kann der Krieg, d. h. die feindliche Spannung und Wirkung feindseliger Kräfte nicht als beendet angesehen werden, solange der Wille des Feindes nicht bezwungen ist, d. h. seine Regierung nicht zur Unterzeichnung des Friedens oder das Volk zur Unterwerfung vermocht sind."

„Streitkraft und Land" verkörpern in dieser Zusammenstellung die physischen Kräfte (s. 1), mit denen jede der beiden „kriegführenden" Parteien auf die psychische Kraft des feindlichen „Willens" einwirken will und „im Kriege" allein einwirken kann (s. I). „Streitkraft und Land" bilden dabei aber gleichzeitig auch Subjekt und Objekt der militärischen Gewalthandlung, welche eben „durch den Krieg" an die Stelle der diplomatischen Unterhandlungen im zwischenstaatlichen Verkehr gesetzt worden ist, um den „subjektiven Eigenwillen" dem gegnerischen gegenüber zur „objektiven Anerkennung" zu bringen.

„Die Politik, die im Frieden Noten schreibt, schlägt im Kriege Schlachten": sagt Clausewitz und will damit offenbar vor allem der

„Staatsgewalt" (als Repräsentantin dieser Politik) das Recht gesichert wissen: wie im Frieden auf die Tonart des diplomatischen Notenstiles, so im Kriege ihren „massgebenden" (s. 17) Einfluss auf den Grad der Kraftentfaltung („Ziel und Anstrengungen") in der militärischen Gewalthandlung geltend zu machen.

22. Wenn der General dabei die „staatsmännisch-feldherrliche Kunst", welche „die für den gewollten Zweck nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen und dieselben mit den wachsenden Zwecken entsprechend zu steigern, aber auch bei unauskömmlichen Mitteln ihre Zwecke und äquivalenten Ziele entsprechend zu beschränken hat": „die erste und wichtigste strategische Aufgabe des Staatsmannes und Feldherrn" nennt, so bedeutet in diesem Zusammenhange das Wort („Strategie") für ihn aber doch zweifellos nur die „kunstgerechte"

> Anwendung des Krieges für den **politischen Zweck des Friedens!**

Wenn wieder der Feldmarschall demgegenüber ausdrücklich „die volle Unabhängigkeit des strategischen Handelns von der Politik" verlangt, so versteht er hier jedoch ebenso zweifellos unter diesem Namen ausschliesslich nur die „kunstgerechte"

> Anwendung der Kriegsmittel für das **militärische Ziel der Niederwerfung!**

Solche „militärisch-feldherrliche Kunst" soll — im Gegensatze zur „staatsmännisch-feldherrlichen" — mit den ihr (von der politischen Staatsgewalt!) „gebotenen Mitteln immer nach dem höchsterreichbaren militärischen Erfolge streben", d. h. doch in diesem Zusammenhange offenbar nur: niemals wegen der Beschränktheit des augenblicklich bloss ins Auge gefassten politischen Zweckes zu einer laxen (schwächlichen, beschränkten), „der Natur der im Kriege explodierenden Kräfte" (s. Clausewitz 18) unangemessenen Kriegführung herabsinken dürfen, welche: auch „wo ihr die Kraft zur Niederwerfung des Gegners zur Verfügung steht, sich aus freiem Willen mit einem Mindern begnügen" würde!

Wie aber Moltke in seinem oben zitierten Vordersatze den Clausewitzschen „strategischen" Standpunkt dadurch ausdrücklich anerkennt, dass er der „Politik" in bezug auf ihre wechselnden Zwecke eine entscheidende Stimme in allen denjenigen Richtungen zugesteht, in welchen es sich (nach Clausewitz) um

> „das Objekt des **Willens**", als beiderseitigen politischen Kriegsmotives

handelt; so nicht minder bekennt sich Clausewitz in allen denjenigen Fragen rückhaltlos zur „Moltkeschen Strategie", wo

> „die Objekte von **Streitkraft und Land**" als beiderseitige militärische Kriegsmittel in Tätigkeit zu treten haben.

23. In diesem Sinne heisst es denn schon gleich im Beginn des „Buches vom Krieg" (S. 2):

„Nun könnten menschenfreundliche Seelen sich leicht denken, es gäbe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne

zu viel Wunden zu verursachen, und das sei die wahre Tendenz der Kriegskunst. Wie gut sich das auch ausnimmt, so muss man doch diesen Irrtum zerstören; denn in so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten."

Auch wo Clausewitz dann weiter (im 2. Kap. des I. Buches) nachweist, dass füglich „die Verschiedenartigkeit der politischen Zwecke eine Einschränkung des natürlichen militärischen Zieles der Wehrlosmachung des Gegners" rechtfertigen könne, und „unter Voraussetzung gewisser Bedingungen, andere Wege" (als die volle Vernichtung der feindlichen Streitkraft und die Eroberung des ganzen feindlichen Landes) zur Erreichung des gewollten Zweckes „möglich, kein innerer Widerspruch, kein Absurdum, auch nicht einmal ein Fehler seien";

wo er damit die historische Berechtigung des von ihm später eingehender behandelten „Gleichgewichts-Spieles strategischer Manöver", vertritt, wenn „beiderseits Wille und Kraft zur Herbeiführung einer Entscheidung fehlen";

da betont er zum Schlusse dieser Betrachtungen doch auch immer wieder ausdrücklich die Tatsache, dass „wie auch das militärische Ziel beschaffen sein möge, welches man im Kriege zu verfolgen habe, das einzige Mittel dafür nur der Kampf sei," und dass

„sonach die Vernichtung der feindlichen Streitkraft die Grundlage aller kriegerischen Handlungen, den letzten Stützpunkt aller Kombinationen bilde, die darauf wie der Bogen auf seinen Widerlagern ruhe";

dass somit auch „alles Handeln im Kriege immer nur unter der Voraussetzung geschehe, dass, wenn die dabei zugrunde liegende Entscheidung der Waffen wirklich eintreten sollte, sie eine günstige sei!"

So bezeichnet er dann endlich auch trotz der „zahllosen Abstufungen", die angesichts der Verschiedenartigkeit der politischen Motive in der Wirklichkeit vorkommen können (S. 32):

> „die blutige Entladung der Krisis, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft, als den erstgeborenen Sohn des Krieges"; und nennt (S. 29):
>
> „das Gefecht die einzige Wirksamkeit im Kriege",

bei welcher „die Vernichtung der gegenüberstehenden Streitkraft selbst da das Mittel zum Zweck bilde, wo das Gefecht gar nicht faktisch eintritt, weil jedenfalls der Entscheidung die Voraussetzung zugrunde liege, dass diese Vernichtung als unzweifelhaft zu betrachten sei."

24. Hiernach kann man dann aber zusammenfassend sagen:

Die („auswärtige") Politik in ihrer Eigenschaft als konkrete Staatskunst kann, angesichts der unberechenbaren Vielseitigkeit ihrer immer nur auf den **Frieden** gerichteten Motive, in ihren Kombinationen „kriegerische Handlungen von allen Graden der Wichtigkeit und Energie" aufweisen, denen gegenüber darum doch: „die eine Art von **Krieg** so politisch bleiben wird, wie die andere."

Die Strategie dagegen in ihrer Eigenschaft als abstrakte Kriegstheorie begreift zwar — insofern ihre Kriegsziele immer nur das Äquivalent der Kriegszwecke darstellen — in ihrem Kalkül auch alle diejenigen Fälle mit ein, wo „aus politischen Gründen eine Beschränkung dieser militärischen Ziele angezeigt erscheint"; angesichts der Einseitigkeit ihrer immer nur auf den **Kampf** berechneten Mittel würde aber jede Abschwächung in der Verwendung dieser Kraftmittel bei der Verfolgung auch nur „beschränkter Ziele", der „Natur des Krieges" widerstreben, und „eine Art von **Kriegführung** muss deshalb immer so kriegerisch bleiben, wie die andere"!

Wenn nun nach Clausewitz (s. II 2): „aus den Betrachtungen, welche die Theorie anstellt, sich von selbst Regeln und Grundsätze entwickeln können, welche einen nützlichen und niemals mit der Wirklichkeit in Widerspruch tretenden Anhalt für das Handeln zu bieten vermögen", so wird man nach dem oben Gesagten jetzt aber doch einräumen müssen, dass es für die „strategische Theorie" einen wesentlichen Unterschied machen wird, ob solche Betrachtungen sich

auf die **Bereitstellung** der je nach dem politischen Kriegswillen für nötig erachteten Kriegsmittel (von Streitkraft und Land) und auf die **Bestimmung** der damit äquivalenten Kriegsziele, oder ob dieselben sich

auf die **Anwendung** der gebotenen (von oben verfügbar gestellten) Mittel zur Erreichung des je nach Umständen höchstmöglichen Zieles beziehen sollen?

Wenn man dabei auch beide Arten von Betrachtungen und Schlussfolgerungen als „strategische" bezeichnen und als solche der eigenartigen „taktischen Verwendung nur der Streitkräfte" gegenüberstellen will (und füglich sogar: muss!), so liegt es zweifelhaft doch im Interesse des „theoretischen Strebens nach Ordnung und Lichtung der Begriffe", beide Gedankenreihen in sich wieder entsprechend auseinanderzuhalten, und in diesem Sinne etwa: (vgl. II 11: das gleiche Bestreben in der Taktik!)

eine **höhere** (militär-politische) Strategie des „Staatsmanns und Feldherrn in Aufstellung des Kriegsplanes", und

eine **niedere** (rein-militärische) Strategie des „Oberbefehlshabers in Durchführung seines Feldzugsplanes",

als zwei „eigenartige strategische Gedankenkategorien" anzuerkennen.

25. Obgleich Clausewitz selbst, dieser Unterscheidung in seinen Betrachtungen nicht ausdrücklich Ausdruck verleiht, so dürfen wir uns mit solchem Beginnen doch schon um deswillen auf ihn berufen, weil er durchaus in diesem Sinne im Kapitel von der „Einteilung der Kriegskunst" (S. 68) selbst sagt: „Das erste Geschäft einer jeden Theorie ist das Aufräumen der durcheinander geworfenen und man kann wohl sagen, sehr ineinander verworrenen Begriffe und Vorstellungen, und erst, wenn man sich über Namen und Begriffe verständigt hat, darf man hoffen, in der Betrachtung der Dinge mit Klarheit und Leichtigkeit vorzuschreiten. — Taktik und Strategie sind zwei in Raum und

Zeit sich einander durchdringende, aber doch wesentlich verschiedene Tätigkeiten, deren innere Gesetze und deren Verhältnis zu einander schlechterdings nicht deutlich gedacht werden können, ohne ihren Begriff genau festzustellen."

„Wem dies alles nichts ist, der muss entweder gar keine theorethische Betrachtung gestatten, oder seinem Verstande müssten die verworrenen und verwirrenden, auf keinen festen Standpunkt gestützten, zu keinem befriedigenden Resultat gelangenden, bald platten, bald phantastischen, bald in leeren Allgemeinheiten schwimmenden Vorstellungen noch nicht wehe getan haben, die wir über die eigentliche Kriegführung deswegen so oft hören und lesen müssen, weil noch selten der Geist wissenschaftlicher Untersuchung auf diesem Gegenstande geruht hat."

Wir haben oben behauptet (s. II 10), dass, wenn Clausewitz in seinem „Buche" nicht auf eine (in den Lehrbüchern seiner Zeit bereits nicht ganz unbekannte) Unterscheidung von „höherer und niederer Taktik" eingegangen sei, er dies in bewusster Absichtlichkeit unterlassen habe, um sich grundsätzlich nur mit der „strategischen" Seite des Krieges zu beschäftigen. Man wird nicht irregehen, wenn man den Grund, warum er dann aber weiterhin auch in seiner „Strategie" als „Theorie des grossen Krieges" (s. seine „Nachricht") eine Trennung in eine „höhere und niedere" Seite nicht vorgenommen hat, in dem Umstande sucht, dass er es als seine ganz besondere Aufgabe erachtet hatte: vor allem „den Begriff der grossen (staatsmännischen, politischen) Strategie festzustellen" und sich mit der „niederen" — wie wir gleich hier nach Moltke sagen können: „operativen" — Seite der Sache „nur insoweit beschäftigt hat, als das bei ihrer wechselseitigen Durchdringung unerlässlich erschien".

26. Im „Buch vom Kriege" — so wie es geblieben ist! — erscheint der „Krieg" und damit auch die „strategische Seite des Wissens von ihm", noch so ausschliesslich nur als „die mit anderen Mitteln fortgesetzte Politik", dass Clausewitz es „für eine unzulässige und selbst schädliche Unterscheidung" erklärt, dass „der Plan zu einem grossen kriegerischen Ereignisse eine rein militärische Beurteilung zulassen solle" oder „bei Kriegsentwürfen Militärs zu Rate gezogen würden, um rein militärisch darüber zu urteilen, was die Kabinette zu tun haben" (S. 569).

> „Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Kriege angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind (!) nur ein gutes Mittel übrig, nämlich den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Beratungen und Beschlüssen teilnehmen kann."

Solche „Mitgliedschaft des Feldherrn im Rate der politischen Behörde" kann nun aber doch offenbar nur den einen Zweck haben, hier die rein militärische der militär-politischen Seite gegenüber als eine

„ihre eigenartigen Anforderungen stellende Strategie“ zu vertreten, und so steht wohl nach eigenen Clausewitzschen Aussprüchen der „wissenschaftlichen Trennung dieser beiden Begriffe“ zum mindesten kein Bedenken entgegen.

Die oben gebrachten Moltkeschen Anforderungen aber machen jetzt solche Unterscheidung schon um deswillen schlechthin zu einer logischen Notwendigkeit, weil man unmöglich von der Annahme ausgehen kann, dass der berühmtere Schüler sich mit ihnen in einen grundsätzlichen Widerspruch zu seinem berühmten Lehrer hätte setzen wollen.

Auch Moltke lässt ja denn auch der „Politik im Kriege, bei seinem Beginn und Ende, wie während seines Verlaufes“ ihr oben von Clausewitz geheischtes Recht; wenn er aber für seine „Strategie“ die volle Unabhängigkeit des „Oberbefehlshabers vom Politiker“ verlangt, so bezieht sich solche Forderung zweifellos nur auf diejenigen „strategischen Fragen“, in welchen der „Politiker vom Soldaten“ eine

„der Natur der kriegerischen Gewaltmittel widerstrebende Anwendung“ verlangen würde (vgl. 18);

sei es, dass er ihr mehr zumutet, als sie zurzeit leisten kann, sei es, dass er sie an ihrer freien Kraftentfaltung hindern wollte! Über das für den gewollten poltitischen Zweck nötige „äquivalente militärische Ziel und Kraftaufgebot“ haben (auch nach Moltke) „der Staatsmann und der Feldherr“ sich zu einigen; über das im Einzelfalle mit den verfügbaren militärischen Kräften erreichbare höchste militärische Ziel soll (nach Moltke) der Soldat allein entscheiden, schon weil von allen Arten „Krieg zu führen“ — die diplomatisierende die verfehlteste ist!

Zu allen Zeiten aber hat sich der Ausgleich in dieser Rivalität am sichersten nur da gefunden, wo das politische Staatsoberhaupt zugleich auch der militärische Kriegsoberfeldherr gewesen ist!

Dafür, wie ausserordentlich dem „Feldherrn-Armeeführer“ seine „Strategie im Moltkeschen Sinne“ erschwert wird, wo der „Staatsmann-Feldherr“ es in der „Strategie nach Clausewitz“ versehen hat — stehen der Gegenwart in den Beispielen von Südafrika und Ostasien die schlagenden Beweise zur Verfügung.

Wie aber eine erfolgreiche „Taktik“ die „strategischen Fehler“, so kann die „niedere Strategie“ die Versäumnisse der „höheren“ auch unter Umständen wieder gut machen, schon weil: je entschiedener in kriegerischen Dingen das „Element des Krieges“ — die Gewalthandlung — zur Geltung kommt, desto besser es um diese Dinge bestellt ist, bezüglich — wie Moltke sagt — „die Strategie der Politik damit am besten in die Hand arbeitet!“

*

27. Die „niedere Strategie" im eben erörterten, bezw. die „Strategie kurzhin"[1]) im Moltkeschen Sinn bleibt in ihrer praktischen Ausübung („ihrem Handeln") von den „politischen Motiven" des Krieges unberührt.

Auch wo die „Politik" ihr nach „Ziel und Kraftaufgebot" nur engste Grenzen gezogen hat, bildet innerhalb dieser Grenzen: „die Wehrlosmachung des Gegners" ihren einzigen und ausschliesslichen „**militärischen Kriegszweck**" und auch ihm gegenüber erscheinen „Streitkraft, Land und Wille des Feindes als die drei Objekte, die alles übrige in sich fassen."

Während aber dem politischen Kriegszweck gegenüber dieser „feindliche Wille" sich mindestens in der Regel und solange nicht nationale Leidenschaften die staatsmännischen Überlegungen vollkommen überwuchern, nur als der Ausfluss des berechnenden **Verstandes** darstellt, erscheint derselbe dem äquivalanten militärischen Kriegszweck gegenüber als das Produkt

des persönlichen **Charakters**, vor allem des feindlichen Oberführers und seines Heeres,

deren Willensenergie hinfort den massgebenden Einfluss auf die zu seiner Brechung aufzuwendenden kriegerischen Anstrengungen abgibt.

Bereits im „ersten Aufsatze dieser Einführung" (s. I 5) ist darauf hingewiesen, wie gerade wesentlich mit durch die „Unberechenbarkeit dieser feindlichen Willenskraft" in der Kriegführung der Krieg „zum Spiel" werde; hier aber gilt es, ausdrücklich zu betonen, dass

jede Täuschung in dieser Richtung das Spiel voraussichtlich immer zu einem verlorenen machen würde!

So behält denn aber auch in dieser Beziehung das Moltkesche Wort von dem „unausgesetzten strategischen Streben nach dem höchsten erreichbaren Ziele" schon um deswillen seine volle Bedeutung, weil damit — nicht nur „der Politik", sondern jetzt auch — „der militärischen Strategie selbst" am besten gedient ist!

Wo die „verfügbaren" — seien es immerhin noch so geringfügigen — Kräfte nicht für das „erreichbar höchste" Ziel eingesetzt werden, weil man angesichts des „beschränkten" Zieles, das ihnen von der Politik nur gesteckt war, geglaubt hat, sie „schonen" zu können und zu müssen, da wird nur allzuleicht, der „Irrtum", vor dem schon Clausewitz gewarnt hat (s. 22), zur unheilvollen Wahrheit, und — wieder liegt ja die Erfahrung unseren Tagen nicht fern, dass

Was mit den gebotenen Mitteln erreichbar gewesen wäre, wenn man diese Mittel nur ihrer „Natur" gemäss verwendet hätte: dann oft für selbst ein wesentlich höheres Kraftaufgebot zur Unmöglichkeit werden kann.

28. Wenn Delbrück — wie er ausdrücklich hervorhebt — seine „Ermattungs-Strategie nicht auf den politischen Kriegszweck", sondern ausschliesslich „auf die strategische, militärische Absicht"

---

[1]) Man könnte zur Unterscheidung hier vielleicht „Strategik" sagen.

bezieht; wenn — wie es durchweg doch den Anschein hat — für ihn „das Manöver auch da an die Stelle der Schlacht", „das Gesetz der Ökonomie der Kräfte auch da an die Stelle des Gesetzes der Kühnheit" zu treten hat: wo (nicht nur, wie es dann selbstverständlich: „die nötige Kraft zu einem Mehreren", sondern einfach auch:)

der **eigene Wille** zur Niederwerfungs-Strategie fehlt: da kann aber jetzt doch der Soldat solcher Lehre — an der Hand Clausewitz-Moltkescher Strategie — nur mit der Warnung entgegentreten, dass auf dem Felde kriegerische Gewalthandlung:

die Tendenz, ein Äusserstes vermeiden zu wollen, der erste Schritt zur Niederlage ist!

Mag immerhin: Wem die Kraft zur Niederschlagung des Gegners zurzeit noch fehlt, sich dem Niedergeschlagenwerden nach Möglichkeit durch die Anwendung derjenigen Aushilfsmittel zu entziehen suchen, von denen Clausewitz sagt, dass damit da „ein zeitweiliger Stillstand in den kriegerischen Akt" kommen könne, wo man beiderseits glaubt, auf solche „Manöver" zurückgreifen zu müssen, weil man es beiderseits „nicht recht ernst" nehmen will! Wer aber einfach das Äusserste schon deshalb „nicht will", weil er sich nicht der Gefahr des Niedergeschlagenwerdens aussetzen zu dürfen glaubt, der tut — mindestens in unseren gegenwärtigen Zeitläuften (s. I 6) — meist klüger daran:

überhaupt nicht erst einen Krieg anzufangen,

dessen „Preis" ihm auch dann — und vielleicht dann erst recht — leicht teurer zu stehen kommen wird, als der „Wert" seiner politischen Motive repräsentiert.

Wie aber die voraussichtliche Willensenergie des Feindes das in erster Linie massgebende Objekt für die diesseitigen Ziele und Anstrengungen, so bildet jetzt die eigene Willensstärke das oft schlechthin entscheidende Subjekt in der Anwendung der kriegerischen Gewaltmittel von Streitkraft und Land, und alle „militärische Strategie" fusst damit in erster Linie —

auf der Persönlichkeit des Strategen!

*

29. „Sieg und Eroberung" sind die materiellen Ziele, „Streitkraft und Land" die physischen Mittel, mit welchen dieser „Stratege" in der Verfolgung seines „militärischen Kriegszweckes der Wehrlosmachung des Gegners" zu rechnen hat.

„Da die Streitkraft zur Beschützung des Landes bestimmt ist" — sagt Clausewitz (S. 21) — „so ist es die natürliche Ordnung, dass diese zuerst vernichtet, dann das Land erobert wird."

„Gewöhnlich geschieht die Vernichtung der feindlichen Streitkraft nach und nach, und in eben dem Masse folgt ihr auf dem Fusse die Eroberung des Landes. Beide pflegen dabei in Wechselwirkung zu

treten, indem der Verlust der Provinzen auf die Schwächung der Streitkräfte zurückwirkt. Diese Ordnung ist aber keineswegs notwendig und deshalb findet sie auch nicht immer statt. Es kann sich die feindliche Streitmacht, noch ehe sie merklich geschwächt ist, an die entgegengesetzten Grenzen des Landes, auch ganz ins Ausland zurückziehen. In diesem Falle wird also der grösste Teil des Landes oder auch das ganze erobert."

Hiernach hat es also die militärische Strategie immer nur mit dieser „Wechselwirkung zwischen Streitmacht und Land" zu tun, und insofern diese beiden „Kriegsmittel" im konkreten Falle doch jedesmal etwas beiderseits Gegebenes und damit doch auch etwas mindestens im allgemeinen Bekanntes bilden, wird ihnen gegenüber auch die Theorie, mindestens bis zu einem gewissen Grade „einen nützlichen und nicht mit der Wirklichkeit in Widerspruch tretenden Anhalt für das Handeln" bieten können.

Mit anderen Worten: Die ständige bzw. im (historischen) Einzelfalle besonders geartete Natur der beiden Kriegsmittel von „Streitkraft und Land" gestattet: aus ihrer richtigen theoretischen Erkenntnis heraus gewisse „Gesetze, Grundsätze und Gesichtspunkte" zu abstrahieren, in betreff deren jedenfalls behauptet werden darf, dass ihre Ausserachtlassung in jener „Wechselwirkung" den erstrebten Erfolg in ernsteste Frage zu stellen geeignet sein würde (s. I 5).

Von diesem Standpunkte aus kann man dann allerdings mit einem gewissen Rechte auch militärisch von einer „strategischen Wissenschaft" sprechen, die aus bestimmten Prämissen bestimmte Schlussfolgerungen zu ziehen vermag; nur muss man dabei nicht vergessen, dass — wie im Kriege überhaupt: „dem gesetzlichen Rechte: die Gegenwirkung der an kein Gesetz gebundenen Gewalt" (s. I 1), so — in der „Strategie"

> dem logisch gesetzmässigen (wissenschaftlich begründeten) Handeln: die Gegenwirkung freier (die Prämissen absichtlich über den Haufen stossender) Entschlüsse des feindlichen Willens entgegentritt.

30. So sagt denn auch Moltke (an oben angezogener Stelle): „Die Strategie (hier ausdrücklich als Praxis aufgefasst, s. 18) ist mehr als Wissenschaft, sie ist die Übertragung des Wissens auf das praktische Leben, die Fortbildung des ursprünglich leitenden Gedankens entsprechend den stets sich ändernden Verhältnissen, ist die Kunst des Handelns (vgl. II 2) unter dem Drucke der schwierigsten Bedingungen;" und weiter:

„Alle aufeinanderfolgenden Akte des Krieges sind (deshalb) nicht prämeditierte Ausführungen, sondern spontane Akte, geleitet durch militärischen Takt. Es kommt darauf an, in lauter Spezialfällen die in den Nebel der Ungewissheit gehüllte Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten, einen Entschluss schnell zu fassen und dann kräftig und unbeirrt durchzuführen", und endlich heisst es ebenda kurzhin, als Einleitung zu dem oben hier gebrachten Satze:

„Die Strategie ist ein System der Aushilfen!"

So gewiss aber diese „Aushilfen" da „nichts helfen" könnten, wo sie sich nur als „willkürlicher Sprung aus dem Nichtwissen" darstellen würden, statt aus der „vollkommenen Assimilation der Kenntnis von der Natur der Mittel mit dem eigenen Geiste des Handelnden" zu entspringen; ebenso gewiss widerstreben sie jeglicher Art von Schema, wie man ein solches etwa als

die in einer bestimmten Zeitperiode allein anwendbare und allein richtige Form des strategischen Handelns

aus der (wirklich oder doch vorausgesetztermassen befolgten) Verfahrungsweise historisch erfolgreich gewesener Feldherrn abzuleiten, versucht sein könnte. Die Tendenz in diesem Sinne z. B. etwa: die „Moltkesche Strategie", in ihrer formalen Erscheinung in einen (der Neuzeit allein entsprechenden) Gegensatz zur „Napoleonischen Strategie" setzen zu wollen, läuft schliesslich immer wieder auf jene „algebraische Formel für das Schlachtfeld" hinaus, von welcher Clausewitz sagt, dass sie, „statt dem denkenden Geiste nur die Hauptlineamente seiner eingewohnten Bewegungen zu bestimmen, ihm in der Ausführung seinen Weg mit Messstangen zu bezeichnen" versuche!

Schon die Natur von „Streitkraft und Land" steht solch einseitiger Auffassung des „strategischen Handelns" entgegen, und schon deshalb bedarf es hier noch eines allgemeinen Überblickes über diese Natur und die daraus für die Wechselbeziehungen zwischen jenen beiden „Objekten" sich ergebenden Wirkungen.[1])

*

31. Für den militärischen Kriegszweck der Wehrlosmachung des Feindes verlangt Clausewitz: die Besiegung seiner Streitmacht und die Eroberung seines Landes. Schon daraus ergibt sich für die eigene Seite die naturgesetzliche Aufgabe, die eigene Streitkraft nicht vernichten, das eigene Land nicht vom Gegner in Besitz nehmen zu lassen.

Die Streitmacht muss das Land „beschützen", weil aus dem Lande sich nicht nur eine „neue Streitkraft bilden", sondern die vorhandene auch einzig und allein erhalten werden kann (s. II 4)!

Ein Land ohne Armee ist schon an und für sich „wehrlos" (s. I 1); eine Armee ohne Land wird — unter modernen Verhältnissen rascher noch, als schon immer — in kürzester Zeit „wirkungslos"!

So beruht denn die erste und wichtigste „Wechselwirkung zwischen den beiden Kriegsmitteln von Streitkraft und Land" darauf, dass

nur ein gesicherter Landbesitz die unentbehrlichen **Lebensbedingungen** der Armee zu gewährleisten, und nur die erfolgreiche **Lebenstätigkeit** der Armee den unerlässlichen Landbesitz sicher zu stellen vermag.

---

[1]) Ausführlicheres über die nachfolgend berührten Verhältnisse s. des Verf. „Die Lehre vom Krieg." 1897.

Das gilt auch da, wo (nach Clausewitz, s. 21) „der Krieg politisch damit nicht immer als beendet angesehen werden kann, dass (S. 21) die noch nicht merklich geschwächte Streitmacht sich an die entgegengesetzte Grenze des Landes oder gar ins Ausland zurückzieht."

Findet die „Armee" unter solchen Verhältnissen nämlich nicht „im Ausland" die Mittel zur Befriedigung ihrer Lebensbedingungen und damit die Fähigkeit zu neuer Lebenstätigkeit, so ist damit doch das „Land" endgültig verloren, und der „militärischen Strategie" damit das eine „Objekt" entzogen, das andere — kein „Objekt" mehr!

Findet die ausgewichene Armee aber diese Mittel, so wird damit das seither neutrale Ausland — zum „politischen Bundesgenossen" und der „Krieg" beginnt damit militärisch seinen Kreislauf der Wechselwirkung zwischen Streitmacht und Land von vornan!

32. Nun ist bekanntlich die einzige wirksame Lebenstätigkeit der Armee im Kriege: der „Kampf", um dessenwillen allein (s. I 1) sie ja überhaupt nur „lebt".

Kampf aber ist eine „Kraftabmessung", deren Endergebnis ebensogut aus der Betätigung feindlicher Kraftüberlegenheit, wie aus der Entziehung eigener Kraftbedingungen hervorgehen kann. (Wie etwa ein Mensch totgeschlagen werden oder verhungern kann.)

Die Fähigkeit eigener Kraftbetätigung einer Armee bildet ihre „Schlagfähigkeit", die Notwendigkeit eigener Kraftergänzung hat Willisen („Theorie des grossen Krieges" s. II 2) ihre „Bedürftigkeit" genannt.

Die Schlagfähigkeit muss eine Armee in den Krieg mitbringen; ihrer Bedürftigkeit kann im Kriege nur durch ununterbrochenen Nachschub Rechnung getragen werden.

So erklärt es sich, warum die militärische Strategie ihr Ziel der Wehrlosmachung einmal auf dem Wege zuerst der Vernichtung feindlicher Streitmacht und dann der Eroberung feindlichen Landes, oder auch umgekehrt verfolgen kann (s. 29).

Zur leichteren Verständigung über diese im Kriege ununterbrochen einander durchdringenden Wechselbeziehungen zwischen Streitkraft und Land bedient sich die militärische Theorie einer Reihe von Fachausdrücken, die schon um deswillen hier zunächst einer bestimmten „begrifflichen Feststellung" bedürfen, weil erfahrungsmässig gerade dem Laienpublikum gegenüber, und oft auch aus demselben heraus, durch den Gebrauch solcher Namen eine bedenkliche Begriffsverwirrung erzeugt wird, welche meint: auf diese Weise an die Stelle des „objektiven Urteils über den (nach Moltke) jedesmal anders gearteten Spezialfall" einfach nur ein „auf alle Fälle passendes fertiges Schlagwort" setzen zu können!

Ehe wir in der Sache selbst weitergehen können, müssen daher hier erst diese technischen Bezeichnungen kurz erläutert werden.

*

33. Im militär-technischen Sprachgebrauche wird die Gesamtheit desjenigen „Landbesitzes", aus dessen materiellen, persönlichen und moralischen (s. I 8) Hilfsquellen die „Streitkraft" ihre Bedürfnisse zu befriedigen imstande ist, als deren „Basis" bezeichnet und in diesem Sinne verlangt, dass „jede Armee basiert sein" müsse.

Insofern solche (materiellen und lebendigen) Bedürfnisse an bestimmten Örtlichkeiten (in Magazinen, Festungen usw.) angesammelt sein können, oder auch bestimmte Plätze (z. B. als Hauptstadt oder Regierungszentren) für die kriegführende Partei von besonderer (moralischer) Wichtigkeit erscheinen, bilden diese Punkte mehr oder weniger wertvolle „Basissubjekte" und als solche naturgemäss auch entsprechende „Eroberungs-Objekte für den Gegner"!

Selbstverständlich kann die eigene Streitmacht diese Punkte vor der Besitzergreifung (Okkupation) durch den Feind unmittelbar nur solange „beschützen", als sie entweder (als Besatzung) an bzw. in solchem Orte selbst steht, oder sich zwischen demselben und dem Feinde befindet.

Nun leuchtet es wohl schon an und für sich ein, dass, wo es sich auf einem grösseren Raumgebiete um die Deckung einer ganzen Anzahl solcher Basissubjekte handelt, es sehr bald zur Unmöglichkeit werden würde, jedem Einzelobjekte gegenüber diese Bedingungen erfüllen zu können, und wir werden später die Gründe kennen lernen, warum selbst nur ein solcher („Kordon"-) Versuch als ein in auch hohem Grade ebenso „unwirksames Mittel für den gewollten Zweck" bezeichnet werden müsste, wie etwa der entgegengesetzte Versuch: alle feindlichen Basispunkte gleichzeitig erobern zu wollen.

Da nun weiter jedes einzelne Basissubjekt für die auf dasselbe basierte Armee (bzw. auch nur einen solchen Armee-Bruchteil) seinen Zweck nur solange erfüllt, als die Möglichkeit besteht, die dort angesammelten „Armeebedürfnisse" derselben auch wirklich zuzuführen; solche Zuführung sich aber in der unendlichen Mehrzahl der Fälle nur auf Strassen (Eisenbahnen und selbst bei überseeischen Unternehmungen doch auch nur auf mehr oder weniger bestimmten „Seewegen") bewerkstelligen lässt, so ist klar, dass der nötige „Schutz" sich immer auch auf diese „Verbindungs- bzw. Kommunikationslinien" zwischen Armee und Basis erstrecken muss, wenn nicht schon durch das Einschieben gegnerischer Streitkräfte zwischen diese beiden der Zweck der Basierung in Frage gestellt werden soll.

34. Im Wechselspiel beiderseitiger Streitkräfte um die Deckung eigener und Bedrohung (Besitzergreifung, Zerstörung, Unterbrechung) feindlicher Verbindungen spielt damit naturgemäss die Breite und Tiefe des jeder Partei zur Verfügung stehenden Gesamtbasisraumes, über welchen jene Subjekte verteilt liegen, eine einflussreiche Rolle.

Unter der „Breite der Basis" ist dabei die räumliche Ausdehnung der (gedachten) Linie zu verstehen, über welche im Verhältnis zu dem augenblicklichen Standpunkte der Armee eine gewisse Anzahl ihrer Basisstützpunkte sich mehr oder weniger horizontal nebeneinander hinter ihr ausbreiten; die „Tiefe der Basis" aber wird durch

die Länge einer solchen die mehr oder weniger vertikal hintereinander gelegenen Punkte verbindenden Linie bestimmt.

Jedenfalls zu „Beginn des Krieges" bildet so die Länge der beiderseitigen Landesgrenze das allgemeine Mass für die „Breite"; der Abstand der beiden entgegengesetzten (auch Meeres-) Grenzen: für die jeseitige „Tiefe" der Basis.

Der zweifellos nicht unwesentliche Einfluss, welcher aus solch gegenseitigem geometrischen Lagenverhältnisse feindlicher Armeen für ihre beiderseitigen Bestrebungen sich ergibt: „das eigene Land zu schützen, das feindliche zu erobern"; bezüglich die aus solchem Verhältnisse für jede Seite sich ergebenden Vor- und Nachteile haben bereits vor Clausewitz und wiederholt auch später geniale Theoretiker zur Anstellung „formal-strategischer" Betrachtungen veranlasst, die für „Schaffen und Urteilen" immerhin insoweit nicht als so „wertlos" betrachtet werden dürfen, wie sie in der Neuzeit von gewisser Seite oft verschrien sind, als man sich dabei nur bewusst bleibt, dass erst eine ganze Reihe „anderer Faktoren" solchem „Gerippe Leben verleihen" wird!

Unter diesen anderweiten Faktoren sind es dann aber zunächst wieder die geographisch-topographischen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes d. h. eben desjenigen „Landes", das als Subjekt der Beschützung und Objekt der Eroberung im konkreten Falle in Frage kommen kann, welche ihren Einfluss auf die aus jenen rein räumlichen Verhältnissen abgeleiteten Folgerungen geltend machen werden.

Auch sie sind darum durchaus noch nicht ein für den modernen Strategen „überwundener Standpunkt", weil einst in eigener Einseitigkeit befangene „Auch-Strategen" es für nötig erachtet hatten, die Länder auf der Suche nach „strategischen Stellungen und Abschnitten" zu begeneralstabsreisen, und die nachfolgenden Ausführungen werden diese Auffassung begründen.

*

35. Die spezifische „Lebenstätigkeit des Kampfes zwischen feindlichen Streitkräften" setzt naturgemäss ihr Zusammentreffen an „bestimmtem Orte zu bestimmter Zeit" (s. II 5) voraus, und jede Art von Wirksamkeit von Armeen oder Armeebruchteilen ist damit an die unerlässliche Vorbedingung beider- oder doch jedenfalls einseitiger vorangehender Bewegungen geknüpft.

Wo solche Bewegungen sich im Dienste strategischer Zwecke vollziehen, bezeichnet sie der militärische Sprachgebrauch als „Operationen", und unterscheidet sie durch diesen Namen von den zum Zwecke gefechtstaktischer örtlicher Verschiebungen vorzunehmenden „Manövern" (das Wort hier nicht im Clausewitzschen Sinne, s. 19, gebraucht!) und von den zur Lösung kampftaktischer Aufgaben nötigen Ordnungsveränderungen durch „Evolutionen" (s. später).

36. Operationen (auch damit im Gegensatze zu Manövern und

Evolutionen) werden (schon ihres Zweckes wegen) in der Regel von stärkeren Truppenkörpern über weitere Strecken hin ausgeführt werden müssen und können sich deshalb erfahrungsmässig — begrenzte Notfälle ausgenommen — in mehr oder weniger „bedecktem Gelände" auch ihrerseits (s. 33) nur auf Strassen abrollen, die jetzt als Operationslinien der sie benutzenden Armee bezeichnet werden.

In ihrer Eigenschaft als (sei es schon vorhandene, sei es erst neu herzustellende) Kunstbauten werden diese (erklärlicherweise oft mit den Kommunikationslinien in einen Begriff zusammenfallenden) Operationslinien bzw. -strassen von der geographisch-topographischen Beschaffenheit des von ihnen durchzogenen Landes beherrscht, dessen mehr oder weniger „unwegbare Abschnitte" (Höhen- und Talzüge) den Zusammenschluss von im grossen ganzen in gleicher Richtung verlaufenden Strassenzügen an bestimmten Knotenpunkten (Übergängen), damit gleichzeitig aber auch die Trennung der auf ihnen „operierenden" Armee in einen diesseits und jenseits des Abschnittes befindlichen Bruchteil erzwingen.

Ohne dass freilich dafür sich ein bestimmter Massstab feststellen liesse, pflegt man da, wo die Anzahl solcher Übergänge eine relativ kleine ist, und wo der (vielleicht durch Zerstörung absichtlich herbeigeführte) Mangel an solchen nicht (durch eigenen Kriegs-Kunstbau) in relativ kurzer Zeit behoben werden kann, solche (durch höhere Gebirge, grössere Flüsse u. dgl. gebildete) „Abschnitte" gern als „strategische" zu bezeichnen und sie damit von „taktischen" Abschnitten zu unterscheiden, welche solche „Bewegungserschwernisse" nur in einem relativ geringeren Grade aufweisen.

Wo dann ein solcher strategischer Abschnitt (kurzhin also: ein grösseres Bewegungshindernis) die augenblicklich ins Auge gefasste Operations-Richtung eines Heerteiles quer durchschneidet, spricht man von ihm als von einer „strategischen Barriere", indes ein die Operationsrichtung mehr oder weniger gleichlaufend begleitendes solches Hindernis — aus später näher zu beleuchtenden Gründen — als „strategische Flankenanlehnung" gilt.

37. Wo die räumlichen Verhältnisse eines „für den Krieg als Subjekt und Objekt von Operationen in Betracht kommenden" Gesamtlandgebietes nicht ausnahmsweis klein sind, werden hiernach „strategische Barrieren und Flankenanlehnungen" dasselbe meist in eine Reihe von hinter- und nebeneinander gelegenen, durch grössere Geländehindernisse getrennten Landstrichen zerlegen, innerhalb deren der gleiche Wechsel von Berg und Tal in kleineren Verhältnissen, verbunden mit dem Gegensatze von „offenem und bedecktem Gelände", den örtlichen Anhalt für diejenigen Gefechts- (bzw. Schlacht-) Felder bieten wird, um deren Besitz sich die „taktische Entscheidung" (s. II 6) zu drehen hätte.

Wie nun nach Clausewitz (s. 29) die „Vernichtung der Streitkraft im Krieg" sich meist nur „nach und nach", so wird sich angesichts dieser Verhältnisse aber in der Regel auch die „Eroberung des Landes" nur „abschnittsweise" vollziehen lassen.

Hat es dabei der Kriegsplan, als „erster und wichtigster strategischer Entschluss des Oberfeldherrn“ (s. 24) unbedingt immer mit der „Wechselwirkung von Streitkraft und Land im Ganzen“ d. h. mit den im konkreten Falle für den Krieg überhaupt in Betracht kommenden beiden Objekten von eigener und feindlicher „Gesamt-Wehrkraft“ und eigenem und feindlichem „Gesamt-Staatsgebiet“ (s. I) zu tun, so wird es sich dann weiter g. F. in einer Reihe selbständiger Feldzugspläne jedesmal nur um „den Angriff oder die Verteidigung eines derart geographisch abgeschlossenen (Teil-) Kriegsschauplatzes handeln; wie es denn endlich im Schlachtplan (als „Gefechtsanlage“ s. II 9) auf „die Behauptung an, die Vertreibung des Gegners von einem bestimmten Orte“, ankommt.

In Kriegs-, Feldzugs- und Schlachtplan tritt dann aber die „Wechselwirkung zwischen Streitkraft und Land“ immer nur dadurch in die praktische Erscheinung, dass

eine bestimmte Streitkraft zu einer bestimmten Zeit sich irgendwo aufstellt oder irgendwohin bewegt! und

ehe wir hier den massgebenden Faktoren für die feldherrlichen „Entschliessungen“ in jeder dieser Richtungen nähertreten können, bedarf es vorher erst noch eines kurzen Ausblickes auf diejenigen technischen Hilfsmittel, durch welche allein die „Ausführung jener Entschlüsse“ gewährleistet werden kann.

*

38. Jede einheitliche Tätigkeit einer gewissen Anzahl von Einzelstreitern beansprucht eine für die zu lösende Aufgabe geeignete formale Ausgestaltung ihres Auftretens bzw. Zusammenwirkens im Neben- und Hintereinander.

Wir werden später ausführlich auf diejenigen Grundsätze und Regeln zurückzukommen haben, welche — auch ihrerseits in wechselvollster Weise — die Annahme solcher „Ordnung für Kampf und Gefecht“ beherrschen; zunächst kommt es hier aber nur darauf an, die Tatsache festzustellen, dass solche Ordnung zu „taktischen Aktionszwecken im Gelände“ sich grundsätzlich von derjenigen „Marsch-Ordnung“ unterscheidet, welche ein und dieselbe Gesamtheit (Truppeneinheit) für die Verfolgung „strategischer Operationszwecke auf Strassen“ einzunehmen hat!

Für unsere vorliegende Erörterung genügt es, diese grundsätzliche Verschiedenheit kurzerhand nur dahin zu charakterisieren, dass es sich

zur Herstellung einer geeigneten „Kampf- bzw. Gefechtsordnung“ in der Regel um die Entfaltung der Truppe zu einer relativ grossen Breite (Front) bei relativ geringer Tiefe handelt;

die „Marsch-Ordnung“ aber gerade umgekehrt zur Annahme einer relativ sehr bedeutenden Tiefe im Verhältnis zur Breite zwingt.

Für jeden Übergang von Marsch zu Gefecht und Kampf und

umgekehrt wird hiernach jedesmal auch eine Ordnungsveränderung (Evolution s. 35) notwendig, welche der militär-technische Ausdruck als „Aufmarschieren" bzw. „Abbrechen" bezeichnet.

Die einflussreiche Folge solcher Notwendigkeit macht sich dann aber schliesslich ganz besonders dahin fühlbar, dass

die Schlagfähigkeit einer marschierenden, und
die Marschfähigkeit einer gefechtsbereiten Truppe jedesmal
bis zu einem gewissen Grade gelähmt erscheint.

39. Solange in älteren und alten Zeiten die Armeen noch kleiner, die Kriegsschauplätze noch relativ gangbarer waren, hat man sich angesichts der mit dem ersterwähnten Übelstande zweifellos verbundenen Gefahr, über die mit dem zweiten Missstande allerdings immer verknüpfte Unbequemlichkeit hinfortzusetzen bestrebt, und noch zu friederizianischer Zeit sind die Armeen, mindestens innerhalb gewisser Grenzen, in der Regel noch „in Schlachtordnung marschiert".

Schon die napoleanische Zeit und erst recht die Gegenwart mit ihren modernen Massenheeren aber hat sich (auch schon angesichts der gesteigerten Bodenkultur) mit ihren „operativen Bewegungen" je mehr und mehr auf die Strassen beschränkt und damit genötigt gesehen, „den Ausweg in anderer Weise zu suchen".

Wo jetzt eine moderne Armee ihre operativen Bewegungen nur noch „in Marschkolonne" ausführen kann; ihr „Übergang zur taktischen Aktion" aber dadurch, dass solcher Marsch sich nur auf einer Strasse abrollen sollte, eines Zeitaufwandes bedürfen würde, welcher die „Rechtzeitigkeit ihres Aufmarsches" in bedenkliche Frage zu stellen drohte;

da sieht sich jetzt nämlich die „operative Strategie, als Märsche anordnende Führung" zu

einer Verteilung der operativen Gesamtmacht auf eine Anzahl,
in gewissen Zwischenabständen mehr oder weniger gleichlaufender
Nachbarstrassen

genötigt, dank deren die Herstellung einer „einheitlichen Gefechts- (bzw. Schlacht-)Front" solange zeitlich wesentlich abgekürzt werden kann, als jene Seitenabstände zwischen den Parallelstrassen ein gewisses räumliches Höchstmass nicht überschreiten (s. später)!

So wird denn aber „jede der beiden gegeneinander operierenden Armeen" nicht nur (wie g. F. schon immer) durch die geographischen „Abschnitte", sondern hinfort auch durch das topographische „Wegenetz des Kriegsschauplatzes" in Teileinheiten zerlegt, deren rechtzeitliche und rechtörtliche Wiedervereinigung zur Geltendmachung einer dem Gegner überlegenen Aktion: die schwere Kunst heutiger militärischer Strategie in

zweckentsprechender **Trennung** und **Versammlung**

der Armee bildet, die ein Moltkescher Ausspruch bekanntlich in der treffenden Formel:

„Getrennt marschieren, aber vereinigt schlagen"

zusammengefasst hat.

*

40. Wo die oberste Staatsgewalt sich zum „Kriege“ entschlossen, wo sie — bereits hier im Einvernehmen mit der obersten Militärbehörde (s. 26) — über die zu steckenden „Kriegsziele“ und das dafür verfügbar zu stellende „Kriegsaufgebot“ sich schlüssig gemacht hat, erfolgt als erste Vorbereitung zum „Übergange aus Friedens- zum Kriegs-Zustande“: die „Mobilmachung der betreffenden (lebendigen und materiellen) „Wehrkraft“.

Sich darin nicht vom Gegner „die Vorhand abgewinnen“, bezüglich sich von ihm nicht überhaupt in einem „kriegsungünstigen Momente“ durch den Übergang von der diplomatischen Unterhandlung zur kriegerischen Gewalthandlung überraschen zu lassen, bildet — schon im Frieden — die ständige erste „militär-politische“ Pflicht des „Staatsmann-Feldherrn“.

Als erster Schritt zur eigentlich-kriegerischen Handlung folgt dann der Mobilmachung möglichst unmittelbar:

der strategische Aufmarsch der Armee,

den in „unfertigem Zustande“ (mit noch nicht „operations-bereiten, immobilen Heerteilen“) vollziehen zu müssen, wieder nur die gefährliche Folge „ungenügender Kriegsvorbereitungen“ sein würde.

Dieser erste strategische Aufmarsch als erste Verteilung der verfügbaren Kräfte auf die „strategische Front“ basiert einerseits auf dem „im Kabinett gefassten Kriegsplan“, anderseits auf der „gegebenen Friedensdislokation“ der Streitkräfte, und kann g. F. sich in einem Kriege gegen getrennte Gegner (verbündete Feinde) auch zum „Aufmarsch nach verschiedenen Fronten mit eigenen Kriegszielen“ ausgestalten müssen.

Über diesen ersten Akt kriegerischer Tätigkeit sagt Moltke (an oben angezogener Stelle):

> „Beim ersten Aufmarsch der Armee kommen die vielseitigsten politischen, geographischen und staatlichen Erwägungen in Betracht. Ein Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere ist im ganzen Verlauf des Feldzuges kaum wieder gut zu machen. Aber diese Anordnungen lassen sich lange vorher erwägen und — die Kriegsbereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt — müssen sie unfehlbar zu dem beabsichtigten Resultat führen.“

Aus dem ersten strategischen Aufmarsche entwickeln sich dann mit dem wirklichen Kriegsausbruche (g. F. auch ohne ausdrückliche „Kriegserklärung“) die „strategischen Operationen“ d. h. „die kriegerische Verwendung der bereitgestellten Mittel“, für welche bekanntlich der Feldmarschall „die freie Hand ihres militärischen Oberbefehlshabers“ — wir fügen wohl ohne uns damit in Widerspruch mit ihm zu setzen, hinzu: „im Rahmen des grossen Kriegsplanes“ — verlangt.

Im Hintergrunde jeder solchen „strategischen Operation“ steht jedesmal die „taktische Aktion“, mit Rücksicht auf deren „Aufsuchung oder vorläufige Vermeidung“ die Operation sich allein

vollzieht (s. 23, Clausewitz), wie ja denn auch Moltke in dieser Beziehung sagt:

„In den Operationen begegnet (im Gegensatze zum „ersten Aufmarsche") unserm Willen sehr bald der unabhängige Wille des Gegners. Diesen können wir zwar beschränken, wenn wir zur Initiative fertig und entschlossen sind, vermögen ihn aber nicht anders zu brechen als durch die Mittel der Taktik, durch das Gefecht."

„Die materiellen und moralischen Folgen jedes grösseren Gefechtes sind aber so weitgreifender Art, dass durch dieselben meist eine völlig veränderte Situation geschaffen wird, eine neue Basis zu neuen Massregeln. Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Laie glaubt in dem Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im voraus gefassten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen, ursprünglichen Gedankens zu erblicken."

„Gewiss wird der Feldherr seine grossen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich auf weit hinaus niemals mit Sicherheit feststellen. Er ist im Laufe des ganzen Feldzuges darauf angewiesen, eine Reihe von Entschlüssen zu fassen, auf Grund von Situationen, die nicht vorherzusehen sind."

41. Angesichts des hier in so mustergültiger Klarheit entwickelten Einflusses der „taktischen Aktion" auf die „strategische Operation" ist es klar, dass für den durch solche Operation zur Durchführung kommenden „Operations- (bzw. einen Feldzugs- [s. 24]) Plan" jedesmal die Frage entscheidend werden muss:

welche Aussicht im konkreten Falle dafür vorhanden ist, dass die Entscheidung in der daraus sich möglicherweise entwickelnden taktischen Aktion (Schlacht!) sich als eine „günstige" erweisen werde?[1])

Wo solche Aussicht zurzeit nicht vorhanden ist, bleibt es (wie oben schon erwähnt) die Aufgabe „strategischer Operation" sich vom Feinde nicht zu einer solchen „taktischen Aktion" zwingen zu lassen.

Wo umgekehrt die (namentlich „numerischen Kraft-") Verhältnisse den taktischen Erfolg wahrscheinlich machen, kann das eigene operative Bestreben, „den Gegner zur Schlacht zu zwingen" (jetzt: je nach den „räumlichen und zeitlichen" Umständen), entweder auf dem unmittelbaren Wege

der Aufsuchung der feindlichen Streitmacht in ihrer innehabenden Stellung,

---

[1]) Vgl. Clausewitz S. 29, wo er „die Waffenentscheidung allen Operationen gegenüber" mit der „Barzahlung im Wechselhandel" vergleicht; sie braucht nicht jedesmal „realisiert" zu werden, aber ihre Möglichkeit darf „niemals fehlen"!

oder auf dem mittelbaren Wege verfolgt werden: durch geeignete Bedrohung wichtiger Basisobjekte des Feindes

die gegnerische Armee in eine gewollte Richtung anzuziehen.

Dort läuft die Operation darauf hinaus: „zuerst die feindliche Streitmacht zu vernichten" (zu schlagen), „dann das gegnerische Land zu erobern"; hier verfolgt sie das umgekehrte Verfahren: „zuerst das Land zu bedrohen (zu okkupieren) und dann die Armee zu schlagen"!

42. Die „strategische Theorie", von der selbst ein Clausewitz meint, dass „aus ihren Betrachtungen von selbst Regeln und Grundsätze für ein zweckentsprechendes Verfahren sich ergeben" könnten, hat — sicherlich mit dem vollen Erfolge „erhöhter Klarheit und Übersichtlichkeit" — sich bekanntlich verschiedentlich bestrebt: die möglichen „Wechselfälle der Begebenheiten" in gewisse grössere Gruppen von Einzelerscheinungen zusammenzufassen.

Wenn sie in dieser Absicht von

„Operationen auf der inneren oder auf den äusseren Linien", von „einfacher oder doppelter strategischer Umgehung oder strategischem Durchbruche"

spricht und dabei die Vor- oder Nachteile eines jeden solchen „Hauptverfahrens" abwägt, auf welche hier später näher zurückzukommen sein wird: so steht aber doch nach allem bisher hier über diese Dinge beigebrachten zunächst schon mindestens soviel fest:

„dass operativ jedem Zuge durch einen Gegenzug zu richtiger Zeit und in richtiger Richtung begegnet werden kann;

dass immer erst durch die eigene erfolgreiche Aktion die Wirkung der eigenen Operation bestätigt;

dass endlich die eigene erfolgreiche Operation durch die erfolglose Aktion wieder hinfällig gemacht wird!

Ehe im einzelnen hier der Beweis erbracht werden soll, dass angesichts dieser Verhältnisse: jeder Versuch:

von absolut „guten oder schlechten" geschweige von (zurzeit:) „allein erfolgversprechenden" Operationen reden zu wollen:

ein verfehlter sein und bleiben muss, weil alle „Operation" ausschliesslich nur von den „zurzeit tatsächlich obwaltenden Umständen" abhängt, ist es nötig, zunächst noch kurz die Mittel kennen zu lernen:

diese „Umstände" richtig erkennen und sie in entsprechender Weise ausnützen zu können.

Davon später weiter.

Ungedruckte Liebesbriefe von Wilhelm Waiblinger.

Mitgeteilt von Otto Güntter in Stuttgart.

Die hier mitgeteilten Briefe des zwanzigjährigen Waiblinger an Julie Michaelis (Siehe Heft 10, Seite 859) zeigen den ganzen Waiblinger. Es sei ihnen denn auch nichts weiter beigefügt als das Bild, das er selbst von der Geliebten entworfen hat, und das Notwendigste über die Ereignisse, die den traurigen Abschluss seiner Beziehungen zu ihr bildeten. In den von Karl Frey aus dem Nachlass veröffentlichten „Liedern der Verirrung," die während des unglücklichen Ausgangs dieses Liebesverhältnisses entstanden, zeichnet Waiblinger Julie mit den Worten:

„Ihr Auge, das war dunkel und immer
Voll Weh, und die Seele sah rein
Durch seine feuchte Klarheit vor,
Wie durch zitternde, glänzende Wasser
Helle Kieselchen quillen und blinken.
Aber ihres Gesichtes Farbe
Glich, hast Du Schöneres je gesehen?
Glich dem bleichsten Leichengewand,
Das je eine süsse, himmlische Tote
Umwickelt hat im Grabe.
Nun weiss ich weit und breit nichts Schön'res,
Als wenn auf der Stirne
Von königlicher Hoheit
Aus dunklem Gelock
Melancholische Veilchen herab,
Über's kranke, wollüstig kranke, bleiche,
Süsse, schwarzaugige Gesicht herab,
Gleich düstern Träumen blühten und lächelten,
Um die volle Lipp'
Schmerz sich in reizenden Zügen legte,
Und blaurötlich um's Auge Dir's
Weich und schmachtend dunkelte,
Und Du sagtest: Du Lieber,
O mein Süssester, Süssester, o mein
Herz, meine Seele Du, mein Geliebter,
Wirst mich noch töten, Du liebst mich,
Gott, Du liebst mich zu Tod!"

In einem von Grisebach mitgeteilten Brief vom 19. August 1825 schreibt Waiblinger an den ihm befreundeten Bildhauer Theodor Wagner nach Rom, eine der von ihm erwähnten Reisen sei eine geistige Gesundheitsreise gewesen. „Ich hatte da eben ein ungewöhnlich unbegreiflich weibliches Wesen dem schaudervollen Abgrund überlassen müssen, in den zu stürzen dieses Mädchen von Königlichem Ossianischem Geist von der Ostsee herkommen musste. Sie erstand aus einer Todeskrankheit, und das Gespenst eines Unglücklichen folgte ihr, der sich aus Liebe zu ihr eine Kugel vor den Kopf schoss. In meinen Armen lebte sie, fast wahnsinnig in dieser Feuerliebe, mit mir melancholisch und bacchantisch, in unermesslichen Schwärmereien, aufgezehrt und aufgeliebt durch meine zerstörende Leidenschaft, unter unglaublichen Gefahren, die ihrem kranken Leibe den Untergang drohten, bis die Nemesis eintrat, und wir mitten im dithyrambischen Taumel von einem fürchterlichen Schlag des Verhängnisses uns von der Brust gerissen

wurden." Er musste „sie mit einem grässlichen Eid abschwören" und machte dann eine Ferienreise nach Venedig, wo er von seinem Schmerz zu genesen hoffte. Kaum war er zurückgekehrt und hatte erfahren, dass Julie während seiner Abwesenheit bei einer Feuersbrunst mit Mühe aus den Flammen gerettet worden war, als auch in der neuen Wohnung der Michaelis ein Brand ausbrach. Das Feuer hatte beidemal ein Mensch gelegt, der die Briefe und die Zusammenkünfte der Liebenden besorgt hatte, ein Schreiber der Michaelis, der in den Briefen auch erwähnte D (Domeier). „Das Gericht", fährt Waiblinger fort, „brachte aus ihm heraus, dass er aus Rachsucht gegen die beiden Professoren, den Onkel und den Bruder Juliens, die ihn wegen seiner Begünstigung unseres Verhältnisses schlecht behandelt haben sollten, zweimal die Flamme anlegte." Der Verhaftete beschuldigte nun Julie und ihren Bruder unerlaubter Beziehungen; Waiblinger sei als Deckmantel für alle Fälle in die Netze Juliens gelockt worden. Bewiesen konnten diese Anschuldigungen nicht werden. Waiblinger klagte wegen Verläumdung und reinigte sich vor Gericht, aber diese Dinge schädigten doch seinen Ruf, umso mehr als er jetzt, um seinen Schmerz zu betäuben, sich in einen Strudel von Genüssen stürzte.

Wir geben nun im folgenden die Briefe Waiblingers an Julie Michaelis wieder. Sie fallen in die erste Hälfte des Jahres 1824 und sind sämtlich undatiert; nur der Übergang der Anrede von Sie in Du gibt einen sicheren Anhaltspunkt für die Reihenfolge.

I.

O wie ist mir diesen Abend! meine Julie! wie ich die Treppen hinaufsprang und meines Zellers[1]) Thüre öffnete, und die lange Gestalt auffuhr und wir uns die Hände drückten, wie er mir's so ansah, dass ich glücklich war, und ich nun in meine Tasche langte und ihm das Obst in die Hand presste und rief: von ihr! von ihr! Wie wir nun auf die Altane hinabgiengen und Arm in Arm umher wandelten, und ich ihm erzählte, alles, alles erzählte, was ich in Worte fassen konnte, was Sie mir zu erzählen erlauben würden, und er das Unaussprechliche stumm mir aus dem Auge las und ich seine nervigte Hand an die flammende Wange drückte —! Julie! Julie! und ich doch so ruhig war und so zufrieden, so ganz ohne Sehnsucht, so ganz befriedigt!

Und mit welcher Befreundung ich meinen 8 Schüsselgenossen Suppe in die hergestreckten Teller schöpfte.[2]) Wie mir alles so nah ist, und so verwandt, und die ganze Natur wie ein unbegreiflich Instrument, auf dem ich die namenlose Ouvertüre zu meiner ewigen Seligkeit auf einem andern Sterne spiele — Nein! ich schwärme nicht, ich bin ja so besonnen und so klar und kann mir Rechenschaft geben über alles, was über mir, in mir, und ausser mir vorgeht!

O und wenn ich denke, dass auch Sie heute glücklich, befriedigt schienen, dass mein Geist und meine Liebe hineinleuchte in die Sternennacht Ihres Herzens! . . .

Ich warte auf D.! Zeller sitzt stumm neben mir; ich hoffe, D. werde doch nicht ausbleiben. Sollt' er's aber auch, wohlan, ich gehe ruhig zu Bette, denn es ist mir ja doch wenig mehr zu wünschen übrig geblieben.

---

[1]) Friedrich Zeller, sein Studiengenosse, Theologe, † 1843.
[2]) Bei dem gemeinschaftlichen Essen der Studenten im Tübinger Stift.

Morgen früh! Julie! nur einen guten Morgen! Und nun eine gute Nacht! Liebste, Theuerste! eine gute Nacht!

Waiblinger.

$^1/_2$ 10 Uhr.

D. ist nicht gekommen: Nur das Einzige bitt' ich, Julie, wenn Sie mir wieder ein Briefchen versprechen, lassen Sie mich nicht vergeblich drauf warten. Nicht wahr, so mild und nachsichtig sind Sie? Und ich will danach getröstet seyn. Es war vielleicht unmöglich, dass Sie schrieben! Gute Nacht!

II.

Ich war gestern Abend draussen: es drängte mich unwiderstehlich, Ihnen noch ein paar Worte zu bringen, noch ein paar Worte von Ihnen zu empfangen. Ich stieg die Treppen hinauf, stand lange oben allein im Zimmer. Ich blieb ruhig. D. versprach mir, um 10 Uhr einen Brief von Ihnen unters Haus zu bringen. Ich sollte ihn nicht treffen. Plötzlich schlugs 10 Uhr; ich musste schnell nach Hause. So hatt' ich also weder Brief noch Sie gesehen. Und dennoch blieb ich ruhig, lachte bis 12 Uhr mit meinen Freunden über einen Brief, den der eine von einem dummen stolzen Menschen erhalten hatte, legte mich zu Bett und erinnere mich keinen Traum gehabt zu haben. Den Morgen ist mir's ungewöhnlich heiter und frisch, das Einzige bekümmert mich noch, ob Sie's sind!

Aber dass um alles morgen Abend Oncle und Bruder ins Conzert gehen! Kann ich unter keinem Vorwand früher, etwa $^1/_2$ 4 Uhr schon ins Haus kommen?

Ich schreibe bey Sigel, einem guten Freund, gerade hinüber von Ihrem Fenster. Hier bin ich nun wie eingebürgert:

Am Fenster sitzt mein Liebchen,
Wer wüsste wohl warum?
Im warmen Winterstübchen,
Sie ist ja gar so stumm!
Am Fenster sitz' ich schmachtend,
Wer wüsste wohl warum?
Nach einem Blicke trachtend;
Ich bin ja gar so stumm!

Sie liest in einem Buche,
Doch blickt sie oft herab,
Und winkt mit seid'nem Tuche,
Ein Zeichen, das sie gab:
Ich fühl's im Herzen wallen,
Mich drängt's und treibt's hinauf,
Die Glocke hör' ich schallen,
Dem Hirsche glückt sein Lauf!

Vergeben Sie diese Verse und legen Sie den Sinn hinein, den Sie nicht drin finden; dann bin ich glücklich! Wenns doch schon 9 Uhr wäre! Ich will noch einen Vers schreiben:

Täubchen sah ich jüngst sich küssen,
Weisses, trautes Paar!
Und die Freude sollt' ich missen,
Der ich traurig war!
Süsse Liebe, Du
Raubst mir meine Ruh'!

Schade, dass der Mond nicht scheint! Aber nein! Da neben mir steht ein Menschlein, so voll im Gesicht, wie der Mond, und eben so gedankenlos!

Wenn die Glocke nicht ans Schlagen will, so kümmr' ich mich nicht mehr drum; ich muss hinüber, Julie!

W

Nur um Eines bitt' ich: streuen Sie Ihre Briefe nie mit Sand! Ich führe sie so schnell zum Mund, und dann knistert's!

III.

Morgens 5 Uhr.

Ja, Julie, ich war etwas traurig. Diese Nacht hatt' ich heftig Weh im Kopfe, machte mir mein Bett ins Zimmer auf den Boden, und schlief endlich bis jetzt. Eben stand ich am Fenster und betrachtete mit weinendem Herzen den Kometen, ach und den hellen himmelreinen Stern der Liebe und des Morgens. Ich wollte mich wohl auf die Krankenstube ansagen lassen, aber ich denke, ein Spaziergang im Heitern wird mir wohl thun. Und dann hoff' ich ja auch, meine Julie zu sehen.

O gewiss, es ist mir recht nothwendig, dass Sie mich heute zu sich lassen, dass Sie mich recht sanft und mild und schonend behandeln. Nur eine Stunde, Julie, etwa um 3 Uhr, wenn der Oncle etwa auserzählt hat.

Beunruhigen Sie sich nicht, meine Theure, es ist nichts, was Sie veranlasste — ich bitte nur um die zarte hingebende Behandlung der Liebe, nur um stille herzliche Worte, und wenns nicht unbescheiden ist, wenn ich Sie damit nicht kränke, so bitt' ich, auch den süssen Scherz der Seele nicht zu schonungslos zu machen.

Einen freundlichen Morgen aus wärmster Seele! Erschrecken Sie nicht, wenn ich diesen Nachmittag etwas blässer aussehe als sonst, es kommt von meinen heftigen Schmerzen.

Und auch heute kein Briefchen? Ach heute vollends nicht! Sie haben wieder keine Zeit: Leben Sie wohl!

Auf der Rückseite:

Sonnenaufgang.

Es ist mir besser. Aber matt bin ich zum Einschlafen. Ich hoffe alles, wenn ich Sie sprechen darf.

IV.

Ach du klagst, dass schon die Wolke
Dir die jungen Tage trübe,
Und der Morgenhauch der Liebe
Schon der Jugend Blumen tödte?

Wie ein Fels von Riesenhöhen
Stürzt' ich fühllos auf die Quelle,
Draus in frischer Mondeshelle
Dir das weiche Leben wallte.

Lebewohl, Kalonasore,
Bist ja du die ewig Reine,
Doch die Schuld, die ich beweine,
Welch' ein Opfer wird sie sühnen?

Aus Kalonasore.[1])

Wie für die jetzige Stunde, schrieb ich diese Worte im vorigen Sommer. Nur Eines ist anders, meine Julie, ich sag Ihnen statt einem Lebewohl ein heiter selig: Sey gegrüsst! So überschwänglich ist diese Liebe, die ich für Sie trage, dass ich die fürchterliche Schuld vergesse, dass ich mich gesühnt, geheiligt wieder glaube, aus dem alleinigen Bewusstseyn, dass meine Liebe die Mutter meiner Schuld war.

Der gestrige Abend liess mich ein Glück geniessen, das ich noch nie in Feuer und Leidenschaft in Ihren Armen genossen. Ich sah Sie in Ihrem Elemente, sah die Geliebte im einfachen Hausgewande, in Ihrer Sphäre, in Ihrem zarten und heiteren Wirken. Ich sah die Gränze, meine Julie, über die hinaus ich nicht mehr lieben könnte. Ich hatte kein Verlangen, keinen Wunsch mehr, ich liebte so unendlich zart und empfindlich, dass ich zuletzt beinahe fürchtete, es möchte mich etwas treffen, und ich fühlte mich nicht stark genug, ihm zu trotzen, so ganz offen und zart verletzbar war ich geworden. Julie, ich liebe in Ihnen nicht nur das Mädchen, ich liebe die Liebe selbst in Ihnen, die Idee der Liebe. Mein Leben scheint seinen höchsten Gipfel erreicht zu haben, der Thurm ist aufgebaut, aber innen ist er noch nicht verziert und geordnet. Ich sagte mir in den schönsten Augenblicken, dein Glück besteht in einem göttlichen Drey! in einem Mädchen, in zwey Freunden,[2]) die mir alle drey eben zu der Zeit erschienen, wo sich meine Jugendkraft aus fürchterlichen Kämpfen zu ihrer Vollendung herausgeboren. Aber ich sagte mir auch, diese drei müssen dein bleiben, keiner darf fehlen, oder du stehst einsam auf deiner Höhe, oder du stürzest herab von ihr und zertrümmerst die Armen, die im niedrigen Thale wandeln. Ich trennte diese Drey beynahe nicht mehr von mir, sie waren mir Eins geworden.

Was gestern beleidigt wurde, war das empfindlich zarte Wesen der alleinbesitzenden Liebe, ihre Zurückstossung vor Glücklichern — ja, meine Julie — ich wills gestehn: ich will meine Liebe erschöpfen, will

---

[1]) Die erste der „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands", durch Byrons Erzählungen in Versen angeregt.

[2]) Eduard Mörike und Ludwig Bauer.

mich selbst zum Unsinnigen, ich will das Unmögliche möglich machen — ja meine Julie — meine! meine! nun im allerhöchsten Sinne: meine! es war auch Stolz dabei, denn mein Herz ist stolz, und vor allem stolz, wenn es liebt ... Sie hätten den Oncle nicht herzen sollen, während ich, ein verborg'ner Magister, — diss einzige Wort erheitert und bringt mich sogar zum Lachen — gar froh, dass ich nur am Tisch sitzen durfte, zusehn musste. Sie sind unschuldig, durchaus unschuldig, es gehörte zu Ihrem frohlockend heitern Wesen, aber in mir liess es den Ernst entstehen und das Zartgefühl und den Stolz der heiligen Liebe!

„Magister" Sie sollen lachen, wie ich selbst durch dieses Wort zu einem ganz andern Tone gestimmt wurde, als ich ihn annehmen wollte. Ich will mich vor Ihnen lächerlich machen, denn von gewisser Seite verdien' ich's, wenn ich von einer andern auch zarte nachsichtige Schonung mit meinem empfindlichen Herzen, Achtung vor dem Stolz meiner Liebe erwarten, vor allem von Ihnen, meine Freundin, erwarten darf. Hätt' ich gestern Abend einen Freund gehabt, es wäre mir selbst zur Freude geworden, aber so, den ersten übeln Eindruck im gekränkten Herzen, musst' ich durch die stockfinstern Strassen tappen, fand alles öd' und leer in meinem Zimmer, senkte mich recht eigentlich hinein in dieses Meer des Unwillens — die Idee, unter der ich Sie liebte, Ihr Bild in mir trug, schien mir beleidigt — heute früh zerriss' ich meinen Brief — ich fühlte schon gestern, dass ich Sie schöner und stärker lieben werde, wie mein Kopf nicht mehr betrübt sey, dass diss ein Oel in die flammende Liebe werde, dass ich's Ihnen sagen dürfe, von Ihnen Vergebung erlange, dass Sie's fühlen werden, wie unbegränzt ich über Ihrem Bilde wache. So, mit dieser Vorfreude einer durch meine Schuld, durch meine Verletzung unbegreiflich zarter gewordenen Liebe kam ich zu Ihnen, aber ach! wie mirs wurde, haben Sie selbst gesehen, wenn Sie noch einige Aufmerksamkeit für mich hatten. Selbst mein Gefühl war nichts geworden, kein Schmerz erquickte mich! nein! Leere, Öde, gedankenloses Starren, sinnloses Brüten und das grässliche Bewusstsein dieser Gedanken- und Gefühllosigkeit, die grösste Aufforderung zum Sprechen, und keine Worte — Sie wurden vielleicht im Traume schon von einem Ungeheuer verfolgt, ohne dass Sie entfliehen konnten. So war mirs.

Aber ich gieng ruhig fort. Ich glaubt' es, meine nun heisser geliebte Julie, ich glaubt' es, Ihre Thränen waren Vergebung, waren Liebe, da erst brach mirs Herz, als ich Ihnen das Wasser aus dem Auge küsste, da fühlt' ich's wieder: Sie lieben mich wieder, haben mir vergeben, glauben meiner Reue, meiner Versprechung. O Julie! Ja ich schwör' es Ihnen, so werden Sie, wurden Sie nie geliebt.

Ich fühle mit Zittern Ihre Aufopferung, Ihre Hingebung an diss ungeduldige, aber auch gewiss gute Herz, o ich fühlt' es bis ins Innerste meiner Seele und meine Liebe ward wach und frey, wie ein entfesselter Löwe, wie eine entflohene Taube — ich gelobt' Ihnen auf der Treppe mit einem mächtigen Schlag auf die Brust unsterbliche Dankbarkeit, gränzenlose Hingebung, gelobte Frieden und Frohsinn und verfluchte die

Stunde, wo ich je Sie wieder zweifelhaft mache, dass Sie den schrankenlosen, solange ungebändigten Sinn mit reiner unschuldiger Liebe, mit heiliger, unerschütterlicher Anhänglichkeit, mit schönerer Zartheit mässigen und ordnen und mein Genius bleiben und, wenn auch nur im Geiste, mich ewig geleiten durchs ganze irdische Leben, durch alle Wege und Meere.

Ich läugn' es nicht, Julie, vergeben Sie mir, ich läugn' es nicht, dass ich hie und da zittre für Ihren Abend, für Ihre Ruhe, für Ihre Gesundheit, und doch ists keine Angst, es ist nur eine wehmüthige, halb weinende Bekümmerniss, die trauernde Gespielin der Reue und der Schuld. Selbst Ihr Briefchen wird mich nicht ganz beruhigen. Aber ich quäle mich nicht, ich hoffe eine glückliche Nacht, ach und einen unvergesslichen Morgen. Ja, Geliebte, ich will Sie morgen sehen, Ruhe und Vergebung aus Ihrem Auge blicken, ich will Sie auf den Knieen bitten, mich länger, mich noch tiefer zu beglücken, ach tiefer! tiefer! nein! nur so, wie gestern, und ich bin und bleibe heiter, bin nicht mehr trüb' und unsinnig, will Freude und stilles Entzücken von meinem Herzen in das Ihrige giessen — O Julie, ich muss mich ja erst an die Freude, an den Scherz gewöhnen, ich will's, ich kann's lernen von Ihnen, So sind Sie mir Retterin in allem, — Theure, Neugewonnene, machen Sie mich nie, nie mehr unglücklich, durch Zweifeln, ob Sie mich glücklich machen. Morgen früh um 9 Uhr soll die himmelschöne Stunde seyn.

O Gott schenk' Ihnen mit seiner höheren Liebe eine heitere Nacht, wie ich durch meine Unvollendete Sie vielleicht trübe mache. Vergebung, Liebe, neue, stärkere Liebe. W.

V.

Nachts 10 Uhr.

Neben mir auf dem Bette liegt mein Zeller. Ich habe den Abend bey ihm zugebracht, meist in Gesprächen über Dich, meine Theure. Es ist ihm etwas Wunderbares, mit Dir in solch' unbegreiflicher Bekanntschaft zu stehen und mich selbst überwallt's oft gross und heilig, wenn ich ihm Deine Aepfel in die Hand drücke.

Nicht das Grosse, nicht die Leidenschaft, nicht das Allgemeine ist es mehr, was ich allein, ohne das Einzelne, in Deiner Liebe suche und finde; gerade das Einfache, Nächste, das Rein Menschliche such' ich drin und fühle mich unaussprechlich sicher und glücklich. Dass Du mein bist, im ewigsten und tiefsten Sinne mein, das lehrt mich nicht mehr die überschwängliche Seelenregung, sondern das selig Einzelne, Dein Wort, Dein Kuss, Dein Schlummer an meiner Brust, Dein Du, Deine Bekümmerniss für mein Glück, Dein zartes Sorgen für mich, das Kleine, Mannigfaltige, was Du mir erweisest, für mich thust. So bin ich denn eigentlich auf die sonderbarste und unglaublichste Weise herabgestimmt, oder vielmehr ins Tiefste und Nächste von unerreichbaren Fernen, zum schönen unverkümmerten Besitz von namenlosem Schwanken der Ideen, zu Deiner Persönlichkeit, Deinem irdischen Leben von Deinem

Ursprünglichen hineingewiesen, und ich kann erst jetzt sagen, ich habe Dich ganz, ich werde befriedigend geliebt.

Diss alles ist aus meinem vollendeten Vertrauen, aus meinem Glauben an Dein Menschliches entsprungen, da ich früher, ohne Kenntniss Deines individuellen Selbsts, mehr an der Idee hieng, unter der Du mir erschienest, als an Dir selbst.

Meine Liebe muss mich aus dem Schweben und Fliegen im Reich des Ueberschwänglichen herabgesteigert werden. Du musst mir so körperlich als möglich erscheinen, und jenes Ueberschwängliche geht dennoch nicht verloren, es wird nur tiefer und wurzelfester.

Alles Kleine, alles Einzelne, worin die Liebe sich als Selbstaufopferung, als hingebende Sorge für das ausschliessliche Glück des Anderen, des Geliebten, zeigt, alles diss muss mir durchlebt werden. Meine Julie, wenn Du ganz rein, unbedingt Mensch vor mir bist, ohne alle Zurückhaltung, mir offen, wie ich mir selbst, wenn Du mich recht ans Körperliche, Irdische fesselst, dann werd' ich Dich weit tiefer und fester lieben, und ich schwöre Dir, unsere Liebe wird nicht an Heiligkeit und Ernst und Reitz verlieren, wird nie entweiht werden. Eben das meint' ich unter anderm damit, wenn ich Dir einst schrieb, ich möchte krank seyn und von Dir gepflegt werden, oder Dich in Deiner Krankheit haben pflegen können, ich möchte Dir die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens mit einer gänzlichen Aufopferung erweisen, auch in diesem Sinne Dich ganz besitzen, mich Dir ganz geben.

Jene Kraft, jene Fülle der Thätigkeit, jenes Mächtig Schaffende, wird dennoch der Welt bleiben, und Eine Seite, die Seite des Mannes, der bilden will und wirken, der leuchten will und feststehen im Wirbel und Dunkel der Welt, der sich geboren fühlt zum Grossen, wird desto mehr gesichert bleiben, wenn sie so schön durch ein Wesen mit dem Gewöhnlich-Menschlichen verbunden ist, das er auch auf seinen Höhen umarmt, das ihn auch im Hinausblicken ins Unendliche begleitet.

Ich gäb' eine Woche meines Lebens, wenn ich eine Nacht lang an Deinem Bette sitzen, und Dich ansehen dürfte, wie Du so menschlich bist, wie Du schlummerst, wie Du so wahr bist, Du, die ich liebe mit ihren Reitzen und mit ihren lieben Mängeln.

Vertraue auf mich, wie ich auf Dich! Ich will nun Z. verlassen und die Sterne beobachten. Gute, ruhige Nacht, meine liebe, gute Julie!

Dein Wilhelm.

VI.

In Eile noch ein paar Worte, eh ich ins Haus komme. Du wirst ohne Zweifel spazieren gehen oder fahren, es ist ja so heiteres und mildes Frühlingswetter. Gehst Du nicht, oder ist es später möglich, dass ich Dich sprechen kann, so erlaube mir's. Kanns aber nicht seyn, befürchtest Du, nur im leisesten unruhig werden zu müssen, so sende mich ruhig fort, und ich will in meiner unaussprechlichen Liebe glauben, der heutige Morgen sey Ersatz gewesen für diese Wochentage, wo ich

Dich nicht sah und sprach. Ich will Dir keine Leidenschaftlichkeit mehr zeigen, will Dir ein Opfer ums andere bringen, will alles, alles Deiner Ruhe aufopfern und nur in Deiner Zufriedenheit zufrieden seyn.

Statt meines Irrens und Gedankentobens auf den Blutgefilden Moreas und der Plane für eine stürmende Lebensweise ist die Ruhe des Kindes wieder in mich gekehrt, und ich sehe jenes Aufstürmen für nichts weniger als etwas an, das Dich für mich besorgt machen könnte, sondern für eine nothwendige Erscheinung, mir das Leben in seiner Furchtbarkeit zu zeigen und mich nicht zu tief in den Himmel einer für diese Erde beinahe zu schönen Liebe einzuwiegen.

Ja Du bist wahr! Julie! Du bist das schönste Wesen meines Selbsts, der Inbegriff alles Heitern und Himmlischen in mir geworden. Ich kann Dich gar nicht mehr aus mir trennen; Du bist die andere Seite, der andere Pol, nach dem mein Geist in einseitigen Schrecken verlangte.

Ruhige! Es hat 1 U. geschlagen. D. W.

VII.

Ja, Deine letzten Worte „Muth, Hoffnung, fester Glauben" sie sind mir unzerstörbar ins Herz geschrieben. Julie! Unvergessliche! Namenloses Wesen! welch' ein Brief! Erst, als ich ihn gestern Abend las und wieder las, stürzte mirs feurig und stolz und himmlisch durchs Innerste des Innern: sie ist wahr! ihre Liebe ist Wahrheit! Du hast ein Herz gefunden, voll und reich, wie Du's ersehntest, aber Gott! tiefer und schöner und — grösser, als Du's im feurigsten Taumel der Ahnung wähnen konntest. — O Julie — diss ist die höchste, die seligste Wahrheit, die ich Dir bieten kann! Dass Du ganz, ganz würdig bist der heiligen Welt meines Busens, meines innersten schöpferischen Lebens — meiner gränzenlosen Liebe! ja Julie — ich gesteh' Dirs! ich will Dir auch Wahrheit geben — dass ich nicht heilig bin, wie Du! Ueberströme mich mit dem Himmel Deiner Unschuld, Du Reine, denn ein Engel ist in Dir, der Dich schützt — Julie! nur diss glaube mir — diss weiss nur ich! dieser Engel sey auch der meine!

Zeller starrte hingerissen und wie begeistert ins Weite, als er Deinen Brief gelesen. Er habe noch nichts Grösseres von Dir gehört, sagte er schnell, und wurde, was er seit 5 Wochen nie war, wunderbar ergriffen, zart, fast weich.

Der gestrige Abend liegt unbegreiflich vor meinem erstaunten Geiste! Es schien mir's eine Art Scheu zu verbieten, dass ich diesen Morgen zu Dir komme, aber eine andere mächtigere Stimme drängt mich unwiderstehlich und ich bringe Dir diss Blatt.

Du Meine! Du meine Seele! Ich wills kurz sagen! Morgen! morgen! es ist, als ob der Geist, der mich drey Tage von — ihm trennt, auch eine Hülle über Deine Seele wärfe, denn so göttlich, so ganz allumfassend ist Deine Liebe, dass Du in all' meinem Seyn, in meiner grossen Freundschaft wie ein himmlischer Genius wirkst. Aber morgen! morgen! Muth! Hoffnung! festen Glauben! Dein Wilhelm.

VIII.

Ich habe seit dem frühen Morgen geschrieben, habe die theuren Papiere zurückgelegt und schreibe nun für Dich, meine Julie!

O nimm die heilige Versicherung, ich kam gestern nicht wild, nicht verstöhrt nach Hause. Ich legte mich bald zu Bette, sang lange aus voller wehmüthiger Seele und schlief ruhig ein. Ich nahm nur einen sanften Schmerz mit hinüber ins andere Reich des Lebens.

Ja wir haben uns recht misverstanden. Ich habe Dich beleidigt, Du hast mir weh gethan. Ich habe gegen Deinen Stolz, gegen Dein Gefühl gefehlt, Du gegen meine Liebe. Ich habe Dich nicht geschont, habe Dich in Krampf gestürzt, ich fühle mich schuldig.

Sieh, liebste, heiligste Julie, mir hat's nur weh gethan, dass Du schriebst, Du habest die ersten harmlosen glücklichen Tage seit dem Abschied von der Heimat in — gelebt. Ich dachte dabey, dass ich seit diesem Abschied die glücklichsten meines Lebens gelebt habe, und Du setztest jene Stunden, die Du fern von mir lebtest, in denen ich um Dich trauerte, über jene Tage, die wir, Herz an Herz, im Vollgenuss einer wenigstens für mich allbeseligenden überschwänglich, ausschliesslich glücklichen Liebe als ein Jenseits im Disseits genossen. Es that mir weh, dass Du in dem Augenblick, wo Du Deinem Wilhelm entgegengiengst, Dich noch bekämpfen musstest — er wartete, seufzte, grämte sich Tage, Nächte lang um diesen Augenblick, der Dich ihm wieder zubringen sollte, und Du freutest Dich nicht, Du kümmertest Dich um etwas Fremdes! O gewiss, es ist Dir klar, Du wirst einsehen, es musste, musste mich schmerzen!

O und wie hast Du mein Betragen, mein Gefühl, meine Worte bey dem Brief des Onkels, bey meinen Aeusserungen über Deine Liebe zu ihm misdeutet! Julie, auch das that mir weh! Sieh, ich will's nicht scheuen, ich will Dir's sagen, wie ich's meinte.

Mit Stolz, mit dem ganzen Vollgefühl meines Herzens sag' ich Dir, ein Akt, der mir der Höchste, Göttlichste, Bedeutungsvollste, der Unaussprechlichste ist, der mich bis in alle Tiefen meiner genesenden Seele bewegt und erschüttert, der wie ein himmlischer Lichtstrahl allbelebend durch jeden Keim, jede Nerve meines Lebens wirbelt, ein solcher Akt darf nicht unter der durchaus göttlichen Bedeutung, die er hier, im Zusammenströmen meiner Seele mit der Deinen hat, gebraucht werden. Du sollst ihn lieben, Deinen Onkel, wie noch kein Kind seinen Vater, kein Dankbarer seinen Wohlthäter geliebt hat — ich ehre, bewundre, liebe Deine unerschütterlich eingewurzelte Anhänglichkeit zu ihm — ich wär' ein Teufel, wenn ich sie schmähen, herabwürdigen, beleidigen wollte — ich will nie, nie Deinem Herzen in seiner Liebe Gränzen setzen — o liebe soviel Du kannst — je mehr Du, je weiter Du liebst, desto mehr gewinnst Du an Herzenskraft, desto mehr wirst Du m i c h lieben können! Opfere Deinem Onkel Dein Leben, wenn er's forderte, und Du von mir scheiden könntest, ich werde Dich nicht misdeuten! aber der Kuss, dieser allergöttlichste Seelenakt der Liebe,

dieses unbegreiflichste Symbol der Seeleneinheit, bleibe unserer, unserer Liebe heilig — eigen. Er kann Dein Leben eher fordern, als einen Kuss! Du bist Weib, bist *meine* Geliebte, Deine Lippen sind mein — Du hast Dich mir gegeben, um mich zu beseligen, um in Dir selbst den höchsten Drang und Trieb Deines geistigen Daseyns zu erfüllen — Pfleg' ihn, lieb' ihn, gewähr' ihm jedes Bedürfniss, opfere ihm auf, was Du nur kannst, und sollt' *ich* dabey verlieren, sey ihm treu bis in den Tod — aber es ist unnatürlich, wenn er jenes höchste Heiligthum der liebenden Jugend *als ein Vater* von Dir verlangt — der Kuss *gehört nur der eigentlichen Liebe an* — zur blosen Erheiterung, zur Belustigung, sogar zum Ausdruck Deines Gefühls für ihn *darf* er nicht so oft, so spielend gebraucht werden — es ist unnatürlich!

Gebe Gott, dass Du mich verstehest, dass ich nicht durch diese zweyte Erklärung Dein Gefühl beleidige. Ich konnte nicht anders, es muss etwas Vollendetes, durchaus Vollendetes seyn, worin ich lebe; ich lebe in Dir, und jenes ist Eingriff in diese Vollendung meines Lebensmittelpunkts! O Julie, schon aus meiner Offenheit solltest Du mein gutes Herz erkennen!

Nur sprich mir wenigstens nicht wieder davon, nur thu' es wenigstens nicht mehr vor mir, dann will ich harmlos glauben, meine Liebe sey vollendet, Du kennest, Du haltest die Heiligkeit jenes Akts unerschütterlich treu!

Ich will Dich nicht beherrschen, nicht fesseln — Du bist frey, Du darfst mich nur frey lieben, Freyheit ist die Mutter unserer Liebe!

O um alles, zähme Deine Empfindlichkeit — sey heute arglos, heiter, zärtlich gegen Deinen Wilhelm, er wird sich ewig hüten, Dich zu kränken! Ach und sahst Du denn gestern nicht, wie ich mich bändigen konnte, wie die Ruhe, die Einheit, die Lebensharmonie den Triumpf über den Zwiespalt, über die Nacht gewann! Ist das nicht die Frucht unserer Liebe?

So Du mich verstanden, ohne Scheidewand, ohne geheimen, bezwungenen Gram Dich Eins mit meiner Seele fühlst, so Du den Geist meiner Liebe erkannt, o so wirf Dich mir zur ewigen Versöhnung, mit ewiger Hingebung zum Heitern Fest, an diss treue gelichtete Herz.

Dein W.

IX.

Abends ½6 Uhr.

Ich schreibe Dir noch einige Zeilen, meine süsse, geliebte Julie! Nun bist Du wohl im Grünen! Möge Dich ein freundlicher stärkender Lebensgeist aus allen Blüten der werdenden Naturschöpfung anwehen! möge Dich aus allen Lieblingen und Kindern des sterblichen Frühlings die Hoffnung eines unsterblichen, der selige Glaube einer störungslosen Liebeswonne anlächeln! Mögest Du Dich innerst gesund und froh fühlen!

Dein Brief, Du süsse Liebe, hat mir in der leblosen Öde meines finstern Gefängnisses die blühendste Freude gemacht. Es wurde mir unbeschreiblich wohl auf ihn, ich schrieb mit freudiger Seele frisch und lebendig an meinem Werke.

Nicht wahr, es ist Dir ein wunderlicher störender Gedanke, dass Dein Geliebter beynahe in Banden liegt? Wär' es nicht würdiger, zu schweigen und diesem Hochgericht pfäffischer Schäferhunde eine hübsche Nase zu drehen, so sollte mir auch Wand und Thüre zusammenstürzen. Es ist mir ganz wohl in meinem Bezirke, heute Mittag, als man vom Essen ging, zeigte ich mich am Gitterfenster, das an den steinernen Treppen in das enge Gässchen hinabblicken lässt, ich rief und lachte hinab und die Kerle hatten vielen Spott mit dem incarcerirten Poeten.

Gerade darum, liebe Julie, weil ich so schnell und abgebrochen, ohne völlige Herstellung der Harmonie, gestern Abend von Dir scheiden musste, war ich am Ende so finster und trüb: es war mir nothwendig, vor meinem Einsiedlerleben noch einmal harmlos, störungslos, ruhig, im Vollgenuss Deiner Liebe, in all' ihrer Hingebung schwelgend, an Deiner Brust zu liegen — Du wusstest, wie ich glaubte, dass es mir bei einer eintägigen Trennung der Art nothwendig war, und versäumtest, mir die störungslose schöne Stunde zu geben, Du gabst mir nur die unruhige, gestörte, nachdem Du mir Hoffnung und Versicherung gegeben, jene zu erhalten. Sieh, Du Geliebteste, so lieb' ich Dich, dass ich nicht einmal den Schein einer vergessenden Hintanschätzung erdulden kann, wenn mir schon der Verstand sagt, ihre Liebe bleibt Dir unzerstörbar!

Ich kann in allem Scherz leiden, nur in meiner Liebe nicht. Hier bin ich am empfindlichsten; es mag daher kommen, weil ich durch die lange fürchterliche Sehnsucht nach ausfüllender Erwiederung meines liebevollen Herzens das plötzlich, unvermuthet Erreichte mit dem Ernst eines Kindes umfasse, dem man die Mutter nehmen will, weil ich, wie ich Dir gestehe, ewig misstrauisch, aber nie gegen Dich, nur gegen das Verhängniss seyn werde, das mich wieder in jene Hölle von Widerstreit mit mir selbst und Gott und Welt zurückstürzen könnte. Es ist nicht mehr möglich, meine unzertrennliche Lebensfreundin, Du hast schon zu tief in mir gewurzelt, aber den Unglücklichen, der in Gefahr war, von Wellen oder Flammen verschlungen zu werden, musst Du mit beidem schonen und durch keinen, auch den unschuldigsten Scherz aufregen, erschrecken und unsicher machen!

Ja, Du Gute, Kranke, ich will Dich mit Ruhe behandeln, aber ich will mich Dir verrathen, gib mir alles, alles, dann werd' ich stolz und selbstüberwindend, dann nehm' ich nur das Zarteste, dann bin ich ruhig und selig — o ich beschwöre Dich, vertraue Leib und Seele meiner Liebe — treffe mich der rächende Gott, wenn ich je die Gränze überspringe, aber lass mich, lass mich, Du Beschützerin meiner Unschuld, heilig, mit dem Vollgefühl der Freyheit, der gränzenlos erwiederten Liebe, mit der heiligen Ruhe und Weihe des Priesters im Allerheiligen bleiben und du hältst mich endlos gefesselt und stärkst meine Ruhe und legst mir zarte Schonung als ein gottgegebenes Gesetz ins Herz. Du wirst mich verstehen — Julie, Du hast schon gesehen, dass ich durch jene heilig volle Seligkeit nur zarter und ruhiger wurde.

Ich sollt' im Homer lesen? Du dachtest wohl nicht, dass ich im Karzer bin! Ach bist du wohl vorbey — O wie liebst mich doch!

Werd' ich noch von Dir einige Zeilen erhalten, werd' ich? Ich wünsch' es! Morgen um 10 Uhr! Ich werde schwerlich ausgehen nach dem Essen — auf die Nacht freu' ich mich! Ich lese Mörike meinen Roman.[1])

Ja schreibe mir öfter, es wird Dir wohl thun, wenn Du Dir zuweilen die Gefühle, die oft so wunderlich in menschlicher Brust sich anziehen und abstossen, klar und lebendig aufs Papier bringen wirst. Schreibe mir wieder, wenn's Dich nur drängt, und drängen wird's Dich immer, wenn Du feurig meiner gedenkst.

Und so lebe denn wohl und ruhig! Wenn Du nur diese Worte heute noch erhältst — Gute Nacht, Ewig D. W.

X.

Zum erstenmal wieder die Sprache der Charaktere zu Dir, mein süsses Herz! Ich will mich zwingen, aber ich muss kurz seyn, Julie, desto tieferer Sinn lieg' im Worte, desto mächtiger ergreif' es Deine Seele und stärke sie, wie ein himmlisch Gold, in der Flamme unerschütterlicher Liebe!

Du bist mein auf die grösste Weise, auf die eine weibliche Seele einer männlichen eigen seyn kann. Unsere Liebe ist nur durch Grösse, durch Tiefe, durch Würde, durch Heiligkeit. Diss ist mein unverbrüchlicher Glaube. Sie muss geheim bleiben, schon ihrem Wesen nach, denn das Heilige, das Unbegreifliche war von jeher Mysterium und nur der geweihte Seher drang in seine Tiefe. Du kennst mich, Du meine zweyte Seele! Du kennst meinen Geist! Ich will das Höchste, was der gottgeborene Mensch in der Vollkraft seines ewigen Daseyns auf diesem Planeten des Widerstands und des Fesselzwangs erreichen kann. Das Leben, Julie, ist nur von einer Seite schön, harmonisch; von der andern ist es hässlich, verwirrt, es ist wie die Leinwand, die Du sticktest, oben ein bezaubernd Gebilde blühender Naturschöne, eine Versinnlichung Gottes in einer heitern Schöpfung — unten ein hässlich Gewirre bunter, formlos zusammenlaufender Fäden. Diese Seite des Lebens muss vertilgt werden, jene muss ewig oben bleiben, wem dieses misglückt, der ist unglücklich, wem jenes gelingt, der ist glücklich. Der schöpferische Geist, der Dichter, ist glücklich. Auch Du bist Dichterin in einem weitern Sinne, Du hast mit mir an einer blühend schönen Welt geschaffen, die lauter Dichtkunst, die lebendige Dichtkunst selbst ist. O scheue Dich ewig, diese Liebe, die ich zu Dir fühle, in ihren Aeusserungen zu misdeuten, dem Gemeinen zu verähnlichen.

Ich sage Dir die Lehre des göttlichsten aller Menschen, aller Seher, die Lehre Platos. Der Mensch stammt von Gott! Er ist von ihm ausgegangen, war ursprünglich bey ihm, Gott aber ist die höchste Schönheit. Auf der Erde, wohin der Mensch durch eine Verunreinigung seiner göttlichen Natur gekommen ist, strebt er nun überall, ein Bild zu finden, in dem er die Idee Gottes, Gott selbst abgestrahlt erblicken

[1]) „Feodor," später von ihm selbst vernichtet.

könne: Denn nur im Bild ist Gott noch für ihn zu erkennen, bildlos, wie er ist, nicht. Aber je reiner er ist, je göttlicher, desto eher findet er ein solches Bild, in dem sich Gott ausspricht, desto vollendeter ist dieses Bild, desto inniger und heisser umfasst er es. Hat er es gefunden, liebt er es, so ist das erste, worin er Gott findet, die Schönheit des Aeussern, dann die Schönheit der Seele und erst, wenn er diese beyde erkannt hat, steigt er auf zur Schönheit der ganzen Weltordnung. Du, meine Julie, bist dieses Gottesbild des alten Sehers Plato. In Dir verkörperte sich mir die geistige Schönheit des Ewigen! ich liebe Deinen Körper wie Deine Seele, denn Beides ist unzertrennlich, ist Eins, der Leib ist die verkörperte Seele, die Seele der körperlose Leib. So lehrten die grössten Weisen der Geschichte. Julie, im Dunkel jenes herrlich-geheimnisvollen Abends, als mir Deine Brust, rein, wie sie ist, das Sinnbild der Reinheit und der Liebe, entgegenquoll, als ich ihre warme Fülle küsste, da war mirs gross und ernst und heilig, ich sah Deine ganze Seele in ihrer ganzen Reinheit wie verkörpert in Deiner Brust — nun erst warst Du mein! Meine Sprache ist offen und unverschleyert, wie sich's der grossen Liebe geziemt, die kein Erdenschlamm berührt — die Reinheit ist offen und braucht die nächsten Worte, nur der unreine Sinn verhüllt sich. Ich bin mir klar. Ich schwöre Dir, mir wars göttlich damals. Kränke diese überschwängliche Ansicht der heiligen Liebe nie mehr durch Furcht, durch Zweifel, durch Hindeuten aufs Seminar. Denn sieh, wenn ich das Höchste will, so will ich's vor allem in der Liebe, mit Dir soll mir's gelingen, Du bist fähig, Deine Seele ist mir eingeboren genug, Du kannst mich verstehen, wenn Du Dich nicht fürchtest, geläng' es mir nicht mit Dir — so verzweifelt' ich an der Möglichkeit, mit einem andern Wesen, dieses Glück des Ueberirdischen im Irdischen zu geniessen. Aber es soll mir gelingen, es gelang mir schon. Ists nicht ein Wunder, meine Julie, dass Dich das Schicksal aus einem Wirbel von Verhältnissen herauszog, die diese Dir eingeborne Kraft der göttlichen Liebe, diese Empfindungen und Ideen eines höheren Lebens erdrücken wollten, und Dich nur noch leidend, aber am Geist erst erblühend, an mein Herz führte, um das Leben auf die Höhe, in die Tiefe zu führen, die das menschliche Gemüth in der Harmonie der Liebe erschwingen kann? Dein Edleres wäre vielleicht unentfaltet in Dir erstorben! jetzt blühts und treibt einen Baum, der in meinen Lebensbaum verschlungen, bis zum Himmel reicht!

So liebe mich, und ich nenne mich Deinen Wilhelm.

XI.

Guten Morgen, liebste Julie! Sollt' ich Dir sagen, wie mir der gestrige Abend that? Wenn ich sage: unaussprechlich wohl, so ists zu wenig. Lieber wünsch' ich mit kühner Freude, dass er heute, dass er morgen, dass er ewig wiederkehre.

Du warst glücklich! Diss ist alles! alles! Ich kann es nicht mehr seyn, wenn Du's nicht bist!

Dein Brief hat mich nicht erschreckt. Du bist ein heftig leidenschaftliches Wesen. Es mag seyn, dsss Du in der Hitze des Augenblicks, über einer Handlung betroffen, die Dich zu verrathen schien, in einer dunkeln Ueberwallung, als würdest Du getadelt, dass Du mich liebst, dass Du vom Onkel misverstanden werdest, auf seine Worte zürntest, Dich beleidigt fühltest! Du hast ursprünglich Unrecht, d. h. weder vor mir, noch vor Dir, sondern blos vor der fremden Welt und dem Onkel, und dennoch war's natürlich, dass Du Dich beleidigt fühltest, aber Du hättest diss Gefühl gegen den Mann, der Dich lieb hat, der ein grämlicher Alter ist, nicht in seiner zürnenden Heftigkeit ausbrechen lassen sollen. Du hast somit allerdings gefehlt, und mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit der Du fehltest, bereust Du's wieder, so dass ich Dir fast rathen möchte, die Reue nicht so stark anschwellen zu lassen, um eine wiederkehrende Schuld zu verhüten. D. hat als ein läppischer Bube gehandelt und verdient desswegen, und hauptsächlich aus Gründen der Klugheit, Nachsicht und gelinde Behandlung. Bey der nächsten Gelegenheit aber, die sich mir darbietet, will ich ihm etwas Ernstes mittheilen.

Dein Betragen überhaupt gegen den Oncle, gute Julie, stosst mich zwar nicht mehr ab, wie einst, aber ich glaube, Du könntest es sicherer, ebenmässiger einleiten und fortführen. Du solltest ihn nicht so leidenschaftlich lieben, verstehe mich recht und misdeute mich nicht, Deine Anhänglichkeit, Deine Dankbarkeit nicht so leidenschaftlich beweisen, sondern stiller, ruhiger, fester, und dennoch ebenso voll und mannigfaltig. Von ihm sich auf dem Schooss schaukeln zu lassen, ihn zu küssen und zu herzen, ist diss bei ihm nicht eine minder natürliche Liebkosung, die der Jugend und der freyen, durch keine Dankbarkeit gebundenen, der schönen, nicht nur der guten Liebe angehört? Mir ist's nicht denkbar, ob's den Alten nur entzücken kann. Ich wenigstens würde als ein Greis von einem Kinde, das ich so innig liebe, keinen Kuss verlangen, so sehr ich ihn als Jüngling von der Geliebten wünsche. Aber um alles, liebste, beste Julie, misverstehe mich nicht, glaube nicht, ich mistraue Dir, ich verkenne Dich! Ich muss Dir ja alles sagen, und ich darf's gewiss, denn Du weisst, warum ichs sage!

Nein! Du wirst's mir nicht versagen, wenn ich Dich bitte, wenn ich Dirs erkläre! Einen Nachmittag möcht' ich wieder bey Dir seyn, ruhig und ungestört. Morgen! Morgen! Gewiss es ist möglich, für mich ists eine unbegreifliche Seligkeit, eine überschwänglich schöne Nothwendigkeit. Ich bringe Dir etwas mit, lese Dir etwas vor, sammle, zerstreue mich, helle und kläre mich auf, flüchte mich ganz in mein Innres, ganz in Deine Liebe und lasse mit Dir eine entzückende Wirklichkeit entstehen.

O wärs doch 3 Uhr, wäre die Wasser- und Eisprobe der Predigt vorüber! Dürftest Du keinen Besuch machen! Ich bin nicht traurig, will mich drein schicken. Eben schlägts 11 Uhr, noch 4 Stunden und Du liegst an meinem Herzen! Lebewohl bis dahin!

Dein Wilhelm.

XII.

Hätt' ich im letzten Augenblick, meine Julie, Papier und Feder vor mir gehabt, mit Flammenschrift hätt' ich Dir geschrieben: meine Liebe ist noch ewiger, als Du glaubst. Jetzt aber bin ich besonnener geworden und fühle einen wunderbaren Widerstreit in mir, wie, in welchem Ton ich Dir schreiben soll. Soll ich's in der Sprache thun, die mir eigen ist, und der Fülle meiner Jugend, und dem Strome meiner Liebe und der Kraft meines Herzens, oder in jener Berechnenden, die klar zersetzt und entwickelt, die mit dem allmächtigen Gefühl nicht zufrieden ist, und es zum Begreifen bringen will und damit die unsichtbare Seele entwischen lässt, während sie den Körper und die Form zerlegt und untersucht? Diss letzte that Dein Oncle, ich muss das erstere thun: er ist ein Greis, ich bin ein Jüngling, er ist Verstandesmensch, und ich ein Dichter! Was er Dir in 3 Bogen darlegte, hätt' ich Dir mit eben der Liebestiefe, aber nur mit Flamme in Einer Seite gesagt.

Ich glaube, Du mein Leben, nichts auf Erden und Himmel kann Zersetzung und Erörterung weniger leiden, als die Liebe. Ich glaube durchaus, es gibt ein Höheres, als der blose Gedanke, der vollständige Begriff. Blos das Irdische gehört in seine Sphäre, das Göttliche flieht ihn, es lebt nur im Gefühl, und ist dem Worte höchstens durchs Bild und auch so nur einer verwandten, einer schönen Seele darstellbar. Die Liebe ist schlechthin göttlicher Natur, sie flieht die bindende Form der Begriffe, und ist nur Anhänglichkeit, sobald sie darein gezwängt wird. Unter jenem Gefühl versteh' ich aber nicht eine unbestimmte Empfindung, was man gewöhnlich darunter versteht, sondern das Allumarmen im Geiste. Während man seit 4000 Jahren versucht hat, durch Begriffe, durch analytische Zerlegung, durch philosophische Entwicklung zu Gott zu kommen und es bis jetzt noch keinem gelungen ist, sondern diese Anstrengung gerade die schwächere, langsamere Seite im geistigen Leben der Menschen beurkundete, flieg' ich durch jenes unbeschreibliche Gefühl in Einem Schauer aller Seelenkräfte, in Einem Lichtblick meines entschleyerten, entfesselten Geistes, in einem urplötzlichen Akt, zu Gott, und fühl' ihn, seh' ihn, erkenn' ihn, lebe sein Leben. So mit der Liebe.

Diese Art, zum Wesen der Wesen zu gelangen, dessen eigentlich Wesen Liebe ist, ist vor allem meine Art und die Art jedes Dichters. Und so kann ich's denn weniger, als andere Menschen von anderer Seelenthätigkeit, dulden, wenn man jenes Gefühl der unendlichen Liebe, das die Freyheit selbst ist, in Kategorien durch langsame Erörterung einzwängen will. Diss war der einzige ungünstige Eindruck, den der Brief auf mich machte. Unermesslich weit gefehlt, dass er nur etwas die Fülle meiner Liebe, ihre Wahrheit, Stärke und Tiefe hätte schwächen können. Eigentlich aber hab' ich nichts weniger als etwas neues daraus ersehen: theils war mir die Liebe des Onkels zu Dir ebenso bekannt als liebenswürdig, theils wusst' ich und sagt' ich Dir auch, dass Du fehltest, sehr fehltest. Ich wusste und kannte die Leidenschaftlichkeit,

die Reitzbarkeit, die Dich zu diesem Fehler veranlasste, tadelte sogar die Hastigkeit, mit der Du Deinen Fehler wieder bereutest. Als ich Dich anfieng zu lieben, wenn ich anders dieses „anfieng" brauchen kann, war mir wohl bekannt, dass ich ein Mädchen mit Mängeln liebte! Und es freute mich, denn ich hatte sie auch, ich hatte ungeheure Fehler — ich wollte ein menschlich Wesen, mit einem göttlichen wär' ich aus Stolz nicht ausgekommen. Und wäre irgend ein Unmuth darüber in mir gewesen, wäre irgend die Idee von Dir in meiner Seele beleidigt worden, so hätte Deine Thräne, Deine Reue jede Regung des Unwillens ertödten müssen. Du bist kindlich, bist noch in den reinen schönen Verhältnissen der Unschuld, der Einfachheit, aus ihnen bin ich längst gewichen, weder zu meinem Glück noch zu meinem Unglück, es musste so werden — bleibe Du Kind, bereue Du zart und weich und menschlich, die Reue hab ich mir abgewöhnt. Ach der, die mir mehr als sie weiss, zu vergeben hat und vergibt, was sollt' ich der nicht vergeben?

Dein Wilhelm.

XIII.

Ich muss, ich muss Dir schreiben. Dieser Abend war himmlich! O Julie, was sah ich all' aus Deinem Auge, Du Herz, wie hast Du diesem Zwiespalt eine selige Einheit gegeben! Noch tiefer, noch ewiger bist Du mir heute verbündet worden, ja nun erst, Mädchen, will ich Dich unzertrennlich an mein gewaltiges Daseyn binden!

O wie war mir, als es so lange, so lange um mich Nacht war, bald irrt' ich unter den Gletschern der Jungfrau, bald schwelgt' ich in allem Gram der geschwundenen Zeiten — da kamst Du, glühend vor Schmerz, Thränen im Auge — mich überlief's — Julie — auf diese Freude des Kindes liefen Todesschauer über mein umnachtetes Herz — die Flamme in mir ward zu Eis — Thränen in Deinem Auge — in dem Augenblick, da ich von ihr scheiden wollte, da ich sie zum gränzenlosen Bund umarmen wollte, in diesem Augenblick vergass sie das Ueberschwängliche der Stunde und weinte, weinte! Das Mädchen, das als Göttin meine Stunden regiert, weinte zagend und kleinmüthig um das Ungewisse — Gott! Ich wollte bleiben, ich musste bleiben, ich wollte beruhigt seyn, wollte Ruhe in Dir sehen, Du verlangtest, ich sollte Dich verlassen — ich ging — Julie, draussen stand ich, der Regen träufelte kalt auf mich herab, er träufelte auf dieses heisse Herz — einen Augenblick starrte die Wuth das Teufels um mich herum — sie, sie konnte Dir diese heilige kindliche Freude zernichten — o weine, Du wüthend Herz, Tod, Tod, so endete dieser Abend — zu trüb. Doch fort — Wahnsinn — Herr Gott!

Kühn sag ich's Dir, es verträgt sich nicht mit der Idee, die mein Geist seinem Geliebsten gegeben — dass sie in solcher Stunde verzagte! Julie, Du darfst nicht so um den Onkel weinen — Du musst mirs schwören, sonst werd' ich rasend im Getümmel der Fremde — Du musst ruhig seyn — Ich kann seyn, wie ein Lamm, wenn Du Deine

Liebeswürde behauptest — wenn Du Dein Leben so ausfüllst, mit mir, wie ich das meine mit Dir, — aber ich — nein, nein! Du wirst mein Bestes wollen!

Bin ich Dir nicht so viel, das frage ich, dass Du mir die letzte Stunde —, ist Dir meine, meine Liebe nicht mehr als die Sorge für den Alten, die vielleicht ungegründet ist —? Julie, weisst Du, wie ich Dich liebe — wie? weisst Du, ob Du — ach Fluch über diese Worte, sinnlos, Bete, sey stark, sey würdig! Gott im Himmel, sey würdig!

Das scheint wirklich zu sein, wie ich glaube, dass ich meine, Du dürfest nicht weinen für ihn, wenn ich scheiden will — ich meine nämlich, heilig, heilig sey diese Liebe und — ja ja! ich gebe Dir ein Leben, ich fordere das Deine! Mir gehörst Du, und im letzten Augenblick weinst Du für ei—————— [1])

*

Von Interesse sind die späteren Äusserungen Waiblingers über Julie. In dem Brief an Wagner vom 19. August 1825 heisst es: „Nun wurde das reinste, zarteste, tiefsinnigste aller weiblichen Gemüter verläumdet.“ Am 18. November 1825 aber schreibt er in sein Tagebuch: „Die beiden Michaelis halt' ich für Schurken und Julien — für zweideutig, in keinem Fall für so hoch, als ich wähnte, so sehr mir's dabei auch im Herzen brennt und widersträubt.“ In einem Brief an Eser aus Rom (30. Mai 1827) aber lesen wir: „Seit jener Liebe zu dem verhängnisvollen Weibe will mir nichts mehr von statten gehen. Und dennoch liebt' ich Julien so rein, als ein wahnsinniger Schwärmer ein Weib lieben kann. Diese unglückselige, so reine, schöne, fürchterliche Liebe ist die Quelle unsäglichen Elends für Viele und auch für mich geworden. Julie blieb unschuldig und wurde von der Hölle zur Messalina verläumdet.“

Auch dichterische Darstellung suchte er den schmerzlichen Erlebnissen zu geben in einem Roman „Lord Lilly“, der verloren gegangen ist. Vielfach berührt werden sie in der handschriftlich erhaltenen Satire „Olura, der Vampyr“, und einzelne Anklänge finden sich auch sonst in seinen Dichtungen. Aber es war Waiblinger versagt, was ihn so tief erschüttert hatte, in ein reines Bild zu verwandeln und darüber mit sich abzuschliessen; durch die Darstellung wühlte er sich nur immer schmerzlicher in seine Leidenschaft hinein, statt sie in künstlerischer Gestaltung und Loslösung sich vom Herzen herunterzuschreiben.

[1]) Die Handschrift wird immer undeutlicher und von hier ab ist der Brief mit Ausnahme einzelner Worte unleserlich.

Münchener Malerei.

Von Hermann Eichfeld in München.

I.

Über den Niedergang der Münchener Malerei ist von Berlin aus ein Schlagwort in die Welt gesetzt worden, über das in der Folge allerlei Meinungsäusserungen veröffentlicht wurden, die die Neigungen oder Abneigungen der Verfasser widerspiegelten, aber zur Begründung oder Entkräftung der aufgestellten Behauptung fast gar nichts beibrachten, was sich durch intimeres Eingehen auf die tatsächlichen Verhältnisse ausgezeichnet hätte: sie waren, ebenso wie die beiden Moderichtungen in der Malerei, entweder impressionistisch oder dekorativ, d. h. sie gaben entweder nur flüchtige Eindrücke wieder oder nur Rhetorik.

Wer über den Niedergang oder das Aufwärtsstreben einer Kunstentwicklung ein Urteil sich bilden will, wird vor allem das Schaffen derjenigen ins Auge fassen müssen, die die Träger der Zukunft sind. Wer ist aber der Träger der Zukunft? Die Jugend? Wo finden wir die? Etwa bei jener wohldisziplinierten Schar, die in diesem oder jenem Lager die ausgegebene Parole oft nur allzulaut weitergibt?

Diese Fragen weisen auf Rückblicke und auf Betrachtung des äusseren und inneren Entwicklungsgangs der neueren Münchener Malerei hin.

II.

Man pflegt, um das Kennzeichnende der modernen Malerei auszudrücken, dieselbe eine „intime“ zu nennen. Es ist ein neues Wort für eine alte Sache. Die deutsche Malerei war von jeher, solange sie auf eigenen Füssen stand, eine intime, Wahrheitsliebe ihr Prinzip, inniges liebevolles Versenken in die darzustellende Wirklichkeit ihre Methode. Sie wuchs nicht wie die romanische an einem fremden Schönheitsideal heran, sondern nur im Anschluss an die Natur. Ihr unterscheidender Charakter ist jene Unmittelbarkeit der Empfindung, die in Zeichnung und Farbe nach Ausdruck ringt, sie hat zuerst das malerische Prinzip in die Kunst eingeführt und ist so die Mutter der modernen Malerei geworden. Nachdem sie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in den oberdeutschen Schulen, im siebzehnten und achtzehnten in den Niederlanden sich glänzend entfaltet hatte, wurde ihre Entwicklung gehemmt und erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind wir auf dem Umweg über die modernen Franzosen zu unsern Quellen wieder aufgestiegen.

In München trat dieser durch die „intime Landschaft“ und durch die französischen Naturalisten und Impressionisten vermittelte Einfluss zuerst in der Lierschule, die ihre Wirkung auf die ganze süddeutsche Landschaftsmalerei erstreckte, sowie in Leibl und den ihm nahestehenden Malern in die Erscheinung, später in Uhde und dem Naturalismus der

achtziger Jahre. In der Schule des Naturalismus wuchs die Jugend heran, die in den ersten Jahresausstellungen und den als ihre Fortsetzung zu betrachtenden ersten Ausstellungen der Sezession ihre Triumphe feierte, eine Jugend, die wirklich diesen Namen verdiente, die „froh ihr innerliches Licht verfolgte", die mit Selbständigkeit und Kühnheit neuen Zielen zustrebte und nicht ängstlich auf ausgegebene Stichworte lauschte. Es wäre nun ganz falsch, wenn man diese jungen Leute, von denen für die deutsche Malerei damals neue Anregungen ausgingen, im strengen Sinn als Naturalisten bezeichnen wollte. Überhaupt sind für denjenigen, der schaffend oder geniessend sich mit Kunst beschäftigt, solche Schachteletiketten ziemlich wertlos und selbt die beiden grossen Gegensätze, die man aufstellt: Idealismus und Naturalismus, schrumpfen für den Schaffenden zu gleichgültigen Begriffen zusammen. Das Trennen entspricht weder dem Geiste, noch fördert es den Einblick in das Wesen des künstlerischen Schaffens, die ausübende Kunst kennt die scharfen Trennungen nicht, welche die Wissenschaft zum Zwecke der verstandesmässigen Durchdringung des Stoffs aufzustellen gezwungen ist, weder in den Werken, die sie produziert, noch in dem prinzipiellen Standpunkt der Urheber dieser Werke. Kunstwerke, die sich als rein idealistische oder naturalistische bezeichnen liessen, finden sich ebensowenig wie Menschen, die man als reine Idealisten oder Naturalisten bezeichnen könnte; hier besteht ein fortwährendes Übergreifen und Ineinanderfluten.

Eine Erklärung des Naturalismus, die sich auf diese Erkenntnis stützt, wird daher für denjenigen, der sich praktisch mit künstlerischen Dingen beschäftigt, fruchtbringender sein und den Einblick in das Wesen künstlerischen Schaffens besser fördern, als jene ästhetischen Betrachtungen, die das Gegensätzliche hervorheben.

Wir haben Idee und Natur als untrennbare Elemente jedes Kunstschaffens zu betrachten. Die Natur als solche zu geben ist unmöglich, denn die Strahlen der Wirklichkeit treten nicht ungebrochen ins Bewusstsein und verlassen dasselbe auch nicht ungebrochen: die Wirklichkeit wird umgestaltet, und zwar in der Richtung auf ein Ziel hin, das durch die individuellen Entwicklungsgesetze bestimmt wird; solche Ziele nennen wir Ideen. Auch der radikalste Naturalist kann sich ihrer nicht entäussern, andererseits kann aber auch der Idealist die Formen der Wirklichkeit nicht umgehen. Idee und Natur sind daher nicht als Gegensätze, sondern als unerreichbare Grenzwerte einer unendlichen Reihe zu betrachten, als deren einzelne Glieder uns die ins Unendliche variierenden künstlerischen Persönlichkeiten erscheinen. An den Grenzen aber stehen auf der einen Seite die leere Schablone, auf der anderen die rohe Formlosigkeit.

Die künstlerische Persönlichkeit ist also das, worauf es ankommt, die Mittel, mit denen sie schafft, können nicht getrennt von ihr betrachtet werden, sondern gehören zu ihrem Wesen, bilden einen Teil ihrer Eigenart. Wenn man von Naturalismus, Impressionismus u. dgl. spricht, hat man mehr oder weniger immer nur die Technik losgelöst von der Persönlichkeit im Auge, ist also bewusst oder unbewusst ein-

seitig. Umfassender und schärfer bezeichnet man das Kennzeichnende der modernen Malerei, ihre grössere Empfindsamkeit, ihren lyrischen Zug, wenn man sie eine intime nennt. Auch umschliesst diese Bezeichnung eine Richtung der Malerei, die zwar auch im engen Anschluss an die Natur entstanden ist, aber doch nicht als naturalistische im landläufigen Sinne des Worts betrachtet werden kann, diejenige, deren Repräsentanten Hans von Marées und die ihm nahestehenden oder verwandten Künstler sind und für die als Leitspruch gelten darf, was Marées einmal schrieb: „Da wo die Natur am nachdrücklichsten wirkt, tritt sie bei näherer Untersuchung äusserst bescheiden auf. Und doch geht sie auch beim kleinsten Dinge mit voller Kraft zu Werke. Wer den Sinn dieser beiden Dinge erkannt hat, der wird mich auch richtig beurteilen und wohl einsehen, wie aufrichtig ich mich bemühe, in jeder Weise den Andeutungen, die mir die Natur gibt, zu folgen."

Die auf intimer Naturbetrachtung beruhende künstlerische Anschauung, auf verschiedene Weise vermittelt, ist also die Wurzel, aus der die junge Münchener Malerei die Kraft gesogen hatte zum Ansetzen neuer triebkräftiger Keime.

III.

Wenn man die Vorführungen auf den ersten Münchener Jahresausstellungen und den ersten Ausstellungen der Sezession mit dem vergleicht, was die heutige Jugend, besonders auf den Frühjahrsausstellungen, zeigte, wird man es verstehen, wie der Eindruck entstehen konnte, dass ein Rückgang zu verzeichnen sei. Es drängt sich indessen die Frage auf, ob dieser Eindruck echt, ob er nicht bloss ein täuschender, aus dem Zusammenwirken äusserer Umstände entstandener Schein ist. Unsere modernen grossen Ausstellungen sind ja keineswegs zuverlässige Spiegel. Wenn auch die ersten Sezessionsausstellungen ein treues Bild des Schaffens der damaligen Jugend gaben, so konnte doch diese, aus den Verhältnissen, die die Ausstellungen ins Leben gerufen hatten, erwachsene Eigenart sich nicht erhalten. Damals glaubte man allerdings an eine Reform des Ausstellungswesens, die dauernd sein könnte, man wollte in der Einschränkung der Häufigkeit der Ausstellungen und in der Zulassung von nur einem Werk eines Künstlers das Mittel gefunden haben zur Heilung aller Schäden. Von Ausstellungspraktikern wurde dem entgegengehalten, dass nicht die Häufigkeit der Kunstausstellungen das Schädliche sei, sondern die bunte Vielfältigkeit der unvermittelt nebeneinander wirkenden Eindrücke. Durch Zulassung von nur einem Werke jedes Künstlers würde der unruhige und verwirrende Eindruck noch gesteigert werden. Gerade der entgegengesetzte Grundsatz sei der künstlerisch fruchtbare: Annahme einer unbeschränkten Anzahl von Werken eines Künstlers. Durch seine Einführung erreiche man in der Praxis auf ungezwungene Weise das, was die meisten Reformvorschläge verlangten: Ausschluss der breiten Mittelmässigkeit und Einführung von Sonderausstellungen hervorragender Künstler. Denn das Minderwertige würde verschwinden zugunsten vorzüglicher Werke, wenn diese in

grösserer Menge als in der üblichen Dreizahl von einem Künstler angeboten würden.

Solche Erwägungen lagen dem Reformprogramm zugrunde, das nach Schluss der dritten internationalen Ausstellung von einer Gruppe meist jüngerer Künstler aufgestellt und besprochen wurde und das die Grundlage bildete für die späteren Jahresausstellungen. Der leitende Gedanke bei Ausarbeitung des Jahresausstellungs-Statuts war der gewesen, eine Basis zum Ausbau künstlerischer Eliteausstellungen zu schaffen, die nicht durch die Menge, sondern durch den inneren Gehalt wirken, also in Gegensatz zu den jahrmarktmässigen Massenausstellungen treten sollten. In der Praxis erwies sich das Instrument als zu stumpf. Während nun von einer Seite, besonders von den Aufnahme- und Preisgerichten der drei aufeinanderfolgenden Jahresausstellungen, Vorschläge zur Schärfung desselben gemacht wurden, ging von anderer Seite eine entgegengesetzte Bewegung aus, die, gestützt auf die Masse der Gekränkten und Unzufriedenen, den Sieg errang, das bestehende Statut umwarf und durch Bestimmungen ersetzte, die, wenn durchgeführt, die Ausstellungen unmöglich machen, oder sie doch auf ein tiefes künstlerisches Niveau herabdrücken mussten. Die Anhänger der Jahresausstellungen hatten versucht, die Bestimmungen, die den Ausstellungen ihr vornehmes künstlerisches Gepräge erhalten sollten, zu retten und erst nachdem ihre Bemühungen ganz aussichtslos geworden waren, traten sie mit der Absicht, die Ausstellungen in dem Geiste ihrer Gründer weiter zu führen, aus der Genossenschaft aus.

So ist die Münchener Sezession entstanden.

Es ist nützlich, an diese Vorgänge zu erinnern, um Legendenbildungen zu verhüten. Wurde doch erst neulich wieder von einer broschürenfreudigen Berliner Stelle aus die Behauptung aufgestellt, es habe sich bei der Gründung der Münchener Sezession nicht um künstlerische Grundsätze gehandelt. Die Absichten und Ziele des neugegründeten Vereins wurden damals in einem Memorandum niedergelegt. In demselben wurde als ein Hauptmissstand der bisherigen grossen Ausstellungen ihre allzugrosse Ausdehnung, hervorgerufen durch die Aufnahme zu vieler Mittelmässigkeiten, bezeichnet. „Es wirkt für den Beschauer geradezu ermüdend und abstossend, sich durch ein Labyrinth von sehr ungleichwertigen Kunstprodukten durchzuarbeiten. Wenn nun gerne zugegeben werden soll, dass die Zahl der Fremden durch Zurückweisung des von ihnen etwa gelieferten Minderwertigen zu reduzieren ist, so trifft dies in gleichem, wenn nicht erhöhtem Masse bei der deutschen und speziell bei der Münchener Kunst zu, und es ist wohl jedermann einleuchtend, dass, je gewählter die Fremden bei uns auftreten, desto wählerischer wir selbst in der Musterung unserer Scharen sein müssen." Der Verein wollte für seine Ausstellungen eine schärfere Prüfung des Aufzunehmenden auf seinen künstlerischen Wert hin, dagegen eine grössere Liberalität in der Anerkennung der verschiedenartigsten künstlerischen Ausdrucksformen.

Die Befolgung der in dem erwähnten Memorandum niedergelegten Grundsätze führte zu einer Reihe vorzüglicher Ausstellungen, ihre

spätere Nichtbeachtung zu einem langsamen Rückgang, zu einem Nachlassen des Anteils, den eine künstlerisch selbständige oder wenigstens nach Selbständigkeit ringende Jugend an diesen Ausstellungen hatte. Leute, die über Kunst schreiben, glaubten eine Verwilderung zu bemerken, die sie dem, ihrer Meinung nach, herrschenden Naturalismus in die Schuhe schoben, indem sie als abschreckende Beispiele besonders diejenigen Werke heranzogen, die sie für impressionistische hielten. Sie sahen aber falsch. Ein äusserliches Wesen, das seine Schwächen unter genialen Posen verhüllte, trat allerdings hervor, war aber hauptsächlich durch gewisse Geschmacksrichtungen grossgezogen worden, die sich bei denjenigen, denen die Leitung der Ausstellungen in langjähriger Übung in die Hand gegeben war, ausgebildet und zu Dogmen verdichtet hatten. Man wollte mit bewusster Absicht einen Stil schaffen, forderte Vereinfachung des Vortrags, starke Gegensätze, frappante Wirkung, flotten unverschmolzenen Pinselstrich; man ging so weit, noch eine Steigerung dieser rein äusserlichen Bravourtechnik herbeiführen zu wollen dadurch, dass man in den Ausstellungsräumen starkfarbige Wandbespannungen anbrachte, auf denen jede intime Bildwirkung zerstört wurde. Uhde hat diesen gekünstelten Ausstellungsstil als eine Verirrung und als barock bezeichnet, aber die Ergebnisse einer Erziehung zur künstlichen Roheit bestehen heute noch fort und konnten besonders in der diesjährigen Frühjahrsausstellung bei einigen Vertreterinnen des Ewig-Weiblichen bemerkt werden. Der Naturalismus, der unverständigerweise dafür verantwortlich gemacht wurde, hat als technisch-malerisches Prinzip (nicht als geistiges, als welches er für unsere Zeit gar nicht in Betracht kommt) ganz andere Wirkungen: er befreit Eigentümlichkeiten, weil er auf die wahre Quelle, die Natur, hinweist und das Talent auf eigene Füsse stellt.

Ich behaupte nicht, dass für die Urheber der geschilderten malerischen Vortragsweise dieselbe nicht das natürliche, ihrem künstlerischen Wesen entsprechende, also auch angemessene Ausdrucksmittel gewesen wäre, ich behaupte auch nicht, dass sie zu den Überzeugungen hätten kommen müssen, denen Uhde, der auf einem ganz anderen Boden steht, Worte verliehen hat, und endlich behaupte ich auch nicht, dass sie die schönen Grundsätze, die sie bei der Gründung der Sezession feierlich verkündet hatten, auch später zur Richtschnur ihres Handelns hätten machen sollen: man kann von einem, der im Besitze der Macht sich befindet, nicht verlangen, dass er für das einstehe, was er als Revolutionär ausgesprochen hat. Ich stelle hier überhaupt keine Forderungen, ich erhebe keine Anklagen, sondern ich suche an der Hand eines historischen Rückblicks zu ergründen, wie die Meinung hat entstehen können, dass die Münchener Malerei zurückgehe.

Man war gewohnt, an den Sezessionsausstellungen die Kraft des jugendlichen Nachwuchses zu messen, vergass aber, dass die Münchener Sezession lange Jahre hindurch überhaupt keinen Nachwuchs hatte und wenn das heute auch anders geworden ist, doch die Ausstellungen noch unter den alten Zeichen standen. Trotzdem waren auf ihnen eine Reihe

höchst bemerkenswerter junger Kräfte vertreten und wenn man diese herausgehoben und mit andern vereinigt haben würde, die in München wirken, aber auf diesen Ausstellungen nicht vertreten waren, würde eine sehr lebendige Gruppe zusammengebracht worden sein. Bedenkt man ferner, welche Einflüsse fortwährend von der Münchener Malerei ausgehen, wie das ganze süddeutsche Kunstleben von ihr beherrscht wird, wie sie ihre Einflüsse selbst nach dem Norden erstreckt, so dass beispielsweise die markantesten Persönlichkeiten unter den jüngeren Berliner Malern von München aus dorthin verpflanzt wurden, so kann man doch wohl kaum von einem Nachlassen der künstlerischen Kraft sprechen.

Heutzutage, wo man auch in der Umgangssprache fortwährend mit Superlativen arbeitet, wo die Sprüchwörter vom kreisenden Berg, der eine Maus gebiert und von der Mücke, die zum Elephanten gemacht wird, keine Geltung mehr haben, weil man das Lächerliche, das sie treffen wollen, nicht mehr erkennt, heutzutage lässt man in ein paar Jahren Kunstblüten entstehen und vergehen, so wie indische Zauberer Bäume wachsen, blühen und welken lassen. Es ist aber in Wirklichkeit gar nichts entstanden oder vergangen, als eine Mode. Darüber brauchen wir uns ebensowenig aufzuregen, wie über die Prophezeihungen gewisser Kunstauguren.

Über Konzertprogramme.

Von Siegmund von Hausegger in Frankfurt am Main.

Die Forderung, Konzertprogramme nicht willkürlich oder auf äussern Effekt berechnet, sondern mit künstlerischer Einsicht zusammenzustellen, liegt derart in der Natur ernster Kunstausübung begründet, dass derjenige, welcher über dieses Thema schreibt, von vornherein darauf verzichten muss, etwas Neues, nicht sich aus dem Begriffe „Kunst“ von selbst Ergebendes zu sagen. Nicht so verständlich scheint aber diese Forderung den weiteren Kreisen des Publikums zu sein, weshalb sie selbst auf die Gefahr, oft Ausgesprochenes zu wiederholen, immer und immer wieder gestellt, in ihrer Notwendigkeit begründet und vor allem durch die Tat erfüllt werden muss. Solchem Streben kommt eine allerorten sich regende Reformbewegung auf dem Gebiete unserer Konzertpflege, welche schon namhafte Erfolge aufzuweisen hat, zustatten. Nicht wichtig genug kann uns hierbei eine Umgestaltung des Geistes der künstlerischen Darbietungen, als eine Reform von Innen, erscheinen.

Während die Art der Wiedergabe meist auf voller künstlerischer Höhe steht, kann nicht das gleiche von der Zusammenstellung der Programme behauptet werden. Besonders schwer muss dieser Übelstand bei Orchesterkonzerten empfunden werden, welche den Kunstwerken grössten Stiles gewidmet sein sollen. Von jenen möge daher in folgendem die Rede sein.

Seit die Musik — bedauerlicherweise — Modekunst, und eben deshalb für die ausübenden Künstler eine einträgliche Erwerbsquelle geworden ist, hat eine Überproduktion in unserm Konzertleben Platz gegriffen, welche die gefährlichsten Folgen nach sich zieht. Die Musik gebärdet sich als die aufdringlichste Kunst, und es sind alle Anzeichen einer Übersättigung und mithin einer Abstumpfung gegen ihre Genüsse vorhanden. Mit der sich steigernden Extensität in der Aufnahmefähigkeit des Publikums schwindet die Intensität derselben. Dies kann jeder in den grossen Abonnementskonzerten beobachten, deren Besucher an Empfänglichkeit weit hinter dem ärmeren Mittelstand, dem die Gelegenheit des Konzertbesuches nur selten geboten wird, zurückstehen. Die sich in den Abonnenten darstellende begüterte Klasse des Publikums nimmt schon von vornherein eine schiefe Stellung dem Kunstwerk gegenüber ein, indem sich bei ihr die Auffassung herausgebildet hat, Kunst sei ein zu ihren gesellschaftlichen Freuden gehöriger, allerdings sehr verfeinerter Luxusartikel; daraus glauben sie als die Nachfragenden ein gewisses Recht ableiten zu dürfen, ihren Geschmack als für das Angebot dieses Artikels massgebenden Faktor hinzustellen. Der ärmere Mittelstand kann sich keinen Luxusartikel gönnen. Da der Besuch des Konzertes ein pekuniäres Opfer erfordert, wird er für ihn ein seltenes Ereignis, das hierdurch mehr den Charakter eines Festes bewahrt. So erfreulich einerseits die in letzter Zeit sich stets mehrenden volkstümlichen Veranstaltungen sind, so kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, man möge hier des Guten nicht zu viel tun, sondern über eine bestimmte Zahl von Veranstaltungen nicht hinausgehen. Denn man glaube ja nicht, dass unsere Abonnenten dem vielen Hören von Musik ein in gleichem Mass sich steigerndes Kunstverständnis zu danken haben. Nicht auf die Masse des Aufgenommenen, sondern auf das „Wie“ der Aufnahme kommt es an, gleichwie der oberflächliche Leser über eine wissenschaftliche Materie aus hundert Büchern weniger erfahren wird, als der gewissenhafte aus zehn. In der Tat kann bei einem erheblichen Teil des Abonnentenpublikums als Folgen der Musiküberfütterung Blasiertheit und ein gewisses, dilettantiches Kritikastertum beobachtet werden.

Bei solchen Verhältnissen wird man auf Einschränkung der Konzertveranstaltungen, sowie energische Massregeln gegen die Einreihung der Kunst unter die Kategorie „Unterhaltung“ bedacht sein müssen. Mittel und Wege zur Dämmung der, alle Jahre wilder hereinbrechenden Konzertflut zu erörtern, muss ich mir an dieser Stelle als zu weit vom Ziel abführend, versagen. Die Aufgabe aber, der Musik ihre Würde und gebührende Stellung im Kulturleben zu bewahren, wird nicht zum kleinsten Teil durch den Geist der Konzertprogramme erfüllt. Es ist klar, dass vor allem der seichten Unterhaltungsmusik der Krieg erklärt werden

muss. Die Grenze zwischen Musik, welche im Dienste des Amüsements steht, und solcher, welche sich künstlerischer Selbstzweck ist, wird nicht scharf genug gezogen werden können. Dem Publikum ein schwerverständliches Werk durch ein vorhergehendes Virtuosenstückchen zu „verzuckern“, heisst ihm verwehren, es in seiner Tiefe zu verstehen. Denn der Hörer wird mit derselben Oberflächlichkeit an das Kunstwerk herantreten, mit der er die vorhergegangenen Virtuosenmätzchen genossen, hierbei aber den gehofften, angenehmen Sinnesdusel nicht finden und sich langweilen. Also keine Konzession! Selbst die kleinste dieser Art wird alles Bemühen, den Hörer durch die Kunst über sich selbst emporzuheben, vereiteln. Mithin wird als oberster Grundsatz für Gestaltung künstlerischer Programme zu gelten haben: Verbannung aller Unterhaltungs- und Virtuosenmusik.

Die zweite Frage wird sich damit beschäftigen, welche Kunstwerke in einem Programme vereinigt werden können. Ein Konzertabend soll nicht eine Reihe einzelner künstlerischer Eindrücke bringen, welche miteinander nichts zu tun haben, sich wohl gar beeinträchtigen; man wird billig verlangen können, dass sie sich gegenseitig in ihrer Wirkung fördern und verstärken. Die geeignete Wahl benachbarter Werke wird uns Eigentümlichkeit und Verwandtes in jedem derselben erschliessen, die sich bei getrenntem Anhören nicht so ohne weiteres ergeben. Ihre Zusammenstellung erst wird in erhöhtem Masse das Charakteristische einer bestimmten Persönlichkeit oder Kunstepoche, ihren Stil den Hörern zu Bewusstsein kommen lassen. Das Stilgefühl ist leider bei unserm Konzertpublikum sehr verkümmert, weshalb es stilistische Verstösse, ja selbst die grössten Unverträglichkeiten kaum empfindet. Mit demselben Enthusiasmus werden unmittelbar hintereinander Beethovens Fünfte und ein neckisches spielerisches Liedchen aufgenommen, ohne Verständnis dafür, dass in dem Augenblick, als die Sprache tiefster Offenbarung ertönt, ein kokettes Lächeln als Störung abgewiesen werden sollte. Um nach dieser Seite erzieherisch zu wirken, sollte vor allem andern das Augenmerk auf Vermeidung gewisser Zusammenstellungen gerichtet werden. Man sollte nicht versuchen, etwa religiöse und Karnevalstimmung in den gewählten Werken aneinanderstossen zu lassen, ebenso Stilgattungen, welche mit ganz verschiedenen Bedingungen rechnen, untereinander zu mischen (symphonischer, dramatischer, Kammermusikstil). Auch würde sich nicht empfehlen, Persönlichkeiten zu vereinen, deren Bedeutung allzusehr von einander absteht, (Beethoven-Rubinstein; Wagner-Bargiel). Bei allen derartigen Konstellationen wird eine gegenseitige Hemmung in der künstlerischen Wirkung eintreten.

Am seltensten findet man das Verständnis für die Unverträglichkeit des orchestralen und des Kammermusikstiles vor. Dass man eine Federzeichnung nicht neben ein Freskogemälde hängt, leuchtet jedem ohne weiteres ein; nicht vielen aber, dass ein Lied mit Klavierbegleitung (nicht Orchestergesang!) oder ein Chopinsches Nocturno mit seinen zarten, oft nur angedeuteten, für den kleinen Raum berechneten Farben durch ein benachbartes Orchesterstück einfach erdrückt wird. Es hat

sich in unsern Abonnementskonzerten zu trauriger Gewohnheit herausgebildet, dass der Solist als zweite Nummer einige Kleinigkeiten mit Klavier bringt. Wie unkünstlerisch diese Gepflogenheit den Solisten selbst erscheint, werde ich später aus brieflichen Äusserungen nachweisen können. Es steht zu hoffen, dass die Trennung zwischen Kammer- und Orchestermusik sich künftig immer schärfer vollziehen wird, so dass das Publikum von vornherein im Symphoniekonzert nur orchestrale Werke, Lieder aber, Stücke für Klavier oder Violine usw. im intimen Raume des Kammermusikabends sucht.

Auch Erwägungen technischer Art werden bei Zusammenstellung der Programme entscheidend sein. Eine spröd instrumentierte Komposition wird nach einem glänzenden Orchestersatz in ihrer Wirkung benachteiligt erscheinen, selbst wenn sie inhaltlich überragend ist. Endlich wird die Aneinanderreihung schwerverständlicher Werke die Spannkraft des Publikums allzusehr in 'Anspruch nehmen.

Wenn ich in Vorstehendem mehr die negative Seite der Programmfrage durch Andeutung dessen, was zu vermeiden ist, berühren wollte, so sei mir nun der Versuch gestattet, einige Gesichtspunkte, nach denen Programme gestaltet werden können, zu geben.

I. Sämtliche Werke des Abends stammen von einem Komponisten. Dies kann ohne Gefahr der Einförmigkeit allerdings nur bedeutenden und dabei vielseitigen Persönlichkeiten zustatten kommen; es sei denn, man wolle dem Publikum eine bisher unbekannte, wenn auch nicht so hervorragende Erscheinung, in deren Sprache es sich gewissermassen erst einleben muss, vorführen.

II. Sämtliche Nummern gehören einer Kunstepoche an (klassische, romantische, klassizistische, moderne).

III. Die gewählten Werke sollen die Verwandtschaft von Meistern verschiedener Zeiten (Schubert-Bruckner) oder verschiedener Epochen (romantische-klassische) dartun.

IV. Das Programm bezweckt durch Gegenüberstellung kontrastierender Persönlichkeiten oder Epochen ihre Eigenart desto schärfer hervortreten zu lassen. Unverträgliche Gegensätze, deren Wirkungen sich beeinträchtigen, müssten allerdings vermieden werden.

V. Das Programm soll die Entwicklungen einer bestimmten Kunstform (Symphonie, Ouvertüre, symphonische Dichtung) veranschaulichen.

VI. Das Programm setzt sich aus Werken einer fremden Nation zusammen.

VII. Eine der reichsten Anregungen bietet die Zugrundelegung einer dichterischen Idee. Dr. Paul Marsop führt in der „Musik“ (Vom Musiksaal der Zukunft) die in dieser Hinsicht ausserordentlich anziehende Vortragsordnung eines unter Leitung des Herrn Kapellmeisters Weigmann in Nürnberg veranstalteten Konzertes an:

1. Vom Tode.

Equale No. 1 für 4 Posaunen . . . . . L. v. Beethoven.
Choral: „Komm, süsser Tod“ . . . . . J. S. Bach.
Litaney: „Ruh'n in Frieden alle Seelen“ . F. Schubert.
Elegischer Gesang . . . . L. v. Beethoven.
Equale No. 2 für 4 Posaunen . . . . . L. v. Beethoven.

2. Von Todestrotz und Leidenschaft.

Prometheus (symphonische Dichtung) . . F. Liszt.

3. Aussöhnung.

An die Musik . . . . F. Schubert.
Jupiter-Symphonie . . . . W. A. Mozart.

Diese Aufzählung will keinen Anspruch auf Vollzähligkeit erheben und bezweckt nicht, durch pedantische Regeln zu umgrenzen, sondern gerade auf das weite Feld der Möglichkeiten hinzuweisen. Dem denkenden Künstler werden sich immer neue Zusammenhänge und Beziehungen als leitende Gedanken ergeben. In letzter Instanz aber wird er das künstlerische Feingefühl entscheiden lassen müssen. Auf das bestimmteste möchte ich an dieser Stelle der Einwendung begegnen, als ob durch „stilvolle“ Programme in doktrinierender, hauptsächlich Geschichte der Musik predigender Weise auf das Publikum eingewirkt werden solle. Nicht aus dem Grund sollen Werke in einer Vortragsordnung vereinigt werden, weil sie zufällig im selben Jahrhundert geschrieben worden sind, sondern weil sie in Wesensbeziehung zu einander stehen. Dass diese bei Erzeugnissen derselben Epoche am häufigsten zu finden sein wird, ergibt sich von selbst. Das letzte Ziel aller reproduzierenden Tätigkeit wird stets sein, die im Kunstwerk zum Ausdruck gelangende künstlerische Persönlichkeit lebendig werden zu lassen. Einführung in die formalen und technischen Elemente der Musik, wie sie oft durch Vortragsordnung und erläuterndes Programmbuch angestrebt wird, bringt für das Publikum die Gefahr mit sich, dass es verstandesmässiges Beobachten von Aufbau, Instrumentation usw. mit intuitivem Erfassen des künstlerischen Gehaltes verwechselt und meint, es sei schon etwas getan, wenn es eine Oboe von einer Klarinette unterscheiden oder konstatieren kann, dass nun das Thema in der Umkehrung komme. Nicht die Grammatik der Tonsprache, ausschliesslich das Gesagte selbst geht das Publikum im Augenblicke des Eindruckes an.

Eng in Beziehung zu dem Bestreben nach einheitlichen Programmen steht die Forderung, wo ein besonders inniger Zusammenhang zwischen den Sätzen einer Symphonie herrscht, diesen nicht durch grosse Pausen und stimmungsstörendes Hineinapplaudieren zerreissen zu lassen. Wie anders wirkt auf den zweiten Satz der V. Symphonie von Beethoven der Eintritt des Scherzos nach einigen Augenblicken schweigender Gespanntheit; gar nicht zu reden von den einzelnen Sätzen der Neunten. Es ist bekannt, dass Bülow bei den letzten Sonaten Beethovens denselben Modus beobachtete.

Bei der Gepflogenheit der meisten Konzertinstitute, in ihren Symphoniekonzerten Solisten auftreten zu lassen, bedarf es zur Durchführung einheitlicher Programme des Zusammenwirkens von Dirigenten und konzertierendem Künstler. Unzweifelhaft ist eine ganze Anzahl von solistischen Werken mit Orchesterbegleitung im Symphoniekonzert ebenso berechtigt, ja notwendig, wie reine Orchesterkompositionen. Für solche werden immer Solisten heranzuziehen sein. Leider hat sich aber gerade in den Solonummern in bedenklicher Weise die seichteste Unterhaltungsmusik eingenistet. Das Publikum meint ein Recht darauf zu besitzen, durch jene in seinen trivialen Gelüsten befriedigt zu werden und zugleich einem oberflächlichen Personenkultus huldigen zu dürfen, der mit dem Verständnis der künstlerischen Persönlichkeit eines Solisten gar nichts zu tun hat, sie vielmehr zu einem Sensations-

objekt herabwürdigt. Den ernsten Künstler gegen solchen Missbrauch zu schützen und ihm die unumschränkte Möglichkeit zu bieten, als gleichwertiger Faktor im Sinne einer künstlerischen Idee mitzuwirken, wird vom Dirigenten eingehende Verständigung mit dem Solisten zu fordern sein. Nummern mit Klavierbegleitung, als dem intimen Stile des Liedes und der Kammermusik angehörig, seien möglichst auszuschliessen, wobei höchstens an einem Schubert- oder Wolf-Abend eine Ausnahme rätlich sein wird, da das Lied für das Schaffen dieser Meister charakteristisch ist. Allerdings kann die Schwierigkeit nicht abgeleugnet werden, in der sich Sänger durch die ziemlich geringe Anzahl von Gesängen mit Orchesterbegleitung befinden. Denn von dramatischen Bruchstücken werden höchstens diejenigen einen Platz im Konzertsaal beanspruchen dürfen, welche auf der Bühne verschollenen Werken angehören, oder deren Aufführung eine Anregung für Theaterleitungen, sich des ganzen Werkes zu erinnern, bezwecken soll. Auf dem Gebiete des Orchestergesangs betätigte sich erst die modernste Produktion reger (Strauss, Wolf usw.). Man bedenke aber, dass grössere Nachfrage von seiten der Sänger von selbst eine Bereicherung dieser Literatur herbeiführen wird.

Dass das Bemühen nach einheitlichem Zusammengehen von Dirigenten und Solisten auf das verständnisvollste Entgegenkommen der letzteren rechnen kann, durfte ich selbst in erfreulichstem Masse erfahren. Ein einziges Mal nur widerfuhr es mir bis jetzt, dass ein, allerdings sehr berühmter, ausländischer Künstler absolut nicht einsehen wollte, dass Bach und französische Virtuosenmusik unvereinbar seien. Vor Antritt meiner Stellung als Dirigent der Museumskonzerte hatte ich mich in einem Rundschreiben an eine Reihe der hervorragendsten Künstler mit der Bitte gewandt, mir ihre Ansicht in der Frage der Solistennummern zu äussern. Die mir freundlichst erteilten Antworten bewiesen, wie lebhaft von den Künstlern der Übelstand einer planlosen Programmzusammenstellung empfunden wird. Ich kann es mir nicht versagen, einige dieser ausserordentlich interessanten und lehrreichen Ausführungen hier mitzuteilen.

Professor Joachim:

Über den Wunsch einheitlicher Programme und über die Notwendigkeit des Dirigenten, sich darüber mit den Solisten zu verständigen, kann es nur eine Meinung geben. Ich stimme Ihnen auf das kräftigste bei und kann nur sagen, dass ich stets bei Aufforderungen, in Konzerten mitzuwirken, um Mitteilung des übrigen Programmes bat, damit ich meine Wahl danach einrichtete.

Conrad Ansorge:

Sie treffen da eine sehr wunde Stelle im Konzertleben; denn ist es schon höchste Zeit, der geistlosen, denkfaulen Gepflogenheit, Solonummern als ein Extra-Programm im Programm des Abends zu betrachten, ein Ende zu machen, so wird mit dieser Aufräumungsarbeit gleichzeitig ein Aussichtspunkt von grosser Wichtigkeit eröffnet: das Publikum wird durch künstlerisch einheitliche Programme zu gutem Geschmack allmählich erzogen. Eine Reform dieser Art sollte auch bei Musikfesten und Kunstausstellungen zu ermöglichen sein. — Mancher Künstler wird verhindert sein, das Beste zu geben, wenn sein ästhetischer Sinn, sein guter Geschmack durch ein stilloses Programm beleidigt werden.

Gestatten Sie mir noch folgendes: Zum Gelingen Ihres Vorhabens gehört auch, dass Konzertvorstände und Kapellmeister einig sind in den zwei Punkten:

Ausschliessung der „Virtuosen", deren Endzweck nur Seiltänzerei ist — (das Wort „Virtuos" ist mit Recht heute degradiert!)

und

Aufhebung des „beliebten" Systems, für einen Abend zwei Künstler zu engagieren, um dem Publikum „mehr Abwechslung" zu bieten.

Johannes Messchaert:

Vollkommen einverstanden! Nur befürchte ich, dass gerade unter Sängerinnen und Sängern oft die nötige Vielseitigkeit fehlen wird, um von Joh. Seb. Bach bis Rich. Strauss jedem Stil gerecht zu werden. Viele werden sich dann des öfteren Aufgaben unterziehen, denen sie nicht gewachsen sind, wie man dies manchmal bei Oratoriumbesetzungen findet.

Die Dirigenten müssten dann auch gut unterrichtet sein über die Leistungen der Künstler und sich nicht nur auf Konzertagenten verlassen, wo das geschäftliche Interesse im Vordergrund steht.

Frau Herzog kommt zu folgendem Ergebnis:

1. Eine Verständigung über Wahl und Anordnung der Programmstücke sollte zwischen Dirigent und Solist immer versucht werden.

2. Ich persönlich bin bereit, auf die künstlerische Einheit des Programms jede billige Rücksicht zu nehmen, sofern es sich um Kunst grossen Stils und eigner Art handelt.

3. Dagegen meine ich, dass dem Solisten völlige Freiheit der Wahl zustehen müsse, wenn der Dirigent seine Orchesternummern selbst nach Willkür als bunte Reihe zusammenstellt oder Werke vorführt, deren eklektische Beschaffenheit jede Nachbarschaft verträgt. Neben einer Symphonie von Tschaikowsky z. B. kann eine Arie von Verdi ebenso gut Platz finden, als eine von Weber oder Gesangsstücke französisch modernen Stils.

Professor Julius Klengel macht sehr beachtenswerte praktische Vorschläge:

Wie jeder ernsthaft zu nehmende Künstler bin ich durchaus Ihrer Meinung, was die Stillosigkeit mancher Konzertprogramme anlangt. Meiner Ansicht nach gibt es zwei Wege, um dem abzuhelfen. Entweder bekommen die zur Mitwirkung eingeladenen Künstler einen Programmentwurf und füllen ihre Nummern nach Gutdünken aus, oder die Künstler schicken ihr gesamtes Repertoire an die Herrn Kapellmeister, die dann eine geeignete Wahl zu treffen hätten. Aber kann man von einem solchen geplagten Kapellmeister verlangen, dass er die gesamte Violoncell-Literatur kennt, wie sie annähernd auf dem beiliegenden Verzeichnis vermerkt ist? Eher kann man von dem reisenden Virtuosen verlangen, dass er den Stil der ihm mitgeteilten Orchesterwerke zu beurteilen imstande ist. Nun kommt es aber auf die künstlerische Ehrlichkeit an. Vielleicht würde der nicht ganz gewissenhafte Künstler des leichteren Erfolges wegen doch manchmal eine weniger schwer wiegende Komposition einschmuggeln wollen. Also scheint mir der richtigere, wenn auch beschwerlichere Weg der, dass die Herren Kapellmeister aus dem ihnen zugestellten Repertoire das am wenigsten Stilwidrige heraussuchen und dem Programme einverleiben.

Speziell gegen die Klavier-Solonummer ohne Orchester äussern sich aufs energischste Reisenauer, Siloti und Busoni.

Reisenauer schreibt:

Es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, dass meine Ansicht über die Zusammenstellung von Programmen für Orchesterkonzerte ganz der Ihrigen entspricht — ja ich gehe vielleicht sogar noch etwas weiter und erkläre sans gêne, dass ich die sogenannte Solonummer in Symphoniekonzerten für eine Geschmacklosigkeit ersten Ranges halte. Ich will deshalb nicht etwa den Solisten ganz aus den Symphoniekonzerten verbannt sehen — aber er muss sich begnügen, in derartigen Konzerten ein Konzert mit Orchester zu spielen und auf Zugaben, vor allem

aber auf die zweite Solonummer (in vielen Fällen ein a), b), c) nichtssagender Stückchen) zu verzichten.

Siloti unter anderm:

Als Solonummer in einem Orchesterkonzert können nur Lieder mit Klavierbegleitung erlaubt sein, Geiger kann kleinere Nummern spielen, aber mit Orchesterbegleitung; ich selbst als Klavierspieler bin der grösste Feind von Klaviersolis — ich finde, solche Nummern sind unerlaubt. Ich habe es in meinen Symphoniekonzerten in Moskau nicht geduldet; wenn ein Klavierkonzert nicht lang ist (20 Min.), so lasse ich ev. noch ein kürzeres Stück mit Orchester spielen — aber Klavier-Solis müssen für immer aus Symphonieabenden weggejagt werden; das ist musikalischer Unfug.

Busonis Brief bringt treffliche Anregungen für eine künftige Gestaltung unseres Konzertwesens. Er lautet:

Es erscheint mir zur Erzielung einer guten künstlerischen Wirkung und eines stileinheitlichen Programmes wünschenswert, ja unerlässlich, dass bezüglich der Wahl der Kompositionen eine Verständigung zwischen Solisten und Dirigenten stattfindet.

Ich verschweige mir nicht, dass dieses Vorgehen in rein praktischer (administrativer) Hinsicht dem Dirigenten eine Erleichterung, dem Solisten eher eine Erschwerung bieten wird.

Ein vielbeschäftigter Solist hat mit vielen (sagen wir z. B. 25) Konzertdirektionen für eine Saison zu verhandeln. Von dem knappen Repertoire der symphonisch-solistischen Literatur wählt er, was seinem Geschmack und Vortragsstil am besten liegt, etwa sechs Konzerte, von welchen er bereits einige gemeinschaftlich mit seinen Kollegen hat.

Von sechs Pianisten, deren Mitwirkung Sie zu Ihren Konzerten heranziehen, spielen gewiss fünf das Es-dur Konzert von Beethoven, auf welches vier der engagierten Künstler verzichten müssen. Von den fünf übrigen Konzerten sind zwei bereits auf Ihrem Programm gewesen, es bleiben somit noch drei zur Auswahl, wovon vielleicht keines in Ihr Programm passen würde. Dieses ist nur ein Beispiel. Zur praktischen Verständigung sind zwei Wege möglich.

a) Die Konzertdirektion fügt zu dem Einladungsbrief ein Formular bei ungefähr folgender Fassung:

Erwünscht: ein klassisches Konzert,
(oder: ein modernes Konzert),
(oder: eine Novität).

Ausgeschlossen sind: die folgenden Stücke — aus folgenden Gründen.

Der zweite mögliche Weg bestünde darin, dass die Solisten zur geeigneten Zeit an alle Konzertdirektionen ihr Programm für die folgende Saison versandten. So ehrenvoll es für uns ist, von einem grossen Konzertinstitute wie beispielsweise das der Museumskonzerte eingeladen zu werden, so sehr setzt uns diese Auszeichnung gerade wegen der Programmwahl in Verlegenheit.

In den ersten Jahren der Karriere, wo es sich noch um ein Debüt, und oft um ein entscheidendes handelt, ist es unsagbar schwer, die Wahl eines einzigen Stückes derart zu treffen, dass sie die Persönlichkeit des Solisten charakteristisch, günstig (geschweige denn erschöpfend) geben könne. Und nach diesem ersten Eindrucke prägt sich das Bild des Künstlers — wenigstens bei dem einen Publikum — für immer ab. Andererseits halte ich Solostücke (welche dieses Bild doch vervollständigen helfen, oft erst in das richtige Licht rücken), in einem symphonischen Konzerte grossen Stiles für unzulässig, für störend. Sie sehen, ich spreche hier als Musiker mehr, denn als Virtuose. Diese Nummer ist es auch, die das sorgfältig erwogene Programm zerreisst und disharmonisch macht.

Lieder am Klavier zumal verkleinern die Stimmung in auffälliger Weise. Der Klang des Klavieres unter den Händen eines Begleiters ist lächerlich dürftig, wenn es von Orchesterriesen umgeben vereinzelt erklingt. Denn schon der „Klaviersatz“ einer Liedbegleitung ist gegen das solistische Klavier geringerer Art.

Schliesslich ist wieder die Frage aufzuwerfen, ob der Dirigent nicht nur dann einen Solisten heranziehen sollte, wenn er tatsächlich eine mit einer Solopartie bedachte Komposition zu seinem Programme braucht. Klavierkonzerte mit Orchester haben etwas von Gelegenheitskompositionen an sich, der verfolgte Zweck, das Instrument „glänzen" zu lassen, drückt oft die Tiefe der Empfindung und die Inspiration herab. Merkwürdig ist es, dass dieser Prozess sich dadurch rächt, dass der beabsichtigte „Glanz" (wie alles „Beabsichtigte") nicht einmal erreicht wird. Stellen Sie die Sonaten Beethovens, die Variationswerke Brahms, die meisten Klavierwerke Chopins und Liszts gegen die „Konzerte" derselben Komponisten und Sie werden sehen, dass die Wirkung der Werke ohne Orchester nicht nur tiefer, sondern auch „glänzender" ist.

Endlich hat der ernste und vielseitigere Solist auch den Ehrgeiz und das Recht, allein einen „Gesamteindruck" mit einem Programm hervorzurufen. — Es wäre infolgedessen wünschenswert, wenn die grossen Konzertinstitute „Orchesterabende" und „Solistenabende" von einander trennten und ihren Abonnenten neben der grossen Orchesterserie eine kleinere bieten würden, die z. B. einen Klavierabend d'Alberts, einen Liederabend Wüllners, einen Sonatenabend Ysayes in sich begriffe."

Ausserdem liegen mir von Dr. von Kraus, Eduard Risler, Teresa Carreño, Prof. Heermann und andern hochangesehenen Künstlern zustimmende Schreiben vor.

Aus dem vorstehend Mitgeteilten erhellt, dass der Kampf gegen stillose Programme der Unterstützung unserer ersten Künstler sicher sein kann. Es darf ja nicht verschwiegen werden, dass trotzdem manches Hindernis zu überwinden, und erst jahrelange Arbeit die praktische Durchführung aller Forderungen erreichen lassen wird. Doch wird ein geistig regsames und bildungsfähiges Publikum rasch die Intentionen des Dirigenten bzw. Solisten verstehen und ihnen ein williges Ohr leihen. Es möge mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn ich hierbei auf meine persönlichen, als die mir nächstliegenden Erfahrungen hinweise, die ich in München aus den Volkssymphoniekonzerten des Kaimorchesters gewinnen konnte. Sie waren vollauf danach angetan, die Überzeugung zu wecken, dass eine im Sinne stilreiner Programme durchgeführte Reform nicht zu den frommen Wünschen gehört. Als freudig zu begrüssende Förderung dieser Reform muss bezeichnet werden, dass nun auch eine Autorität wie Felix Weingartner die Münchener Abonnementskonzerte des Kaimorchesters nach dem Prinzip der Stileinheit gestaltet hat. Gewiss werden ihm ähnlich schöne Erfahrungen beschieden sein, wie seinerzeit mir.

Mögen meine Ausführungen ein Kleines beitragen, manchen vielleicht noch abseits Stehenden, an der Möglichkeit solcher Reform Zweifelnden, zu tatkräftigem Anschluss zu bewegen.

Die Nesselweberin.

Legende von René Morax in Morges (Schweiz).

Aus dem Französischen übersetzt von Minna Hoffmann in Morges (Schweiz).

Als König Lionel sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, war er schön wie jene schlanken, ernsten Engel, die an den Grabdenkmälern der Dome Wache halten. Lange, gelockte Haare umrahmten dunkel sein blasses Marmorgesicht, dessen kleiner Mund mit den schwellenden Lippen einer blutigen Blume glich. Seltsame, prachtvolle Brokate hoben die vollkommene Harmonie seiner geschmeidigen Glieder und die Feinheit seiner Gelenke noch mehr hervor. Und doch erlosch diese wunderbare Schönheit, sobald man dem Blick des jungen Königs begegnete; denn seine düstern schwarzen, durch Nachtwachen geränderte Augen bargen unter den tiefen Schatten der Brauen eine sinnliche Flamme, deren unruhiger Glanz nicht zu ertragen war. Und die Allerbeherztesten traten bisweilen entsetzt zurück vor dieser plötzlichen Offenbarung einer herrschsüchtigen, stürmischen Seele.

Die Worte und Taten des schönen Königs, wie das Volk ihn nicht ohne Zittern nannte, standen im Widerspruch mit seiner engelhaften Erscheinung. Und seine Augen, die für jegliche Lust, für jeden auserlesenen Genuß, den das Leben zu bieten vermag, weit offen standen, diese in unersättlichem Verlangen schmachtenden Augen — sie hatten nie geweint.

In früher Jugend schon hatte Lionel den Vater verloren. Seine Erziehung war den frommen, aber schwachen Händen seiner Mutter, der Königin Gottliebe und ihren Frauen anvertraut worden. Eine nie rastende Sorgfalt, die stets darauf bedacht war, ihn vor allen Widerwärtigkeiten und jedem Tadel zu schützen, umgab seine Kindheit.

Die Königin beobachtete mit Freude und Bangen die Entwicklung dieser wunderbar begabten, aber zur Heftigkeit neigenden Natur, die in ihrem Eigensinn und ihren Launen stets eine eigentümliche Wildheit verriet. Bei den unbedeutendsten Spielen zeigte Lionel eine Grausamkeit, die das Herz der edlen, liebevollen Mutter, die ihren Namen mit Recht trug, mit tiefem Bangen erfüllte. Der Knabe schien an dem stummen Leid, das er allen bereitete, die ihn seiner natürlichen Anmut wegen liebten, Gefallen zu finden. Seine Lehrer sprachen sich wohl lobend über die wunderbare Leichtigkeit aus, mit der er alles erfaßte und lernte, wagten es jedoch nicht, der täglichen groben Beleidigungen Erwähnung zu tun, die ihnen ihr königlicher Schüler nicht ersparte.

Lionel, der sich in allen Leibesübungen, wie in den schwersten Proben des Geistes hervortat, wuchs in dieser Umgebung zärtlichster Liebe und verhaltenen Grolls heran. Sobald er mündig war, ließ er sich zum König ausrufen. Die Krönung überbot an Pracht alles, was man unter früheren Herrschern gesehen hatte. Das Münster war mit goldenen Tüchern ausgeschlagen uud Tausende von Kerzen erfüllten es mit Paradiesesglanz. Die Feste währten einen Monat lang und die dem Volk gereichten Gaben verschlangen die Einkünfte dreier fruchtbarer Jahre. Die Freigebigkeit und der

Zauberglanz seiner Jugend machten den neuen König bald zum Liebling seines Volkes.

Nachdem er den Thron bestiegen hatte, war seine erste Sorge, alle diejenigen zu entfernen, deren Alter oder Klugheit seinen kühnen Unternehmungsgeist hemmen konnte. Seine Mutter suchte ihn durch Sanftmut zur Vernunft zu bringen. Er brach in heftige Worte aus und sie begriff, daß er den stummen Vorwurf ihres mütterlichen beredten Auges nicht länger ertragen würde. Sie kam deshalb seinem Wunsche zuvor und erbot sich, freiwillig auf die der Königin-Mutter zukommenden Rechte und Ehren zu verzichten und sich auf ein einsames Schloß zurückzuziehen, um dort ganz dem Gebet und frommen Werken zu leben. Er bekämpfte nur schwach ihr Vorhaben und die Königin bebte, als sie einen kaum verhehlten Freudenstrahl über des Sohnes Antlitz gleiten sah. Im Geleite aller ihrer Getreuen reiste sie nach ihrem Witwensitze ab. Niedrige, ehrgeizige Schmeichler nahmen ihre Stelle am Hofe ein und König Lionel führte von nun an ein Leben, das durch seine Ausschweifungen den Ruf des ganzen Volkes gefährdete. Die Schwelgereien des neuen Hofes kannten keine Grenzen mehr; Feste und Kämpfe folgten ununterbrochen aufeinander. Der unruhige Geist des jungen Königs trieb ihn zu Abenteuern und Kriegen. Er bedrängte unaufhörlich die benachbarten Fürsten. Das Glück lächelte ihm bei allem, was er unternahm, und bald war er der Abgott seiner Soldaten. Wenn sie ihn, hoch zu Roß, auf seinem gefürchteten Rappen Erebos, an der Spitze der Truppen galoppieren sahen, war es ihnen, als zöge der Sieg vor ihnen her. Kein Hindernis vermochte das verwegene Ungestüm des Siegers aufzuhalten. Und Lionel lernte die herbe Lust des menschlichen Ruhmes kennen.

Auch die Liebe blieb ihm nicht fremd. Kein weibliches Wesen vermochte einer Schönheit, zu der sich so viel Tapferkeit gesellte, zu widerstehen. Aber diese leichten Eroberungen ließen in seinem Innern nur Verachtung und eine große Traurigkeit zurück. Er versuchte umsonst jedes Mittel, sich über sein unbefriedigtes Sehnen hinwegzutäuschen. In den Wäldern erscholl der Halaliruf seiner Jagden und sein Palast funkelte im Glanze seiner Festgelage.

Nach Verlauf von zehn Jahren aber begann der Hof über diese Ausschweifungen zu murren, deren er müde geworden war. Im Volke, auf dem Steuern und Bedrückungen aller Art lasteten, erwachte und wuchs der Haß gegen den König, und Lionel fühlte, wie die Fluten dieser drohenden, nur gewaltsam in Schranken gehaltenen Feindschaft um ihn her grollten. Aber im sicheren Gefühle seiner Kraft kostete er mit doppelter Wonne den Stolz, der Herr zu sein.

Um diese Zeit traten alle, die am Hofe ihr Ehrgefühl nicht verloren hatten, zusammen, um dem König ein Bittgesuch vorzutragen. Es geschah in würdiger, mäßiger Sprache. Ohne den geringsten Unwillen zu zeigen, wie man allgemein erwartet hatte, forderte der König die Bittsteller zu sich in seinen Palast und ersuchte sie, ihm rückhaltlos alle ihre Anliegen vorzutragen. Er empfing sie in seinem Arbeitszimmer, das mit dunklen, rätselhaften Stickereien um und um behängt war. Er saß im Hintergrund des Saales, mit dem Rücken gegen das Fenster, scheinbar in Träumereien

versunken. Ohne den Kopf zu erheben, bedeutete er ihnen mit der Hand, sie sollten sich niederlassen. Ein beklemmendes, nur vom Rauschen des Laubwerks im Garten unterbrochenes Schweigen folgte. Und zuweilen trug der Wind, einer Liebkosung gleich, den betäubenden Duft der blühenden Rosen herein. Durch ein zweites Zeichen forderte er sie nun zum Sprechen auf. Mit gedämpfter, jedoch sicherer Stimme brachte der Älteste die Hauptgründe ihrer Klagen vor. Der König hörte ohne Unterbrechung zu und nicht das leiseste Beben seiner Lippen oder ein Zucken der gesenkten Augenlider verriet, daß er dem Gesagten die geringste Aufmerksamkeit entgegenbringe. Ein anderer nahm das Wort, ein dritter folgte, und die anfangs nur leise angedeuteten Vorwürfe wurden schärfer und heftiger. Erregt von der eisigen Kälte des Königs, erhoben sich zuletzt alle, um ihm ihre Beschwerden in schmachvoller Anklage ins Gesicht zu schleudern. Der König schien aus einem Traum zu erwachen und sogleich verstummte das Geschrei; dann richtete er sich in seiner ganzen Größe empor und sah mit dem Blicke eines Kämpfers auf sie herab, der die Herausforderung angenommen hat. Alle, selbst die Unerschrockensten, wichen vor diesem Blick zurück. Sie verstummten. Einen Augenblick standen sie unter dem Banne seines Blickes da; dann sagte er leise:

— Morgen Abend, edle Herren, gebe ich Euch Antwort.

Und beim Abschied dachte keiner daran, ein Wort zu erwidern.

Am nächsten Abend war der ganze Hof zu einem Fest in den Palast geladen. Im Prunksaal, der wie zu einem Triumphe geschmückt war, hingen zwischen den funkelnden Kronleuchtern die dem Feinde entrissenen Fahnen. Die Spieler der Lauten, Geigen und Theorben ließen auf einer mit Blumen geschmückten Estrade süße leidenschaftliche Weisen ertönen. Der Glanz der Lichter, der Schimmer der Seide, das Lachen der Frauen, die Weiße der nackten Schultern, die starken Wohlgerüche und der zitternde Klang der Violen erfüllten den Saal mit ihren mannigfachen, sinnverwirrenden Reizen. Manches Antlitz aber verriet ein kaum verhülltes Bangen und mancher Blick blieb trüb und schwer. Mit dem Erscheinen des Königs verstummte plötzlich das wogende Getriebe der lauten Menge. Er aber, mit seinem ewig rätselhaften Lächeln, tauschte mit den Damen Schmeicheleien aus und küßte da und dort im Scherze eine weiße, willig dargebotene Hand. Dabei glitt sein müder, gleichgültiger Blick über die Versammlung hin. Er schien die versprochene, mit Ungeduld erwartete Antwort ganz vergessen zu haben. Mit einem Male aber gebot er den Spielern Schweigen und befahl einem der Musiker, seine Geige zu bringen; dann flüsterte er, sich umwendend, einem Diener seines Gefolges einige Worte zu, worauf dieser verschwand.

Alles schwieg und die Frauen sahen einander bedeutungsvoll an. Mit ihren Blicken deuteten sie auf jene, die sich tags zuvor erkühnt hatten, dem König Vorstellungen zu machen.

Lionel nahm das zarte Instrument aus den Händen des Musikers. Er betrachtete es einen Augenblick mit Kennerblick und wandte sich hierauf an den Oberhofmeister.

— Seneschall, könnt Ihr die Geige spielen?

Der Oberhofmeister verbeugte sich tief, seine musikalische Unkenntnis beteuernd.

— Spielt! herrschte Lionel ihn an.

Der Greis hielt das Instrument, das er nicht niederzulegen wagte, verlegen in Händen. Die Furcht, dem König zu mißfallen, vermehrte seine Verwirrung. Ein unterdrücktes Lachen durchlief die hohe Versammlung. Mit spöttischem Lächeln nahm Lionel die Viole aus des Seneschalls Händen zurück und reichte sie dem obersten Feldherrn, der neben ihm lachte.

— Mein tapferer Feldherr und Ritter ohne Furcht und Tadel, beweiset uns, daß Ihr diese Geige eben so gut zu handhaben versteht, als Euer tapferes Schwert.

Der oberste Feldherr suchte nach einem Vorwand, um Ungnade und Spott zu vermeiden.

Der König beharrte auf seinem Verlangen.

— Laßt uns einen Kriegsmarsch hören!

Die Geige lag wie ein Kinderspielzeug in den großen Händen des riesigen Mannes. Der König flüsterte in verächtlichem Ton:

— Man lernt alle Tage etwas, Herr Herzog.

— Und Ihr, Herr Graf, der Ihr die Kunst, mit den Großen der Welt zu verhandeln, so gut versteht, besitzt Ihr dieselbe Gabe, den Saiten dieser Viole eine edle Sprache abzugewinnen?

Der Graf versuchte mit einem Seitenblick und zweideutigem Lächeln der königlichen Laune Genüge zu tun. Aber er zog so schrille, gellende Töne aus dem Instrument, daß das Gelächter unverhohlen losbrach. Der König teilte die allgemeine Heiterkeit. Er gebot dem unkundigen Musiker Schweigen.

— Genug, Herr Graf. Es ist zum Totlachen ... zum Totlachen!

So ging die Geige von Hand zu Hand und jeder der Verschworenen versuchte, obwohl umsonst, ihr einige harmonische Töne zu entlocken. Die Damen lachten laut über diesen Scherz, dessen Sinn keine zu deuten verstand. Lionel wandte sich jetzt an eine unter ihnen:

— Und Ihr, Dame Bérangère, werdet Ihr geschickter sein?

Die Dame lächelte, und mit dreistem Blick zum König aufsehend, ließ sie ihre Finger über die Saiten der Viole gleiten.

— Halt ein, schrie Lionel sie barsch an und riß ihr das Instrument aus der Hand.

Sie schwieg betroffen und alle erwarteten mit Bangen die schreckliche Erklärung dieser Komödie.

— Fürsten und Herzöge, rief der König laut. Da habt Ihr meine Antwort. Habt Ihr sie nicht verstanden?

Grabesstille ruhte über der festlich geschmückten Versammlung. Der König fuhr fort:

— Ihr Höflinge, die Ihr so geschickt die Fäden feiner Ränke zu lösen und besser noch sie zu verwirren versteht, wie, Ihr könnt dieses Bild nicht deuten? Keinem unter Euch ist es gelungen, mit seinen ungeübten Fingern die im Innern dieser Geige schlummernden Klänge zu wecken. Ihr, die Ihr nicht einmal dem stummen Holz eine Sprache zu verleihen wißt, wie vermöchtet Ihr das Herz Eures Königs nach Eurem Gutdünken zu lenken? Das Holz der fügsamen Geige gehorcht dem Fidelbogen dieser Knechte, Eurem Willen bleibt es widerspenstig. So wird sich mein unbeugsamer Geist nie

unter das Joch eines fremden Willens beugen und mein Stolz vor niemand weichen . . . vor niemand.

Da klang scharf eine spöttische Stimme aus der Menge:

— Er wird, wie die Geige, einst unter den Händen eines Weibes weinen.

Lionel entfärbte sich.

— Wer behauptet, daß ich weinen werde? Nein, meine Seele ist nicht von weichem Ahornholz. Die Stärke weicht nur der Stärke. Wer mein Herr sein will, muß mich vorher wie dieses zarte Holz brechen.

Er warf die Geige auf den glatten Marmorboden. Das Instrument zersprang ächzend, wie mit einem Schmerzensschrei inmitten des tiefsten Schweigens.

Der König trat zu den Musikern:

— Laßt jetzt Eure Weisen hören, Ihr, die Ihr um Lohn spielt. Ich befehle heitre Stimmung und daß man sich ergötze.

Er durchschritt den Saal, ohne jemand eines Blickes zu würdigen, ohne das Geflüster hinter seinem Rücken zu beachten. Ein Diener wartete seiner an der Türe und raunte ihm unter tiefer Verbeugung etwas zu:

— Das Pferd wartet der Majestät.

— Gut, sagte der König.

Und er begab sich in den Hof, wo die Hufe des schwarzen Erebos das Marmorpflaster schlugen. Als Lionel sich in den Sattel schwang, trat der Stallmeister ehrfürchtig heran:

— Herr, Ihr denkt doch nicht, diese Nacht weit zu reiten? Ein starkes Gewitter ist im Anzug. Seht nur den Rauch der Fackeln!

Der dicke, rötliche Qualm war in der heißen, drückenden Nacht, in der sich kein Lüftchen regte, bis in den hinteren Hof gedrungen. Ferne Blitze zuckten unaufhörlich am Himmel. Der König erwiderte ruhig:

— Ich liebe Gewitter.

Und als er einige andere aufgezäumte Pferde bemerkte, fügte er hinzu:

— Ich verbiete, daß mir jemand folge.

Er verschwand im Schatten der großen Baumreihen und völlige Finsternis verschlang das schwarze Pferd mit dem schwarzen Reiter. Die Hufschläge des Rappen hämmerten unter der Wölbung des unbeweglichen Laubdaches im gleichmäßigen Takte durch das geheimnisvolle Dunkel der Nacht. Plötzlich bogen sich die stämmigen Eichen, vom Sturm gepeitscht. Erebos bäumte sich hochauf. Der Wind fuhr heulend, wie ein entfesseltes Meer, über die Wipfel der Bäume. Lionel lenkte sein Pferd ins offene Feld und sprengte, umtost von feurigen Blitzen, dahin. Der ganze Himmel war entzündet und der Donner rollte im tausendfachen Echo durch das Dickicht der Wälder und Berge. Geblendet von dem grellen Licht der zuckenden Strahlen und hingerissen von der schaurigen Gewitterpracht, ließ sich Lionel von seinem Pferde leiten. Das erschreckte Tier flog wie ein Pfeil über Gräben und Hecken, um in dem naheliegenden Wald eine Zuflucht zu suchen. Umsonst bemühte sich Lionel, es davon abzulenken. Mit einem gewaltigen Satze erreichte das Pferd das hohe Buschwerk und von dem Brausen des Sturmes betäubt, verdoppelte es seinen rasenden Lauf unter den Riesenfichten, die der Wind wie im Fieberfrost schüttelte. Bisweilen entzündete der Blitz im Walde eine

ungeheure Fackel. Oft schnaubte Erebos, von einem Zweig schmerzlich am Bug geritzt, oder vom Schein des himmlischen Brandes geblendet, wild auf und richtete seinen Flug nach der entgegengesetzten Richtung. Zum erstenmal ward sich Lionel bewußt, daß er seines Pferdes nicht mehr Herr sei, und so überließ er sich seinem Schicksal.

Wie lang dieser Ritt unter dem Feuerregen im Dickicht gedauert, er hätte es nicht sagen können. Ohne daß ein Tropfen Wasser gefallen wäre, besänftigte sich allmählich das Toben des Gewitters. Das erschöpfte Roß betrat langsamen Schrittes eine Lichtung. Lionel sah ein enges, von steilen Felsen eingeschlossenes Tal vor sich liegen. Das Pferd wollte nicht mehr weiter. Der König stieg ab und betrat, Erebos am Zügel führend, aufs Geratewohl das entlegene Tal. Er gelangte an ein dicht bewachsenes Feld und erkannte beim Nähertreten, im Schein der noch hier und da aufzuckenden Blitze, daß es Nesseln trug. Sie wuchsen, in gleichmäßigen Reihen, hoch und dicht wie Hanf. Kein Baum warf seinen Schatten über diese unabsehbaren, mit der feindlichen Pflanze bedeckten Felder. Nur stellenweise unterbrach ein von Brombeersträuchern überwucherter Granitblock die Regelmäßigkeit ihrer Linien. Die nächtliche Kühle erfüllte die Luft mit einem herben, faden Geruch. Noch unschlüssig, ob er den Rückweg antreten solle, bemerkte Lionel in der Ferne einen Lichtschimmer. Er durschritt die Nesseln und vernahm bald ein schwaches, regelmäßiges Geräusch, wie das Klappern eines Webstuhls. Sein Gesicht vor dem Stich der großen Brennesseln schützend, ging er weiter. Er war begierig zu erfahren, wer in dieser Einsamkeit und zu dieser Feierstunde noch weben mochte. Endlich gelangte er an eine Hütte, die so niedrig war, daß er sie für eine Felsenhöhle hielt. Ein Goldstrahl schimmerte durch ein Fenster. Er klopfte an die Tür, aber niemand antwortete und der Webstuhl unterbrach seinen eintönigen Gesang nicht. Er klopfte stärker mit dem Griff seines Degens. Als wieder keine Antwort erfolgte, stieß er die Tür auf und trat ein. Vor ihm öffnete sich ein enger und so niedriger Raum, daß er beinahe an die schweren Balken der Decke stieß. Ein Geruch von getrocknetem Hanf und Vanille strömte ihm erquicklich entgegen, und er unterschied im Halblicht einer flackernden Flamme einen großen Webstuhl, der den ganzen Raum einnahm, den die Rollen weißer Leinwand und die Bündel dürren Hanfes frei ließen. Ganz im Hintergrund der Stube saß eine Frau über das schneeweiße Gewebe gebeugt. Bisweilen innehaltend, um einen Faden zurecht zu legen, ließ sie das Schiffchen behende laufen, während ihre Füße, wie die einer Orgelspielerin, die schweren Hebel bewegten. Sie war mit einem leichten, weißen Stoff bekleidet, dem ähnlich, den sie bearbeitete. Sie hob ihr Gesicht, das wie umflutet war von den goldenen Flechten ihres Haares, dem Eindringling nicht entgegen.

Lionel wäre gerne nähergetreten, aber der Webstuhl trennte ihn von ihr. Er blieb unbeweglich stehen, mit geheimem Stolz darauf wartend, daß sie ihn anrede. Sie schien jedoch seinen Eintritt nicht bemerkt zu haben. Da ließ Erebos ein lautes Wiehern in die Nacht hinaus ertönen. Jetzt erhob sie ihr Haupt und mit rascher Bewegung die Haare zurückstreichend, die ihr Gesicht verschleierten, warf sie einen flüchtigen Blick auf den König. Lionel erbebte bis in das Innerste seines Herzens. Er sah die vollkommene

Verwirklichung des idealen Traumbildes vor sich, das jeder Mensch im Herzen trägt, und dessen Abglanz er, so oft er liebt, zu finden meint. Mit Entzücken erkannte er dieses blasse, von großen trauervollen, lavendelfarbigen Augen durchleuchtete Gesicht. Es ergriff ihn wunderbar, in dieser Einöde sein Traumbild in lebendiger Gestalt vor sich zu sehen.

Die Weberin erschrak keineswegs beim Anblick des unbekannten Gastes. Sie setzte ihre Arbeit fort und schien seine Gegenwart gar nicht zu bemerken. Der bis in die tiefste Seele erschütterte König sah ihr schweigend zu und sein Herz schlug langsam im gleichen Takte mit dem Webstuhl im Hintergrund.

Des Schweigens endlich überdrüssig, ließ er sich herab, das Wort an sie zu richten.

— Wer bist Du? fragte er.

Die Fremde unterbrach ihre Arbeit nicht und ihre flinken Finger trieben das Schifflein von einem Ende des Gewebes zum andern weiter. Er wiederholte seine Frage, die wiederum ohne Antwort blieb. Des Königs Unwille erwachte; zornig sagte er:

— Was machst Du da? Bist Du taub?

Jetzt hörte sie zu weben auf und antwortete mit ernster Stimme:

— Ich webe meinen Brautschleier.

Die klangvolle Stimme umfing den jungen Mann wie eine sanfte Liebkosung; er fragte in weicherem Ton:

— Wie heißt Du?

— Nesselrose, antwortete sie.

Dann griff sie aufs neue nach dem Schiffchen und unter dem Druck ihrer Hand fing es wieder an zu singen.

Vom Verlangen getrieben, noch einmal den wundersamen Klang ihrer Stimme zu hören, sagte Lionel:

— Du scheinst weniger mit Deiner Arbeit als mit Deinen Worten zu geizen. Weißt Du, wer ich bin?

Ohne den Kopf zu erheben, antwortete sie:

— Ich kenne Dich nicht.

Lionel fühlte sich in seinem Stolz getroffen; er erwiderte mit Nachdruck:

— Ich bin Dein König Lionel. Hat das Gerücht oder der Haß meinen Namen nicht bis zu Dir getragen?

Sie blickte nicht von ihrer Weberei auf und wiederholte bloß:

— Ich kenne Dich nicht.

Lionel empfand darüber mehr Erstaunen als Entrüstung.

— Wer bist denn Du, schlichte Arbeiterin, weil Du nichts von mir weißt? Seit wann lebst Du in dieser Einsamkeit?

Sie erwiderte mit ihrer traurigen Stimme:

— Ich lebe bald hier, bald dort und arbeite immerfort. Ich habe stets für andere gewebt. Es ist billig, daß ich jetzt für mich arbeite.

Er fragte weiter:

— Welche Schleier hast Du für andere gewebt?

Sie antwortete, ohne die Augen aufzuschlagen:

— Leichentücher.

Von dieser Antwort betroffen, schwieg der junge Mann.

Sie fuhr fort:

— Schau um Dich; hier sind noch viele vorrätig.

Er blickte auf die den Wänden entlang geschichteten Gewebe und fragte:

— Für wen sind sie?

Sie gab ihm keine Antwort und der Webstuhl klapperte ruhig zwischen den beiden weiter. Endlich sagte er mit etwas unsicherer Stimme:

— Welchen Faden verwendest Du für diese Leichentücher?

Sie erwiderte:

— Hast Du nicht auf dem Wege hierher meine Nesselfelder gesehen? Morgen werden sie geschnitten.

Er mußte lachen.

— Schöner Flachs für einen Brautschleier!

Sie richtete einen langen, fragenden Blick auf ihn.

— Scheint Dir mein Schleier nicht fein und weich genug?

Er sah auf den durchsichtigen, einem Spinngewebe ähnlichen Schleier und mußte gestehen, daß weder Königin noch Fürstin jemals einen solchen getragen hatte. Dennoch spottete er mit verächtlichem Lächeln:

— Dein Schleier wird bei der ersten Berührung in Staub zerfallen.

Ohne sich irremachen zu lassen, antwortete sie ruhig:

— Du könntest ihn nicht mit einem Schwert durchschneiden.

Wieder lachte er laut auf:

— Ich würde ihn mit der Spitze meines kleinen Fingers durchreißen.

Sie erhob sich zürnend und rief:

— Rühre nicht an meinen Schleier!

Er fand sie so schön in ihrer Entrüstung, daß er im Scherz die Hand nach dem Gewebe ausstreckte. Noch einmal rief sie angsterfüllt:

— Sind deine Hände rein?

— So rein als die Deinigen!

Und er langte nach dem seidenhaarigen Gewebe. Aber ein Wehgeschrei entwand sich seiner Kehle. Ein namenloser Schmerz durchfuhr ihn bis ins Mark hinein, vor seinen Augen flimmerte es rot wie Blut, und er ließ die, wie von einem glühenden Eisen durchbohrte Hand sinken. Nesselrosens von Tränen erstickte Stimme brachte ihn wieder zu sich.

— Wehe! Du hast gelogen. Deine Hände waren unrein . . . es sind unreine Hände!

Bei diesem Klang erwachten andere Stimmen in Lionels Innern, bittere, vorwurfsvolle Stimmen, Schmerzensschreie von Witwen und Waisen, Klagen von Verlassenen, Jammertöne von Unterdrückten, das bange Flehen eines Mutterherzens, ein Echo aller seiner schlimmen Taten dröhnte ihm in den Ohren.

In seiner Seelenangst flüsterte er leise:

— Wie wird mir weh!

Nesselrose war an eine Truhe gelaufen, der sie Balsam entnahm. Sie nahm Lionels Hand in die ihrige und übergoß sie sachte mit dem bittern Öl. Der junge Mann ließ sie gewähren, während die sanfte, liebkosende Berührung bis auf den Grund seiner wunden Seele drang. Nesselrose beugte sich über die schmerzende Hand und als ihre Haare darauf fielen, erbebte der König. Das junge Mädchen schien die unter dem Griff ihrer Finger

zitternde Manneshand nicht zu spüren. Sie sagte mit schmeichelndem Ton, wie man zu einem kranken Kinde spricht:

— Schmerzt es noch? Es ist meine Schuld. Aber ich hatte Dich gewarnt! Nur die in Leid und Schmerz gereinigten Hände sind würdig, meine Schleier zu berühren. Vergeht das Weh?

In diesem Augenblick sah Lionel nur noch das Mädchen allein mit ihm in der dunkeln Nacht. Heiße Begierden erwachten in seinem Innern; er bückte sich und drückte einen langen, glühenden Kuß auf das seinen Lippen so nah gekommene, goldene Haar. Als hätte ein Schlag sie getroffen, richtete sich Nesselrose pfeilschnell in die Höhe. Ihr prachtvolles Haar zurückstreichend, bedeckte sie schluchzend ihr Gesicht mit beiden Händen. Dann sagte sie:

— Du hast mich betrogen. Du hast mich betrogen.

Lionel blieb einen Augenblick betroffen vor diesem Schmerzensausbruch stehen. Aber die Begierde verscheuchte das Mitleid und er versuchte, das junge Mädchen an sich zu ziehen.

Sie flüchtete sich hinter ihren Webstuhl und rief von dort, durch das brennende Gewebe geschützt, dem jungen Manne stolz aufgerichtet zu:

— Geh fort, König Lionel, geh fort. Du bist nur ein Feigling. Du hast, einem nächtlichen Diebe gleich, eine gastliche Behausung entweihen wollen. Geh fort von hier.

Er bat sie flehentlich, auf seine Liebe zu hören, mit ungestümen Worten seine Aufrichtigkeit beteuernd. Aber sie wollte nichts davon wissen.

— Geh fort, rief sie wiederholt, — unsre Geschicke haben sich gekreuzt, aber ein jedes muß seinen eigenen Weg fortsetzen. Du bist nicht der, den ich so lange mit Sehnsucht erwartet habe.

— Wen hast Du erwartet? schrie Lionel von Eifersucht gestachelt.

— Den, der zu entsagen weiß.

— Ich will allem entsagen, um Dich zu gewinnen, wenn Du es forderst; meinem Königreich, meinen Reichtümern, meinen Vergnügungen, allem. Befiehl, und ich werde gehorchen.

— Willst Du, meinetwegen, Deinem eigenen Willen entsagen, mir ohne Widerrede folgen?

— Ich will Dir gehorchen.

— Dann verlasse diese Behausung und versuche nicht, mich wiederzusehen. Sieh, der Tag bricht an.

Die Morgendämmerung erhellte mit safranfarbigem Schimmer das kleine Fenster und ließ das Lampenlicht rötlich erscheinen. Der Gesang eines Vogels stieg zum Himmel empor. Beklommenen Herzens und mit gedämpfter Stimme erwiderte Lionel:

— Ich will allem entsagen, nur Dir nicht. Wann werde ich Dich wiederfinden, nachdem ich dich jetzt verlasse?

Sie antwortete kurz:

— Wann die Stunde da ist.

— Ich komme wieder.

— Du wirst mich nicht mehr finden. Ich gehe fort von hier. Alle Deine Nachforschungen werden vergeblich sein.

— Wo wirst Du sein?

— Bei den Weinenden.

Sie schwiegen. Der Tag war angebrochen und man hörte Erebos vor der Türe die Erde stampfen. Ohne ihren Blick von dem des jungen Mannes abzuwenden, nahm sie wieder das Wort:

— Geh' jetzt, Dein Pferd wird ungeduldig.

Er drang noch einmal in sie.

— Nesselrose, laß mich nur Deine Fingerspitzen küssen, damit ich wisse, daß Du mir verziehen hast.

Sie zog die Brauen zusammen.

— Du wirst nichts von mir erlangen. Leb wohl.

Er fühlte das Unwiderrufliche ihres Beschlusses; dennoch zögerte er; dann sagte er mit harter Stimme:

— Lebendig oder tot, werde ich Deine Spur wiederfinden.

Sie sah ihn mit festem Blick an und sagte dann halblaut:

— Ich werde kommen, wenn Deine Tränen Deine befleckten Hände reingewaschen haben.

Er senkte seine stolzen, starren Augen und eine helle Röte überzog seine Wangen.

— Leb wohl, sagte er und verließ die niedrige Stube.

Die Morgenröte überflutete das enge Tal und die hohen Nesseln wiegten sich im Morgenwinde. Erebos wieherte vor Freude, als er seinen Herrn sah. Langsam entfernte sich Lionel, sich öfters umwendend, ob er kein Gesicht am Fenster der Hütte wahrnehme. Aber kein Blick folgte ihm und er hörte, wie sich allmählich das eintönige Klappern des Webstuhls in der Ferne verlor. Er gab seinem Pferd die Sporen und ritt in das frische Grün des Waldes hinein. Nie war ihm der helle Morgenglanz so wonnig erschienen, nie hatte er die Vögel mit solchem Jubel singen hören. Und er empfand beim gleichmäßigen Trab seines Pferdes eine unbekannte, fast schmerzhafte Freude, das Leben um ihn her zu spüren. Er vernahm im Wald den Ruf eines Jagdhorns, dem andere antworteten. Beunruhigt über seine lange Abwesenheit, waren seine Edelleute ausgezogen, um ihn zu suchen. Freudengeschrei begrüßte ihn, als sie seiner ansichtig wurden; es verstummte aber bald, als sie des Königs finstre, sorgenvolle Miene gewahrten. Schweigsam kehrte der bunte Haufe in den Palast zurück.

Noch am gleichen Tag ließ Lionel den Seneschall rufen und verlangte Aufklärung. Er zeigte großes Erstaunen bei dem Bericht des Königs.

— Niemand kann sich rühmen, Euer Königreich besser zu kennen als Ihr selbst und ich. Aber trotz meiner Wachsamkeit höre ich zum erstenmal von jener seltsamen Gegend, in die sich Euer Leibroß in dieser Gewitternacht verirrt hat. Indessen werden wir keine Mühe scheuen, um dieses Versäumnis gut zu machen und Euerm Wunsche gemäß die Leibeigene, welche Nesseln webt, hierher zu bringen.

Der Haushofmeister besprach sich mit dem obersten Profoßen, und dieser sandte sogleich seine bewaffneten Leute aus, um die Unbekannte aufzusuchen. Erst nach mehreren Tagen vergeblicher Nachforschung fanden sie das abgelegene Tal und die Hütte der Weberin. Aber der Webstuhl stand still und verlassen und Nesselrose war verschwunden.

Lionel begab sich selbst an den Ort, wo er sie zum erstenmal gesehen hatte; aber die Jungfrau war fort, wie sie es ihm vorausgesagt hatte.

Niemand kannte sie, niemand konnte ihre Spur angeben.

Seit dieser Zeit trat eine Wandlung in der Lebensweise des Königs ein. Die Feste hörten auf und die Säle des Schlosses widerhallten nicht mehr von den Klängen der Musik und dem fröhlichen Lachen der Gäste. Dumpfe Langweile lag über dem ganzen Hofe. Auch der Schimpf war noch unvergessen, den Lionel den Großen angetan hatte. Der König schloß sich in seine Gemächer ein; bald zog er Sterndeuter, bald Wahrsager zurate. Oder er unternahm, des Nachts, die abenteuerlichsten Ritte mit Erebos. Manchmal glaubten seine Untertanen, wenn er im nächtlichen Dunkel auf seinem hochbeinigen Rappen an ihnen vorüberflog, den verwünschten wilden Jäger zu sehen.

Ein Fluch schien seit dem Augenblick, an dem er Nesselrose verloren, auf ihm zu lasten. Sein einziger Wunsch war, sie wiederzusehen, und ihr Bild erfüllte sein ganzes Denken. Mit glühender Seele gedachte er immer wieder der Stunde, in welcher sie ihm erschienen war, und immer wieder stieß er sich an der Unmöglichkeit, sie wiederzufinden. Er wandte alle möglichen Künste an, um die entschwundenen Züge der Geliebten festzuhalten. Unsinnige Belohnungen wurden denen versprochen, die Nesselrosens Aufenthalt ausfindig machen könnten. Aber niemand wußte etwas von ihr und man ängstigte sich über diese Anzeichen neuer Geistesstörung. Hofleute erzählten, man habe ihn sich auf dem Boden wälzen sehen, mit lautem Geschrei ein unsichtbares Wesen herbeirufend. Solche Aussagen flößten Erstaunen und geheimes Grauen ein.

Da gedachte Lionel eines Tages seiner Mutter, der Königin Gottliebe, die er seit langem nicht besucht hatte. Er begab sich nach dem Schloß, in dem die königliche Verbannte lebte. Ihre getreuen Diener kamen ihm mit freudigem Willkomm entgegen. Er fand die Königin im Ehrensaal, mit ihren Hofdamen an einer Stola arbeitend. Sie erhob sich verjüngt beim Anblick ihres Sohnes und ihr goldner Fingerhut rollte mit den glänzenden Seidenfäden auf den mit duftenden Pflanzen dicht bestreuten Fußboden. Sie drückte den König ans Herz und pries Gott, der endlich das heiße Sehnen ihres Alters gestillt hatte. Sogleich las sie den Ernst dieses Besuches auf ihres Sohnes kummervollen Zügen, sie verabschiedete ihre Frauen und setzte sich an das Fenster, um sich mit gewohnter Milde nach allem zu erkundigen, ohne ein Wort des Vorwurfs über seine lange Abwesenheit. Mit Schmerzen sah sie beim hellen Tageslicht die frühen Falten an den Schläfen des jungen Mannes. Rückhaltlos erzählte ihr Lionel seine wunderbare Begegnung. Sie lauschte, ohne ihn zu unterbrechen, ohne Staunen zu bezeugen. Aber ihr Herz bebte insgeheim vor Freude über den Bericht des Sohnes. Wie ein Kind, das nach den Sternen verlangt, schloß er seine Rede:

— Ich muß dieses Mädchen haben, oder ich sterbe. Das Band, das mich an sie knüpft, ist stärker als der Tod. Sie muß mein werden.

Sanft wandte die Königin sich an ihn:

— Mein Sohn, hast Du sie bei denen gesucht, die da weinen?

Er antwortete heftig:

— Ich hasse verweinte, schmerzverzerrte Gesichter; ich hasse Krankheit und Elend, welche die menschliche Natur entehren.

Die Königin sann einen Augenblick nach und seufzte:

— Geh zu den Leidtragenden. Findest Du bei ihnen das fremde Mädchen nicht, so kannst Du doch denen Trost bringen, die wie Du seiner bedürftig sind.

Lionel stampfte mit den Füßen:

— Ich bin nicht gekommen, Eure frommen Sprüche anzuhören, sondern weil Ihr mir raten sollt. Wißt Ihr mir keinen anderen Rat zu geben, so gedenk' ich Euch nicht länger mit meiner Gegenwart zu belästigen.

Die Königin wurde traurig, aber noch hielt sie ihn zurück.

— Sei so gut, mein Sohn, diesen Fingerhut aufzuheben, auf den Du treten könntest.

Er reichte ihr den goldnen Fingerhut und eine feine List tauchte in dem Herzen der edlen Frau auf. Sie wandte sich wieder an den König:

— In Deine Geschichte spielt ein Zauber hinein. Wir müssen eine Lösung finden. Laß im ganzen Königreich verkünden, daß Du Dich zu der Wahl einer Gattin entschlossen hast. Die Nachricht wird mit Jubel aufgenommen werden, denn Deine Untertanen sehnen sich danach, eine Königin zu haben, wie Deine Mutter sich sehnt, eine Tochter ihr eigen zu nennen.

Die Stirn des Königs umdüsterte sich.

— Ich werde nie eine andre als Nesselrose zur Frau nehmen, sagte er mit dumpfer Stimme.

— Geduld, mein Sohn. Du mußt ausrufen lassen, daß Du nur die zu heiraten willens bist, die einen Schleier bringt, so wunderfein, daß ihn mein Fingerhut umschließt. Nur die Nesselweberin ist imstande, einen solchen zu weben, nnd sie wird kommen wie die andern, denn sie ist ein Weib, und kein Weib kann dem Wunsch widerstehen, Königin zu werden.

Lionel nahm Abschied von seiner Mutter und versprach sie öfters zu besuchen, sich mit ihr zu beraten und ihr den Erfolg ihres schlauen Vorschlages mitzuteilen. Er ging und lange horchte die glückliche Königin mit gefalteten Händen auf den sich immer mehr entfernenden Hufschlag seines Pferdes.

Am nächsten Morgen wurde die königliche Verordnung mit Trompetenschall im ganzen Königreich verkündet. Man kannte Lionel zu gut, um sich über diese neue Laune zu wundern. Die Alten schüttelten die Köpfe und sagten ein baldiges und böses Ende voraus, und des Königs zahlreiche Feinde hatten leichtes Spiel, ihn für verrückt auszugeben. Aber im ganzen Reich gab es kein Fräulein oder Mädchen, das sich nicht anschickte, ihren Brautschleier zu weben. Man sah solche, die alle Hoffnung aufgegeben hatten, noch einen Mann zu bekommen, wäre es auch nur ein Steinhauer, und die doch noch eifriger als andere an ihre Arbeit gingen. In allen Häusern klapperten die Webstühle für seidene, hänfene oder leinene Gewebe vom Morgen bis in die Nacht hinein. Bald wimmelte es von Weberinnen im Königspalast. Sie kamen aus allen Ecken und Enden des Landes herbei: Braune und Goldlockige, Schwarze und Rothaarige, Schöne und Häßliche, Junge und Alte, Krüppel und Bucklige, Fürstentöchter und Kellnerinnen, Herzoginnen und Gänsehüterinnen. Man machte keinen Unterschied; wer den

verlangten Schleier brachte, wurde zugelassen. Einer jeden Herz pochte ungestüm, wenn es galt, dem Oberhofmeister den mit frohen Hoffnungen und leisem Bangen gewebten Schleier zur Fingerhutsprobe einzuliefern. Der König ließ sie wortlos an sich vorüberziehen und sein innerer Grimm steigerte sich, als er unter all diesen zagenden oder lächelnden Gesichtern die Züge seiner ersehnten Nesselrose nicht wiedererkannte. Bisweilen überfiel ihn eine Angst, es möchte unter all diesen Geweben eines zart und fein genug sein, um der Forderung zu genügen: ein König hat nur ein Wort. Er durfte sich beruhigen. Keiner dieser wie von Feenhänden gewirkten Schleier war fein genug, um in dem winzig kleinen Fingerhut der Königin Platz zu finden.

Des Anblicks so vieler fremder Züge müde, gab Lionel es auf, der täglichen Prüfung beizuwohnen. Über seine Bücher gebeugt, harrte er der Entdeckung des Schleiers.

Eines Tages erschien ein Diener an seiner Tür, unterwürfig um sein Erscheinen bittend. Lionel erbleichte.

— Der Schleier? . . .

Schweigend verbeugte sich der Diener. Der König begab sich eiligst in den Thronsaal. Ein Blick genügte, um ihn zu überzeugen, daß Nesselrose sich nicht unter den laut und durcheinander schwatzenden Frauen befand. Der Oberhofmeister näherte sich dem König und deutete auf ein inmitten des Saales stehendes Weib, das hochmütig auf ihre Gefährtinnen herabsah. Ihre Kleidung war ärmlich und unordentlich. Sie hatte ein vergilbtes Band um ihre zerzausten Haare geschlungen und durchlöcherte Schuhe ließen ihre nackten Füße durchblicken. Ihr abgemagertes Gesicht glänzte vor Freude; sie war bucklig. Sobald sie den König erblickte, ging sie auf ihn zu und sagte mit heiserer Stimme:

— Mein Schleier geht in den Fingerhut; wollt Ihr Euer Versprechen halten?

Er fragte sie:

— Wo hältst Du ihn verborgen?

Sie zog aus einer vergoldeten Nußschale einen wunderbaren Schleier, der beim leisesten Windhauch zerreißen zu wollen schien und sie doch ganz wie Wolkendunst umhüllte; dann preßte sie ihn im Innern ihrer Hand zusammen und ließ ihn in den goldnen Fingerhut gleiten. Der ganze Schleier verschwand darin wie ein Spinngewebe im Kelch einer Winde. Der König wurde totenblaß und alle harrten gepreßten Herzens seiner Rede. Endlich sagte er:

— Gebt mir den Schleier.

Er betastete ihn, wog ihn in seiner Hand und erkannte ihn.

Dann rief er:

— Du bist es nicht, die diesen Schleier gewoben hat.

Sie antwortete unterwürfig:

— Es ist Euch ein Leichtes, das gegebene Versprechen zu umgehen.

Er aber wiederholte nur:

— Du lügst. Wo hast Du diesen Schleier gestohlen?

Sie antwortete erhobenen Hauptes:

— Ich habe ihn nicht gestohlen, sondern Tag und Nacht daran gearbeitet. Und jetzt spottet Ihr meiner Mühe.

Ein Murren der Entrüstung folgte ihren Worten, und sie merkte, daß alle ihre unglücklichen Mitbewerberinnen auf ihrer Seite waren. Der König aber ließ den Blick nicht von ihr ab.

— Du lügst, ich sage es noch einmal. Ein einzig Weib nur ist imstande, eine solche Arbeit zu vollbringen und Du hast ihr dieses Gewebe gestohlen. Sprich, sage mir, wo Du ihr begegnet bist, und Dir soll Gnade werden.

— Mir Gnade werden? entgegnete die Bettlerin mit dreistem Lächeln.

Alle Anwesenden legten heftige Widerrede ein.

— Es ist gut, sagte Lionel, — ich begleite Dich in deine Behausung und Du zeigst mir den gebrauchten Webstuhl und den Hanf, aus dem Du diesen Schleier verfertigt hast.

— Ich habe alles zerstört, murmelte sie.

— Führe mich in Deine Wohnung.

Sie warf sich ihm zu Füßen.

— Nicht heute, flehte sie angstvoll, — ich bitte Euch, wartet nur zwei Tage.

— Dir wird bange.

— Nein, Herr. Aber gestern Abend starb meine Mutter. Und sie brach in verzweifeltes Schluchzen aus.

— Kein unnützes Possenspiel, sagte Lionel. Wo wohnst Du? Ich begleite Dich.

Sie erhob sich, wischte sich die Augen und ging ohne Widerrede voraus. Lionel befahl seiner Wache ihm zu folgen — und schritt hinter dem Mädchen her, während der Palast von dem Schreien und Zanken der Frauen widerhallte. Auf den Straßen kehrten die Vorübergehenden sich erstaunt nach der Buckligen und ihrem seltsamen Gefolge um. Sie aber bog in das Armenviertel der Stadt ein, den König durch enge, schmutzige Gassen, deren Dasein er nicht geahnt hatte, nach sich ziehend. Morsche, angefressene, fleckige Häuser reckten ihre Mauern über die enge Gasse, als wollten sie dem Himmel den widerwärtigen Anblick der Untergeschosse ersparen. Kinder und Weiber saßen, in Lumpen gehüllt, vor den Türschwellen und sahen mit gehässigen, neidischen Blicken auf die Vorübergehenden. Lionel fühlte dieses ganze, unbekannte Elend in schmerzlichster Weise wie einen Schimpf. So gelangten sie endlich an ein zerfallenes, wurmstichiges Häuschen, aus dem kreischende Stimmen und düstre Trauerweisen drangen. Die Bucklige betrat eine enge Stube, in der der König alte Weiber in einer Ecke kauern sah, die bei einer Toten wachten. Beim Eintritt der Verwachsenen riefen sie ihr entgegen:

— Diebin, Diebin, herzlose Tochter, was hast Du mit dem Leichentuch deiner Mutter angefangen?

Und sich an den König wendend, ohne ihn zu kennen, sagte eine der Alten:

— Bedenkt, guter Herr, diese Nichtsnutzige hat dem König das schöne Leichentuch gebracht, das eine Unbekannte ihr gestern Abend geschenkt hat, als hätte sie es selbst gewebt.

Lionel hatte sich der Unglücklichen zugewandt:

— Ist es wahr?

Die Arme schluchzte und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Sie bejahte mit dem Kopf und Tränen erstickten ihre Stimme.

Er hatte Mitleid mit ihr, wünschte aber mehr von der Alten zu erfahren.

— Kennt Ihr die Frau, die Leichentücher austeilt?

Die Erlaubnis zum Schwatzen gerne benutzend, erzählte die Alte, mehreremale sei sie der Fremden in den ärmsten Wohnungen, in Spitälern und Gefängnissen begegnet, ohne zu wissen, woher sie komme, noch wer sie wäre. Sie sei eine junge, schöne Frau, die nicht spreche und geräuschlos verschwinde. Am gestrigen Abend sei sie in dieses Sterbehaus gekommen und wieder fortgegangen, nachdem sie der, welche eben ein elendes Leben ausgehaucht hatte, dieses königliche Leichentuch zurückgelassen habe. Leider aber sei die Tochter einer solchen Mutter nicht wert ...

Lionel unterbrach sie mit den Worten:

— Ich verspreche Euch hundert Goldgulden, wenn es Euch gelingt, den Wohnort der Fremden aufzufinden.

Er verließ das Haus, nachdem er seine Börse zum Begräbnis der Toten hinterlassen hatte. Alle Leute, die den Namen des königlichen Besuchers erfahren hatten, warteten neugierig seiner in der Straße. Er schritt durch die Menge, ohne die finstern, verzerrten Gesichter zu beachten und kehrte sich auch dann nicht um, als ein Kind ihn schimpfend mit Steinen bewarf.

Am gleichen Tag ließ Lionel eine neue Verordnung ergehen, die allen Schleierweberinnen untersagte, ihn noch weiter in seinem Palast zu belästigen. Und alle, die trotz des Verbotes erschienen, wurden schonungslos fortgeschickt. Die Entrüstung war groß im ganzen Land; alle eiferten gegen die, ihren Schwestern und Töchtern widerfahrne Schmach. Dunkle Gerüchte über des Königs Krankheit liefen umher. Man munkelte, er wäre das Opfer einer Zauberei. Abergläubige Furcht bemächtigte sich der Gemüter, als man erfuhr, daß die benachbarten Fürsten die Großen des Reiches aufstachelten, das Zepter der unsicheren Hand eines Wahnsinnigen zu entreißen, von dessen nächtlichen Gängen in Begleitung einer alten Frau man wußte und dessen finsteres Schweigen mit dem unerklärlichen Blick alle Welt mit Entsetzen erfüllte. Bald raunte man sich zu, der König gebe sich mit Zauberkünsten ab und feiere mit den Hexen den Sabbat.

Lionel schien das Wachsen dieses Hasses im Volk nicht zu bemerken. Er ließ nur die Alte zu sich, die er am Sterbebett der armen Abgeschiedenen getroffen hatte. Sie führte ihn nachts in alle Schlupfwinkel der Stadt, in denen Not und Laster ihr Unwesen treiben. Der König, der seine Würde unter gemeiner Verkleidung verbarg, lernte auf diese Weise die Abgründe seines Reiches kennen. Ein grausiger Schwindel erfaßte ihn darob, ihn, der bisher in der frohen Sorglosigkeit der vom Schicksal Begünstigten gelebt hatte. Er wurde vertraut mit allen Plagen und Greueln der Menschheit, er kam in die von gewissenlosen Beamten vernachlässigten Spitäler und Gefängnisse, in denen der Unschuldige oft neben dem Verbrecher seufzte. Eine namenlose Traurigkeit erfüllte sein von ungestilltem Sehnen gefoltertes Herz. Er führte Verbesserungen ein, ließ im geheimen großmütige Summen unter die in Not und Elend Verkommenen austeilen, palastähnliche Siechenhäuser, Schulen und Obdächer bauen. Die Hofleute murrten laut über solche Verschwendung, solch unnützen Aufwand. Die Segenswünsche der Armen und Elenden fanden kein Echo in dem Herzen der Bürger und der Großen. Sie beschlossen den Fall des Königs. In einer Nacht, als Lionel eben auf seinem Lager ein-

geschlummert war, erschöpft von den langen, abenteuerlichen Nachtwachen, weckte eine Hand ihn aus dem Schlaf. Die Alte stand vor ihm.

— Flieht, mahnte sie, sie kommen.

Er richtete sich auf und wischte den Duft der Träume von seinen Augenlidern weg.

— Hast Du die Nesselweberin gefunden?

Sie flüsterte leise:

— Seid vorsichtig; sie stehen vor der Tür, sie kommen. Ein treuer Diener wartet Euer im Garten; er hat Euer Pferd gesattelt.

— Wer wagt es, zu dieser Stunde in meinen Palast zu dringen?

— Die Herzöge und Grafen, alle Großen des Landes mit ihren Bewaffneten. Hört Ihr nichts?

Lautes Waffengeklirr und das dumpfe Dröhnen einer aus den Angeln gerissenen Tür erscholl durch das Dunkel der Nacht.

Er griff nach seinem Schwert.

— Sie sollen ihr verwegenes Unternehmen teuer bezahlen.

Die Alte bat ihn flehentlich, er solle fliehen:

— Ihr habt noch Zeit und sie sind tausend gegen einen. Keiner steht für Euch ein, sie verlangen Euern Tod.

Da überkam ihn ein Gefühl der Verlassenheit; er hatte keinen Freund und er lächelte bitter.

— Wozu leben?

Bescheiden warf die Alte ein:

— Wer weiß, vielleicht erwartet Euch die Nesselweberin.

Mit diesem Hoffnungsstrahl durchdrang ihn neues Leben. Aus der Ferne, vom Hofe her erhob sich wüstes Geschrei und die Fenster erglänzten plötzlich im Licht der Fackeln.

— Zu spät, stammelte er.

— Nein, flieht durch den Garten. Dieser Weg ist sicher. Ich werde sie unterdessen hinters Licht zu führen suchen. Und den königlichen Mantel um sich schlagend, während sie ihr unheilverkündendes altes Weibergesicht mit einer Samtkapuze verhüllte, trat sie ans Fenster. Wildes Getöse empfing die trügerische Erscheinung.

— Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!

— Flieht, rief sie ihm nochmals zu, — was können sie einer alten Frau schaden?

Nun floh er in den Garten, der im nächtlichen Schweigen ruhte. Der Diener wartete sein am Gitter des Parkes, er schwang sich auf Erebos und flog dem neuen Tag entgegen. Lautes Geschrei im Palast kündete ihm die Entdeckung seiner Flucht. Bald vernahm er das Pferdegetrappel der nach ihm ausgesandten Reiter.

Es trieb ihn wie von selbst nach dem Schlosse, das er trotz seines Versprechens seit Monaten nicht mehr betreten hatte. Ein heißes Verlangen, seine Mutter wiederzusehen und seinen müden Kopf auf ihren Schoß zu legen, zog ihn zu ihr. Beim Morgengrauen erreichte er die ferne Behausung und das Pflaster des weiten Schloßhofes erdröhnte unter den Hufschlägen seines Rosses; aber niemand eilte zu seiner Begrüßung herbei. Schwarz

gekleidete Frauen erschienen an den Fenstern, zogen sich jedoch schnell, die Augen wischend, wieder zurück. Nirgends war Licht. Lionel stieg die Steintreppe hinauf. Seine Mutter war nicht an der Tür, um ihn in ihre Arme zu schließen, und er glaubte sich in seinem Jammer von allen verlassen. Die Säle standen leer, und über dem ganzen, stillen, dunkeln Schloß lag tiefe Trauer. Von Zimmer zu Zimmer gelangte er in die Kapelle und erblickte da beim Flammenstrahl der Kerzen eine knieende Menge, die einen mit Lilien und Rosen bestreuten Katafalk umgab, auf dem eine Tote gebettet lag. Er schauderte. Der Priester verrichtete halb singend die üblichen Totenbräuche und die Kirche widerhallte dumpf von dem Gesumme der Betenden.

Lionel stieß einen lauten Schrei aus:

— Mutter! Mutter!

Und die Menge durchschreitend, stürzte er am Fuße des Katafalks nieder. Er stieß mit seiner Stirn an die Marmorplatten; niemand wagte seinen Schmerz zu stören. Nur die Orgel klagte im Dunkel der Kirche. Der Priester näherte sich ihm, aber Lionels Blicke blieben starr auf der Toten haften und unzusammenhängende Worte entflohen seiner Brust.

— O Mutter, vergib! Ich habe dich so oft betrübt. Du hast dich erniedrigt, um mich zu erhöhen und alles verlassen, damit ich allein herrsche. Selig schläfst du jetzt, ohne Ahnung, wie tief ich gefallen bin. Ich habe zu dir geschrien und wollte eine Zufluchtsstätte bei dir finden, aber du bist stumm und schläfst den ewigen Schlaf.

Das unausgesetzte Murmeln der Gebete war die einzige Antwort auf seine Wehklage. Er wandte sich wieder der Verstorbenen zu:

— Mutter, vergib, ich komme zu spät. Fremde Hände haben dir die Augen geschlossen und in der großen Abschiedsstunde durften deine Blicke nicht auf den meinen ruhen. Meine Augen möchten weinen und meine Augen haben keine Tränen.

Draußen hörte man das wüste Treiben der nachsetzenden Reiter und ein Mann trat laut rufend in die Kapelle:

— Wir suchen den König.

Die ganze Versammlung antwortete einstimmig:

— Hier ist eine Freistatt.

Lionel beugte sich über die Tote, blickte ihr wie im Traum ins Antlitz und sein ganzer Körper bebte in heftiger Erschütterung, als wolle er zusammenbrechen. Plötzlich berührten seine Hände das Leichentuch und er erkannte in diesem seidenglänzenden Gewebe, weißer als Schnee, den Schleier. Vor der Kirche tobte die heulende Menge immer ungestümer, und laute Rufe nach dem König wurden laut. In der Kirche aber ehrten alle das Recht der Freistatt, das ihn in diesen heiligen Hallen schützte. Die geängstigten Frauen löschten ihre Wachskerzen aus. Der König schien alles um sich her zu vergessen und fragte fieberhaft:

— Wer hat dieses Leichentuch gebracht?

Er hob es trotz des Priesters abwehrender Handbewegung in die Höhe und fragte heftiger:

— Wer hat dieses Leichentuch gebracht?

Eine der Hofdamen erzählte zitternd, eine junge Frau habe es in der

Nacht mit der Bitte übergeben, man möge die Verzögerung entschuldigen. Keiner kannte sie, keiner hatte das Leichentuch bestellt. Sie wollte nicht bezahlt sein und wäre wieder verschwunden.

— Sie ist es! sie ist es! rief der König.

Und seine Donnerstimme übertönte die Flüche der Gewappneten, die draußen lärmten. Sie drohten, die Kapelle mit Gewalt einzunehmen und alle hinzumetzeln, wenn man ihnen nicht den König ausliefere. Die bestürzte Versammlung erwartete angsterfüllt ein Strafgericht Gottes. Der Priester gebot dem König, der wie von einem wüsten Traum befangen dastand, den Leichenschleier niederzulegen, den er in seinen Händen zerknitterte. Er aber zerriß ihn in Stücke und schrie im Fieberwahnsinn, indem er ihn wie eine Oriflamme über seinem Haupte schwang:

— Der Brautschleier! Der Brautschleier!

Die Menge erbebte vor solcher Entheiligung; die Frauen bekreuzten sich und schrien:

— Er hat sein Recht auf die Freistatt verwirkt. Liefert ihn seinen Feinden aus. Er ist vom bösen Geist besessen. Er ist vogelfrei.

Vor dem Altar sprach der Priester die Formel des Kirchenbannes aus. Von den Fenstern aus schrien die Männer den Draußenstehenden zu:

— Holt ihn heraus; er hat den Verstand verloren. Inmitten des allgemeinen Schreckens drangen die Bewaffneten in die Kapelle und stürzten sich auf Lionel. Er ließ sie furchtlos an sich herankommen und gab kein Zeichen der Rührung bei dem langen, wimmernden Wiehern, das Erebos in die Dämmerung hinausstieß. Sprachlos ließ er sich binden, die Augen auf die Tote gerichtet. In seiner geschlossenen Faust ruhte ein Stück des Schleiers, wie eine Fahne, deren Fetzen man noch zu retten sucht. Die über seine Schönheit und sein Unglück trauernden Frauen beteten für ihn, während man ihn seinem grausamen Schicksal entgegenführte. Beim Ausgang der Kapelle durchzuckte ihn ein Schauer tiefen Wehes, als er sein treues Pferd in einer Blutlache liegen sah. Dann entfernte er sich unter den schaurigen Gesängen der Totenmesse.

Der Prozeß des Königs dauerte nicht lange. Er suchte die Anklage auf Zauberei nicht zu widerlegen und setzte den Lügen und Verleumdungen nur Stillschweigen und verächtliches Lächeln entgegen. Sein Stolz erleichterte den Triumph seiner Feinde, trotzdem das Volk empört darüber war. Das Urteil wurde gesprochen und der König zum Tod der Vatermörder und Hexenmeister auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Lionel vernahm ohne Erblassen die über ihn verhängte Strafe. Er kehrte aufgerichteten Hauptes in das Gefängnis zurück, wo er alle geistlichen Tröstungen und Zusprüche abwies. Die ganze Nacht überdachte er, was sein Leben gewesen war: Ein abenteuerliches Jagen nach Gefahren und Genüssen, ruhelos und freudlos, die planlose Verfolgung eines Blendwerkes, im öden Herzen ein verzehrendes Feuer, dessen Asche jetzt zwischen seinen Fingern zerstäubte. Er gedachte des unendlichen Meeres des Elendes und der Schmerzen, dem er nahgekommen war; er sah ein, was er zur Heilung der Wunden hätte tun können, die seine Finger berührt hatten, ohne ihnen Linderung zu bringen. Er sah die Gestalt seiner Sehnsucht, die schöne Nesselrose, verklärt aus den Trümmern

seines Stolzes und seiner wollüstigen Träume emporsteigen. Waren die Nesseln, aus denen sie ihre fleckenlosen Schleier wob, nicht das Sinnbild all der Schmerzen und Ängste, all des Leides und der Trauer, welche in der erbarmenswerten Menschenseele wuchern? Was hatte er mit ihr gemein gehabt? Er war sich bewußt, daß er ihres Besitzes unwürdig war und sterben müsse, ohne sie wiedergesehen zu haben. Niemand hatte ihn geliebt, weil er niemand geliebt hatte.

Die Öde und Einsamkeit in ihm selbst war noch tiefer, noch trostloser als die ihn umgab. Die ganze bittre Wehmut seines Herzens kam zum Ausbruch, und er mußte weinen. Schwere Tränen flossen über seine gepreßten Hände und sein Schmerz wurde stiller, weicher, wie das von der Julisonne versengte Erdreich unter dem Gewitterregen frisch auftaut. Er weinte lange, mit süßer Lust die nie gekannte Wohltat genießend. Neues Leben erquoll in seinem Innern und jubelte wie die Vögel dem jungen Morgen entgegen. Er erhob sein Haupt, geheimnisvoll sank der Tag vom Himmel nieder. Er lächelte beim Anblick seines schmalen vergitterten Fensters; der Zweig eines Dornstrauchs hatte sich während der Nacht um die Eisenstäbe gerankt und seine Blüte erglänzte in den Farben der Morgenröte.

Freudig nahm er vom Leben Abschied. Als man ihn holte, ging er festen Schritts dem Tod entgegen. Aus allen Gegenden waren sie herbeigeströmt, um ihn sterben zu sehen. Seine einstigen Spiel- und Lustgenossen, alle, die sich unter seiner unbeschränkten Herrschsucht hatten beugen müssen, alle, denen seine Verschwendung zugute gekommen war, — alle waren sie erschienen. Die Frauen, die sich einst um seine Gunst- und Liebesbezeugungen gestritten hatten, wollten ein so aufregendes Schauspiel nicht versäumen. Sie breiteten ihre Festgewänder auf den mit bunten Teppichen belegten Gerüsten aus und lächelten sich fröhlich zu, während zu ihren Füßen ein dunkles Mitleid die gebräunten Stirnen der Männer beugte. Auch sie fehlten nicht, die Bräute eines Augenblicks, die der König abgewiesen hatte und deren Brautschleier der Wind zerstreut hatte wie den Schaum der gischenden Meereswogen. Ohne den Scheiterhaufen im Hintergrund, dem Münster gegenüber, hätte man glauben können, der große Platz sei zu einem glänzenden Feste hergerichtet. Auf den Gesichtern der Großen leuchtete der Triumph, während das von den Pferden in Schranken gehaltene Volk die rücksichtslosen Reiter mit Schimpfworten bewarf. Bisweilen kreischten die Mütter, man möge auf die Kinder achten, und die Taschendiebe konnten ihr Handwerk wie auf den Jahrmärkten und Kirchweihen ungehindert ausüben.

Plötzlich fingen die Glocken an zu läuten und mischten ihre dumpfen Klänge mit dem gedämpften Wirbel der Trommeln. In der Menge herrschte tiefes Schweigen, als die hohe Gestalt des Königs inmitten der spalierbildenden Wachen erschien. Seine Schönheit, die dem Tod geweiht war, strahlte im hellen Morgenlicht und ein Gefühl des Mitleids zog durch die Herzen aller Frauen. Bald aber umspielte ein verächtliches Lächeln die schönen Lippen der Hofdamen, als sie den langen, von einer alten Frau ausgestoßenen Schmerzensschrei hörten und sahen, wie sie sich zu den Füßen des Verurteilten niederwarf und seine Hände mit Küssen und Tränen benetzte. Ein lautes Gemurmel wurde vernehmbar, als die Wachen die Un-

glückliche unter Fluchen und Schimpfen zurückstießen. Lionel schien niemand zu sehen und wie ein Blinder dem Tod entgegenzuschreiten. Indessen bemerkte er doch, an einem der Fenster, die Dame, die damals versucht hatte, die Saiten der Geige zu streichen. Er grüßte sie mit einem Lächeln. Sie erbleichte und zog sich zurück. Ein andrer Blick zog den seinigen auf sich; eine unter der Last eines Bündels Reisig gebeugte Frau betrachtete ihn mit glühenden Augen. Es war die Bucklige, verschönert durch die Leidenschaft der Rache. Und Lionel senkte das Haupt.

Er bestieg den Scheiterhaufen und sah gleichgültig zu, wie die Henker Holz und Fackeln rüsteten. Das Gemurmel der Menge klang an seine Ohren wie das Plappern der Gebete in der Kirche. Er vernahm den dreimaligen Trompetenschall und hörte, wie der Herold die Anklage mit der Frage verlas, ob keiner willig sei, die Verteidigung des Verurteilten zu übernehmen. Tiefes Schweigen folgte, und er blickte auf. In all diesen auf ihn gerichteten Blicken las er nur Neugierde und Haß. Er erkannte sie alle wieder, seine Genossen und Günstlinge. Ihr Gesicht drückte nur Ungeduld oder Gleichgültigkeit aus. Die Frauen suchten ihr Bangen vor dem schauerlichen Augenblick zu verbergen. Nicht ein Auge war von einer Träne umflort, nicht ein Blick senkte sich vor dem des Königs. Und er erkannte, daß seine Augen ihre Macht verloren hatten. Er wandte seinen Blick den unbekannten Gesichtern des Elends zu, und tiefe Rührung erfaßte ihn, als er ihren Schmerz und ihre Angst bemerkte, die ihre Häßlichkeit verklärten. Er sah in die Tiefe ihrer Herzen und sah, daß ihre Augen seinen Blicken Antwort gaben. Eine tiefe Wehmut überflutete seine Gedanken und ein Schleier entzog ihm den Anblick dieser Menge, die von den verschiedensten Leidenschaften bewegt war. Zum zweitenmal vernahm er die Trompetenstöße, und die Stimme des Herolds wiederholte die bedeutungsvollen Worte. Da erhob sich plötzlich ein Geschrei aus der Mitte des Menschenhaufens; weiter unten suchte man ihn zu teilen, und nach den Ausrufen des Erstaunens und der Ehrerbietung zu urteilen, war es eine bedeutende Persönlichkeit, die bestrebt schien, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Man hörte Stimmen rufen:

— Platz, macht Platz für die Königin von Saba.

Der König achtete auf nichts; Träume aus der Vergangenheit erfüllten sein ganzes Denken. Die helle Trompete und der Ruf des Herolds weckten ihn aus seinem tiefen Sinnen und er harrte der Erlösung. Als jedoch zum letztenmal die Frage ertönte, ob niemand zur Verteidigung des Königs hervortreten wolle, da antwortete eine ernste, klangvolle Stimme, für jedermann auf dem Platze vernehmbar:

— Dieser Mann gehört mir. Gebt ihn mir zurück.

Lionel erbebte. Diese Stimme! . . . Er erblickte am Fuß des Gerüstes eine junge Frau, umflossen von den reichen Falten eines lichten, köstlichen Schleiers.

Aus seinem Innersten drang mit so überschwenglichem Entzücken, daß alle darob erzitterten, der Schrei hervor:

— Nesselrose.

Sie schlug den Schleier zurück und ihre himmlischen Augen lächelten ihm zu.

Wehmütig fragte er sie:

— Du hast mir mein Leichentuch gebracht?

Sie aber antwortete mit ihrer weichen Stimme:

— Ich bringe Dir meinen Brautschleier.

Und zu ihm tretend, bestieg sie an seiner Seite den Scheiterhaufen. Als sie der Menge ihr bloßes Antlitz in strahlender Schönheit zuwandte, ertönte ein Schrei der Bewunderung von aller Lippen. Kein Auge hatte noch solche Schönheit gesehen. Der oberste Gerichtsherr zögerte mit der Vollziehung der Todesstrafe und die Richter sahen sich fragend an, bestürzt über das verworrene Getöse unter der Volksmenge.

Die Fremde rief:

— Schenken eure Gesetze nicht dem Verurteilten das Leben, wenn ihn eine Jungfrau für sich fordert?

— Ja, er soll frei sein, bindet ihn los.

Aber die ergrimmten Ritter zogen ihre Schwerter, um der Menge Schweigen zu gebieten, und die Berittenen stießen die Vorwärtsdrängenden zurück, die das königliche Paar auf dem Scheiterhaufen besser sehen wollten.

Die wütende Stimme der Buckligen überschrie den Tumult.

Sie kreischte:

— Nieder mit der Hexe! Verbrennt die Hexe!

Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte die Menschenmenge.

— Die Hexe, die Hexe . . . Verbrennt sie alle beide.

Verzweiflungsvoll flehte Lionel:

— Flieh, Nesselrose, flieh, sie wollen Dich umbringen.

Er sah die Flammen der Fackeln leuchten, während Nesselrose ihm leise zuflüsterte:

— Willst du mir entsagen?

Heiße Tränen entströmten seinen Augen. Er weinte über ihr jammervolles Los.

— Bleibe nicht bei mir, fliehe und gedenke ohne Bitterkeit eines elenden Lebens und einer verhaßten Liebe.

Sie zog sein Gesicht an das ihre und ihre Lippen gossen die himmlische Wonne der Liebe in die Seele des Verzweifelten.

Der Schleier flatterte im Winde wie ein weißes Friedensbanner über ihren Häuptern. Die Menge schwieg in tiefer Rührung, nur die Bucklige höhnte die Majestät dieses freiwilligen Opfers und schrie:

— Auf den Scheiterhaufen mit der Hexe.

Nesselrose richtete ihre leuchtenden Augen auf sie und die Wangen der Elenden röteten sich unter ihren Blicken:

— Ich bin ein Weib aus dem Volk wie Du, rief sie ihr zu.

Andere Frauenstimmen wurden laut:

— Sage uns, wer Du bist.

Sie wandte sich jetzt an all die umstehenden Jungfrauen:

— Ich bin ein Weib wie Ihr, liebe Schwestern; ein armes Mädchen, das von Kindheit auf unter schwerer Arbeit geseufzt hat. Seht meine Hände, seht meine von Tränen geröteten Augen. Ihr Schwestern mit den rauhen Händen und den weichen Herzen, Ihr alle, die Ihr ein freudloses und sorgen-

volles Leben gekannt habt, fühlt Ihr nicht in euerm Innern einen Schatz, den Ihr nicht gegen alle Reichtümer der Welt umtauschen möchtet? Dieser Mann war König; die Liebe hat ihn zum ärmsten, unglücklichsten aller Menschen gemacht. Uns alle hat er an sein Herz gezogen, weil er mich liebte. Keine von Euch hat in der Stunde der Not Mitleid mit ihm gefühlt. Wahrlich, nicht eine einzige war es wert, daß er ihr einen Blick gönnte; nicht eine einzige!

Die Jungfrauen hatten sich erhoben und weinten, ohne ihre Beschämung und ihre Tränen unter ihren Schleiern zu verbergen. Mit halb erstickter Stimme erwiderten sie:

— Du hast recht; wir haben kein Mitleid mit ihm gehabt. Und doch liebten wir ihn.

Die Rührung der Frauen gewann auch das mitfühlende Herz der Menge. Sie rief wie aus einem Munde:

— Bindet sie los. Sie sollen frei sein.

Und trotz der ohnmächtigen Wut der Hofleute und Ritter umringten alle, welche sich der letzten Wohltaten des Königs erinnerten, und die Soldaten, die seiner früheren Tapferkeit gedachten, den Scheiterhaufen. Die Frauen lösten des Königs Bande und küßten ihm die Hände, und unter dem triumphierenden Glanz der Sonne durchbrauste heller Jubel den ganzen Platz. Die Ritter zogen mit höhnischem Lachen die schönen Damen mit sich fort, die mit der Menge in die Hände klatschten.

Nesselrose nahm den König bei der Hand, und sie bahnten sich einen Weg durch die Massen der Menschen, deren Antlitz vor Freude strahlte, während die Kinder den beiden Blumen zuwarfen.

Der König, wie geblendet von so viel Glück, flüsterte seiner Führerin zu:

— Laß uns in die Einsamkeit der Wälder und Berge fliehen, fern von den Blicken des Mitleids oder des Neides.

Aber sie antwortete sanft:

— Folge mir.

Anstatt den Toren der Stadt zuzueilen, schlugen sie eine enge, finstere Gasse ein. Es war ihnen, als zöge die Sonne mit ihnen, alles verklärend.

— Wohin führst Du mich? fragte er.

— An die Stätten des menschlichen Elends.

Zur Süddeutschen Volkskunde. II.

Alte Weihnachtslieder aus Freising.

Mitgeteilt von Josef Hofmiller in München.

Diese Weihnachtslieder stammen aus der schönen altbayrischen Stadt Freising (an der Isar, unterhalb Münchens). Ich habe sie das letztemal singen hören im Jahre 1897. Die sie sangen, waren arme Kinder, seltener alte Weiber; meistens Leute aus dem Dorfe Neustift bei Freising. Sie kamen an den drei Donnerstagen der Adventzeit, nach Eintritt der Dunkelheit. Von dem auch im bayrischen Algäu üblichen „Klopfarsingen" unterschied sich der Brauch durch die auffallende Länge der Lieder. Die Singenden zogen von Haus zu Haus, stellten sich im Hausgang auf, oder kamen auch in Läden, Stuben und Küchen herein, und sangen; durchschnittlich zwei bis drei Lieder. Man gab ihnen Brot, Äpfel, auch Geld. Ich notierte mir damals die Lieder, indem ich mir jedes von jedem der Kinder und Weiber einzeln sagen und singen liess. Ich machte die Bemerkung, dass nur die alten Weiber den Text relativ richtig sangen, während die Kinder ihn oft unsinnig verstümmelten. Jetzt ist der alte Brauch von Amts wegen abgeschafft worden.

Nummer eins ist kein Weihnachtslied, wurde aber so häufig gesungen, und ist so mit volkstümlichen Wendungen durchflochten, dass ich es doch lieber hersetze. — Nummer zwei ist offenbar lückenhaft, aber in seiner balladenmässigen Knappheit sehr wirksam. — Nummer vier ist leider stark verstümmelt; es muss sehr originell gewesen sein; kein Mensch konnte mir die fehlenden Zeilen oder gar Strophen angeben. — Nummer fünf: Der Anfang hiess gewöhnlich: „Das Jahr wolln wir sehen." Die vorgenommene Änderung ist die einzige, die ich mir erlaubt habe. — Nummer sechs in seiner naiven Derbheit ist ganz reizend; die dramatische Verteilung an mehrere Sprechende wurde beim Singen nicht beachtet. — Nummer sieben wurde nicht gesungen, sondern in leierndem Tone rezitiert. Es ist offenbar stark korrumpiert, aber, wie insbesondere der prachtvolle Schluss zeigt, uralt und echt. Unter B habe ich eine Variante notiert. Die Texte A und B wurden nie untereinander gemischt, obwohl vielleicht B früher ein Bestandteil von A war, der aus irgendwelchem Grunde sich losgelöst hat.

I.

1. O steinharter Sünder bewege dein Herz,
Dass du darfst nicht leiden so grausamen Schmerz.

2. Man geht zwar in d' Kirchen, in das heil'ge Gotteshaus,
Wo Gott man soll ehren, da denkt man hinaus.

3. Man merkt auf koa Predi,
Seine Seel' achtet man weni,
O Sünder tua Buass,
Gott straft dich, er muass.

4. Man geht zwar zum Beichten, man erkennet sich an,
Man beicht't seine Sünden so klein als man kann.

5. O teuflische Hoffart, dich liebt man so sehr,
Man trägt schöne Kleider neumodisch daher.

6. Den Leib tut man zieren,
Die Jugend verführen,
O Sünder, tua Buass,
Gott straft dich, er muass.

II.

1. „Liebster Josef lass uns gehen,
Lass uns meine Herberg sehen,
Zum Gebären ist schon Zeit.

2. Kreuz und Leid trag ich im Herzen,
Aber weichen muss der Schmerzen,
Denn ich seh den Engel fein."

3. „Liebster Bürger und Einwohner,
Gott wird Euch dafür belohnen,
Räumt uns eine Herberg ein."

4. „Keine Herberg habt Ihr zu hoffen,
Dort steht Euch das Stadeltor offen,
Pack Dich fort mit Deinem Mann."

III.

1. Wachts auf, ihr Hirten
Und seids alle getröst:
Und schaugts auf gen Himmel,
So schön is nie gwest.

2. Te Deum laudamus,
Im Wald drauss, da klingt's,
Da hör i die Musi,
Und an Eng'l, der singt's.

3. Wir samma glei gloffa,
Hamma g'sucht überall,
Hamma Jesum gefunden
In Bethlehems Stall.

4. Er tuet uns erleucht'n
Er tuet uns erschein',
Er führt uns ja alle
Ins Himmelreich ein.

IV.

1. Eine schneeweisse Jungfrau
Und ein steinalter Mann,
Und sie knien vors Kripperl
Und beten's Kind an.

2. Und wollten ihm was schenken,
Hatten selber kein Geld . . .

[Die zwei folgenden Zeilen waren nicht zu ermitteln.]

3. O du narrischer Lippi,
O du narrischer Bua,
Setz auf dei greans Hüaterl,
Geh Bethlehem zua.

4. Und du wirst es schon finden
Auf Stroh und auf Heu,
Wo die schneeweisse Jungfrau
Und wo Josef dabei.

V.

1. Das Kind woll'n wir sehen,
Zur Krippe woll'n wir gehen,
Da seh' ich von weitem
Ein Licht wunderschön.

2. Je näher als ich zueri komm,
Da seh ich einen Schein,
Da seh ich von weitem
Das liebe Jesulein.

3. Maria und Josef,
Mit Englein umgeb'n,
Sie singen voll Freuden,
Es hat nur ein Leb'n.

4. Die Hirten san fröhlich,
Sie pfeifen brav auf,
Sie singen voller Freuden,
Das Herz geht ei'm auf.

5. Wer hat es gemacht?
Der liebe Gott allein.
Für uns ist Mensch geworden
Das liebe Jesulein.

6. Es lasst sich herab
Vom hohen Himmelssaal,
Bei Ochs und bei Eselein
Zu liegen in den Stall.

7. Wir tausendmal danken,
Wir hamm es erkennt,
Schlaf wohl, mei' lieb's Jesulein,
Das Jahr geht bald z' End.

VI.

1. „Auf, auf ihr Hirten,
Laufts mit Begierden,
Laufts mit mir auf die Heid'n,
I will euch etwas zeig'n.

2. Und z' Bethlehema drinna
Hab i gmoant, es tuet brinna,
I bin ja no net so gscheid,
Was dös bedeut'."

3. „Ei mei lieber Simma,
Woasst es denn nimma,
Was uns die alten Leut
Hamm profezeit?

4. Vor viel Tag' und viel Wocha
Hat's uns Gott versprocha,
Dass der Messias kimmt,
Alsara kloans Kind."

5. „Und i bring an Zucka."
Und du an Butta."
„I bring enk Oar und Schmalz,
Braucha deats ös all's."

6. „Und i bring a Lamperl
Und du a Wamperl,
Dös is a gueti Speis
Für den alten Greis."

VII.

A. Die heilig'n drei König san hier.
Sans heint net da, kemmas morgn in aller Früah.
Die heilig'n drei König san hochgebor'n,
Sie reiten daher mit Stiefel und Sporn;
Sie reiten dem Herodes für sein Haus,
Herodes schaut zum Fenster heraus.
„Kehrt ein, kehrt ein, ihr alle drei,
Ich will euch haben zechenfrei,
Ich will euch setzen an' goldenen Tisch,
Wo's Jesukind geboren ist."
Maria brockt den Apfel ab,
Sie nimmt ihn in die rechte Hand
Und fliegt über's Ägyptenland.
Im Ägyptenland da is so hoass,
Da san die drei König bei der Nacht hin g'roast.

B. Die heilig'n drei König hamm einen einzigen Sinn,
Sie machen sich auf und reisen dahin.
. . . .
. . . .
Sie reisen dem Herodes für sein Haus,
Herodes schaut zum Fenster heraus,
„Kehrt, ein, kehrt ein, ihr alle drei,
Steigt herunter vom Pferd und rastet dabei,
Ich will euch geben Stroh und Heu."
„Was z' essen und z' trinken war unser Beliab'n,
Mir müss'n ja heut no nach Bethlehem zia'gn,
Nach Bethlehem ziag'n in die heilige Stadt,
Wo Maria das Kindlein geboren hat."

Verantwortlich: Für den politischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den wissenschaftlichen Teil: Paul Nikolaus Cossmann in München; für den künstlerischen Teil: Wilhelm Weigand in München-Bogenhausen.

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ◦ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ◦ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ◦ VII. HEFT ◦ JULI 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der **Jahrespreis** beträgt M. 12.—, der **Quartalspreis** M. 3.50, das Einzelheft kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren [illegible] erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII." Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg 3, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 59.

Inhalt des am 15. Juli 1904 erscheinenden 8. (August-) Heftes:

(Änderungen vorbehalten.)

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ∘ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ∘ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ∘ VIII. HEFT ∘ AUGUST 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der **Jahrespreis** beträgt M. 12.—, der **Quartalspreis** M. 3.50, das **Einzelheft** kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite M. 60.—, die halbe Seite M. 35.—, die viertel Seite M. 20.—, die achtel Seite M. 10.—. Bei dreimaliger Aufnahme 25% Rabatt, bei sechsmaliger $33\frac{1}{3}$%, bei zwölfmaliger 50%. Beilagegebühr M. 10.— pro Tausend. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von **Eintrittskarten** zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von **Rezensionsexemplaren** neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII." Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg 5, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 59.

Das am 15. August zur Ausgabe gelangende **neunte** (September-) Heft erscheint als:

Zweites Württemberger Heft.

Gebundene Exemplare des 1. Halbbandes unserer Zeitschrift (Januar-Juni) stehen für Mk. 8.— zur Verfügung.

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ◦ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ◦ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ◦ IX. HEFT ◦ SEPTEMBER 1904

INHALT:

MUNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der **Jahrespreis** beträgt *M.* 12.—, der **Quartalspreis** *M.* 3.50, das **Einzelheft** kostet *M.* 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite *M.* 60.—, die halbe Seite *M.* 35.—, die viertel Seite *M.* 20.—, die achtel Seite *M.* 10.—. Bei dreimaliger Aufnahme 25% Rabatt, bei sechsmaliger 33⅓%, bei zwölfmaliger 50%. Beilagegebühr *M.* 10.— pro Tausend. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von **Eintrittskarten** zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von **Rezensionsexemplaren** neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII." Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg [illegible] Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 59.

Inhalt des am 15. Juli 1904 erscheinenden 8. (August-) Heftes:

(Änderungen vorbehalten.)

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ∘ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ∘ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ∘ VIII. HEFT ∘ AUGUST 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ∘ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ∘ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ∘ IX. HEFT ∘ SEPTEMBER 1904

INHALT:

MUNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der Jahrespreis beträgt *M.* 12.—, der **Quartalspreis** *M.* 3.50, das **Einzelheft** kostet *M.* 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite *M.* 60.—, die halbe Seite *M.* 35.—, die vierte Seite *M.* 20.—, die achtel Seite *M.* 10.—. Bei dreimaliger Aufnahme 25% Rabatt, bei sechsmaliger $33\frac{1}{3}$%, bei zwölfmaliger 50%. Beilagegebühr *M.* 10.— pro Tausend. Grössere Aufträge nach besonderem Übereinkommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII." Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene *Manuskripte* mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: *München-Bogenhausen*, Sternwartweg 3, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 59.

Ein zweiter Teil von

Schnapper-Arndt's, Nährikele,

dessen erster Teil so grosses Interesse wachgerufen hat, kann wegen Platzmangel erst im zweiten Jahrgang veröffentlicht werden.

In unserem am 15. September erscheinenden **zehnten** (Oktober-)Heft veröffentlichen wir unter anderem die drei ersten Akte von **Josef Ruederers** soeben vollendeter Komödie

„Die Morgenröte"

denen im Novemberheft die beiden letzten folgen werden.

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ∘ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ∘ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ∘ X. HEFT ∘ OKTOBER 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der Jahrespreis beträgt M. 12.—, der **Quartalspreis** M. 3.50, das **Einzelheft** kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen [ohne Hinzufügung von Personen- und Strassen-Namen] an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, **München XXIII.**" Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizufügen.

Sprechstunden der Redaktion: München-Bogenhausen, Sternwartweg 5, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 59.

INHALT

des am 15. November 1904 erscheinenden 12. (Dezember-) Heftes:

(Änderungen vorbehalten.)

Süddeutsche Monatshefte

UNTER MITWIRKUNG VON

PAUL NIKOLAUS COSSMANN ○ JOSEF HOFMILLER
FRIEDRICH NAUMANN ○ HANS PFITZNER
HANS THOMA HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM WEIGAND

I. JAHRGANG ○ XII. HEFT ○ DEZEMBER 1904

INHALT:

MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H.
IM BUCHHANDEL BEI GEORG MÜLLER

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

Der **Jahrespreis** beträgt M. 12.—, der **Quartalspreis** M. 3.50, das **Einzelheft** kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und, wo solche nicht leicht erreichbar, durch den Verlag entgegengenommen.

Uns etwa freundlichst zugedachte Zusendung von Eintrittskarten zu künstlerischen Veranstaltungen, sowie insbesondere von Rezensionsexemplaren neu erschienener Werke bitten wir zu unterlassen.

Redaktionelle Zusendungen [ohne Hinzufügung von Personen- und Strassen-Namen] an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München XXIII." Bei der grossen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München, Königinstrasse 103 III l, Samstags von 3—5.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: München, Königinstrasse 50.

Bezüglich des 1. Heftes des

2. Jahrgangs unserer Zeitschrift

verweisen wir unsere Abonnenten auf den

hier beiliegenden Prospekt

und bitten sie um möglichst umgehende Erneuerung ihres Abonnements, damit ihnen das noch in diesem Monat erscheinende 1. Heft pünktlich zugeht. Gleichzeitig bitten wir unsere Freunde durch

Verbreitung des Prospektes,

von dem ihnen jede gewünschte Anzahl zur Verfügung steht, uns neue Abonnenten zuzuführen, oder uns auf der gleichzeitig beiliegenden Karte Interessenten anzugeben, an die, unter Berufung auf die Absender, Prospekte gesandt werden können.

Diesem Hefte liegen Prospekte von **S. Fischer, Berlin, Max Hesse, ipzig, Jos. Kösel'sche Buchhdlg., Kempten, Georg Müller, inchen, K. G. Th. Scheffer, Leipzig, C. A. Schwetschke& Sohn, rlin, B. G. Teubner in Leipzig** bei, die wir der ganz besonderen achtung unserer Leser empfehlen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Müller, München, Königinstrasse 59. – Druck von Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

S. FISCHER, VERLAG
BERLIN W., BÜLOWSTR. 91.

Ausser den hier angezeigten Werken erscheinen im gleichen Verlage Werke von Peter Altenberg, Gabriele d'Annunzio, Arne Garborg, Georg Hirschfeld, E. v. Keyserling, Richard Muther, Peter Nansen u. A. — Verlags-Katalog mit 16 Porträts kostenfrei.
Die angezeigten Werke sind durch jede Buchhandlung oder, wenn eine Buchhandlung nicht am Platze, direkt vom Verlage zu beziehen.

Werke von Ellen Key:

Über Liebe und Ehe

Essays. 6. Aufl. (11.—12. Tausend.) (Novität 1904.) Umfang 510 Seiten. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Leder M. 6.—.

Inhalt: Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit — Die Evolution der Liebe — Die Freiheit der Liebe — Die Auswahl der Liebe — Das Recht auf Mutterschaft — Die Befreiung von der Mutterschaft — Die Mütterlichkeit der Gesellschaft — Freie Scheidung — Ein neues Ehegesetz.

Wenn Ellen Keys Buch, das alle modernen Probleme in bezug auf Liebe und Ehe mit Ernst und Vorurteilslosigkeit berührt, von recht vielen Männern und Frauen gelesen wird, dann dürfen wir hoffen, dass es mithelfen wird, die Einheit zwischen Seele und Sinnen zu schaffen, aus der alle grosse Liebe erst entstehen kann. **(Die Woche, Berlin.)**

Ellen Key will überzeugen, reformieren, erziehen, Menschen bilden, Schönheit, Sittlichkeit, Wahrheit schaffen, wo heute Hässlichkeit, Unmoral, Lüge herrschen. Sie will als Prophet wirken, weil sie durch und durch eine Propheten-Natur ist, voll jener glühenden, tiefen Leidenschaft, die Ketten sprengt und Wege bahnt, die lockt und leitet und mitreisst. **(Ethische Kultur, Berlin.)**

. . . Und gewiss wäre es ein treffliches Erziehungswerk, wenn alle vernünftigen jungen Mädchen mit zwanzig Jahren und alle jungen Männer ihre Werke in die Hände bekämen. Nicht zum wenigsten ihr jüngstes „Über Liebe und Ehe". Andere treffliche Schriften dieser Art erscheinen daneben in ihrer biederen Nüchternheit wie getrocknete Nutzpflanzen neben sommerheissen Rosen. **(Fremdenblatt, Wien.)**

Das Jahrhundert des Kindes

Studien. 8. Auflage. (15.—16. Tausend.) Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Leder M. 6.—.

Inhalt: Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen — Das ungeborene Geschlecht und die Frauenarbeit — Erziehung — Heimatlosigkeit — Die Seelenmorde in den Schulen — Die Schule der Zukunft — Der Religionsunterricht — Kinderarbeit und Kinderverbrechen.



. . . . Ihr Buch gehört zu dem Besten, was über Kindererziehung geschrieben worden ist. **(Neue Freie Presse, Wien.)**

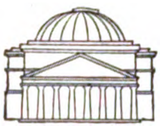
Von der „Heiligkeit der Generation" ausgehend, stellt die Verfasserin ihre Forderungen an Frauenschutz und Kinderschutz, an eine wahre Sittlichkeit, an eine Ehe, in der solche Kinder geboren werden können, an ein Heim, in dem diese Kinder aufwachsen, an deren Pflege, Erziehung und Bildung. Voll Leidenschaft eifert sie gegen die mechanische Auffassung der Erziehung, die Kinder wie unorganische Wesen behandelt, die mit toten Ziegelsteinen ein Gebäude, die Gesellschaft, aufrichten will, anstatt mit lebendigen Zellen einen Organismus zu bauen. Mit einem Zorn, der uns an Multatulis Kampf gegen Unverstand und falsche Sittenbegriffe erinnert, geisselt Ellen Key die bisher meist verbreitete Art der häuslichen und der Schulerziehung. **(Nationalzeitung, Berlin.)**

Essays
5. Aufl. (8.—9. Tausend.) Geh. 4. M., geb. 5 M., in Leder 6 M.

Die Wenigen und die Vielen

Neue Essays. 3. Auflage. (4.—5. Tausend.) Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Pantheon-Ausgabe:



Die populären Lederbändchen der Pantheon-Ausgabe stellen das Vollendetste dar, was an wohlfeilen Einzelausgaben von klassischen Werken existiert. Die vornehm ausgestatteten Bände, in weichem, biegsamen Leder gebunden, sind in einer alten, edlen Antiquaschrift auf feinstem Papier gedruckt und bilden in ihrem handlichen und eleganten Taschenformat das Entzücken aller wirklichen Bücherliebhaber. Die peinlichste Sorgfalt wurde von den Herausgebern darauf verwendet, um vollkommen korrekte und einwandsfreie Texte zu bringen, und hervorragende Gelehrte waren bemüht, durch gediegene Erläuterungen den literarischen Wert der Ausgabe zu erhöhen. — Es erschienen bisher folgende Bände:

Goethe, Faust I/II — Kleist, Michael Kohlhaas — Shakespeare, Sommernachtstraum — Heine, Buch der Lieder — Goethe, Werther — Lessing, Nathan der Weise — Eichendorff, Gedichte — Shakespeare, Hamlet — Henrik Ibsen, Gedichte — Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen.

Die Pantheon-Ausgabe bringt im Dezember 1904 drei neue Bände: Goethes Gedichte, Schillers Gedichte und Das Käthchen von Heilbronn von Heinrich von Kleist.

Jedes Bändchen in echt Leder M. 2.50, (Goethes und Schillers Gedichte, sowie Faust II M. 3.—), in Ganzpergament 1 M. mehr.

Briefe von Henrik Ibsen

Die Briefe Ibsens (Novität 1904) erscheinen in zwei Ausgaben: 1.) als Einzelband (geh. 5 M., geb. 6 M.), 2.) als Supplementband zu Henrik Ibsens sämtlichen Werken für die Bezieher der kompleten neunbändigen Ausgabe (geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.)

Henrik Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache



Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther. Vom Dichter autorisiert.

Vollständig in 9 Bänden und einem Supplement-Briefband a M. 3.50 geh., M. 4.50 geb.

- **I. Bd.:** Porträt. Einleitung. Gedichte. Prosaschriften. Reden. Catilina.
- **II. Bd.:** Das Hünengrab. Die Herrin von Oestrot. Das Fest auf Solhaug. Olaf Liljekrans.
- **III. Bd.:** Die Helden auf Helgeland (Nordische Heerfahrt). Komödie der Liebe. Die Kronprätendenten.
- **IV. Bd.:** Brand. Peer Gynt.
- **V. Bd.:** Kaiser und Galiläer.
- **VI. Bd.:** Der Bund der Jugend. Stützen der Gesellschaft. Ein Puppenheim.
- **VII. Bd.:** Gespenster. Ein Volksfeind. Die Wildente.
- **VIII. Bd.:** Rosmersholm. Die Frau vom Meere. Hedda Gabler. Baumeister Solness.
- **IX. Bd.:** Klein Eyolf. John Gabriel Borkman. Wenn wir Toten erwachen.
- **X. Bd.:** Henrik Ibsens Briefe. (Supplementband.)

Kein anderes Volk darf sich rühmen, mit so umfasssendem und tiefdringendem Verständnis die Schöpfungen eines lebenden Dichters fremder Zunge sich zu eigen gemacht zu haben, wie es hier geschehen ist. Niemand, der sich mit Ibsens Dichtungen zum Genuss oder zur Forschung beschäftigen will, wird von nun ab diese Ausgabe entbehren können. Durch sie erst lernen wir die überreiche Welt des neuen Magus vom Norden in ihrer Gesamtheit wahrhaft kennen. (Das litterarische Echo.)

Peter Camenzind, Roman von Hermann Hesse



9.–12. Auflage. (Novität 1904.)
Geh. M. 3.–, geb. M. 4.–, in Leder M. 5.–.

Ich möchte, dass jeder meiner Freunde dieses Buch läse, vor allen jene, die der Geist der Erde treibt und die nicht wissen, wohin. Es führt mit fröhlicher Ironie, mit heiligen Predigten und männlichen Gedanken unmerklich in die Eintracht mit der Natur, der innern wie der äussern. Und seine menschliche Wirkung ist so stark, dass es sich vorab nicht verlohnt, von seiner „literarischen" Bedeutung zu reden, obwohl es durch seinen „Literaturwert" so ziemlich den ganzen Bücherhaufen zeitgenössischer Autoren umwirft. Wen es ergreift, der wird noch lange mit innigem Dank sich der Stunde erinnern, in der er einen nicht brausenden und grübelnden, aber einen herzlich tapferen Menschen kennen lernte, von jener fröhlichen Ironie, die am sichersten zum Leben hilft. (Die Rheinlande, Düsseldorf.)

Es ist ein köstliches, lebensstarkes Buch eines von den Büchern, die, nachdem wir sie gelesen, eine stille Gewalt über unsere Seelen üben. Diese Schöpfung von Hesse ist so reich und meist auch von so reifer Kunst, dass sie dem Besten, was seine Landsleute Keller und Meyer geschaffen haben, an die Seite gestellt werden darf. (Der Tag, Berlin.)

Gustaf af Geijerstam:

Das Buch vom Brüderchen

Roman einer Ehe. 7.–8. Tausend. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50, in Leder M. 5.50.

Wie ein grosser Dichter seinen tiefsten Schmerz durch seine Kunst verklärt, sehen wir hier mit Bangen und Andacht. Sterbendes Glück zeigt das hinreissende Buch, zeigt es so innig, warm und mit einer hoheitsvollen Ruhe, dass wir wie im Schatten der Ewigkeit wandeln. (Deutsche Literatur- und Kunstzeitung.)



Die Komödie der Ehe

Roman. 3.–4. Tausend. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Ein elegisches Lied von schlichter Kraft, ein Hymnus an die Schwermut, eine ruhige Extase der Melancholie, das ist dieses eigenartige schöne Buch, das so absichtslos und so mächtig zu erschüttern versteht. (Breslauer Zeitung.)

Wald und See

Novellen. (Novität 1904.) Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Frauenmacht

Roman. (Nov. 1904.) 4. Tausend. Geh. 3 M., geb. 4 M.

In einem Dreiklang tönen die Seiten dieses Buches. Die Leiden eines im Leben gereiften Mannes, das wortlose, in sich hineinschluchzende Leiden eines Kindes, dessen Seele das Leben zu früh gereift hat, und der starke, friedliche Klang einer Frauenseele, die durch Liebe und Wissen zu trösten und zu heilen versteht, vereinigen sich zu Harmonien von unendlicher Zartheit und doch auch bannender Kraft. Es ist eines von jenen in sich lebendigen Büchern, die nur in Stunden gesammelter Kraft und künstlerischer Abgeklärtheit dem Glücklichen gelingen und die von dem nachempfindenden Leser in ebensolchen Stunden dankbar hingenommen werden müssen. (Dresdner Zeitung.)

Emil Strauss: Kreuzungen

Roman. (Novität 1904.) 3. Aufl. Geh. M. 4.–, geb. M. 5.–, in Leder M. 6.–.

. . . Wie diese Werte sich langsam vertiefen, verschieben und kreuzen; wie das Gütige, hilfreich Aufgeschlossene, das Fruchtbare des Lebens sich als eine höhere Macht erweist als alle Gaben des extrem Individuellen, das ist das Thema des Buches. Eine Sittlichkeit, die sich nichts abdingen lässt, deren Forderungen um so unerbittlicher sind, als sie philisterliche Kleinlichkeit und Moralheuchelei tief unter sich lässt, spricht aus dem Buche. Das Leben darin untersteht einem sittlichen Gesetz, durch das es nicht unterdrückt, sondern zu höherer Kraft gezwungen wird. Leben, Tätigkeit, Fruchtbarkeit, Schönheit, Freiheit, so lautet die Forderung; und Strauss stellt sie nicht nur, sondern erfüllt sie mit seinem Buch. Seine Sprache ist präzis, leuchtend und voll Anschaulichkeit. Eine Prosa aus erster Hand, die allein genügen würde, Strauss unter die Meister des Romans einzureihen.

Emil Strauss: Freund Hein

Eine Lebensgeschichte. 10. Aufl. Geh. M. 4.–, geb. M. 5.–, in Leder M. 6.–.

. . . Der Autor dieser melodiösen, süssen, melancholischen Geschichte ist ein wirklich einsamer Künstler . . . Seine stille, tiefgewurzelte Eigenart ist durchaus deutsch. Ich möchte ihn zu den ersten Erzählern unserer Sprache gesellen. Jedenfalls steht er unter den heutigen wie ein Stamm zwischen Rohrgewächsen. — „Freund Hein" ist Straussens viertes Werk. Die gewaltsame Anhimmelung des „Jörn Uhl" könnte vor der schlichten Grösse dieser wundervollen Dichtung das Erröten lernen. Hier ist sparsamer Reichtum, gelassene Kraft, milde Trauer, Rhythmus, Stil. Von einem Knaben wird erzählt, der sterben muss. Der Tag zermalmt ihn. Wir sehen ihn erwachsen wie eine zu schwere Frucht, die nicht reifen kann. Die höchste Gnade wird ihm: reines Künstlertum. Aber er ist ein Schulbub und soll die Mathematik erlernen. Die Eltern sind neben ihm, ohne ihm nahe zu kommen. Und die Lehrer sind über ihm und haben Macht ohne Einsicht. So geht er hin und tötet sich. Die ganze Herbigkeit des Frühlings, des gefährlichen Frühlings, ist in dem Buche.

(*Das litterarische Echo.*)

George Meredith:



Der Egoist (*Novität 1904.*)

Roman. Geh. M. 6.–, geb. M. 7.50. (Einz. autoris. Übertr.)

Meredith steht als Psycholog in allererster Reihe nicht nur eines Jahrhunderts. Ja vielleicht hat er in der Fähigkeit, die Seele bis in ihre letzten Fasern, bis in ihre innersten Verstecke zu verfolgen, überhaupt nicht seinesgleichen. Dieses ist um so mehr zu bewundern, als er kein Moralist ist und nicht als solcher mit vorgefassten Wertungen und vorgefasstem Misstrauen an die Menschen geht. Er ist vielmehr ein Ethiker, einer, der nicht Vorschriften machen will, sondern Gesetze erkennt. Zöge man aus seinem Buch nur die Worte der Weisheit, so würde das genügen, Meredith einen Platz neben Montaigne und Emerson anzuweisen. Dazu ist er ein Dichter voll Gestaltungskraft und feinem Natursinn.

Richard Feverel (*Novität 1904.*)

Roman. Geh. M. 4.–, geb. M. 5.–. (Einz. autoris. Übertr.)

Die Übersetzerin wie der Verlag haben sich ein ganz ausserordentliches Verdienst erworben, als sie George Meredith, der ohne Zweifel einer der bedeutendsten englischen Romandichter ist, dem deutschen Lesepublikum zugänglich machten. **(Königsberger Allgemeine Zeitung.)**

Seit den Romanen von Dickens, denen übrigens Merediths „Feverel" an satirischer Kraft und auch an lyrischer Schönheit unendlich überlegen ist, hat uns kein englischer Roman mehr in solchem Masse gefesselt und befriedigt wie dieses feine Lebensbuch. (*Berner Bund.*)

Werke von Thomas Mann:



Buddenbrooks

Roman. 19.–23. Auflage.
Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—, in Leder (2 Bde.) M. 8.50.

. . . Dieser Roman bleibt ein unzerstörbares Buch. Er wird wachsen mit der Zeit und noch von vielen Generationen gelesen werden; eines jener Kunstwerke, die wirklich über den Tag und das Zeitalter erhaben sind, die nicht im Sturm mit sich fortreissen, aber mit sanfter Ueberredung allmählich und unwiderstehlich überwältigen. (Berliner Tageblatt.)

Tristan, Sechs Novellen

4. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Es liegt eminent viel Kultur in diesen Novellen. Nur ein hervorragender Künstler kann so innerliche, so tiefsinnige Probleme mit solcher Virtuosität behandeln. Hält man den Tristan-Band mit den „Buddenbrooks" zusammen, so hat man eine Verheissung für die Zukunft, deren sich unser Volk wohl freuen kann. (Hannoverscher Courier.)

. . . Thomas Mann ist vielleicht der feinste deutsche Prosa-Autor der Jetztzeit. Seine Art ist absolut germanisch, beziehungsweise nordisch. Als die wunderbarste Gabe dieser durchaus rassereinen Künstlerpersönlichkeit erscheint mir die Novelle „Tristan". Diese innige Ironie, Selbstironie des Gestalters in allen Gestalten, ist das Köstlichste, das ich seit langer Zeit geniessen durfte. (Rheinisch-Westfälische Zeitung, Essen.)

Jakob Wassermann:



Alexander in Babylon (Nov. 1904.)

Roman. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50, in Leder M. 5.50.

Ein historischer Roman von dem Verfasser der „Renate Fuchs"! Und doch werden sich die Kenner und Verehrer Wassermanns nicht wundern, dass dieser moderne Dichter, modern im Problem, modern in der Psychologie, modern in der Sprache, den Stoff vom Tod Alexanders des Grossen erwählt hat. Das Orgiastische jener ungeheuren Epoche, der Ueberschwang in Kot und Lust, Kampf und Leiden musste den Dichter in gleicher Weise anziehen, wie das Problem der Vermählung und Weiterzeugung entgegengesetzter Kulturen, die das weltgeschichtliche Ergebnis jenes Einbruchs der hellenischen in die asiatische Welt war.

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs

Roman. 7. Auflage. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Jedes grosse, befreiende Buch muss ein Buch der Erlösung und der Wiedergeburt sein. Dieses ist ein Buch von der Erlösung der Frauen, „die alten sinnlichen Vorurteilen zu misstrauen beginnen, die ihr Schicksal, ihr Frauenschicksal erleben und nicht länger leibeigen sein wollen". — Seit dem „Grünen Heinrich" Kellers ist in deutscher Sprache kein so interessanter und tiefsinniger Roman erschienen. (Die Zukunft, Berlin.)



Gerhart Hauptmann:

Einsame Menschen. Drama. 18. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Die Weber. Schauspiel. 32. Aufl Geh. M. 2.—, geb. M. 3,—.
Der Biberpelz. Diebskomödie. 10. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—
Hanneles Himmelfahrt. EineTraumdichtung. 14.Aufl. Geh. 2 M., geb. 3 M.
Florian Geyer. 7.—8. Aufl. Geh. M. 3.—, geb. M 4.—.
Die versunkene Glocke. Märchendrama. 60. Aufl. Geh. M. 3.—, geb. M. 4 50, in Leder M. 5.—.
Der arme Heinrich. Eine deutsche Sage. Mit Buchschmuck v H. Vogeler. 14.—23. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.
Rose Bernd. Schauspiel. 15. Aufl. Geh. M. 2 50, geb. M. 3 50.



Hugo von Hofmannsthal:

Gestern. Dramatische Studie. 2. Auflage. Geh M. 1.25, geb. M. 2.—.

Theater in Versen. (Inhalt: Die Frau im Fenster — Die Hochzeit der Sobeïde — Der Abenteurer und die Sängerin.) 3. Aufl. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Elektra. Tragödie. 5. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Das gerettete Venedig. Trauerspiel. (Novität 1904.) Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.



Arthur Schnitzler:

Anatol. Einakterzyklus. Illustr. von M. Coschell. Geh M. 4.—, geb. M. 5.—.
Sterben. Novelle 4. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Liebelei. Schauspiel. 6. Aufl Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Die Frau des Weisen. Novelletten. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Der Schleier der Beatrice. Schauspiel. 2. Aufl. Geh. M. 2 50, geb. M. 3.50.
Frau Bertha Garlan. Novelle. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Lieutenant Gustl. Novelle. 10 Aufl. Geh. M. 1.—, geb. M 1.60.
Der einsame Weg. Schauspiel. (Novität 1904.) 3. Aufl. Geh. 2 M., geb. 3 M.



Gabriele Reuter:

Aus guter Familie. Roman. 14. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Ellen von der Weiden. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Liselotte von Reckling. Roman. 6. Aufl. Geh M. 4.—, geb. M. 5.—.

Gabriele Reuter enthüllt in ihren kraftvollen und tiefen Büchern die verborgenen, grausamen Alltagstragödien, die unzählige Frauenleben zerstören; sie schildert den lächelnden, lautlosen Jammer der müden Wesen, die Sklavinnen der Familie, Märtyrerinnen ihrer Erziehung sind. Mit nie trügendem künstlerischem Takt und feiner, vorsichtiger Feder hält sie jene zarten Stimmungen und Schwankungen des Seelenlebens fest, die fast immer „unter der Schwelle" des eigenen Bewusstseins vibrieren, und in denen die Lösung des Rätselhaften im Wesen der Frau liegt. Ihre „Liselotte von Reckling" ist gerade in dieser Hinsicht ein wundervolles Werk. (Freistatt, München.)

DRUCK VON H. S. HERMANN, BERLIN